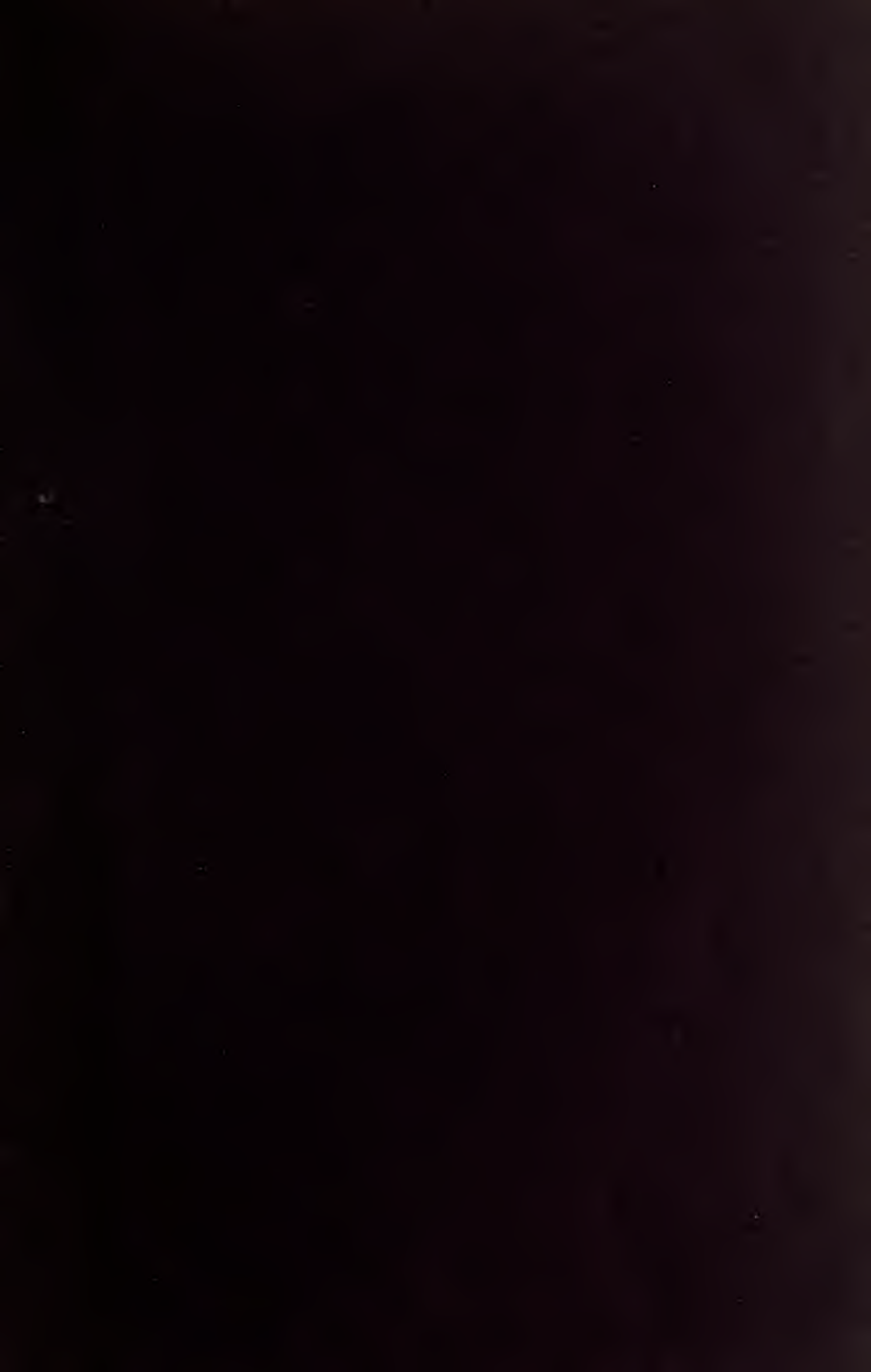






Aus deutschen Lesebüchern · IV. Band
Epische, lyrische und dramatische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen und für das deutsche Haus

Epische und lyrische Dichtungen

Unter Mitwirkung bewährter Schulmänner herausgegeben von

O. Frick
weil. Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S.

und

Fr. Polack
Kgl. Schulrate a. D. in Treffurt

Erste Abteilung

Epische Dichtungen

Fünfte Auflage

von

Dr. P. Polack
Kgl. Provinzial-Schulrat

1911
Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner

Vorwort.

Der vierte Band der „Erläuterungen deutscher Dichtungen" behandelt epische und lyrische, der fünfte dramatische Dichtungen. Um den inneren Zusammenhang dieser letzten Bände mit den ersten schon äußerlich anzudeuten, ist der Haupttitel „Aus deutschen Lesebüchern" beibehalten, obgleich manche der behandelten Dichtungen sich nur bruchstückweise in den Lesebüchern höherer Schulen finden.

Nach dem ursprünglichen Plane des Erläuterungswerkes „Aus deutschen Lesebüchern" hatte Herr Professor Dr. Gosche die Bearbeitung der letzten Bände übernommen, war aber durch Amtsgeschäfte abgehalten, sich an der Herausgabe des Werkes zu beteiligen. An seine Stelle ist Herr Direktor Dr. O. Frick getreten.

Von Epen werden ausführlicher behandelt: Nibelungenlied, Gudrun, Parzival, Der arme Heinrich, Das glückhafte Schiff von Zürich, Messias, Heliand, Hermann und Dorothea, Der 70. Geburtstag, Reineke Fuchs[1]). Die Auswahl der lyrischen Gedichte gruppiert sich um die bedeutendsten Dichter oder Dichterschulen.

Wie der unterrichtliche Gang stets vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitet, so wird auch die Behandlung der Dichtungen auf dieser letzten Stufe eine systematische Gruppierung des Zusammengehörigen und eine Wiederbesinnung auf das ganze durchwanderte Gebiet sein.

Die beiden ersten Bände des „Erläuterungswerkes" behandeln jede einzelne Dichtung für sich als ein abgeschlossenes Ganze und werfen nur gelegentlich einen Blick auf verwandte Stoffe; volle Klarheit im einzelnen ist auf dieser ersten Stufe der oberste methodische Grundsatz. Der dritte Band erweitert nach bestimmten Gesichtspunkten den Kreis der Einzeldichtungen und führt dieselben in loser Verbindung (Assoziation) vor. Beim Abschluß des Werkes muß eine planmäßige Anordnung der poetischen Stoffe (System) und eine allseitige Beherrschung und Verwertung des gesamten Materials die oberste unterrichtliche Rücksicht sein.

---

1) In der 4. Auflage ist die Idylle „Der alte Turmhahn" von Ed. Mörike und „Des alten Pfarrers Woche" von Annette Freiin v. Droste-Hülshof hinzugekommen, in der 5. Auflage „Der Trompeter von Säckingen" von Jos. Viktor von Scheffel und „Dreizehnlinden" von Fr. Wilh. Weber.

Es kann nicht anders sein. Jeder Baum des Waldes zeigt ein Doppelleben und Doppelstreben. Er schlägt seine Wurzeln in den Mutterboden und sucht dort Halt und Nahrung; er steigt aber auch mit der Krone in die Breite und Höhe und sucht Fühlung und Gemeinschaft mit seinesgleichen. Die Freude am Walde ist eine Freude an jedem einzelnen schönen Baume, aber auch an dem schönen Zusammenschluß aller Bäume zu einer harmonischen Einheit.

Jede neue Einzelvorstellung stützt sich auf bereits vorhandene, verbindet sich mit ihnen, festigt und vertieft sich dadurch; sie hat aber auch das Bestreben nach Ausdehnung und Vermehrung durch Verbindung mit verwandten Vorstellungen, die an ihre Peripherie grenzen und mit denen sie zu einem Vorstellungsgewebe zusammenschießen möchte.

Jede Einzeldichtung gleicht darin der Einzelvorstellung; sie hat eine Existenz für sich, kann und soll aber auch eine bestimmte Masche im gesamten Vorstellungsgewebe ausfüllen. Erst im Zusammenhange und in der Begründung rückt der einzelne Bildungsbesitz in das rechte Licht, gewinnt die rechte Lebenswärme und wächst als organischer Bestandteil fest in unser Wesen ein.

Sich des Zusammenhanges und der verbindenden geistigen Fäden zwischen den einzelnen Besitzstücken bewußt sein, „aus einer Scienz in die andere schauen", das ist mehr als bloß etwas wissen. Und in dem Bestreben nach solcher Art des Besitzes muß jeder Unterricht besonders auf der Oberstufe gipfeln.

Für die unterrichtliche Behandlung der poetischen Stoffe auf dieser Stufe bleiben die im Vorwort der ersten drei Bände niedergelegten Grundsätze maßgebend. Doch entsprechend der höheren Stufe, für welche die letzten Bände bestimmt sind, füge ich, unter enger Anlehnung an den „Didaktischen Katechismus" von Direktor Dr. O. Frick in Heft I und II der vortrefflichen periodischen Zeitschrift „Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen" von Dr. O. Frick und Dr. G. Richter (Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses), noch folgendes hinzu:

I. Auf der Stufe der Vorbereitung wird die „Erregung einer fruchtbaren Erwartung" dadurch zu erreichen sein, daß der Schüler eine innere Beziehung zu den ausgewählten Dichtungen erkennt und eine Hinneigung zu denselben fühlt, daß er die vom Dichter verarbeiteten Rohstoffe aus seinem Lern- und Erfahrungskreise, die Zeit, Gelegenheit und Art der Entstehung der Dichtung kennen und einen Blick in die Werkstätte des Dichters und in das Geheimnis der dichterischen Komposition werfen lernt.

II. Auf der Stufe der unmittelbaren Darbietung „ist alles Fremdartige, Störende, Hemmende, das der Eigenart und dem Bildungsstandpunkte des Schülers nicht entspricht, zurückzuweisen und auszuscheiden, das wahrhaft Fruchtbare sorglich zu sichten". Das Neue muß einer-

seits eine Verwertung des Alten, anderseits eine Weiterbildung und Vermehrung des bereits gewonnenen Bildungsbesitzes sein.

III. Die Vertiefung (Verknüpfung und Zusammenfassung) wird erreicht werden:

1. wenn das Nacheinander der Dichtung als Nebeneinander eines Situationsgemäldes erscheint, wenn gleichsam die örtlichen und zeitlichen Wurzeln der Dichtung bloßgelegt werden;

2. wenn uns die handelnden Personen oder personifizierten Begriffe als Träger der Gedanken verständlich und lieb gemacht werden. Auf der höheren Stufe der Gedichtsbetrachtung wird vor allem auch die Persönlichkeit des Dichters in den Vordergrund rücken. Jede Dichtung ist ein Lichtstrahl, der in der lebendigen Dichterpersönlichkeit seinen Ausgangs- und Brennpunkt hat und in deren Leben und Entwicklung oft die beste Erklärung findet. Ein Sein wird am besten durch sein historisches Werden erklärt. „Im historischen Werden sehen wir das Werden der Wahrheit";

3. „wenn fortschreitend die Glieder der Handlung sich zu einer Kette, die Gedanken zu Reihen aneinander schließen, die Gedankenunterlage aufgedeckt, das jedesmalige Charakteristische hervorgehoben, der tiefer hinter den Erscheinungen liegende Ideengehalt sichtbar gemacht wird";

4. wenn die Schönheiten und Eigentümlichkeiten in der Form als passendes Sprachkleid der Gedanken und als innerlich bedingter Faltenwurf derselben nachgewiesen werden.

IV. Die Verwertung (Anwendung, Übung oder Art der Stoffverwendung) fordert:

1. Nutzanwendungen für Herz und Leben. Der Unterricht hat alles herauszuheben, was das Naturgefühl läutern, Liebe und Bewunderung für große Vorbilder entfachen, das Gemeinschaftsleben veredeln, den Willen heiligen und das Herz beglücken kann. Besonders geeignet sind für diesen Zweck die sogenannten „Sentenzen und schönen Stellen".

2. Vergleichende Blicke auf Verwandtes und Bekanntes. Das durchgearbeitete Material wird von einem erhöhten Standpunkte überblickt, nach bestimmten Leitgedanken zu Reihen oder Gruppen verknüpft, nach dem Gesetz der Ähnlichkeit oder des Gegensatzes zusammengestellt oder zu Vorstellungsgeweben verflochten.

3. In Rede- und Stilübungen übt der Geist durch das Wort sein Herrscherrecht über das Vorstellungsheer aus. Das Kennen muß zum Können, das Wissen zum Tun werden. Die Aufgaben haben die Anordnung des Materials, „die Gruppierung um einen Mittelpunkt zu gehaltvollen Einheiten, die typische Bedeutung einzelner Stoffe, die Beziehung zu verwandten Stoffen, die Gedankenunterlage und die Gedanken-

verbindung, die verschiedenen Interessen, die praktische Verwertung" u. dgl. ins Auge zu fassen.

4. Gedächtnismäßige Aneignung. Was durch Gedankengehalt und Formenschönheit besonderen Bildungswert für Geist, Herz und Leben hat, das soll bleibender Gedächtnis- und Lebensbesitz werden.—

Durch das Morgentor des Schönen führt der Weg der Wahrheit und Liebe zu dem stillen Glück reiner Freuden. Möchte es unserer bescheidenen Arbeit gelingen, den Schönheits-, Wahrheits- und Güte-, also Ewigkeits-Gehalt in den Meisterwerken unserer Poesie flüssig machen und dadurch ein kleines Scherflein zu der ästhetischen Erziehung unseres Geschlechtes beitragen zu helfen!

Friedr. Polack.

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abteilung.

Epische Dichtungen.

Das Nibelungenlied.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Parzival.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Der arme Heinrich.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Das glückhafte Schiff von Zürich.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Der Messias.

(Erläutert von **O. Frick,** durchgesehen von Dr. **W. Haynel.**)

Der Heliand.

(Erläutert von **O. Frick,** durchgesehen von Dr. **W. Haynel.**)

Hermann und Dorothea.

(Erläutert von **W. Machold.**)

Der siebzigste Geburtstag.

(Erläutert von **Fr. Polack** und Dr. **P. Polack.**)

Reineke Fuchs.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Der Trompeter von Säckingen.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Dreizehnlinden.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Der alte Turmhahn.

(Erläutert von **Fr. Polack.**)

Erste Abteilung

Epische Dichtungen



3

Das Nibelungenlied.

Übersetzt von Karl Simrock. 58. Aufl. Stuttgart 1906, J. G. Cotta.

(Benutzte Literatur: Das Nibelungenlied, herausgegeben von Fr. Zarncke. 8. Aufl. Leipzig 1894, Georg Wigand. — Das Nibelungenlied für das deutsche Haus, nach den besten Quellen bearbeitet von Emil Engelmann. Eßlingen 1885, Paul Neff. — Das Nibelungenlied. Übersetzung der Handschrift A nebst Vorwort und Einleitung von Werner Hahn. Stuttgart, Kollektion Spemann 70. — Die Nibelungen, herausgegeben von Paul Piper. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Bd. I. K. J. Trübner. Straßburg 1901. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Vilmar. 27. Aufl. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. Marburg 1911. — Geschichte der deutschen Literatur von Wilh. Scherer. 11. Aufl. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin 1908. — Die Nibelungen in der deutschen Poesie, Programm-Abhandlung von K. Rehorn. Frankfurt a. M. 1876. Gust. vorm Stein, Älteres deutsches Epos. 2. Aufl. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.)

Vgl. auch als die umfassendste Ausgabe des Nibelungenliedes die von K. Bartsch, 6. Aufl. Leipzig, 1886. F. A. Brockhaus. — E. Kettner, Die österreichische Nibelungendichtung, Berlin 1897. Weidmannsche Buchhandlung. — W. Wilmanns, Der Untergang der Nibelunge in alter Sage und Dichtung, Berlin 1903. Weidmannsche Buchhandlung. — Boer, Untersuchungen über den Ursprung und die Entwicklung der Nibelungensage, Halle 1906. Buchhandlung des Waisenhauses.

Ferner: Fr. Vogt und M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 1. Bd., 3. Aufl., Leipzig 1910. Bibliographisches Institut.

I. Vorbereitung.

Wie der Dom zu Köln und das Münster zu Straßburg als steinerne Denkmäler des Mittelalters ein stummes und doch verständliches Zeugnis von dem Glauben unserer Väter ablegen, so sind Nibelungen- und Gudrunlied die beredtesten Zeugen von dem Lieben und Hassen unserer Altvordern in jener Zeit.

Aber auch von dem Denken und Tun, dem Wetten und Wagen, den Leiden und Freuden, den Festen und Kämpfen, den Jagden und Heerfahrten unserer Vorfahren geben die beiden Heldenlieder Kunde, so daß wir in ihnen einen treuen Spiegel des deutschen Charakters und des deutschen Lebens aus dem 12. Jahrhundert haben, eine zuverlässigere Kulturgeschichte als manche historische Quelle.

Das Nibelungenlied ist zwar der Stolz, aber noch nicht genugsam die Freude jedes gebildeten Deutschen. Noch immer wird es mehr gepriesen als gelesen und ist weniger Volkseigentum geworden, als es verdient. Noch immer hat sich Johannes v. Müllers Hoffnung, „daß es eine nordische Ilias werden könne", und Aug. Wilh. v. Schlegels Wunsch, „daß jede höhere Schule das Buch neben die Bibel stellen möge", nicht ganz erfüllt.

Doch hat kein anderes Erbteil aus grauer Väterzeit so wie das Nibelungenlied dem deutschen Nationalbewußtsein, der deutschen Sprach- und Altertumsforschung und der deutschen Kunst mächtige Impulse gegeben. Mehr, als viele glauben und wissen, nimmt es mit seinen Namen, Anschauungen und Redewendungen einen breiten Raum in unserer Vorstellungswelt und Sprache ein. Die liebliche und schreckliche Kriemhild, die übermütige Brunhild, der lichte, freudige Held Siegfried, der grimme Hagen, der fröhliche Fiedler Volker, der edle Rüdiger von Bechlaren, die kühnen Degen und geschwinden Recken, der greise Zwerg Albrich, seine unsichtbar machende Tarnkappe, der Hort des roten Goldes u. v. a. sind auch solchen geläufig, die das Nibelungenlied nie ganz gelesen haben. Unser Heldengedicht ist der Mutterboden geworden, auf dem die Germanistik, die Wissenschaft von deutscher Art und Sprache, erstarkte. Es hat dem poetischen Geschmack eine entscheidende Wendung, den Dichtern neue Stoffe und Formen gegeben, zur Sammlung unserer Volkslieder, z. B. in „Des Knaben Wunderhorn", angetrieben, den Sinn und Trieb für Erneuerung unserer gotischen Baudenkmäler gefördert, der Malerkunst, z. B. eines Peter Cornelius und Jul. Schnorr v. Carolsfeld, neue, packende Stoffe geliefert und dem musikalischen Genie eines Richard Wagner den Antrieb zu seinem großartigen Bühnenspiel „Der Ring der Nibelungen" gegeben.

Wie das Nibelungenlied als poetische Schöpfung die duftigste Blüte des deutschen Volksgeistes und Volkslebens im Mittelalter ist, so haftet es auch mit seinen äußeren Wurzeln, den Tatsachen, ganz in dem Boden des deutschen Vaterlandes. Die Lektüre desselben knüpft an viele bekannte Vorstellungen aus der deutschen Geographie, Mythologie, Geschichte, Sage und Poesie an.

Wir begegnen den geographischen Namen: Rhein, Worms, Santen (Xanten), Odenwald, Donau, Passau, Wien, Gran, den historisch-geographischen: Burgunder, Franken, Sachsen, Thüringer, Bayern, Dänen, Heunen oder Hunnen, den historischen: Gunther, Etzel, Dietrich von Bern, Pilgerin von Passau, den mythischen und sagenhaften: Niflheim, Hort, Albrich, Tarnkappe, Linddrache, hürnen Siegfried, Walküre, Waffenmeister Hildebrand usw. Wir werden erinnert an unsere Volkssagen, Volksmärchen und Volksbücher, an Klopstocks vaterländische Oden, die aus jenem Born Antrieb und Begeisterung schöpften, an Platen, der den unsterblichen Dichter der Kriemhild pries, „der nicht stümperte, nicht christelte und doch homerisch sang und einfach", an „Volkers Nachtgesang" von Geibel (III, 67), an „Jung Siegfried" von Uhland (II, 363), an Felix Dahns „Gotentreue" (II, 180), an die „Nibelungen" von Friedr. Hebbel und von Wilh. Jordan mit der gewandten Alliteration, an G. Pfarrius' erzählendes Gedicht „Chriemhildens Rache", an Geibels Drama „Brunhild", an Max v. Schenkendorfs „Lieder am Rhein", in denen er die Gegenwart an die Vergangenheit knüpft. „Auf der Wanderung in Worms" gedenkt

er, „daß Hagen hier erstochen das Siegelindenkind", und daß seine Zeit soeben „Hagens böse Tat aufs neue erlebt hat"; den Nibelungenhort sieht er aus dem Rheine glänzend neu erstanden:

> Es sind die alten Ehren,
> Die wieder ihren Schein bewähren:
> Der Väter Zucht und Mut und Ruhm,
> Das heil'ge deutsche Kaisertum.

Ehe wir in den wundervollen Bau der Dichtung eintreten, wollen wir zuvor einen Blick auf das Baumaterial werfen.

1. Die historischen, sagenhaften und mythischen Grundstoffe des Nibelungenliedes.

Den historischen Kern der Dichtung bildet der Vernichtungskampf zwischen den Burgundern und Hunnen in der Zeit der Völkerwanderung.

Die Burgunder waren ein großer deutscher Volksstamm, der von der unteren Weichsel nach mancherlei Zügen und Kämpfen etwa gegen 370 an den mittleren Rhein bei Worms gelangte und da Wohnsitze nahm. Um 413 dehnte ihr König Gundahari (Gunther) sein Reich gegen Gallien hin aus. Nach dem Berichte des Chronisten Prosper, dessen Chronik bis 444 reicht, besiegte ihn der römische Feldherr Aëtius und zwang ihm und seinem Volke einen ungünstigen Frieden auf. Nicht lange währte derselbe. Nach dem Berichte des Chronisten Idacius (über die Zeit von 379—468) geriet König Gundahari mit den Hunnen in Krieg, wobei er 437 fiel und sein Volk größtenteils aufgerieben wurde. Der Rest zog sich nach dem südöstlichen Gallien zurück und gründete von den Vogesen bis an das Mittelmeer, Saône und Rhone entlang, das burgundische Reich. Um 500 gab König Gundobald seinem Volke ein gutes Gesetz, in dem auch seine Vorgänger Gibica (Gibeche) und dessen drei Söhne Godomar (Gernot), Gislahari (Geiselher) und Gundahari (Gunther) erwähnt sind. Der Chronist Paulus Diaconus, um 800, nennt als Anführer der Hunnen und Überwinder der Burgunder den gewaltigen Attila, dessen Name nach den Gesetzen der Lautverschiebung Etzel ausgesprochen wird.

Attila oder Etzel herrschte von 433—453 über die Hunnen, teilte anfänglich die Herrschaft mit seinem Bruder Bleda (Blödelin), ermordete denselben aber 444 und machte sein Reich durch Eroberungszüge zum Weltreiche. Völker und Könige unterwarf er sich, machte sie zinspflichtig oder zwang sie zur Waffengemeinschaft, so auch die Ostgoten und Thüringer. Sein Hoflager in Ungarn (bei Tokay an der Theiß, nach dem Nibelungenliede in Gran oder Ofen an der Donau) wimmelte von unterworfenen Fürsten, abenteuerlustigen Helden, heimatlosen Flüchtlingen, fremden Gästen und den Gesandten der benachbarten Staaten. Durch eine feierliche Gesandtschaft hielt er um die Hand der Honoria, Schwester des weströmischen Kaisers, an, wurde aber abgewiesen und rächte sich durch ver-

heerende Einfälle. Eine halbe Million Streiter wälzte sich an der Donau stromauf gen Westen. Blut, Leichen, verheerte Felder und verbrannte Ortschaften bezeichneten den Weg Attilas. Schrecken war sein Name, Vernichtung sein Schritt. Bei Worms setzte er 450 über den Rhein, wurde aber 451 in der mörderischen Völkerschlacht auf den Katalaunischen Feldern (eigentlich bei Mauriacus, eine Meile von Troyes) von Aëtius, der 433 als Flüchtling bei ihm weilte, und den Westgoten besiegt und zum Rückzuge gezwungen. In dem furchtbaren Gemetzel dieser Schlacht fiel der Westgotenkönig Theodorich. Die Hunnen tranken das Blut der Erschlagenen. Attila hatte in seiner Wagenburg schon einen Scheiterhaufen aus Sätteln errichten lassen, um sich beim Eindringen der Feinde mit seinen Weibern und Schätzen zu verbrennen. Auf beiden Seiten sollen gegen 200 000 Krieger gefallen sein und die Toten sogar in den Lüften den erbitterten Kampf fortgesetzt haben. Im Jahre 452 fiel Attila durch die Ostalpen in Italien ein und zerstörte viele Städte, ließ sich aber durch Papst Leo I. zum Rückzuge bewegen. Im nächsten Jahre verheiratete er sich mit der Burgunderin Ildico (Verkleinerung von Hilde), starb aber in der Hochzeitsnacht an einem Blutsturze. Das Gerücht wollte wissen, daß er durch die Hand der Ildico gefallen sei, die dadurch den Untergang ihres von Attila vernichteten Volkes hätte rächen wollen. In einer furchtbaren Schlacht erkämpften hierauf die unterworfenen Völker (so die Ostgoten) ihre Unabhängigkeit wieder.

Wir haben uns gewöhnt, in Attila die „Gottesgeißel" der Völker, den rohen, blutgierigen, länder- und beutesüchtigen Eroberer und Zerstörer zu sehen. In Wahrheit zeigt sowohl der historische wie der Attila des Nibelungenliedes menschlich schöne Charakterzüge und einen gewissen Grad von Kultur. So berichtet der oströmische Gesandte und Geschichtsschreiber Priscus über einen Abend nach einem festlichen Mahle an Attilas Hofe folgendes: „Der Abend war angebrochen. Fackeln wurden angezündet. Zwei Hunnen traten vor Attila und trugen Gesänge vor, in denen die Siege des Herrschers und seine Kriegstugenden verherrlicht wurden. Auf die Sänger richteten alle Teilnehmer des Mahles ihre Blicke. Die einen ergötzten sich am Wohlklange der Verse, über die anderen kam die Erinnerung an alte Kriege. Einige, die das Alter schwach gemacht hatte, brachen in Tränen aus. — Attila allein blieb unbeweglich, während alle anderen bei den mimischen Darstellungen und Nachahmungen fremder Gebräuche in lautes Lachen ausbrachen. Sein Gesicht veränderte keinen seiner Züge. Nur mit einer Bewegung oder einem Wort gab er dann und wann seine gute Stimmung zu erkennen. — Als der jüngste seiner Söhne, Ernack mit Namen, in den Saal trat und zu ihm kam, streichelte ihm Attila die Wange und betrachtete ihn liebevoll und mit leuchtenden Augen." Es war ihm geweissagt worden, daß sein Geschlecht untergehen und dieser Sproß allein übrigbleiben würde. — Attila war sehr einfach und ging schmucklos einher, während er es gern sah, daß seine Umgebung mit allerlei Schmuck sich brüstete. Er trank aus dem Holzbecher seiner Vorfahren,

während die Gäste sich den köstlichen Wein aus goldenen Gefäßen schmecken ließen. Er blieb bei der gewohnten Naturkost seines Volkes, ließ aber den Gästen von geschickten Köchen leckere Mahlzeiten bereiten. Schmutz und Unordnung duldete er nicht in seiner Nähe. Würdevoll war sein Auftreten, unbestechlich gerecht sein Richterspruch, genau vorgeschrieben der Hofbrauch, streng geordnet der weitläufige Haushalt, geräumig und sorgfältig gebaut sein Haus, erhöht sein Sitz bei Tische, feierlich sein Empfang beim Einzuge in seine Residenz. Unter zeltartig ausgespannten Leinentüchern gingen ihm junge Mädchen entgegen und sangen ihm feierliche Lieder. —

Der Ostgote Theodorich der Große, aus dem Geschlechte der Amelungen, ein Sohn Theodemers, wurde 454 geboren. Er ist unter dem Namen Dietrich von Bern der sagenberühmteste Held aus der Zeit der Völkerwanderung. Als Geisel kam er 462 an den oströmischen Hof und nahm an zahlreichen Kämpfen teil. König seiner Ostgoten wurde er 475, zog dann 488 nach vorgängiger Beratung auf einem Gotentage mit ihnen über die Ostalpen und besiegte Odoaker in den drei Schlachten am Isonzo, bei Verona oder Bern (daher Dietrich von Bern) und an der Adda, zwang ihn 493 in Ravenna (Raben — Rabenschlacht) zur Übergabe und tötete ihn mit eigener Hand. Hierauf gründete er das weite und mächtige Ostgotenreich in Italien, waltete mit großer Weisheit des Regiments, schirmte mit starker Hand seine Grenzen und war in den Völkerkämpfen der allgemein verehrte und anerkannte Schiedsrichter. Auf den Trümmern des zerschlagenen römischen Weltreiches hatte er einen mächtigen, geordneten Staat geschaffen und den Völkern die Wohltat des Friedens wiedergegeben. Die Zeit seiner Herrschaft war darum von ihnen als eine Zeit der Beglückung empfunden worden. In ihm bewunderte und pries man die Vereinigung von Kraft und Güte, von Tapferkeit und Milde, von Stärke und Weisheit. Lange lebte im Munde der Kinder und Enkel sein Lob fort. „Zu seinen Zeiten waren Brot und Wein billig; Künstler und Handwerker hatten Arbeit und Verdienst; auf offener Straße konnte man Gold und Silber liegen lassen; die Städte verschlossen die Tore, die Häuser ihre Türen nicht mehr; niemand wagte etwas zu rauben, denn alle fürchteten den König.“ In den späteren wirren und trüben Zeiten schaute man sehnsüchtig nach jenem Fürsten und der goldenen Zeit seiner festen und weisen Regierung zurück. Volksliebe, Volksphantasie und Volksmund umwoben ihn mit einem reichen, goldmaschigen Sagenschleier, bewahrten aber dabei im ganzen die Grundzüge seines Charakters.

Die Gestalten Siegfrieds und der Walküre Brunhilde gehören dem Mythus an, der in urgermanische Zeit hinaufreicht. Siegfried, d. h. der siegreiche Friedefürst, in der nordischen Edda Sigurd genannt, entstammte dem lichten, göttlichen Geschlechte der Wälsungen und nannte Siegmund, den König von Niederland, seinen Vater. Der Zwerg Regino, d. i. Ratgeber, erzog ihn in aller Weisheit und ritterlichen Kunst und verschaffte ihm ein treffliches Roß zum Ausritte in die Welt. Der Heldenjüngling schmiedete sich selbst ein gutes Schwert und schlug dabei

den Amboß in den Grund. Dann zog er aus, um den Hort der Nibelungen, den unermeßlichen Goldschatz in Niflheim, zu suchen und zu gewinnen. Die Nibelungen waren das Zwerggeschlecht vom Nebellande oder der Unterwelt, die dort mit ihrem Heergesinde das rote Gold und edle Gestein in Klüften und Höhlen der Berge zusammenscharrten und in unterirdischen Palästen hüteten. Fluch und Verderben haftete an den Schätzen der Tiefe, sobald sie ans Licht kamen. Wer sie erwarb, der verfiel der Macht der Unterirdischen. Den Eingang zur Unterwelt hütete der Drache Fafnir, den Siegfried nach furchtbarem Kampfe erschlug. Von dem rauchenden Blute des Drachen trank Siegfried und gewann dadurch neue Stärke. In dem heißen Drachenblute badete er sich und ward dadurch gefeit gegen Hieb, Stich und Schlag; seine Haut ward hörnen, daher ward er auch der „hürnin Siegfried" genannt. Nur eine Stelle zwischen den Schultern blieb verwundbar, weil während des Badens ein Lindenblatt auf diese Stelle fiel und das Blut nicht zuließ. Im Kampfe mit dem Zwerg Albrich gewann Siegfried auch die wunderbare Tarnkappe oder Tarnhaut, einen Mantel, der unsichtbar machte und die Kraft von zwölf Männern verlieh, und das unvergleichliche Schwert Balmung, das aus einer Felsenhöhle (balma) stammende. Durch die Schätze der Unterwelt ward er unermeßlich reich, verfiel aber auch den finsteren Mächten, die jeden dem Verderben weihen, der sich den „Hort" aneignet. Als Regino nach dem eroberten Schatze trachtete, erschlug ihn Siegfried.

Zu den glänzenden Taten des freudigen Helden gehört die Befreiung der Walküre Brunhild aus dem Flammenberge, der Waberlohe.[1]) Wotan hatte die herrliche Schlachtenjungfrau, weil sie ihm entgegen gehandelt hatte, mit dem zauberhaften Schlafdorne verwundet, sie dadurch in Schlaf versenkt und mit einem Walle wehender Flammen umschlossen. Die Walküren waren nach der nordischen Mythologie wunderschöne Jungfrauen, die in strahlender Goldrüstung, mit Schild und Speer bewaffnet, durch die Lüfte ritten, die Schlachten leiteten, die Todeslose der Kämpfer zogen und die gefallenen Helden nach Walhalla geleiteten, wo sie ihnen den Becher kredenzten. Während der Schlacht schossen Lichtstrahlen aus ihren Lanzenspitzen und flossen Hagelschauer von den Mähnen ihrer Rosse, bei friedlichem Umzuge aber fiel daraus erquickender Tau auf Flur und Wald. Siegfried drang durch die Flammen, befreite die himmlische Jungfrau und verlobte sich mit ihr. Als dann aber sein Herr Gundahari, dem er sich freiwillig in Dienst gestellt, um sie warb, da trat er zurück und gewann sie im Kampfspiel mit Hilfe seiner Tarnkappe für jenen, erhielt jedoch dafür Gunthers Schwester Kriemhild zum Weibe. In einem eifersüchtigen Zanke der beiden Frauen um die höhere Stellung und die Vorzüge ihrer Männer verriet Kriemhild das Geheimnis ihres Mannes, und Brunhild entdeckte den Betrug. Sie bestimmte Hagano, den treuen Dienstmann ihres Gatten, den heimlich geliebten Siegfried zu ermorden, stürzte sich

1) Brunhild = die Kämpfende in der Brünne, d. h. dem Brustharnisch. Waberlohe = die flackernde, wogende Flamme.

dann aber selbst in den brennenden Scheiterhaufen, auf dem die Leiche des herrlichen Helden verbrannt werden sollte, um doch im Tode mit ihm vereinigt zu sein. Der Nibelungen-Hort, der allen Verderben bringt, die ihr Herz daran hängen und ihre Hand danach ausstrecken, ward in den Rhein versenkt und so den ursprünglichen Herren zurückgegeben. — Wenn in unserer Dichtung nach Siegfrieds Tode die Burgundenkönige mit ihren Mannen Nibelungen heißen, so ist das ein Nachklang der alten Form der Sage: die burgundischen Könige sind an die Stelle von Siegfrieds mythischen Gegnern, den Nibelungen, getreten, diese aber waren im Grunde gleichbedeutend mit den ältesten Besitzern des Hortes. Siegfried und Kriemhilde werden nie Nibelungen genannt.

2. Das Verhältnis der historischen, mythischen und Sagenstoffe zur Nibelungendichtung.

Die epische Dichtung ist wie die historische Sage eine Geschichtserfassung mit Herz und Phantasie und kann darum auf historische Treue keinen Anspruch machen. Das innere Gesetz der Schönheit und der geheime Tastsinn des Gefühls beherrschen die Tatsachen und schieben sie wie Figuren im Schachspiel hin und her auf den rechten Platz. Die räumlich und zeitlich getrennten Personen und Ereignisse rücken zusammen; einzelne Züge werden liebevoll erweitert, andere weggelassen, gekürzt, verschoben oder umgewandelt; manche dienen nur als äußerlicher Einschlag, andere werden bei der tieferen Begründung verwertet; viele fließen mit verwandten Stoffen zu neuen Vorstellungen zusammen.

Der Gundahari oder Gundikar der Geschichte gleicht wenig dem Gunther des Nibelungenliedes. Außer dem Namen, der Würde, dem Volksstamme, dem Wohnsitze und dem Untergange durch die Hunnen scheinen sie wenig miteinander gemein zu haben. Der historische Gunther ist ein unglücklicher, der poetische ein glücklicher, mächtiger und siegreicher Fürst. Treuer und tiefer als die Geschichte hat aber die Dichtung den eigentlichen Charakter Gunthers erfaßt. Die beständigen Mißerfolge des historischen Gunther lassen den Schluß auf einen eitlen, unternehmungslustigen, aber schwachen Fürsten machen. Die Dichtung zeichnet nun Gunther als eigenwilligen, sich selbst überhebenden, dabei schwachen Fürsten, der seine Erfolge nur durch andere erringt. So erscheint er auch in einer anderen Dichtung aus dem hunnischen und burgundischen Sagenkreise, in „Walther von Aquitanien und Hildegunde" (Waltharius manufortis). Das Gedicht stammt aus dem 10. Jahrhundert und ist in lateinischer Sprache geschrieben. Walther von Aquitanien (d. h. vom Wasichensteine, vom Wasgau oder von Spanien) ist als Geisel nach Heunenland zu Etzel gekommen und entflieht von dort mit reichen Schätzen und seiner Verlobten Hildegunde. Am Wasichensteine, einem Engpasse des Wasgenwaldes, durch welchen die alte Völkerstraße führte, wird er von zwölf Helden des Burgunderkönigs Gunther, der nach den Schätzen der Flücht-

linge lüstern ist, angefallen, besteht sie aber alle siegreich in höchst eigenartigen und mannigfaltigen Einzelkämpfen. Obwohl Hagen seinem Herrn Gunther den Kampf dringend widerraten hat, besteht dieser doch eigensinnig darauf. Seine Mannen fallen, nur er selbst und Hagen retten das Leben, beide aber verstümmelt, Hagen eines Auges beraubt.

So ist, trotz der scheinbar großen Verschiedenheiten, doch kein eigentlicher Widerspruch zwischen dem Charakter des historischen und des poetischen Gunther. Nur hat die Sage und Poesie nach den Gesetzen innerer Wahrscheinlichkeit oder nach mündlicher Überlieferung die Charakteristik ergänzt und vertieft.

Weniger groß erscheint der Unterschied zwischen dem Attila der Geschichte und dem Etzel der Dichtung, besonders wenn man weniger den blutigen Eroberer als den mächtigen Regenten ins Auge faßt. Hier wie dort: große Macht, weite Reiche, viele unterworfene, noch rohe Völker, Christentum und Heidentum im Gegensatz, ein belebter Hof, unbeschränkte Gastfreundschaft, fröhliche Feste und Anfänge einer höheren Kultur. Zeit und Tatsachen stimmen freilich selten überein, am wenigsten der Ausgang. Der geschichtliche Attila stirbt im Vollbesitz seiner Kraft und Macht, der sagenhafte steht als gebrochener Mann, aller Mannen und Bundesgenossen beraubt, wehklagend zwischen den Leichen seiner Freunde. Die Poesie schneidet die Stoffe eben nach ihrem Maße zu, spannt und löst die Konflikte nach ihrem Gesetz der inneren Wahrheit, die oft mit der äußeren wenig gemein hat.

Fast ohne Ausgleich steht der historische Ostgotenkönig Theodorich der Große neben dem Dietrich von Bern im Nibelungenliede. Er ist weder ein Zeit-, noch Schutzgenosse Attilas, noch Flüchtling an dessen Hofe gewesen. Er verließ zwar die Heimat, aber nicht als Flüchtling, sondern mit seinem ganzen Volke, um für dasselbe eine neue Heimat, für sich neue Macht, neuen Ruhm und Glanz in Italien zu suchen. Nicht den Burgunderkönig Gunther, sondern den deutschen Heerkönig Odoaker überwältigte er. Wenn nun auch äußerlich zwischen Theodorich und Dietrich keine Brücke zu finden ist, so zeigt sich doch auch hier eine große innere Übereinstimmung zwischen den Charakteren. Der Dietrich der Sage ist wie der Theodorich der Geschichte ein starker, waffenkundiger Held, ein Fürst voll Weisheit und Wohlwollen, voll sittlicher Hoheit, fürstlicher Ehre und Würde, ein ernster, ruhiger und furchtloser Mahner, ein williger Vermittler des Friedens und ein gerechter Richter über den Parteien. Wie kommt aber die Sage dazu, ihn als heimatlosen Flüchtling an Etzels Hof zu versetzen? Im Sinne der Sage gehörte das Land Italien als angestammtes Erbe dem ruhmreichen Amelungen, es wurde ihm aber von tückischen Feinden vorenthalten. Ehe er jedoch mit der Schärfe des Schwertes sich den Weg in sein Königreich bahnen und den ihm gebührenden Thron einnehmen konnte, mußte er doch in würdiger Umgebung bei einem gleich hochgemuten Fürsten als Gast und kräftige Stütze weilen. Wer besaß aber größere Macht, reicheren Ruhm und königlicheren Sinn

als Etzel? Zu ihm führte die Sage den edlen Heimatlosen. Beide ergänzten sich in ihrem Wesen und erhöhten gegenseitig ihre Würde.

Es wird nicht überflüssig sein, hier einen Blick auf Wesen und Walten der historischen Sage zu werfen. Sie ist die phantasievolle und gemütstiefe Begleiterin der Geschichte und schlingt um deren kahle Tatsachen zierliche Blumen, ja haucht den Totengebeinen zuweilen eine lebendige Seele ein. „Dichterische Idealisierung der Geschichtsanfänge" nennt sie Th. Vischer. Sie wird so lange die Geschichte durchweben und umschweben, als die Geschehnisse von einer lebendigen Volksphantasie erfaßt und von einem warmen Gemüt empfunden werden. Sie wird erst dann erlöschen, wenn sich an die Stelle des Gefühlsinteresses der kühle Verstand mit dem Zirkel in der Hand und der Lupe vor den Augen setzt. Phantasie und Herz vergrößern gern das Ungewöhnliche, verschärfen die sittlichen Gegensätze, nehmen lebhaft Partei für ihre Lieblinge und begeistern auch andere zur Mitfreude oder flößen ihnen Abscheu vor Personen und Tatsachen ein. Wenn die Sage auch keinen Anspruch auf genaue historische Wahrheit hat, so ist doch durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie Charaktere und Ereignisse im allgemeinen richtig erfaßt, ja sie muß einen richtigen Gesamteindruck widerspiegeln, sofern sie der Ausdruck des Volksempfindens und des Volksbewußtseins ist. Im einzelnen freilich weicht sie um so stärker von der historischen Wahrheit ab, je mächtiger die Gefühlserregung und je stärker die Parteinahme für ihre Lieblinge war. Am leichtesten und leichtsinnigsten findet sich die Sagenbildung mit geographischen, chronologischen, politischen und allen verwickelten Begriffen ab. Was Phantasie und Herz empfinden und festhalten sollen, das muß stark und einfach sein, wie das, was sie schreiben, immer groß Fraktur ist. Ein Doppeltrieb zeigt sich in der Sagenbildung tätig. Einerseits verbreitert und verwandelt sie die Geschehnisse oft in der willkürlichsten Weise, anderseits faßt sie dieselben zusammen und hält sie beharrlich fest. Die erste Kraft zeigt sich bei dem Gange der Sage von Mund zu Mund, von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht. Dabei vollzieht sich stets nach der Eigenart der Erzähler ein Prozeß des Austausches, der Erweiterung, Verengung und Umbildung. Die Kraft der Einigung und Beharrung liegt in Personen und Ereignissen, die äußeren Glanz und innere Tiefe vereinigen, die als vollkommenste Spiegelbilder nationaler Eigenart — als Typen — einen überwältigenden Sinnen- und Gemütseindruck hervorrufen und eine fortklingende Stimmung des Beifalls und der Teilnahme in den Herzen erhalten. Diese Typen (z. B. Karl der Große, Dietrich von Bern, Friedrich Barbarossa u. a.) werden dann im Volksbewußtsein zu Trägern alles Großen, Guten und Schönen, was von ähnlichen Charakteren irgendwo und irgendwann geschehen ist. Solch typische Gestalten sind im Nibelungenliede hauptsächlich Siegfried, Etzel und Dietrich von Bern.

Von letzterem erzählt die Sage, er sei von einem Geiste erzeugt worden, daher schoß ihm im Zorn Feuer aus dem Munde, und seine

Stimme übertönte das wildeste Schlachtgetümmel. Als Jüngling kämpfte er mit dem Riesen Sigenot und mit dem Recken Ecke (Ecken Ausfahrt), später im Rosengarten bei Worms auch mit Siegfried. Vor Ermenrich, seines Vaters Bruder, mußte er aus seinem Reiche Italien nach Ungarn zu dem gewaltigen König Etzel fliehen, der den länderberaubten Fürsten gastlich und ehrenvoll aufnahm. Mit einem stattlichen Heere Etzels zog Dietrich gegen den Thronräuber, wurde aber geschlagen und sah zu seinem unendlichen Schmerze, trotz seiner Achtsamkeit, zwei Söhne Etzels fallen. Grenzenlos war der Schmerz der Königin Helche. Später gelang es dem vertriebenen Helden, nach der furchtbaren Rabenschlacht (bei Ravenna) den ungetreuen Oheim zu vertreiben und sein väterliches Reich wiederzugewinnen. Der Held Dietrich hat manche Züge von dem Donnergott Thor entlehnt, so den glühenden Atem. Von seinen Helden, die mit ihm in die Verbannung gingen, war sein Waffenmeister Hildebrand der sagenberühmteste. Das Hildebrandslied, wohl aus dem 8. Jahrhundert, erzählt in ergreifender Weise den Zweikampf zwischen ihm, dem nach 30 Jahren aus dem Heunenlande heimkehrenden Vater, und seinem inzwischen zum Helden herangewachsenen Sohne Hadubrand.

Der Siegfried der Dichtung ist seinem Charakter nach nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen, sondern unmeßbar und unfaßbar wie die Tiefe der Gottheit. Aus dem dunklen Schoße der Mythe ist seine Gestalt in menschlicher Umkleidung aufgetaucht; sie zeigt eine merkwürdige Mischung menschlicher und göttlicher Eigenschaften. Bald ist Siegfried trotzig und gewalttätig, herrsch- und habsüchtig, bald kindlich und harmlos, zart und edel; bald wirkt und handelt er in edel-menschlicher Weise, bald vollbringt er übermenschliches. Nicht in der Geschichte und historischen Sage, sondern in der Mythologie ist eine Erklärung für den Siegfried des Nibelungenliedes zu suchen.

Die Mythen verhalten sich ähnlich zu den Erscheinungen in der Natur wie die Sagen zu den historischen Tatsachen. Eins tritt zu dem anderen ausschmückend, erklärend, erweiternd, vertiefend. Die Mythen sind Erzählungeen aus dunkler Vorzeit, besonders aus der altheidnischen Götterzeit, „eine dichterische Versinnlichung der Anfänge des Glaubens". Sie stellen die Kräfte der Natur als göttliche Personen im menschlichen Gewande, die Erscheinungen in der Natur als ihre Taten oder Leiden dar. „Mythenbildung ist ein Prozeß, welcher anhebt mit einer auf dem religiösen Naturgefühl ruhenden, dichterisch phantasievollen Ausprägung der ältesten Gottesideeen eines ganzen Volkstums, sehr bald aber übergeht in eine des religiösen Gehalts immer mehr entleerte, rein dichterische Umprägung derselben." (Dr. O. Frick.) Besonders reich, schön und tief sind die Mythen und Heldensagen, welche in der nordischen Edda gesammelt sind. Der Name Edda bedeutet Großmutter, d. h. den Inbegriff alles sagenhaften Wissens der Vorzeit. Einen Hauptteil der Edda machen die Lieder aus, welche die deutschen Sagen von Siegfried (nordisch Sigurd) und den Nibelungen enthalten. Diese Sagen drangen etwa im

7. Jahrhundert von den südgermanischen zu den nordgermanischen Völkern und wurden dort in der ursprünglichen Gestalt treuer bewahrt als bei den südlichen Stammgenossen, wo sie bei der lebhafteren geistigen Entwickelung eine freiere Umbildung und Verschmelzung mit der Heldensage erfuhren.

Siegfried hat Züge seines Wesens und seines Tuns dem Sonnengott Freyr und dem Liebreizendsten der Asen, Baldr, entlehnt. Freyr begehrte Gerda, die Tochter des Riesen Gymir; sein Diener Skirni, mit Freyrs Schwert bewehrt, durchreitet die Waberlohe und bringt ihm Gerda. („Dornröschen" und „Schneewittchen" stellen sich als jüngere Formen dieses Mythus dar.) — Siegfrieds Tod hat sein Vorbild in dem Mythus von Baldrs Tod durch Hödur und von der mit ihm sterbenden Gattin Nanna. Wie im Baldrmythus haben wir bei Siegfried die Beängstigung durch Träume, die besorgte Liebe, die den Geliebten behüten will und in ihrer Angst ein verhängnisvolles Geheimnis ausplaudert, den schimpflichen Verrat, den heimtückischen Mord, die Forderung der Rache, bis das Recht wiederhergestellt ist.

Als Kern der Sage wollen die einen den Tagesmythus erkennen: der Lichtheros erlegt am Morgen den Nebeldrachen und weckt die auf dem Himmelsberge schlafende Sonne, die in der Morgenröte erscheint; am Abend aber erliegt er den düsteren Nebelmächten, welche die Sonne wieder in die unterirdische Tiefe ihres Nebelreiches versenken (Paul I, 1 S. 25). — Andere deuten den Siegfriedmythus als Jahresmythus: Brunhilds Befreiung ist die Erlösung der Erde aus den Fesseln des Winters durch die siegende Macht der Frühlingssonne. Siegfrieds Tod ist die Überwindung der strahlenden Sommersonne durch die winterlichen Mächte der Finsternis.

Die Nibelungen sind die unterirdischen, streit- und zauberkundigen Mächte, die den verhängnisvollen Goldschatz, den Hort, hüten. Ihr Land, dessen Lage schwankend und unbestimmt bleibt, ist Niflheim, das Reich der Totengöttin Hel, das Land des Todes. Wer ihr Gold hat und sein Herz daran hängt, der trägt ihren Namen und ist dem Tode verfallen.

3. Die Entstehung des Nibelungenliedes.

Aus Mythen, Volkssagen und Volksgesängen, die seit alten Zeiten, besonders seit der Völkerwanderung, im Volksmunde lebten, ist unser größtes Nationalepos entstanden, das wir getrost der griechischen Ilias Homers an die Seite setzen dürfen. Aber welch weiter Weg und welch verwickelter Werdeprozeß vom Ursprunge der Sagen und Lieder bis zur vollendeten Schöpfung unseres Volksepos! Nur flüchtig angedeutet werden kann dieser Weg und dieses Werden, denn beides liegt in Dunkel gehüllt.

Aus grauer Vorzeit klangen die Mythen von den Göttern, die in Menschenweise walteten, herüber und setzten Gemüt und Phantasie in Bewegung. Mythen- und Sprachbildung sind ja die Urpoesie der Menschheit, Singen und Sagen von dem Gehörten und Erlebten ein unwiderstehlicher Lebenstrieb des Volksgeistes. In der Zeit der Völkerwanderung, da das Christentum eindrang und mehr und mehr den heidnischen Glauben

und die heidnischen Vorstellungen zerstörte, nahmen die mythischen Helden bekannte menschliche Namen und Züge an. Die Völkerwanderung mit ihren ungewöhnlichen Ereignissen, ihrem Völkergewimmel, ihrem Tatendrange, ihren fortwährenden Berührungen mit Fremden gab der Sagenbildung und Volksgesangdichtung neue Impulse und neue Stoffe. Als die Welt auszuruhen begann von den Stürmen der Völkerwanderung und den Kämpfen der merowingischen Zeit, da waren Volksphantasie und Volksliebe besonders geschäftig, die volkstümlichen Sagenstoffe zu gruppieren, zu kristallisieren und zu vertiefen. „In der Ruhe nach dem Sturme wurden die edlen Reben gepflanzt, aus denen ein späteres kunstsinniges Geschlecht den edlen Wein unserer großen Volksepen kelterte." Um bestimmte Mittelpunkte entstanden Sagenkreise, die manches gemeinsam hatten, in manchem sich berührten, in vielem sich ergänzten. So kristallisierten sich die niederrheinischen oder fränkischen Sagen um Siegfried, die mittelrheinischen oder burgundischen um die drei Königsbrüder Gunther, Gernot und Geiselher, ihre Schwester Kriemhild und ihre Mannen Hagen, Volker u. a.; die hunnischen um Etzel, seine erste Gemahlin Helke oder Helche, seinen getreuesten Dienstmann Rüdiger von Bechlaren u. a.; der ostgotische um Dietrich von Bern, seinen alten Waffenmeister Hildebrand aus dem Geschlecht der Wölfinge u. a. Die Städte, um welche sich diese Sagenkreise spannen, waren Santen am Niederrhein, Worms am Mittelrhein und Etzelnburg (Ofen oder Gran) an der Donau. Tronege, durch Buchstabenversetzung entstanden aus Tornacum = Doornick, Tournay, ist der frühere fränkische Königssitz, Metz der spätere.

Die Sagen und Lieder dieser Kreise gingen von Mund zu Mund, erhielten Zusätze und Abänderungen, wurden aber nicht aufgeschrieben; denn das lebendige Wort war damals die einzige Brücke zwischen den Seelen. Je mehr christlicher Geist und christliche Sitte zur Herrschaft kamen, desto mehr verschwanden aus den Volksgesängen die rohen, heidnischen Elemente, die Riesen, Zwerge, Drachen und Wunder, desto mehr milderten sich die Derbheiten und Natürlichkeiten, verwischten sich anstößige Verhältnisse bis zu schwachen Spuren, und desto mehr drangen christliche Anschauungen und veredelte Sitten in Sage und Volkslied. Ein langer Kampf entspann sich zwischen den fahrenden Sängern, welche die ursprüngliche Form der Volksgesänge festhalten wollten, und den geistlichen Dichtern in den Klöstern, die sie verdrängen oder doch in geistlichem Sinne umbilden und färben wollten. Zu einem vollen Siege gelangte die geistliche nicht über die weltliche Dichtung, am wenigsten in Bayern und Österreich; aber zu allerlei Zugeständnissen, Zusätzen, Weglassungen, Umdichtungen usw. bewog der kirchliche Einfluß doch die fahrenden Spielleute. Unter den vielen Sagenstoffen, die aus alter Zeit im Volksmunde weiterlebten und von Sängern bei Festen singend und sagend vorgetragen wurden, scheint der Nibelungenstoff der vornehmste gewesen zu sein. In ihm flossen jene obengenannten vier Sagenkreise ineinander. Er führte

in die gewaltige Zeit der Völkerwanderung, verherrlichte die beliebtesten Sagenhelden, den Nibelungen Siegfried und den Amelungen Dietrich, malte ein erschütterndes Aufeinanderprallen und großartige Vernichtungskämpfe von Völkern unter Etzel und zeigte die verhängnisvolle Macht des roten Goldes und den Fluch der Untreue.

Karl der Große ließ die deutschen Volkslieder sammeln und aufschreiben, aber leider ist die Sammlung verloren gegangen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, in der glanzvollen, geistesregen und kunstsinnigen Hohenstaufenzeit, unternahm es ein gottbegnadeter Dichter aus den höfischen Kreisen Österreichs, die Lieblingsstoffe der Nation zu sammeln und zu einem Epos zu verschmelzen, das nun nicht mehr zum Singen, sondern zum Vortrage an den Höfen bestimmt war und deshalb auch den gesteigerten Anforderungen der metrischen Technik sowie der neuen höfischen Anschauungsweise und Geschmacksrichtung gerecht zu werden versuchte. In den Mittelpunkt des Interesses tritt Kriemhild; den Inhalt des Ganzen bildet nun die große Tragödie von Kriemhildens Liebe, Leid und Rache. Den Namen des Dichters wissen wir nicht; bescheiden tritt er hinter sein Werk zurück. Nicht Schöpfer, nur Sammler und Ordner des Volkseigentums und Dolmetscher der Volksseele wollte er sein. Die Wundermären alter Zeiten will er melden, nicht aber Neues dichten. Und doch ist er ein wahrer Dichter, der ebenso genaue Fühlung mit dem Volksleben wie mit dem Hofleben, ebenso feines Verständnis für die Volkspoesie wie für die Gesetze der poetischen Kunst hat. — Auf die Zeit der Entstehung weisen im Epos selbst die poetischen Niederschläge aus der Periode der Kreuzzüge und der Blüte des Rittertums hin. Der Donauweg ist der Weg der späteren Kreuzfahrer. Der Orient (Arabia, Libya, Marokko, Zazamank usw.) mit seinen köstlichen Erzeugnissen, den erst die Kreuzzüge erschlossen, wird öfter erwähnt. Das Lehnswesen, die Hofämter, das ganze ritterliche Leben führt uns in das ritterliche Zeitalter. — Den Dichter des Nibelungenliedes bestimmt zu ermitteln, hat trotz alles Suchens und Forschens nicht gelingen wollen. A. W. v. Schlegel wollte Heinrich von Ofterdingen dazu stempeln. Andere bezeichneten den großen Wolfram von Eschenbach als den Dichter oder Bearbeiter. Neuerdings hat man Kürnberger genannt, weil er die Nibelungenstrophe zuerst in einem Volksliede angewandt hätte.

Der scharfsinnige Nibelungenforscher Lachmann glaubte in zwanzig Volksliedern den Grundstoff und die Grundgestalt des Nibelungenliedes zu erkennen und schied sie mit kühnen, scharfen Strichen von den Zutaten des späteren Dichters, der sie nur durch dazwischen geschobene Lieder und Strophen zu einem organischen Ganzen verbunden habe. Sollte es so sein, so bleibt es immer erstaunlich, wie die Lieder bis in die einzelnen Züge zusammenstimmen, und wie fein sie bis in die einzelnen Zähne und Räder ineinander greifen. So interessant und des Forschens wert die Entstehungsart des Nibelungenliedes ist, wichtiger und erfreulicher ist und bleibt doch der Besitz und der Genuß des Kunstwerkes.

II. Wort- und Sacherklärung; deutsches Zeit- und Sittenbild nach dem Nibelungenliede.

Die Handlung des Nibelungenliedes führt uns in die Zeit der Völkerwanderung, die dichterische Behandlung aber in die Zeit der Hohenstaufen. Der Dichter, welcher die alten Volksgesänge zu einem Volksepos umschuf, hat nur wenige kulturhistorische Züge jenen alten Zeiten entlehnt, vielmehr die Anschauungen seiner eigenen Zeit in die Sagenstoffe getragen und ihnen damit die bezeichnende Färbung gegeben. Ein deutsches Zeit- und Sittenbild nach dem Nibelungenliede wird also wesentlich die Züge des 12. Jahrhundert tragen.

1. **Kirchliches Leben.** Besonders auffällig ist der Widerspruch zwischen der Zeit der Handlung und der Behandlung in Hinsicht auf das kirchliche Leben. Die alten Sagen und Volkslieder trugen viele heidnische Züge an sich. Der Dichter tilgte diese, soweit es anging, und ersetzte sie durch die Anschauung seiner Zeit; doch vermochte er durch diese äußerlichen Zutaten das Wesen der alten Stoffe nicht zu ändern. Daher kommt es, daß im Nibelungenliede die kirchlichen Sitten des 12. Jahrhunderts erwähnt werden, daß Münster gebaut, Klöster gegründet, Früh- und Totenmessen gehalten, Glocken geläutet, Kirchen besucht, Rosenkränze gebetet werden, aber alles bleibt rein äußerlich, ohne daß Herz, Gesinnung und Leben vom Geiste des Christentums durchdrungen und geheiligt wären. Nur gegen das Ende der Dichtung spricht Hagen:

Tretet in die Kirche mit lauterm Herzen ein!

Im Angesichte des Todes mahnt er zur Einkehr, zur Selbstprüfung und Beichte. Sonst meint der Dichter: „Schwach war der Glaube in jenen Zeiten noch.“ Nur noch Berg- und Wassergeister greifen in die Geschicke der Menschen geheimnisvoll ein, aber die oberen Götter sind aus dem Volksbewußtsein geschwunden. Dagegen hat sich mancher Aberglaube, wie z. B. die Bahrprobe, erhalten. Bei derselben beginnen die Wunden einer Leiche aufs neue zu bluten, wenn der Mörder herantritt. Auch der Glaube an allerlei Ungetüme, wie Lindwürmer und Drachen, ist nicht ausgestorben. Der „Linddrache“ bedeutet einen Schlangendrachen, von lint, d. h. Schlange, nach ihrer schleichenden Art, und draco, fabelhaft große Schlange.

Christen und Heiden leben und verkehren unbefangen miteinander, scheiden sich aber bei manchen Speisen voneinander. Für Kriemhild hat der Gedanke etwas Zurückschreckendes, „ihren Leib einem Heiden zu geben“. Es werden Bischöfe als Oberhirten, Bischof Pilgerin von Passau als mächtiger Kirchenfürst und Oheim der burgundischen Könige erwähnt. Die „Pfaffen“ sind Berater und Geschäftsführer der Fürsten, ohne doch durchschlagenden Einfluß zu haben. Der Name Pfaff (von dem lat. pâpa) ist durchaus kein Schimpfwort. Es sind schon herrliche Münster und Dome gebaut, wohin Glockenklang täglich die Gläubigen zur

Frühmesse (aus dem lateinischen matutina hora) ruft. Kriemhild versäumt selten eine Frühmesse. Dem Könige wird die Frühmesse gesungen. Im Gottesdienste wird die im Ringe der Verwandten geschlossene Ehe geweiht. Man schwört beim Herrn Christ. Man betet den Rosenkranz (der erst 1208 vom heil. Dominikus in seinem Orden eingeführt wurde). Man fürchtet sich vor dem Teufel und nennt ein böses Weib Teufelin. Man bittet für die Toten, stiftet für sie mit großen Opfern an die Kirche Totenmessen, erbaut und begabt Klöster als ihr „Seelengerät“. Auf Reisen begleitet der Kaplan den Fürsten und führt ein Kapellengerät zu gottesdienstlichem Gebrauche und ein Heiltum, d. h. eine heilkräftige Reliquie in einem Kästchen, mit sich. Der tote Siegfried wird in einen Sarg von Gold und Silber, mit Stahl beschlagen, gelegt, und an dem Sarge wird Totenwache gehalten. Die Königin Ute gründet ein Kloster und wahrt sich am Münster ein Gezimmer, um sich dahin vor dem Geräusch der Welt zurückzuziehen, dem Gebete und frommen Betrachtungen obzuliegen.

2. **Rittertum.** Wie das Rittertum dem Mittelalter seinen eigenartigen Charakter aufdrückt, so ist auch Rittersinn, Ritterdienst und Rittertreue die Seele des Nibelungenliedes. Ritter (von Reiter) waren ursprünglich Krieger zu Roß, später die tapfersten und edelsten (adeligen) Kämpfer. Sie wurden Degen genannt. Besonders tapfere Kämpfer hießen Weigande, junge Ritter, die eben erst wehrhaft gemacht waren, Schwertdegen, verbannte und heimatlose Helden Recken, stürmische und gefährliche Kämpfer geschwinde Helden, in allen höfischen Sitten erfahrene Ritter zierliche Degen. Die Ritter standen im Lehn der Könige und waren diesen zu Dienst und Treue verpflichtet. Mannentreue bis zum Tode ist der Grundzug deutschen Wesens, insonderheit des Rittertums.

Die höfische und ritterliche Schule unterschied bei der Ausbildung der Edeln die drei Stufen des Pagen, des Knappen und des Ritters. Vom 7. bis 14. Jahre dienten die adeligen Knaben bei einem Ritter als Pagen. Auch wurden sie Hofmeistern in Zucht gegeben, so Etzels Sohn Ortlieb, oder an befreundete Höfe und zu bekannten Helden gesandt. Im 14. Jahre wurden sie durch Umgürtung eines Wehrgehenks vor dem Altar wehrhaft gemacht und begleiteten nun ihre Herren als Knappen, Waffenträger oder Kampfhelfer, auf allen Fahrten zu Lust und Leide. Hatte sich der Knappe bewährt, so erfolgte meist im 21. Jahre mit großer Feierlichkeit bei dem Feste der Schwertleite der Ritterschlag. Feierlich mußte der junge Ritter am Altar geloben, die Kirche zu ehren, die Ungläubigen zu bekämpfen, die Wahrheit zu reden, das Recht zu verteidigen, im Dienste der Frauen treu und gewärtig zu sein, Wehrlose, Witwen und Waisen zu beschirmen. Hierauf ward er von Rittern oder Damen mit den goldenen Sporen, dem Panzerhemde, dem Küraß, den Armschienen und dem Schwerte geschmückt und erhielt von einem Fürsten oder bewährten Ritter drei Schläge mit dem flachen Schwerte

auf den Nacken. Zuletzt empfing er Helm, Schild und Lanze sowie den ritterlichen Bruderkuß und verließ die Kirche als Ritter.

Ritterlicher Sinn und äußere Pracht des Rittertums entfalteten sich hauptsächlich bei den Turnieren oder Waffenspielen. Auf einem mit Sand bestreuten Platze, den Schranken einfaßten und Schaubühnen mit Sitzen oder Gestühlen überragten, wurden allerlei Waffenspiele vor edlen Frauen und tapferen Männern gehalten. Einer bestand den anderen, d. h. hielt ihm stand, kämpfte mit ihm, ehrlich, d. h. nach ritterlicher Weise und ritterlichen Ehrbegriffen. Tugend war der Inbegriff ritterlicher Tüchtigkeit in jeder Beziehung. Buhurt hieß der Kampf von Schar gegen Schar, Puneis der Turnierritt, Tjoste der Zweikampf mit den Speeren, Hurt das Zusammenrennen, Gerwerfen das Schleudern des Wurfspießes. Auf dem Schilde sitzen hieß gerüstet am Kampfe nicht teilnehmen; den Schildrand zerhauen bedeutete den ganzen Schild des Gegners mit dem Schwerte zerschlagen. Rand wurde häufig für Schild, der Teil für das Ganze, gesetzt.

Herolde überwachten die Turnierordnung; Kampfscheider schlichteten den Streit und entschieden über Sieg und Niederlage; eine edle Dame reichte dem Sieger den Dank, der in einer Waffe oder in einem Zierat bestand. Die Rüstung umfaßte alle Schutz-, das Gewaffen alle einzelnen Trutz- oder Angriffswaffen. Auf dem Haupte saß der Helm, der unter dem Halse durch den mit Metallschuppen besetzten Riemen festgehalten wurde. Vorn hatte derselbe das gitterartige, aufrollbare Visier, hinten bis zum Nacken als Zier und Schutz den metallenen Helmkamm, oben den Helmknopf mit einem Schmuck, z. B. von Roßhaaren, Federbüschen usw. Brust und Leib schützte der Harnisch oder Panzer, auch Brünne genannt.

Die Brünne bestand in der Regel aus dem Brust- und dem Rückenstücke, die beide durch Riemen aneinander geschnallt wurden. Ursprünglich war der Harnisch ein Ringhemd, d. h. ein Leder- oder Zwilchwams mit aufgenähten kleinen Eisenringen. Vom 10.—13. Jahrhundert wurde das Schuppenhemd getragen, das mit Eisen- oder Hornblättchen gleich den Fischschuppen benäht war. Im 14. Jahrhundert kam der Plattenharnisch auf, der aus schienenartig aneinander gereihten Blechplatten bestand. Zu dem Panzer gehörten auch die Arm- und Beinschienen. Zwischen Brünne und Helm war die Halsberge. Halsberg bezeichnete auch Brünne und Halsberge zusammen. Das Gespänge oder die Spangen waren die verschiedenen Metallbänder an der Rüstung.

Unter dem Harnisch wurde ein wattiertes und gestepptes Wams von Elenhaut und Seide getragen, das mit breiten und kostbaren Borten eingefaßt war.

Auch metallene Stulpenhandschuhe mit geschienten Fingern und eherne Schuhe mit den angeschnallten Rittersporen gehörten zur Rüstung. Dieselbe wog vollständig fast 100 Pfund.

Ein breiter, reich verzierter Gürtel trug links das Schwert, dessen Griff schön verziert war, und rechts den Dolch. Berühmte Schwerter sind: Siegfrieds Balmung, Irings Waske, Dietrichs Eckesachs, Rolands Durendart, Olivers Altekläre (vergl. Uhlands „Kaiser Karls Meerfahrt").

Die Rüstung wurde vom Plattner oder Waffenschmied angefertigt und mit allerlei Schmuck in Farben und Formen (blank, blau, schwarz, vergoldet, geschliffen, geätzt, emailliert ꝛc.) versehen.

Später legte man auch den Pferden eine ähnliche Rüstung an, um so Mann und Roß gegen Wurf, Stoß, Hieb und Schuß zu sichern. Der Sattel des Rosses war durch den Gurt unten und durch den Brustriemen vorn gehalten. Sattel und Brustriemen wurden häufig durch Glöckchen geziert. Die Füße des Reiters ruhten im Steigbügel oder Stegreif. Die Rüstung schützte zwar, machte aber den Mann schwerfällig und brachte das Roß oft zum Stolpern.

Die vorzüglichste Schutzwaffe war der Schild. Er war eckig oder oval, an der einen Seite breit und nach der anderen spitz zulaufend, platt oder gewölbt, von Holz mit Metallüberzug oder aus getriebenem Blech, und hatte einen Durchmesser bis zu einem Meter. Mit besonderer Kunst war der Schildrand beschlagen und gefestigt. Das Band zum Umhängen des Schildes hieß die Schildfessel, das abgerundete, erhabene Mittelstück von Erz Buckel; letzteres war nicht selten zugespitzt und wurde als Angriffswaffe benutzt, so von Siegfried in seinem Todeskampfe. Zum Halten des Schildes diente ein lederner Riemen oder eine eherne Handhabe oder inwendig angebrachte metallene Ringe, durch welche der linke Arm gesteckt ward. In den Schild waren kostbare Steine als Zierat oder Schildgestein eingesetzt (vgl. Uhlands „Roland Schildträger"). Der Verlust des Schildes in der Schlacht galt als die größte Schande. Lieber verlor der Deutsche das Leben als seinen Schild. (Als der Grieche Epaminondas bei Mantinea zum Tode verwundet wurde, sorgte er zunächst um seinen Schild. Als man ihm denselben reichte, küßte er ihn und sah nun dem Tode getrost entgegen.) Die gefallenen und verwundeten Krieger ehrte man, indem man sie auf ihren Schilden vom Schlachtfelde trug. Der Umtausch der Schilde war das Zeichen höchster Achtung bei den alten Helden. Kostbare Waffen vererbten sich von Vater auf Sohn, hatten ihre Geschichte, griffen bedeutungsvoll in die Geschicke ein und wurden in Liedern gepriesen.

3. **König und Hof.** Der Fürst des Landes hieß sein Vogt, d. h. sein Herr und Beschützer, so Dietrich der Vogt von Berne. Die Fürsten erschienen als die Ersten unter Gleichen, als die Tapfersten der Tapferen. Ein Herausheben durch die Würde, eine besondere göttliche Weihe, ein Königtum von Gottes Gnaden trat nirgends zutage. Tapferkeit, die allen voranleuchtet, Pracht in Waffen und Kleidern, die alle überstrahlt, List, d. h. Kriegskunst, die anderer Gedanken errät und vereitelt, Treue gegen die Mannen, die nur mit dem Tode erlischt, und Freigebigkeit

mit Giften, d. h. Gaben und Geschenken, an seine Kampfgesellen, waren die gepriesenen Tugenden eines Fürsten. Die Könige betrachteten alle Großen des Reiches als ihre Verwandten und unterhielten mit ihnen eine Art Familienverkehr. Sippe hieß die ganze Verwandtschaft, Magen jeder einzelne Verwandte. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse waren sehr innig und wurden stets betont. Die ganze königliche Familie erschien als die Besitzerin des Staates. Wichtige Regierungsakte wurden unter Zustimmung der Blutsfreunde, deren Kreis weit gezogen und sorgsam beachtet war, beschlossen. Helden und Weise wurden zu Vormündern unmündiger Prinzen gemacht und blieben meist deren lebenslängliche Ratgeber. Die Steuerkraft des Staates war der goldene Hort, den der König verwaltete, Steuer die freiwillige Unterstützung der Fürsten, der Beitrag zu den Kriegs- und Hofhaltungskosten.

Ein Heldenkreis von tapferen Kampfgenossen umgab den König. Sie standen mit Leib und Gut zu ihm, er aber spendete ihnen in seiner Milde reiche Gaben und war ihnen mit Ehre und Macht verpfändet. Sie waren ihm in Mannen-, er war ihnen in Herrentreue fest verbunden. Die Mannentreue war stets mit Tapferkeit vereinigt und opferte sich selbstlos für den Lehnsherrn auf, die Untreue aber war mit Feigheit gepaart, suchte ihren Vorteil und übte Verrat. Die Herrentreue war mit Freigebigkeit, die Untreue mit Kargheit verbunden. Aller Sünden schlimmste war Falschheit und Untreue. Verletzte Treue, sei es durch Herrschsucht oder Geiz der Könige oder durch Neid und Eifersucht der Königsfrauen, waren die gewaltigste Triebkraft der Verwicklungen. Die tiefgehendsten Konflikte entsprangen den Gegensätzen: Mannenpflicht und Familienpflicht, Treue und Untreue, Liebe und Haß, Ehre und Schmach. In zwei Heerlager teilt die Heldensage ihre Charaktere, in Getreue und Ungetreue. Die gebrochene Treue ist der Zündstoff der Konflikte, die Brandfackel der Vernichtung. Blutrache und Kampf bis zur Vernichtung, um eine erfahrene Kränkung zu rächen, entsprach selbst dem Gefühl der Frauen.

Der Hof war der jedesmalige Fürstenaufenthalt. Er konnte in einem Schlosse (Pfalz), in einem Palast oder auf freiem Felde sein. Den König und sein Gemahl umgab und begleitete ein Kranz tapferer Ritter und edler, schöner Frauen. Zu den härtesten Strafen gehörte die Verbannung aus der Nähe des Königs und aus dem Vaterlande; es hieß „ins Elend gehen". Bei Festlichkeiten am Hofe saß der König voll Würde auf seinem Sessel; doch wenn gute Botschaft gebracht wurde, so hob er wohl freudig sein Haupt. Die Würde war kein unbequemes Erzgewand. Zur Würde des Königs gehörte es, daß alles am Hofe reichlich vorhanden war, und daß er Milde, d. h. Freigebigkeit, unbeschränkt übte:

Wenn die Mannen reichlich leben, dann tragen sie hohen Mut.

Ein sehr wichtiger Hofbeamter war deshalb der Kämmerer, d. h. Schatzmeister und Verwalter der Kleider- und Waffenkammer. Anstand

und Sitte am Hofe, der höfische Umgangston, hieß höfische Zucht. Wer ihrer ermangelte, ward gering geachtet. Alle Dienstmannen des Hofes bildeten das Ingesinde, während die Gesamtheit aller Leute am Hofe das Hofgesinde hieß.

4. **Krieg.** An den Grenzen oder Marken ihres Landes hatten die Fürsten Markgrafen als Wächter, Hüter und Beschirmer eingesetzt. Auf Warten wurde Wacht gehalten, um nahende Feinde zu erspähen. Dem Gegner wurde durch besondere Boten Fehde, d. h. Kampf, angesagt. Widersage hieß Friede und Freundschaft aufkündigen. Der Kriegsherr besandte oder beschickte nun durch Boten die Seinen, ließ das Heergebot ergehen, damit sie sich am Hofe des Königs stellten und den Heerbann leisteten. Der Kriegszug hieß Reise, das Kriegsvolk der reisige Zeug. Die Reisigen rüsteten sich zum Ritte, d. h. zum Kriegszuge. In den Ring oder Kreis traten die Mannen oder Vasallen, um die Gebote oder eine Entscheidung des Königs zu hören. Auch der Kampfplatz wurde Ring genannt. Der oberste Anführer war in der Regel der König selbst. Jeder einzelne Ritter war Führer und Vorbild seiner Knechte und der Leute vom Troß. Häufig wurden Kriegsknechte in Sold genommen. Eine größere Schar von Knechten führte ein Scharmeister im Kriege an. Die Fahnen anbinden oder aufziehen bedeutete den Beginn des Kampfes, sie senken hieß um Frieden bitten. Zogen die Kriegerhaufen aus, so räumten sie das Land. Voran wurden gewandte und verschlagene Kundschafter in das feindliche Land, ja Heerlager gesandt. Häufig übernahmen kühne Anführer selbst den Kundschafterdienst. (Vgl. Gideon, Siegfried, Alfred der Große von England.)

Der Krieg war ein Einzelkampf, und oft entschied ein Zweikampf das Schicksal der Heere und Länder. Bedrängnis im Kampfe hieß Not, Haß und Feindschaft auch Neid. Mut bedeutete das ganze Gemüt, die Gesinnung eines Menschen. Das Kampfgeschrei und Schlachtgetümmel übertönte nicht selten der laute Ruf des Fürsten, der stärker als ein Wisenthorn über den Kampfplatz hallte. (Dietrich von Bern im Saale Etzels.) Im Kampfe sollte mit ehrlichen Waffen gestritten werden, doch sehen wir in Ermangelung ritterlicher Waffen auch zu Schemeln greifen. Als ein Zug altheidnischer Barbarei kehrt in dem letzten Entscheidungskampfe des Nibelungenliedes das Bluttrinken wieder. Nach dem Kampfe wurden die Toten bestattet, die Verwundeten auf Bahren hinweg getragen und die Gefallenen beklagt. Doch wird die Totenklage als weibisch gescholten. Die „Wunden" wurden sorgfältig gepflegt, ja ihnen zuliebe die Siegesfeste aufgeschoben. Von Ärzten wird nichts gemeldet, jedoch von Arzneien. Die ohnmächtige Kriemhild begoß man mit Wasser.

Die Fehde endete mit einer Sühne (Versöhnung, Ausgleich), die mit Eiden besiegelt wurde. Häufig forderte der Sieger vornehme Volksglieder als Geiseln oder Unterpfänder des Friedens. Die aufgelesenen

Waffen wurden aufgesäumt und auf Rossen und Wagen als Siegeszeichen an den Hof geführt, sodann fröhliche Siegesfeste gefeiert und die Mannen und Helfer des Siegers mit rotem Golde und Ehrenkleidern gelohnt, worauf sie mit Urlaub (Erlaubnis) den Hof verließen und heimzogen.

5. **Jagd.** In Friedenszeiten kannten die Ritter außer den Waffenübungen und Turnieren keine ehrenvollere und vergnüglichere Beschäftigung als die Jagd. Man rüstete sich dazu mit Jagdgewand, meist Elenhaut oder fremden Tierhäuten, zog zu Roß aus und führte allerlei Gerät und Troß mit Speis und Trank auf Saumrossen mit sich. Als Waffen hatte man Wurfspeer, Bogen und Pfeil. Der Bogen wurde mit einer Winde gespannt. Der Köcher, welcher köstliche Borten als Einfassung hatte, steckte guter Pfeile voll. Hornstöße mahnten zum Aufbruch und riefen die Jäger zusammen. Meist war das Jagdhorn ein Wisent- oder Büffelhorn; Siegfried trug eins von Gold. Jagdtiere waren: Wisente oder Auerochsen, Elche oder Elentiere, Büffel, Hirsche (Hindin ist die Hirschkuh), Rehe, Wildschweine (Eber), Bären, Füchse und die uns unbekannten Tiere Schelch und Budem. Leuen oder Löwen, von denen bei der Jagd im Odenwalde berichtet wird, gab es nicht. Bracken oder abgerichtete Spürhunde erspürten oder ersprengten das Wild, d. h. suchten es auf und trieben es an; die Meute, d. h. ganze Koppeln von Hunden, hetzte es; zu Roß jagte man ihm nach, erschoß oder erschlug es. Von dem fröhlichen Getose hallten Berg und Tal wider. Das Jagdrevier hieß Tann, d. h. Wald, die Jagd selbst ein Birschen, der Auslug nach dem Wilde Wart, die Kehr des Wildes an gewissen Stellen Wechsel. Alle Jagdgenossen waren Jagdgesellen. Ein guter Spaß, ein frischer Trunk und ein guter Imbiß gehörten zu den Jagdfreuden. Gleich im Freien an der Feuerstatt wurde ein Teil des Wildes am Spieß gebraten.

6. **Häusliches Leben.** Fürsten und Ritter lebten in Burgen, die durch Wall und Graben vor Überfall geschirmt, durch Tor und Tür geschlossen waren. Über die mächtigen Steinbauten ragten runde oder eckige Türme in die Luft und dienten als Zier und Auslugeort. Zwischen den Gebäuden waren große Höfe zum Turnieren, im Inneren große Säle zu Gastereien und an einer Seite eine Kapelle besonders zum Frühgottesdienste. Sedelhöfe waren Herrenhöfe ohne Befestigung, steuer- und fronfrei, ehemalige Bauernhöfe. Die Zimmer hießen Gemächer, denn daselbst machte man sich's gemächlich oder bequem, pflegte der Ruhe. Die Fenster waren Öffnungen in den Mauern und durch Läden verschließbar. Meist waren in den Zimmern ringsum Bänke oder Polster angebracht (Sedel, Sitz, Sessel, wie diese Bänke noch heute in Bauernhäusern heißen.) Die Gäste gingen zu den Ehrenplätzen an der Wand gegenüber dem Hausherrn.

Die Frauen lebten in besonderen, heizbaren Frauengemächern, Kemenaten, die als unverletzliches Heiligtum gehalten und Fremden ver-

schlossen waren. „Die Mägdlein lebten allein." Im Fürstenschloß hatte nur der König den Schlüssel zu den Gemächern. „Mit des Königs Macht stieß Gernot den Schlüssel in die Tür." In ihren Kemenaten beschäftigten sich die Frauen in Unmuße, d. h. fleißig, mit Spinnen, Weben, Wirken, Nähen und Sticken von Gewändern und vertrieben sich die Zeit mit fröhlichem Geplauder. Keine kleine Rolle spielte dabei die Putzfrage. Man wußte schon damals, „wie willig sich die Mägdlein putzen". Voll köstlicher Gewande hing der Einschlag oder Kleiderbehälter, voll weißer Leinenhemden lag die Lade. Die Kleidung (Wat) bestand aus Leinengeweben, aus allerlei Pelzwerk oder Rauhzeug oder aus Pfellel, d. i. feiner Leinwand, und Niniveer Seide, welche Händler aus dem fernen Orient brachten. Die Kleider von Linnen, Samt und Seide waren durch Steppwerk und Seidenstickerei, mit Goldfäden durchwirkt, sowie durch Borten und edles Gestein geziert und durch blanke Knöpfe und Nägel geschmückt. Mancher vornehme Mann trug als feinsten und teuersten Pelzrock einen Hermelin mit kohlschwarzen Flecken, dazu Mützen von Zobel. Ferransröcke waren aus Wolle und Seide. Die Decken von Arras in Nordfrankreich waren lichtes Zeug mit allerlei Steppwerk. Gesuchte fremdländische Kleiderstoffe und Schmuckstücke waren: arabische weiße Seide, grüne Zazamanker aus Mohrenland, Seide von Marokko und Libya, fremde Fischhäute zu Bezügen, edles Gestein von India zum Besetzen der Kleider, armenische Federpelze oder flaumiges Pelzwerk (herminen vedere) usw. Auch Haar und Haupt schmückten die Mägdlein mit Krone und Kränzlein: „Lichte Hände rückten am Kränzlein." Schapel hieß der Kopfputz der Jungfrauen. Den Arm zierten Armringe in mehreren Windungen. Doch durch keine Art von Trug, z. B. Schminke, falsche Haare und Zähne, suchten sie die natürliche Schönheit zu erhöhen, auch nicht durch falsche Ziererei oder angenommene Würde. Zucht und Sittsamkeit waren der schönste Schmuck. Der Bettwat im Schlafgemach bestand häufig aus allerlei Pelzwerk, war mit einem Bettlaken überdeckt und hinter einem kostbaren Bettvorhange verborgen. Aus kostbaren, ja goldenen Waschbecken wuschen sich des Königs Gäste. In den Gemächern standen prächtige Ruhebetten und luden zum Sitzen ein. In dem Bezuge waren aus erhabenen Goldfäden allerlei Bilder eingewirkt.

In den Küchen fand sich die Feuerstatt, und mancherlei Häfen, Töpfe, Kessel und andere Küchengeräte hingen und standen umher. Ein Riegel- oder Rinnstein leitete das schmutzige Wasser aus der Küche durch die Mauer hinaus. Die Speisen wurden schon mit einer gewissen Kunst von Köchen bereitet, und die Stellung des Küchenmeisters (Rumold) war eine bedeutsame. Das Wildbret nahm unter den Gerichten die erste Stelle ein; als Leckerbissen wurden die in Öl gesottenen Schnitzen gerühmt. Unter den Getränken waren der Lautertrank, ein Gewürzwein (franz. Claret), und der Moraß, ein Maulbeerwein, besonders beliebt. Ein guter, reichlicher Trunk durfte bei

und nach keinem Mahle fehlen. Wenn Met (Bier aus Honig) und Wein nicht in Strömen flossen, so wurde über Kargheit geklagt und keine rechte Feststimmung gefunden. Bei fröhlichem Gelag geschah es wohl, daß die Kleider vom Weine naß wurden. Vor Beginn und nach Schluß der Tafel wurde den Gästen Wasser in Becken zum Waschen gereicht.

Eine besondere Anziehungskraft hatten die öffentlichen Feste. Das größte wurde zur Zeit der Sommersonnenwende (Mittsommerfest) am 24. Juni gefeiert. Um der heidnischen Sitte einen christlichen Charakter zu geben, war das Fest Johannis des Täufers dahin verlegt worden. Gern lud man dazu durch stattliche Boten die fernen Freunde ein. Auch um die Wintersonnenwende, zur Zeit des kürzesten Tages, begingen die germanischen Völker allerlei Festlichkeiten. Bei den Sommerfesten schlug man im Freien für das Volk und Heer das Heergesidele, d. h. Tische und Bänke, auf, errichtete für die Herrenleute „Gestühl", d. h. Tribünen und Schranken, Hütten und Zelte, oft von Seide, verschmähte es aber bei fröhlicher Lust auch nicht, sich auf die Erde in den grünen Klee zu setzen. Das Volk strömte von allen Seiten herbei, „so daß das Feld zu stäuben begann", und der Schall oder Lärm der Freude bei Gelag und Turnier tönte weithin. Fahrende Leute, d. h. wandernde Sänger und Gaukler, ergötzten die Schaulustigen durch Lieder und Kunststücke, kündeten fremde Märe und trugen ihre Leiche, d. h. gespielte oder gesungene Tonstücke, vor. Kamen die Frauen zum Feste, so waren sie meist zu Roß, ihre Sättel mit kostbaren Decken belegt. Ein Ritter führte den „Zelter" am Zügel, half der edlen Herrin herab, wobei oft Schemel gebraucht und auf Teppiche gestellt wurden, und geleitete sie zu dem Frauenzelt. Auf dem Feste bei Worms führte der Bischof die Frauen zu den Stühlen.

Großer Wert wurde auf edle Geburt oder Abkunft gelegt. Es galt als Makel, ein Eigenhold, d. h. einem anderen hörig, dienstbar oder untertan zu sein.

Zart und züchtig war die Werbung edler Männer um minnigliche Frauen. Siegfried ritt am Frauenzelt vorüber und warf kaum einen Blick dahin, obwohl er die umworbene edle Jungfrau dort wußte. Geschämig mied die edle Maid den freien Blick auf den geliebten Mann und wagte nur verstohlen nach ihm zu schauen. Über ein Jahr verging in heimlichem Liebeswerben, ehe sie sich nahen und das erste Wort miteinander reden konnten, ehe sie mutiger „hinauf die Königsbinde von der Stirne schob".

Über die Hand der Braut entschied der Vater oder Bruder. Er gab ihr den Mann, und sie nahm ihn meistens unweigerlich. Der Verspruch war ein weltlicher Akt im Ringe der Verwandten, eine Art bürgerlicher Trauung; dann folgte die Weihe in der Kirche, wobei die Braut kostbar Gewand trug. Bei der Verteilung der väterlichen Güter erhielt auch die Tochter ihren Anteil. Ihre Ausstattung und Mitgift hieß Brautmiete, das Gesinde, das ihr aus dem Elternhause in des Mannes

Haus folgte, Heimgesinde. Die Frauenehre war unverletzlich und derjenige ein Wicht, der sie schmähte. So heilig die Ehe gehalten wurde, so kam es doch vor, daß einzelne Männer neben dem rechtmäßigen Eheweibe ein Kebsweib hatten. Ein solches Weib war aber gemein und ehrlos. Wie derb und roh trotz des zarten Frauendienstes die Sitte war, erhellt daraus, daß Siegfried der heißgeliebten Gattin den Rücken zerbleute, weil sie mit unbedachten Worten Unfrieden gestiftet hatte. Die Minne war nicht nur die bräutliche und eheliche Liebe, sondern das Angedenken an Geliebte und das sehnende Verlangen danach. „Meine Frau" war nicht immer das Eheweib, sondern oft ein anderes hochverehrtes Weib, Hochzeit nicht allein das Fest der ehelichen Verbindung, sondern jedes Hoffest, Leib nicht nur der Gegensatz von Geist, sondern die ganze Erscheinung.

7. **Verkehr und Reisen.** Alle Meldungen und Sendungen in die Ferne wurden durch besondere Boten ausgerichtet. Ausgebaute Landstraßen gab es nicht, wohl aber feststehende Wegrichtungen. Oft trugen die Boten einen Botenbrief mit Siegel zur Beglaubigung. Sie reisten in des Königs Schutz, und niemand durfte sie antasten. Für ihren Dienst erhielten sie Botenbrot oder Botenlohn. Zu besonders wichtigen Sendungen der Fürsten, z. B. Brautwerbungen, wurden Fürsten und Markgrafen, zu festlichen Einladungen redekundige Sänger gewählt. Vor dem ehrenreichen Boten Rüdiger stand König Gunther auf und ging ihm entgegen. Stehend sagte Rüdiger seine Botschaft. Fürstliche Reisen wurden immer mit großem Gefolge und schwerfälligem Troß unternommen und geschahen fast immer zu Roß. Frauen reisten am liebsten in Roßbahren, d. h. Tragsitzen, die Rosse trugen. Der Leitschrein oder Saumschrein war eine Reisekiste, die von Saumrossen oder Mauleseln getragen ward. (Saum, von sauma = Packsattel, war die Traglast eines Tieres. Der Säumer, saumarius, war das Lastpferd und auch sein Führer.) Speise und Trank nahm man reichlich mit, denn Wirtshäuser gab es wenig und gute selten. Mancherlei Fahr (d. h. Gefahr, Ungemach, Nachstellung) drohte den Reisenden; besonders häufig wurden sie von Schächern im Tann, d. h. von Räubern, die in wilden Wäldern hausten, angerannt, von feindseligen Einwohnern geschädigt oder von Überschwemmungen in Not gebracht. Manch ein Gauch (eigentlich Kuckuck, Bastard) machte Wald und Landstraße unsicher. Man mußte deshalb gerüstet und auf der Hut sein oder sich besonderen Waffenschutz bestellen. Berühmten Reisenden lief stets das Gerücht voran. Nachtherbergen fanden sich zwar, doch wurde meist bei Gastfreunden angeklopft; die Gastfreundschaft wurde willig, freudig und schrankenlos geübt. Von Münzen im Verkehr wird nichts berichtet. Mark war eine Bezeichnung des Geldwertes durch Gewicht, etwa $^1/_2$ Pfund, erst später wurde das Wort für geprägtes Geld gebraucht. Gern benutzte man auf Reisen die Flußläufe zur Schiffahrt. Mit Stangen stieß man das Schiff vom Lande fort, ruderte es oder ließ es von Knechten am Ufer ziehen. Be-

sonders erfreulich war es, wenn „der rechte Wasserwind in die weißen Segel blies“. Beim Rudern legten alle Hand an, Fürst wie Knecht. Brücken führten nicht über die großen Ströme, wohl aber fanden sich an Furten oder Fahrstellen Fergen oder Fährleute, welche die Reisenden gegen eine Entschädigung übersetzten.

Lieben Gästen zog man zum Empfange entgegen und schmückte sich ihnen zu Ehren mit schönen Kleidern. Mit höflichem Verneigen, mit Kuß und Umfangen begrüßte man sie. In der Art des Grußes offenbarte sich Gunst oder Ungunst, Ehre oder Schimpf. Die Sitte forderte, daß die Frau zuerst grüßte, und erst dann war dem Manne die Erwiderung gestattet, wie es z. B. in England heute noch Sitte ist. Berühmte Helden wie der von Bern wurden geehrt, indem alle Ritter aufstanden und ihm entgegen gingen. Er und die Seinen erwiderten die Höflichkeit, indem sie von ihren Rossen sprangen. Die Gäste blieben stehen, bis man sie sitzen hieß. Reiche Reisende legten nach ihrer Ankunft die Reisekleider ab und verschenkten sie an Dürftige. Der Marschall des Fürsten brachte die Rosse unter; der Truchseß oder Anführer einer Schar überwachte die Tischordnung; der Schenke sorgte für gut Getränk, der Kämmerer für Herberge. Die Übung dieser Ämter war ein Ehrendienst am fürstlichen Hofe, dessen sich die besten Helden nicht schämten, sondern sein stolz und froh waren.

Zu den Sitten der Zeit gehörte es, daß alle tapferen Edlen zu berühmten Helden strömten, um sich in ihrem Glanze zu sonnen, an ihrem Beispiel sich zu begeistern und um Ehren zu werben. Klein war der Zusammenfluß von Helden an Gunthers Hofe gegen das Völkergewimmel an Etzels Hofe, wo Morgen- und Abendland sich die Hand reichten.

Alle berühmten Helden waren auch Weitgereiste. Hagen war aller Länder kundig. Zu Siegfrieds Charakter gehörte eine eingehende Kenntnis aller Lande. Das Reisen zu berühmten Helden und an glänzende Höfe gehörte zur Ausbildung der Ritter. Daher wußten alle Helden des Volksgesanges voneinander und erkannten sich ohne besondere Vorstellung.

III. Vertiefung.

1. Situationszeichnungen.

A. **In Worms.** Malerische Szenen sind: a) Siegfrieds Einritt auf dem Schloßhofe. Auf dem linken Ufer des Rheines breitet sich die Stadt aus in dem sogenannten Wonnegau. Fruchtbare Felder und Rebenpflanzungen umgeben sie. Unter allen Gebäuden ragt der Dom, eine riesige Pfeilerbasilika im romanischen Stile, durch Schönheit und Größe hervor. Nördlich davon liegt die stattliche Königsburg mit ihren Türmen, Erkern, Giebeln und Höfen. Neugierige Menschen umfluten das Schloß und dringen durch Tür und Tor auf den inneren Schloßhof. Da

halten auf edlen, feurigen Rossen dreizehn Helden in köstlichem Schmuck und blitzender Rüstung. Einer, der sich durch Kraft, Schönheit und reiches Gewand auszeichnet, ist Siegfried, der vielgerühmte Held von Niederland. Den fremden Gästen entgegen geht König Gunther mit seinen Brüdern und auserlesenen Helden und grüßt sie nach höfischer Sitte am Tor. Droben hinter dem Vorhang des gewölbten Fensters an der Frauenkemenate lauschen die Frauen und Mägdelein und lugen neugierig hernieder auf die Fremden und sonderlich auf den jungen Helden, der alle überstrahlt. Die ehrwürdigste Erscheinung unter den Frauen ist die Königswitwe Ute, die holdseligste unter den Mägdlein ihr Töchterlein Kriemhild. — Glockengeläut vom Münster, freudige Zurufe des Volkes und Waffengeklirr fließen zusammen zu festlichem Klange.

b) Einzug Gunthers und Brunhilds. Die Stadt Worms glänzt im Festschmuck von Fahnen und Blumen. Glockengeläut von den vier Rundtürmen des Münsters flutet über die Stadt und frohes Volksgetümmel durch die Straßen. Im weiten Festsaal der Königsburg ist Gestühl gesetzt. Geschäftig eilt das Ingesinde her und hin und schafft in Saal, Küche und Keller, um alles würdig zum Hochzeitmahl zu rüsten. Im Osten zieht der Rhein sein breites, grünschimmerndes Silberband um die Stadt. Am Sande, dem Landungsplatze, hält ein stattliches Rheinschiff mit wehenden Fahnen und Segeln weiß wie Schnee. Viele andere Schiffe, weniger groß und schön, liegen am Ufer, und schaukelnde Kähne durchkreuzen die Flut. Fern im Osten zeigen sich die blaugrünen Linien des Odenwaldes. Die Sonne zieht strahlend über den blauen Himmel. Eine Gruppe schöner, stolzer Bäume spendet Schatten und ladet zur Rast ein. Vom Strome zieht ein endloser Zug geschmückter, jubelnder Menschen heran. Voran schreitet in Kraft, Schöne und herrlichem Ritterschmuck König Gunther mit der königlichen Jungfrau Brunhild, die er im Kampfspiel auf Island gewann und auf zwölftägiger Wasserfahrt nach Worms führte. Ihre Frauen und Ritter wie Siegfrieds tausend Nibelungen sind ihr Geleit. Von der Stadt her bewegt sich ein nicht minder glänzender Zug. Voran gehen die königliche Witwe Frau Ute und die wunderholde Kriemhild. Im Schatten der hohen Bäume begrüßen Mutter und Tochter aufs innigste die fremde königliche Jungfrau. Aller Augen sind voll Spannung dahin gerichtet, und auf die Zehen erheben sich viele im Volksgedränge, um die Königsbraut und die Königsschwester, diese beiden leuchtenden Sterne der Schönheit, genau zu sehen. Am Rheingestade sind auf ebenem Felde Schranken gezogen, Schaubühnen errichtet, Hütten und Zelte aufgeschlagen. Von Seide und von sondrer Pracht sind die Zelte für die vornehmsten Frauen. In mächtigen Wolken wirbelt der Staub auf unter den Hufen der Rosse, die stattliche Ritter zum Turnier tragen, und unter den Füßen der Zuschauer, die sich von allen Seiten herandrängen. Bald wird der Schall von Schwerthieben, von splitternden Lanzen, von zusammenrennenden Rossen, von klirrenden Schilden und sausenden Speeren weithin schallen; bald wird das Feuer unter den Stößen

und Hieben aus Schild und Panzerringen lohen; bald werden alle Augen und Ohren voll Spannung den ritterlichen Kampfspielen zugewandt sein.

c) Der Einzug der Sieger (4. Abenteuer). d) Das Siegesfest (5. Abenteuer). e) Der Kirchgang der Königsfrauen (14. Abenteuer. f) Siegfrieds Begräbnis (17. Abenteuer). g) Rüdigers Werbung (20. Abenteuer). h) Der Könige Abschied (25. Abenteuer).

B. **Brunhilds Burg auf Isenland.** Isenland ist eine Insel „über Meer", vom Nordmeer umflutet. Die Küste fällt steil zum Meer ab. Brunhilds Burg liegt auf einem Felsen am Meer. Die Wogen bespülen bei wilder Erregung das offene Tor. Sechsundachtzig festgefügte Türme ragen in die klare Luft. Ein Mauerring umschließt drei Pfalzen oder Schlösser. Unter den vielen herrlichen Gemächern zeichnet sich der Saal von grünem Marmor durch besondere Pracht aus. Unten am Tore ist ein Schifflein gelandet, dessen Segel weißer denn Schnee glänzen. In zwölftägiger, rascher, froher Fahrt ist es von Worms den Rhein herabgeschwommen, von starker Helden Händen durch das Nordmeer gerudert. Vier Helden in ritterlicher Wehr und köstlichen Gewanden steigen heraus. Zwei tragen lichtes und zwei kohlschwarzes Gewand. Neu geschliffen sind die Speere, lang die Schwerter bis zu den Sporen, breit, lang und fest die Schilde, reich gewirkt und gesteint ist die Kleidung. König Gunther steigt auf ein weißes Roß, das an Sattel und Brustriemen goldene Schellen hat, und Siegfried hilft ihm in Sattel und Stegreif, als ob er sein „Mann" sei. Das Tor steht offen, und geschäftige Diener eilen herbei, um Rosse, Panzer und Schwerter der Fremdlinge in Verwahrung zu nehmen. Oben am Fenster stehen schöne Jungfrauen und sehen der Anfahrt und Ausschiffung der fremden Helden zu. Eine davon im weißen, köstlichen Gewande ist die Herrin Brunhild, eine Jungfrau von unheimlicher Kraft und großer Schönheit. Als die Augen der Fremdlinge sich zu den Fenstern erheben, da treten die Jungfrauen zurück, um nicht neugierig zu erscheinen und der Neugier der Männer keine Weide zu bieten. Auf dem weiten Burghofe ist ein Kreis zum Kampfe gezogen. Viele Recken stehen als Zuschauer in einem Ringe umher oder gehen ab und zu. Vier Männer tragen einen Schild von rotem Golde mit hartem Stahlbeschlage am Rande herbei. Unter den „Buckeln" ist er drei Spannen dick, und getragen wird er an einer köstlichen Borte. Auch einen Wurfspeer mit ungefüger Stange und einen Wurfstein von der Größe eines Mühlsteines bringen sie. Auf diesem Platze und mit diesen Waffen will Brunhild mit Gunther, der um ihre Hand wirbt, auf Tod und Leben kämpfen. Und ans Leben wird's ihm gehen, wenn nicht Siegfried in der unsichtbar machenden Tarnkappe ihm mit seiner starken Hand den verheißenen Beistand leistet.

C. **Im Nibelungenlande.** Unbestimmt ist seine Lage. Bald ist's ein Werder, bald ein hoher Berg, bald ein Land hundert Meilen lang und breit. Bald kann man zu Lande hinreiten, bald nur zu Schiffe hinfahren,

denn es liegt in Norwegen. Am Werder, einer Insel, ist ein Schifflein angebunden. Auf einem Berge erhebt sich ein Schloß, dessen Pforte geöffnet ist. Gebunden liegt daneben der riesige Pförtner. Die gewaltige Eisenstange, mit der er jedem den Schildrand zerschlug, der einzudringen versuchte, ist seiner Hand entfallen. In wildem Kampfe sieht man einen jungen Helden mit dem herbeigeeilten „wilden und kühnen Gezwerg" Albrich, der trotz seiner Zwergengestalt und seines greisen Bartes eine unbändige Kraft zeigt. In der Hand hält er eine goldene Geißel mit sieben schweren Knöpfen, zergerbt des Helden Schild und schlägt es fast in Splitter. Der junge Kämpfer ist Siegfried, der unerkannt in sein Besitztum eingedrungen ist, um die Wachsamkeit und Treue der Seinen zu prüfen. Er rauft den Zwerg am Barte, umklammert ihn und wird ihn bald gebunden neben den ungefügen Torwart legen. Von dem Kampfgetöse hallen Berg und Saal wider. Die Ritter springen von ihren Ruhebetten und eilen der Kampfstätte zu. Siegfried wird sich als ihr Herr zu erkennen geben und sie zur Fahrt nach Isenland und Worms rufen.

D. **Am Lindenbrunnen im Odenwalde.** Beim Dorfe Odenheim im Odenwalde, am Fuße eines Berges, sprudelt klar und kühl unter einer breitästigen, schattigen Linde ein starker Quell hervor, rinnt aus einer Röhre und sammelt sich zwischen Felsblöcken zum Brunnen. Mächtige Bäume stehen im Kreise um den lieblichen freien Platz, auf dem Blumen und Gras gedeihen. Fernher unter den Baumhallen eilen vornehme Jagdgesellen herbei. Auf Wagen wird das erlegte Wild aus dem Walde hinweg geführt. Am Brunnen kniet der kühnste und herrlichste der Jäger, Held Siegfried aus Niederland. In durstigen Zügen trinkt er aus seinem goldenen Jagdhorn das köstliche Wasser. Dicht neben ihm liegen Schild und Bogen. Schwert und Speer hat er an den Ast der alten Linde gelehnt. Zwischen den Schultern seines Jagdgewandes leuchtet ein eingenähtes Kreuz von roter Seide und verrät die verwundbare Stelle an dem sonst gefeiten Leibe des edlen Recken. Vor ihm hat König Gunther aus dem Quell getrunken und ist nun beiseite getreten. Obwohl Siegfried zuerst am Brunnen war, so hat er doch als „zuchtreicher" Mann aus Höflichkeit dem Könige des Landes den Vortritt gelassen. In eiligem Wettlauf sind Siegfried, Gunther und Hagen von der Feuerstatt, wo man das Wild am Spieße briet, aber des Weines ermangelte, hierher geeilt, Siegfried in voller Rüstung, Gunther und Hagen in den „Hemden". Wie Panther sind die Helden durch den grünen Klee gesprungen, allen voran Siegfried. Einer nach dem anderen vom Gefolge taucht nun als erhitzter Läufer aus dem grünen Waldesdunkel auf und eilt zum Brunnen. Während Siegfried trinkt, trägt Hagen eilig des Helden Schwert Balmung hinweg, ergreift den Speer und schleudert ihn mit gewaltiger Kraft durch das Kreuz in des ahnungslosen Helden Rücken, so daß die Spitze vorn aus der Brust raget und das Blut in einem heißen Strahle zum Lindenbaum aufspringt. Was nun folgt, ist zu erraten. Mit dem ragenden

Gerschaft im Rücken schnellt der todwunde Mann auf, wendet sich nach dem fliehenden Meuchelmörder um, sucht vergeblich sein Schwert, ergreift den Schild und zerbleut dem Mörder den Rücken, so daß das edle Gestein von dem Prall losspringt und umhersprüht, die Schläge aber durch Wald und Tal hallen. Todesmatt sinkt er endlich in die Blumen, die um den Brunnen blühen, und die sein hinströmendes Blut rot färben. Mit Blicken voll Vorwurf über den tückischen Verrat und mit einer Fürbitte für sein geliebtes Weib auf den erbleichenden Lippen sinkt er tot in Gras und Blumen. Entsetzt und starr, mit mitleidsvollen Blicken umstehen ihn die Jagdgenossen, die mittlerweile herangekommen sind, und legen endlich die Leiche auf des gefallenen Helden Schild, von Gold und Blut so rot.

E. **Die Fahrt über die Donau.** Die Donauflut ist ausgetreten und hat die Felder in einen weiten See verwandelt. Auf dem rechten Ufer sind die burgundischen Herren ausgestiegen und schauen in den rasch-flutenden Strom. Ihre tausend Ritter, 9000 Knechte und der große Troß sind von Hagen mit starker Hand durch vielmalige Fahrt in einem langen Schiffe übergesetzt worden. Hagen steht mit gewaltiger Ruderstange noch im Schiff. In demselben ist eine große Blutlache zu sehen. Es ist das Blut des Fergen und Schiffeigentümers, der Hagen die Überfahrt verweigerte, die ungefüge Stange über seinem Haupte schwang und sie schmetternd niederfallen ließ. Hagen schlug dem grimmen Gesellen, der jedem ge-waffneten Fremdling den Eintritt in das Bayernland verwehrte, das Haupt ab und warf die Leiche in den Strom, der sie wirbelnd dahintrug. Weiter stromab sieht man die Rosse der Reisigen in der Flut. Man hat sie von dem linken Ufer hinein getrieben, und mutig arbeiten sich alle an das rechte Ufer durch. Einen Mann sieht man mit den Fluten kämpfen. Es ist des Königs Kapellan, den Hagen trotz Bitten und Sträuben in das Wasser geschleudert hat. Erst will er dem Schiffe schwimmend folgen, aber Hagen scheucht ihn mit der Ruderstange drohend zurück. Da wendet er sich gegen das linke Ufer, erreicht es glücklich, schüttelt die triefenden Gewänder und hebt die Hand gegen den Mörder. Auch die Könige schauen voll Unwillen auf Hagen ob seiner nutzlosen Grausamkeit und drohen ihm mit der Hand, aber sein ehernes Antlitz bleibt unbewegt. Als er die Furt und den Fergen suchte, fand er badende Wasserfrauen, denen er die Gewänder nahm, und die nun wie Vögel über den Fluten schwebten und ihm die Zukunft verkündigten: Keiner von dem großen Heere als des Königs Kapellan würde lebend nach Worms zurückkehren! Nun hat Hagen die Probe gemacht und ist überzeugt, daß die Rettung des Kapellans den Untergang des ganzen Heeres bedeutet. Er zerschlägt das Schiff, damit kein Feiger fliehe, und stromab tragen die Wellen die Trümmer.

F. **Kampf mit Gelfrat im Mondenscheine.** Tausende ziehen unter Volkers Führung den gebahnten Pfad bei Nacht lautlos dahin. Hagens Kunde, daß keiner von ihnen wieder heimkehren wird, liegt schwer auf allen Herzen. Links und rechts hört man Huftraben durch den Wald und sieht Schilde erglänzen. Wilder Zweikampf entbrennt zwischen Hagen,

der die Nachhut führte, und Gelfrat, dem helflichen Bruder des Bayernherzogs Else. Hagen wird vom Rosse, dem der Brustriemen sprang, niedergerannt, aber Dankwart, sein Bruder, schlägt dem Riesen mit schnellem Schwertschlag das Haupt ab. Wildes Kampfgetümmel tobt um die Leiche, und manch ein Mann fällt tot oder wund in das feuchte Gras, endlich aber flieht Herzog Else mit den Seinen, und die Burgunden ziehen eilig weiter. Durch das Gewölk bricht das Mondlicht und beleuchtet mit falbem Scheine die Szene.

G. **In Etzelnburg.** a) Vor dem Saale. Etzels Burg ist ein weiter, kunstvoller Bau mit Palästen und Türmen, einem Münster für die Christen an seinem Hofe, einem herrlichen, weiten Saale für die fremden Gäste, die ihn zahlreich und oft heimsuchen, und einer abseits gelegenen geräumigen Herberge für die Knechte. Der Gästesaal ist aus Quadern erbaut, gewölbt und köstlich ausgeschmückt. Breite Stiegen führen empor zu ihm. In den Palästen und Häusern der Etzelnburg sind Gemächer ohne Zahl und zwischen den Gebäuden Höfe zum Turnier. In der Herberge sind die Knechte und niederen Ritter, in dem Gästesaal die Fürsten und vornehmsten Ritter aus Burgundenland untergebracht. Auf einer Bank vor Kriemhilds Saal sitzen Hagen von Tronje und der kühne Fiedler Volker in ihrer glänzenden Waffenrüstung, festen Panzern und seidenen Gewändern. Sie haben Waffenbrüderschaft auf Leben und Tod geschlossen und erwarten trotzig alles, was kommen soll. Von der Stiege ihres Palastes ist Königin Kriemhild mit der Krone auf dem Haupte herniedergestiegen und vor ihren Todfeind getreten, um ihm vor Zeugen das Geständnis des Mordes an Siegfried abzulocken. Die trotzigen Helden erheben sich nicht vor der Königin, sondern blitzen sie nur mit kühnen Augen an. Hagen legt über seine Schenkel Siegfrieds herrliches, lichtes Schwert Balmung, an dessen goldenem Knaufe ein grüner Jaspis erglänzt, während rote Borte die Scheide säumt. Kriemhild kennt des Gatten Schwert, fühlt den grausamen Hohn und zeigt Wut und Schmerz im Antlitz. Volker hat sein scharfes Schwert in der Form eines Fiedelbogens näher an die Bank gezogen. Bittere, schneidige Worte gehen zwischen den Feinden hin und her. Scheu stehen die Hunnen von fern und gaffen die furchtbaren Gäste wie wilde Tiere mit geheimem Grausen an.

b) Der Saal bei Nacht. Die ritterlichen Gäste sind, ermüdet von der Unruhe des Tages, in den Saal eingetreten. Er ist mit weichen Betten von köstlichem Pelzwerk ausgestattet. Lichthelle Decken von Arras und Überzüge von arabischer Seide, mit goldenen Borten verbrämt, sind darüber gebreitet. Bettlaken von Hermelin und schwarzem Zobel sind da. Vor der Tür des Saales sitzen auf einem Stein in ihrer Waffenrüstung Hagen und Volker als freiwillige Schildwachen und hüten mit den festen Schilden an der Hand die stolzen Heimatlosen. Volker singt und spielt die Bekümmerten in Ruhe. Im Dunkel nahen sich wie Gespenster die Mannen Kriemhilds zu einem nächtlichen Überfalle, aber Volkers hohnvoller Zuruf scheucht sie geschwind ins Dunkel zurück.

c) Der Gang zum Münster (31. Abenteuer). d) Der Kampf im Bankettsaale (33. Abenteuer). e) Der Saalbrand (36. Abenteuer).

f) Das Ende (39. Abenteuer). Gebunden und mit Blut beronnen liegt Hagen zu den Füßen der grimmen Kriemhild. Dietrich von Bern hat ihn nach hartem Kampfe überwunden, gefesselt zu Kriemhild gebracht und ihn der Schonung der Königin empfohlen. Auch Gunther hat er besiegt und der Königin gefesselt ausgeliefert. In tiefem Schmerze über den Tod all der herrlichen Helden hat er sich zum Gehen gewandt. Kriemhild hat des Bruders Haupt abschlagen lassen und es bei den Haaren zu Hagen getragen, um diesen zu bewegen, das Versteck des Nibelungenhortes zu verraten. In grimmigem Hohne verweigert dies der wehrlose Held. Da überwältigen Wut und wilder Schmerz das unglückliche Weib. Mit beiden Händen zieht sie ihres toten Gatten Schwert aus der Scheide und schlägt Hagen das Haupt ab. Sinnend und in Schmerz versunken hat Dietrichs alter Waffenmeister Hildebrand seitwärts gestanden. Als er aber Hagens Haupt von eines Weibes Händen fallen sieht, da übermannt ihn der Zorn ob solchen Frevels, und einen tödlichen Schwerthieb versetzt er dem rachsüchtigen Weibe, das mit einem gellenden Todesschrei neben der Leiche des Todfeindes zusammenbricht. Auf der Stätte der Vernichtung stehen in Jammer und Leid versenkt und umgeben von den Spuren des Kampfes, Mordes und Brandes die Alleinüberbleibenden: der reckenlose Etzel, der länder- und heimatlose Dietrich und der greise Hildebrand.

2. Charakteristik der Personen.

König **Gunther** ist der älteste der drei burgundischen Königsbrüder, der eigentliche König, der Vogt vom Rheine, der Wirt des Landes. Er ist ein stattlicher Mann nicht ohne königliche Würde, besonders auch im äußeren prunkvollen Auftreten. Im Waffenhandwerk ist er wohlerfahren, sein Geschick und seine Kraft mannigfach erprobt, wie besonders die letzten Kämpfe zeigen, so daß ihn Hagen als Muster für Etzel hinstellt. Doch gründet sich die Verehrung und Anhänglichkeit der Mannen weniger auf Gunthers persönliche Vorzüge als auf die königliche Würde und die Pflicht der Mannentreue. Sonst spielt er in den Kämpfen des Nibelungenliedes eine ziemlich klägliche Figur. Den Zweikampf mit Siegfried lehnt er ab. Während des Sachsenkrieges bleibt er daheim. Im Werbekampfe um Brunhild macht er nur die Gebärde des Kampfes, läßt Siegfried für sich kämpfen und sich von diesem im Sprunge unter dem Arme forttragen. Noch kläglicher erscheint er im Brautgemach, als ihn Brunhild überwindet, fesselt und an die Wand hängt. Nur auf sein Flehen und demütiges Gelöbnis wird er befreit, zeigt Siegfried seine geschwollenen Hände und läßt diesen abermals den entscheidenden Kampf für sich bestehen. In seinen Entschließungen scheint er bedächtig, denn er hört immer erst fremden Rat. In Wahrheit ist er unselbständig und schwankend, dabei nicht selten eigen-

sinnig. Bald läßt er sich durch Hagen, bald durch Siegfried, bald durch seine Brüder, bald durch Brunhild bestimmen. Zwischen Eitelkeit, Unternehmungslust und tapferem Entschluß einerseits, Ratlosigkeit und mutlosem Weichen anderseits, zwischen gut und bös schwankt er her und hin. Für die Seinen sorgt er umsichtig, gönnt ihnen Freude und Genuß, belohnt sie reich mit Geschenken und Ehren; er legt selbst Hand an beim Rudern, entläßt großmütig die gefangenen Fürsten ohne Lösegeld, will den unschuldigen, gottesarmen Priester retten und schilt Hagens Grausamkeit. Zur Milde und Freigebigkeit gesellt sich nicht selten Eigennutz. Siegfrieds Dienste erkauft er durch die Hand seiner Schwester. Das rote Gold und edle Gestein des Nibelungenhortes, Eitelkeit und Herrschsucht, in all diesen Landen keinen Nebenbuhler von gleicher oder größerer Macht zu haben, verleitet ihn zu Lug, Trug, Verrat und Gewalttat. Sein anfängliches Sträuben gegen Untreue und Undankbarkeit wird stets überwunden, wenn die rechten Saiten in dem Herzen des eiteln und schwachen Mannes angeschlagen werden. Seine Mutter Ute ehrt er zart und rücksichtsvoll; seiner Schwester möchte er ein fürsorglicher Bruder sein und trägt schwer an ihrer „Ungnade"; zu seinen Mannen steht er treu und unentwegt, aber treulos und tückisch handelt er an seinem Schwager Siegfried. Sein Weib Brunhild liebt er treu und zärtlich, geht willig und voll Nachsicht auf ihre Wünsche und Launen ein, ja läßt sich von ihr zu Frevel und Untat drängen.

Sein ritterlicher Bruder **Gernot** ist tapfer, umsichtig, entschieden im Rat, frisch entschlossen zur Tat, höfisch fein bei Empfang und Bewirtung der Gäste. Er rät zur Freigebigkeit, widerrät Siegfrieds Tod und ist bei der verhängnisvollen Jagd nicht gegenwärtig. Kriemhild tröstet er in ihrem Schmerz, bittet sie, in Worms zu bleiben, beteuert seine Unschuld, vermittelt eine Versöhnung mit Gunther, holt den Nibelungenhort und unterwirft das Land, rät zur Versenkung des Schatzes, um Hader zu meiden, empfiehlt Kriemhild herzlich die Wiederverheiratung und den Burgunden später die Fahrt in Etzels Land. Er befreundet sich aufs innigste mit dem edlen Rüdiger von Bechlaren, tauscht das Schwert mit ihm, kämpft als Held mit den Heunen, verweigert Hagens Auslieferung, fällt von Rüdigers Hand, indem er diesen Freund-Feind mit dessen eigenem Schwerte durchbohrt, und wird von allen beklagt. Gernot ist ein Mann klaren Kopfes, warmen Herzens, festen Willens, wohlwollender Gesinnung, tapferer Hand und rascher Tat, für Freundschaft mehr als für Frauenliebe empfänglich.

Geiselher, der junge oder das Kind genannt, ist der jüngste und liebenswürdigste der drei Königsbrüder. Freundlichkeit gegen Einheimische und Gäste, Milde gegen die Lehensmannen, zärtliche Liebe zur Schwester Kriemhild, Tröstung für alle Traurigen und Gekränkten, zärtliche Liebe zu seiner holden Braut Dietlinde, Abscheu über alles Schlechte und Gemeine, Klage über den Untergang der Helden, über die Vernichtung seines jungen Glückes und Lebens, aber treues Ausharren bei den Kampf-

genossen, unentwegtes Festhalten an den Gesetzen ritterlicher Würde und Ehre, Tapferkeit im Kampfe und edler Heldentod von der Hand des edlen Gotenhelden Wolfhart: das ist sein schöner elegischer Charakter und sein tragisches Geschick.

Der lichte Held **Siegfried** von Niederland ist das einzige Kind König Siegmunds und Sieglindens zu Santen am Niederrhein, der strahlende Held der altdeutschen Sage und neben Kriemhild die Hauptperson des Nibelungenliedes. Er verlebt eine schöne Jugend, erhält eine ritterliche Erziehung und verrichtet als Jüngling allerlei Heldentaten, so daß man von ihm weit und breit spricht. Nicht nach des Vaters Herrschaft, sondern nach Abenteuern steht sein Sinn. Er bezwingt die Nibelungen, wird Herr ihres Schatzes und ihrer Lande und des trefflichen Schwertes Balmung, überwindet den Zwerg Albrich und nimmt ihm die Tarnkappe, erschlägt den Linddrachen, badet sich in dessen heißem Blute und bekommt eine hürnene, unverletzliche Haut davon. Nur eine kleine Stelle zwischen den Schultern bleibt verwundbar. Wanderlustig und abenteuerlustig durchstreift er alle Lande und kommt auch zu Etzel. Der Ruf von Kriemhilds Schönheit und Lieblichkeit lockt ihn nach Worms. Selbstbewußt und herausfordernd will er Gunthern im Zweikampf das Land abgewinnen, läßt sich aber umstimmen, bleibt am Hofe zu Worms, nimmt tapfer teil an den Kriegsfahrten, gewinnt die Gunst der Frauen und Ehre bei den Männern. In sehnender Minne, aber unüberwindlicher Schüchternheit weilt er ein Jahr in Worms, ohne die Gesuchte zu sehen und zu sprechen. Mutig und unwiderstehlich tapfer ist er im Kampfe gegen Sachsen und Dänen, nachdem er vorher dem mutlosen Gunther tröstlich zugesprochen hat, geht auf Kundschaft ins feindliche Gebiet, überwindet im Zweikampf König Lüdegast und besiegt die Seinen. Erst beim Siegesfeste darf er zum Lohne für seine tapfere Hilfe die Geliebte sehen und sprechen. In Wonne geleitet er sie, verzagt aber daran, sie je zu gewinnen. Er bewirkt die Entlassung der Gefangenen ohne Lösegeld und bleibt am Hofe, als die übrigen Kampfgenossen heimziehen. Um die Geliebte zu gewinnen, unternimmt er mit Gunther die Fahrt nach Isenland, führt Ruder und Ruderstange mit Kraft und Geschick und nennt sich bei Brunhild, die er von früher kennt, Gunthers „Mann", um diesen hochzustellen. Er kämpft mit übermenschlicher Kraft im Schutze seiner Tarnkappe gegen Brunhild und gewinnt sie für Gunther, besucht seine Nibelungen und prüft deren Wachsamkeit und Treue durch harte Kämpfe. In prächtiger, zahlreicher Geleitschaft zieht er bei Brunhild auf. Als Herold des Brautzuges reitet er mit 24 Recken nach Worms voraus, um den König und sein Gemahl anzumelden, erweckt viel Freude und erntet viel Ehre und reiches „Botenbrot", verschenkt aber die meisten Gaben an Kriemhilds Maide. In den Festspielen siegt er als freudiger, geschwinder und unwiderstehlicher Degen. Die Geliebte wird sein Weib und ihm im „Ringe der Verwandten und Zeugen" sowie in der Kirche angetraut. Er findet mit ihr das höchste Glück der Liebe und eine Herzensgemeinschaft

ohnegleichen. Unerkannt bändigt er nachts für Gunther dessen wildes, widerstrebendes und kampflustiges Weib. In einem Anfalle von Laune und Leichtsinn nimmt er ihr heimlich Ring und Gürtel weg, verschenkt beides sorglos an sein Weib und verrät dieser das Geheimnis von Brunhilds Bezwingung. Es folgt eine fröhliche Heimfahrt, eine innige Begrüßung durch die Eltern, eine Reihe stattlicher Feste und dann ein wolkenloses Glück in der Heimat. Auf der Besuchsreise nach Worms ziehen Glück und Freude mit ihnen. Der eifersüchtige Streit der Frauen verdrießt ihn heftig. Er gibt Brunhild eine feierliche Ehrenerklärung und schwört im Kreise der nächsten Freunde einen Reinigungseid. Seine Frau straft er mit herben Worten, ja „zerbleut ihr den wonnesamen Leib", mahnt aber auch Gunther, sein Weib zu ziehen.

Ahnungslos geht er durch die Feinde, ohne von ihren Mordplänen etwas zu merken. Er erbietet sich sofort zur Hilfe bei dem vorgespiegelten Feldzuge gegen die Sachsen, folgt gern der Einladung zur Jagd, weist Kriemhilds Träume und bange Ahnungen sorglos und freundlich zurück und nimmt herzlichen Abschied von ihr. Als Muster eines trefflichen Jägers macht er die Jagd mit ganzer Lust, übermütiger Laune, frischester Kraft und ausgezeichnetem Erfolge mit. Die Gefährten erschreckt er durch den losgelassenen Bären, schilt ob des vergessenen Trunkes, geht rasch und arglos auf den Wettlauf ein, gewährt Hagen eine Reihe von Vorteilen und langt doch zuerst am Ziele an. Ahnungslos legt er die Waffen ab, wartet höflich auf den Vortritt des Königs zum Brunnen, trinkt in vollen Zügen, wird meuchlerisch von Hagen mit seinem eigenen Speer durchstochen, verfolgt den Meuchelmörder und zerbleut ihn mit seinem Schilde, schilt die Verräter, beklagt sein Kind und seine Gattin, empfiehlt sie Gunther, prophezeit Unheil aus der Tat der Untreue, sinkt in die Blumen und stirbt. Ehrenvoll wird seine Leiche auf den gold- und blutroten Schild gelegt, bei Nacht nach Worms gebracht und Kriemhild zu Hohn und Todesschreck vor die Tür gelegt. Groß ist Leid und Jammer um den gefallenen jugendlichen Helden, prunkvoll und herzbewegend sein Begräbnis. Aus seinen Wunden fließt bei Hagens Annäherung aufs neue Blut und verklagt den Mörder. Drei Tage und drei Nächte wird Totenwacht an seiner Leiche gehalten. In unsäglichem Weh läßt Kriemhild nochmals seinen Sarg auf dem Wege zur Gruft öffnen und nimmt ergreifenden Abschied. Unverlöschlich ist sein Gedächtnis, unstillbar Schmerz und Tränen um seinen frühen Tod. Sein Schwert kommt an den Mörder Hagen, sein Schatz an die Burgunden, sein Gebein im langen Sarge in das Münster des Klosters Lorsch. Männliche Schönheit, unwiderstehliche Kraft, große Gewandtheit und Beweglichkeit, fröhlicher und argloser Sinn, der sich zuzeiten in neckischen und übermütigen Streichen gefällt, zarte höfische Zucht gegen Frauen und Fürsten, Milde und Freigebigkeit, Aufopferung für Freunde, Versöhnlichkeit gegen Feinde und Liebe zu den Seinen: das sind die einzelnen Züge seines Heldencharakters, in dem göttliche und menschliche Vortrefflichkeiten sich gepaart haben.

Der grimme **Hagen** von Tronege, Tronje oder Tronei, ist Adrians Sohn, Dankwarts Bruder, Ortwins Oheim, Volkers Herzensfreund, König Gunthers vornehmster Lehensmann und ein Verwandter des Königshauses, der Burgunder Stütze durch seine Tat und ihr Verhängnis durch seinen Rat.

In seiner Jugend wird er mit Walther von Aquitanien als Geisel nach Ungarn gebracht, kämpft tapfer in Etzels Land und wird von diesem zum Ritter geschlagen und beschenkt. Die Heunenkönigin Helche ist ihm hold. Ihm sind alle Reiche kund und alle Helden bekannt. Nur Siegfried kennt er nicht von Angesicht, wohl aber hat er viel Rühmens von seinen Taten gehört. Siegfrieds Vater warnt den Sohn vor Hagens Übermut; doch parteilos redet der grimme Held Gutes von Siegfried, rät seinem Herrn zu einem freundlichen, ehrenvollen Empfange des edlen Helden, bewegt Gunther im Sachsenkriege, Siegfrieds Hilfe anzusprechen, führt als Scharmeister das Volk, kämpft tapfer, bewacht den gefangenen König, sorgt für die Verwundeten und ist beim Siegesmahl geschäftig. Er begleitet Gunther auf der Brautfahrt nach Isenland und weiß durch klugen Rat und rasche Tat immer das Rechte zu treffen.

Sein Äußeres ist schreckenerregend. Sein Anblick setzt Rüdigers Töchterlein so in Schrecken, daß sie ihm nur widerwillig und mit Grauen den Willkommenkuß gibt. Er ist wohlgewachsen, breit von Schultern und Brust, lang von Beinen, sicher und gewandt im Gange, ein Meister im Laufen. Schrecklich ist sein Antlitz, lohfarben und rissig gleich Eichenrinde, grau gemischt sein Haar, kalt und schrecklich sein Blick — ein Auge war ihm von Walther am Wasichensteine ausgeschlagen — und donnergleich seine Stimme. Er hält auf die beste Waffenrüstung und verschmäht auch den Schmuck der Gewande nicht. Auf der Islandsfahrt trägt er schwarze Kleider mit funkelndem Gestein. Löwengleich ist sein Mut, gewaltig seine Stärke, stürmisch seine Tapferkeit, unerschütterlich sein Sinn. Am glänzendsten bewährt er diese Tugenden in den letzten Kämpfen. Furchtlos und mit offenen Augen zieht er zu Etzel in Gefahr und Tod und ist als Führer immer voran. Er tötet den Fergen an der Donau, kämpft mit dem Riesen Gelfrat, bindet den Helm fester bei Kriemhilds feindlichem Gruß, wird von den Hunnen mit heimlichem Grauen angestaunt, hält freiwillig mit Volker die Nachtwache vor seiner Herren Tür, nimmt am Buhurt teil, ruft zum Vernichtungskampfe, kämpft zornentbrannt im Saale, erschlägt den Markgrafen Iring, tötet den Dänenkönig Hawart, ermuntert zum tapferen Ertragen der Feuersglut, nötigt Hildebrand zweimal zur Flucht und rächt blutig Volkers Tod.

Nicht allzu rühmlich ist seine Tapferkeit in folgenden Fällen: er fällt den edlen Siegfried durch Meuchelmord, flieht vor ihm und wird von dem Todwunden mit dem Schilde zerbleut, stürzt im Kampfe mit Gelfrat vom Roß und ruft Dankwart zu Hilfe, wird von Iring verwundet und von Dietrich überwunden und gefesselt. Siegfried und Dietrich sind ihm an Kraft und Geschick überlegen.

List und Schlauheit, Falschheit und Lüge sind ihm geläufige Waffen. So weiß er Kriemhild das Geheimnis von Siegfrieds Verwundbarkeit abzulocken und das vertrauensselige Weib zur Befestigung eines Zeichens auf der gefährdeten Stelle des Rückens zu veranlassen. Heuchlerisch verspricht er den Schutz des geliebten Mannes. Er rät zu Siegfrieds Ermordung und läßt Gunther nicht eher los, bis er seine Einwilligung gegeben. Das Kriegsgerücht sprengt er aus, und die Jagd im Odenwalde veranlaßt er, um die Gelegenheit zu Siegfrieds Ermordung herbeizuführen. Der Wein wird absichtlich vergessen, um den Durst zu reizen und den Wettlauf vorzuschlagen. Heimlich entfernt er die Waffen und durchbohrt Siegfried meuchlerisch von hinten. Später empfiehlt er dem Könige die Versöhnung mit Kriemhild, um den Hort in die Gewalt zu bekommen. Als Kriemhild sich mit den Schätzen Freunde und Anhänger erwirbt, da wird er besorgt, bemächtigt sich der Schlüssel, versenkt den Hort und läßt eidlich Verschwiegenheit über den Bergeort geloben. Zum Schein geht er in die Verbannung. Kriemhilds Wiederverheiratung sucht er zu hintertreiben, weil sein böses Gewissen überall Feinde und Gefahren wittert. Die Donauweiber weiß er zur Kundmachung der Zukunft zu zwingen. Den Fergen täuscht er dadurch, daß er sich für seinen verbannten Bruder Amalrich ausgibt. Den Mord des Fährmanns leugnet, den Kampf mit Gelfrat verheimlicht er, den Grenzwächter Markgraf Eckewart beschleicht und überrascht er im Schlafe. Durch den tückischen Mord des unschuldigen Kindes Ortwin entflammt er den Vernichtungskampf und macht eine Sühne unmöglich.

Geradezu entsetzlich ist in vielen Fällen sein Übermut und seine Spottsucht, seine Grausamkeit und Fühllosigkeit. Mit kaltem Blute entwirft er den Plan zum Untergange des unschuldigen Siegfried. Mit Mordlust schleudert er dem Ahnungslosen das tödliche Eisen in den Rücken. Er höhnt den Sterbenden, freut sich über dessen Tod, bekennt sich offen und mit Genugtuung als den Täter, läßt der Gattin nächtlicherweile die Leiche vor das Gemach stellen, tritt kecklich zur Bahrprobe an die Leiche und sieht unbewegt die blutenden Wunden als seine Verkläger zeugen. Der Witwe raubt er den Schatz, um ihr auch die Freude des Wohltuns zu zerstören. Unablässig hetzt er gegen sie, ja verweigert ihr bei der Wiederverheiratung mit Etzel das übrig gebliebene Gold. Er spottet über Utens Träume und Ahnungen, wirft den „gottesarmen Priester" ins Wasser, um die Wahrheit der Prophezeiung zu erproben, spottet über Kriemhilds Kummer, begegnet ihr mit Hohn, bindet den Helm fester und verweigert die Ablegung der Waffen. Nicht einmal aufsteht er vor der Königin und legt mit grausamem Hohne Siegfrieds Schwert breit über die Schenkel. Auf dem Kirchgange drängt er die Königin in Bubenmanier, spottet über Ortwins Schwächlichkeit, schlägt dem Kinde das Haupt ab, daß es in der Mutter Schoß springt, tötet den Wärter des Knaben und haut dem Spielmann Werbel die rechte Hand ab. Wie ein wütender Eber fällt er die Heunen an, schlägt und würgt wie ein Rasender. Den feigen

König Etzel verspottet er und verweist ihn höhnisch auf das Beispiel seiner tapferen Herren. Beim Saalbrande rät er, sich durch die Schilde gegen die stürzenden Brände zu schützen und den brennenden Durst durch das Blut der Erschlagenen zu stillen, freut sich über Volkers Spottreden, verhöhnt Hildebrand und antwortet Dietrich abweisend. Als Gefangener reizt er durch seinen Trotz und seine halben Antworten auf Kriemhilds Fragen und Mahnungen das unselige Weib zum Brudermorde.

Rührend und unvergleichlich ist in dem ehernen, fühllosen Helden die Mannen- und Freundestreue. Nur auf die Ehre und Machtmehrung seiner Herren ist er bedacht; ihnen rät er das Beste; für sie ist er zu jedem Opfer bereit, sei es mit der Faust oder mit einer Fahrt in die Ferne; ihre Ehre ist seine Ehre, ihr Glück das seine. Nie vergißt er den Abstand zwischen dem Lehnsherrn und dem Lehnsmanne. Der Jammer seiner Königin über die erfahrene Kränkung rührt sein Herz und waffnet seinen Arm. Wer seines Herrn Weib beleidigt, der muß ein Kind des Todes sein. Jedes Mittel ist ihm recht, selbst Verrat und Meuchelmord, um die Schmach seiner Fürstin mit Blut abzuwaschen. Um Brunhild zufrieden zu stellen, muß er Kriemhild tödlich treffen und ihren Haß auf sich laden. Die ihm nie ein Leid getan, ihm als Verwandten arglos getraut hat, täuscht, kränkt, höhnt und beleidigt er auf jede erdenkliche Weise, um seiner Königin zu dienen. Um seines Herrn Macht zu mehren, nimmt er den Nibelungenhort in Besitz und beraubt Kriemhild. Alle Schuld nimmt er willig auf sich, geht in die Verbannung und darf vier Jahre nicht vor Kriemhilds Augen kommen. Er warnt vor Kriemhilds Einfluß und vor ihrer Verbindung mit dem mächtigen Etzel. Als er die Heirat nicht hintertreiben kann, da widerrät er eine zu reiche Ausstattung und dann die Fahrt zum Sonnenwendfeste ins Heunenland. Als er sich spöttische Bemerkungen über sein böses Gewissen und seine Feigheit gefallen lassen muß, da erklärt er sich zur Teilnahme bereit und verlangt nun eine gerüstete Fahrt. Als länderkundiger Führer leitet er den Zug, sucht eine Donaufurt, bewirkt die Überfahrt und kämpft bei Nacht mit den Feinden in Bayernland. Den Grenzwart beschleicht er im Schlafe und nimmt ihm die Waffen, gewinnt ihn aber zum Freunde, als er ihm dieselben infolge seiner schmerzlichen Klage wieder ausliefert. An Rüdiger hat er seine Freude, rühmt ihn und rät zur Vermählung Geiselhers mit der jungen Markgräfin. Auch Frau Gotlinds Gunst gewinnt er, also daß sie ihm den unvergleichlichen Schild ihres Sohnes Nudung verehrt. Er verweigert die Ablegung der Waffen, schließt Todesbrüderschaft mit dem fröhlichen Fiedler Volker, bewacht seine Herren in der Nacht, mahnt die Genossen zum Kirchgange, zu ernster Beichte und zum Zusammenstehen, rächt den Tod der Knechte in entsetzlicher Weise, streicht seine tapfern Herren heraus, redet herzlich mit Rüdiger, fühlt dessen Seelenpein mit, dankt tief ergriffen für dessen Schild, verspricht, nicht gegen ihn zu kämpfen, zürnt über Gernots Tod und beklagt ihn und Rüdiger. Rührend ist seine Freundschaft mit Volker: nur ein Gedanke und ein Gefühl scheint beide zu beleben. Miteinander und

füreinander gehen, stehen und fallen sie. Gegen Dietrich redet Hagen mild und fast versöhnlich, lehnt aber jede Ergebung und Unterwerfung ab. Auch gebunden bleibt er fest und treu und läßt sich lieber das Haupt abschlagen, als daß er den Schatz verrät oder der verhaßten Kriemhild ein Zugeständnis macht.

Seine Treue vergelten die Herren mit gleicher Treue. Sie verweigern seine Auslieferung und fallen lieber bis auf den letzten Mann, ehe sie die Treue brechen. Die Herzenstreue und rückhaltlose Hingabe an seine Herren und ihr Interesse sowie an seine Freunde ist der einzige versöhnende Zug in dem sonst übermenschlichen Bilde des rauhen, rücksichtslosen Recken. Dies eine edle Gefühl hat ihn aber blind und fühllos gegen Sünde und Unrecht gemacht. Er mahnt zwar zum Kirchgang, zur Reinigung der Herzen und zur Vorbereitung auf den Tod, aber eine Erkenntnis seines himmelschreienden Unrechts an Siegfried und Kriemhild kommt ihm nicht in den Sinn. Kein Wort des Bedauerns, der Reue, der Tröstung, der Entschuldigung hat er für die unglückliche Witwe, nur kalten Hohn und Kränkung auf Kränkung. Was er selbst getan und fortgesetzt geübt: Falschheit und Lüge, Tücke und Hinterlist, Haß und Rache, das sieht er nur an seiner Feindin in seiner Abscheulichkeit, in ihm selbst aber dämmert keine Spur der Selbsterkenntnis auf. Weil er die Mannen- und Freundestreue unverletzt bewahrt, darum fühlt er sich bei allem übrigen im Rechte.

Der schnelle **Dankwart** ist Hagens jüngerer Bruder, der Marschall des Königs, ein Mann von schöner, jugendlicher Gestalt. Im Sachsenkriege führt er die Nachhut, kämpft rühmlich, nimmt an Gunthers Brautfahrt teil, rudert voll freudiger Kraft, trägt rabenschwarz Gewand, ist besorgt um den Ausgang des Kampfes, fühlt sich ohne Waffen aller Mannheit beraubt, begrüßt die wiedergebrachten Waffen rot vor Freude, übt als Brunhilds Schatzmeister unbeschränkte Milde und verpflegt Siegfrieds Mannen. Er empfängt in höfischen Züchten Rüdiger, als dieser zur Werbung um Kriemhild nach Worms kommt, führt vor der Fahrt ins Heunenland achtzig Ritter herbei, sorgt auf dem Wege als Marschall für Herberge, führt die Nachhut und hilft Hagen im Kampfe gegen Gelfrat, rät aber zu raschem Weiterzuge. Viel Gunst und Gaben findet er in Rüdigers Hause. Bei Etzel bringt er das Gesinde und die Rosse in der abseits gelegenen Herberge unter. Als Blödel die Herberge überfällt, stellt er diesen zur Rede, schlägt ihm das Haupt ab und kämpft mit außerordentlicher Tapferkeit. Mit der Wahrheit nimmt er's so wenig genau wie sein Bruder Hagen. Er lügt dem Blödel vor, bei Siegfrieds Tode sei er noch ein Kind gewesen, während er doch als wehrhafter Ritter schon die Werbefahrt nach Isenland mitgemacht hatte. Wie ein „wildes Eberschwein" schlägt er sich durch die Feinde. Blutberonnen dringt er in den Speisesaal und ruft Hagen zur Rache. Draußen hütet er, drinnen Volker die Tür vor den anstürmenden Feinden. Mitten unter die Heunen springt der tollkühne Mann und droht ihnen. Mit Schmerz kämpft er

gegen die Mannen Rüdigers und beklagt Gernots und Rüdigers Tod. Tapfer ficht er gegen die von Bern und wird endlich von dem Goten Helfrich erschlagen.

Der kühne Fiedler **Volker** von Alzei (nordwestlich von Worms) ist Gunthers Vasall, ein tapferer Degen und edler Spielmann. Mit gleichem Geschick streicht er die Saiten und schwingt kühnlich das Schwert. Im Sachsenkriege trägt er die Fahne und kämpft mutig mit, verschwindet aber dann für lange aus dem Gesichtskreise, so daß er im zweiten Teil des Liedes gleichsam neu eingeführt wird. Hier ist er eine Hauptperson, der ausgesprochene Lieblingsheld des Dichters und wohl dessen bewundertes Vorbild. Er ist der frohe, geschwinde, sorglose, liederreiche und waffenkundige Held, der alle Herzen gewinnt und selbst auf den Tod und die Vernichtung noch den goldenen Schein der Poesie fallen läßt. Reich, sorglos und fröhlich ist sein Gemüt, heiter und scherzhaft sein Geplauder, klar sein Blick, rasch sein Entschluß, tapfer und geschickt seine Hand, kunstreich und herzbewegend sein Gesang, gleich groß seine Meisterschaft über die Töne des Spottes wie des Ernstes, der Liebe wie des Hasses.

Er ist beim Empfange Rüdigers und begleitet Kriemhild als Reisemarschall bis an die Donau. Zur Festfahrt ins Heunenland führt er dreißig Ritter herbei und verhindert die Begrüßung Brunhilds durch die heunischen Boten. Er ist fast stets gleicher Meinung mit Hagen und schließt endlich im Angesicht des Todes, als sich die Ereignisse verhängnisvoll verwickeln, mit diesem eine Waffen- und Todesbrüderschaft. Bis zum letzten Atemzuge ist er diesem Bunde treu geblieben.

Volker ist wegekundig bis ins Heunenland hinein, trägt herrlich Streitgewand, ein flatternd rotes Zeichen am Helme und die Fahne in seiner starken Hand. Herzlich wird er in Bechlaren von Rüdiger und den Seinen begrüßt und von den Frauen zum Willkommen geküßt. Er führt muntere Reden, erheitert alle und leitet die Verlobung Dietlinds mit Geiselher ein. Mit Spiel und Gesang verabschiedet er sich reich beschenkt von Gotlind. Bei Dietrichs Begrüßung hört er dessen Warnungen gleichmütig und ergibt sich sorglos in das drohende Geschick. Todesfurcht, zagende und nagende Sorge und müßige Klage kennt er nicht. Sein Schwert vergleicht er mit dem Fiedelbogen, seine Kampfesweise mit den Bogenstrichen. „Fiedelnd ging er durch den Festsaal“ und mähete die Heunenrecken nieder. Vor der Königin erhebt er sich nicht und drängt sie auf dem Kirchgange. Während der Nacht bewacht er mit Hagen seine Herren, singt die Kummervollen durch sein Lied in Schlummer und scheucht die heranschleichenden Hunnen durch spöttischen Zuruf zurück. Er fühlt und begrüßt den herankommenden Morgen, höhnt die Heunen und reitet einen geckenhaften Ritter nieder, um kurz entschlossen den Kampf zum Ausbruch zu bringen. Im Festsaal wütet er wie ein Eber und hilft Dankwart die Tür bewahren. Dicht neben Etzel tötet er einen Heunen und setzt dadurch den König in Todesschrecken. Gunther und Hagen loben ihn.

Die Heunen höhnt er wiederholt und jagt sie in die Flucht. Er erschlägt den Thüring Irnfried und übersteht den grausen Saalbrand. Dem herannahenden Rüdiger gibt er Frieden und freie Bahn, läßt dessen züchtige Hausfrau grüßen, erinnert an ihr Geschenk, beklagt dann die gefallenen Helden Gernot und Rüdiger und rechtfertigt letzteren bei Kriemhild. Die anrückenden Amelungen verhöhnt er, kämpft mit Wolfhart und bringt ihn zum Straucheln, tötet Dietrichs Neffen Siegstab und fällt endlich von der Hand des alten Hildebrand. Hagen beklagt diesen herbsten Verlust bitterlich und sucht ihn an Hildebrand zu rächen.

Der Truchseß **Ortwin** von Metz ist Hagens Schwestersohn. Bei Siegfrieds herausfordernden Reden auf dem Burghofe in Worms fährt er auf und will mit dem Schwerte Antwort geben, wird aber zur Ruhe verwiesen. Im Sachsenkriege führt er mit Dankwart die Nachhut und kämpft tapfer. Er rät, die Frauen am Siegesfeste teilnehmen zu lassen, trifft allerlei Vorbereitungen zu den Hoffesten und leitet sie. Er erklärt sich für Siegfrieds Tod und will ihm gleich an den Leib. Später sucht er Kriemhild zu versöhnen. Er ist bei Rüdigers Empfang, zieht aber nicht mit an Etzels Hof zu dem verhängnisvollen Sonnenwendfeste, sondern „pflegt der Geschäfte daheim".

Der Küchenmeister **Rumold** kämpft mit im Sachsenkriege, hat sonst aber eine friedfertige, spießbürgerliche Gesinnung. In der Küche und auf den Festplätzen ist das Feld seiner Ehren. Dringend widerrät er die Festfahrt an Etzels Hof und mahnt die Helden, im Lande zu bleiben und sich ehrlich zu nähren, den Leib zu zieren mit reichen Gewanden, den besten Wein zu trinken und der Minne zu pflegen. Er verheißt ihnen die köstlichsten „Schnitten in Öl gesotten", dergleichen sonst nirgends zu finden seien. Als die Reise beschlossen wird, da trauert und klagt er. Fröhlichen Genuß liebt er mehr als Gefahren, die Heimat mehr als die Fremde. Gunther befiehlt ihm die Hut des Landes und die Sorge für seine Gemahlin.

Markgraf **Eckewart** zieht mit Kriemhild nach Santen, dann nach Worms und bleibt bei ihr nach Siegfrieds Tode. Er begleitet sie auch zu Etzel und ist ihr Kämmerer. An der Landesgrenze, die er hüten soll, wird er von Hagen im Schlafe überrascht und seiner Waffen beraubt. Da er bitterlich klagt, daß er nunmehr aller seiner Ehren ledig sei, gibt ihm Hagen die Waffen wieder. Zum Danke warnt er die Gäste vor Kriemhilds Rache und weist sie in das gastliche Haus Rüdigers, während er selbst als ihr Herold voraneilt.

Markgraf **Gere** ist Kriemhilds Verwandter, führt bei Brunhilds Empfang ihr Roß am Zaum, ladet sie und Siegfried nach Worms ein und wird schön empfangen. Fröhlich kehrt er heim und verkündet den guten Erfolg seiner Botschaft. Nach Siegfrieds Tode sucht er die jammernde Witwe versöhnlich zu stimmen. Er ist bei Rüdigers Empfange und Werbung zugegen, gibt Kriemhild das Geleit, bleibt aber in Worms. Etzels Spielleute, die zum Sonnenwendfeste einladen, werden von ihm,

Ortwin und den Königen beschenkt, damit es kund würde, „wie sie viel milde wären".

König **Siegmund** von Niederland auf der Burg von Santen ist milde, freigebig, ohne Ehrgeiz und Herrschsucht. Das Fest der Schwertleite, in dem sein Sohn „Ritters Stand gewann", feiert er mit freudigem Herzen und offener Hand. Vorsichtig warnt er den feurigen Sohn vor Hagens Übermut. Traurig läßt er ihn nach Worms ziehen. Aller Freuden voll begrüßt er die Schwiegertochter. Krone und Reich tritt er willig dem jungen Paare ab. Zu dem Feste nach Worms begleitet er seinen Sohn und erlebt den entsetzlichen Schmerz, daß dieser durch Meuchelmord der Verwandten fällt. Im ersten Zorne will er die Untat mit dem Schwerte rächen, wird aber von Kriemhild auf die Minderzahl seiner Mannen gegen die Überzahl der Burgunden verwiesen. Traurig scheidet er von dem Grabe des herrlichen Sohnes und von der schmerzzerrissenen Witwe, die das Grab des Geliebten und die Heimat nicht verlassen will. Geiselher geleitet den gebeugten Greis heim. Trauer um den Sohn und die Erziehung des Enkels füllen die übrigen Jahre seines Lebens aus.

Nibelung und **Schilbung** sind Brüder, die Söhne des älteren Nibelung, der den Hort und das herrliche Schwert Balmung besaß. Über den Hort können sie sich nicht einigen und bitten Siegfried, ihn zu teilen, für welchen Dienst sie ihm das Schwert Balmung geben. Da er's ihnen nicht zu Dank vollbringt, fallen sie ihn an, werden aber beide samt ihren Mannen erschlagen. Hort, Land und Mannen des Nibelungenreiches werden Siegfried nun untertan.

Albrich ist ein alter, grauer, bärtiger Zwerg im Nibelungenland, die Hauptstütze der unterirdischen Herrscher. Er kämpft grimmig mit Siegfried, unterliegt aber, verliert seine unsichtbar machende Tarnkappe und wird von Siegfried als Kämmerer in Eid und Pflicht genommen. Der Besitzer des Schatzes ist stets sein Herr, dem er willig dient.

König **Etzel**, Botelungs Sohn und Blödelins Bruder, ist der mächtige Herrscher im Heunenland, eine Zeitlang Christ, dann wieder Heide, läßt aber seinen Sohn taufen und die Christen in seiner Umgebung ungehindert ihren Gottesdienst üben. Er hat viele Fürsten bezwungen, viele Länder erobert, zins- und lehnpflichtig gemacht und ist gefürchtet in allen Landen. Nach dem Tode seiner gütigen, schönen und tiefbetrauerten Gattin Helche wählt er Kriemhild als zweite Gattin. Rüdiger, sein getreuester Dienstmann, wirbt um sie und führt sie seinem Lehnsherrn zu. In Wien hält Etzel Beilager und führt dann die Gattin zu Schiffe von Miesenburg an der Donau nach Etzelnburg (seiner Stadt Gran), das voll kostbarer Bauten ist und ein buntes Völkergedränge und viele fürstliche Besucher zeigt. Er liebt Kriemhild und ist ihr in allem zu Willen, freut sich über die Geburt eines Sohnes, ladet Kriemhilds Verwandte feierlich zum Sonnenwendfeste durch die Sänger Werbel und Schwemmelein ein, freut sich ihrer Ankunft, überhäuft sie mit Ehren, ahnt nichts von Kriemhilds rachsüchtigen Plänen, entschuldigt die Gäste,

schilt die Hunnen, die gewaffnet die Tischgäste umdrängen, erstickt den ersten Ausbruch der Feindseligkeit, wird durch Hagens rohen Spott über sein Söhnlein verletzt, durch den Verlust dieses Sohnes, seiner Magen und Mannen grausam getroffen und zu bitterer Feindschaft entflammt. Volker jagt ihm Todesschrecken ein; Dietrich trägt ihn unterm Arme aus dem Mordgetümmel des Saales. Er will sich selbst in den Kampf stürzen, da Hagen ihn höhnt und herausfordert, und läßt sich nur mit Mühe zurückhalten, treibt die Seinen dazu, beschwört Rüdiger kniefällig, am Kampfe teilzunehmen, beklagt Rüdigers und Hagens Tod und beweint die Gefallenen.

Der Etzel des Nibelungenliedes ist nur der Schatten des historischen Etzel. Der Ruhm früherer Taten umschimmert ihn noch und verdeckt etwas den Mangel an Heldensinn und Heldentat. Im Glanze seiner früheren Taten und im Vollbesitz einer unbeschränkten Herrschaft ist er der Mittelpunkt eines glänzenden Hofes, aber dabei nichts weniger als ein Held. Weder mutig noch tapfer, weder umsichtig noch weise erscheint er, sondern als ein greiser Herrscher, der sich schont, von Erinnerungen lebt, milde urteilt, entschuldigt, versöhnt, vermittelt, fremdes Leid gefühlvoll mitempfindet, dabei kurzsichtig, bei der Entfernung aus dem Saale mutlos, in den Augen der Gegner sogar feige und heimtückisch.

Sein Bruder Blödelin ist Kriemhild sehr ergeben, lüstern nach Schätzen, Landen und einem schönen Weibe, tollkühn, aber ohne Überlegung und Gewissen.

Markgraf **Rüdiger von Bechlaren**, als „Vater aller Tugenden" gerühmt, ist Etzels vornehmster Lehnsmann, ein weitgereister, kampferprobter Held, mild und gütig, selbstlos und freigebig, tapfer und treu, weise und redekundig. Er ist reich an Gold und Gut, besitzt aber kein eigen Land; bei Etzel hat er als Verbannter Huld und viel Lehen gefunden. Mit seinem edlen Weibe Gotlind und der lieblichen Tochter Dietlind lebt er in der schönsten, glücklichsten Häuslichkeit. Allen Gästen steht sein Haus offen; allen Verbannten gewährt er Schutz; allen Unglücklichen ist er mit Rat und Tat nahe. Zu der Werbereise nach Worms lehnt er die Kosten aus des Königs Schatze ab, wird mit großen Ehren von den burgundischen Helden empfangen und wendet bei Kriemhild alle Kunst der Rede an, um sie für seinen Lehnsherrn zu gewinnen. Eidlich gelobt er ihr Treue, seinen Rat und seine Hand gegen alle Feinde. Er rühmt ihre treue Anhänglichkeit an den toten Gatten und daß sie fürbittend seiner Seele gedenkt, tröstet sie über den Verlust des Hortes, widerrät die Mitnahme vielen Goldes, führt die neue Herrin mit starkem Schutz und ehrenvoller Geleitschaft Etzel zu. Sein Weib kommt ihm an der Ens entgegen, nimmt die neue Königin mit großen Ehren auf und sagt ihr, wen sie mit einem Kusse begrüßen soll. Bei der prunkvollen Hochzeit in Wien ist Rüdiger Mund und Hand des Festes. Mit den höchsten Ehren, der innigsten Freude und der weitgehendsten Gastfreundschaft nimmt er die burgundischen Gäste auf und freut sich herzlich der Verlobung seiner Tochter mit Geiselher.

Besonders innig befreundet er sich mit Gernot, tauscht mit ihm das Schwert und gelobt ihm Treue bis zum Tode. Er geleitet die Gäste zu Etzel, rühmt die Burgunden, verbietet den Seinen das Turnier mit ihnen, verläßt mit Dietrich den Speisesaal, da er parteilos in dem ausgebrochenen Kampfe bleiben will. Am Morgen nach dem Saalbrande bittet er Dietrich um Vermittelung der Sühne, erschlägt einen Heunen, der ihn höhnt und verdächtigt, und entschuldigt sich darob bei Etzel. Kriemhild erinnert ihn an seinen Eid, Etzel an alle ihm erwiesene Güte, und beide verlangen seine Beteiligung am Kampfe. Rüdiger gerät in die bitterste Seelennot. Auf der einen Seite Etzels Wohltaten und der Kriemhild geleistete Eid, auf der anderen die Pflicht der Gastfreundschaft und die Freundestreue! Er bittet Kriemhild, ihn seines Eides zu entlassen, und Etzel, ihm alle Lehen zu nehmen und ihn mit Weib und Kind ins Elend gehen zu lassen. Beide aber wollen ihre beste Stütze nicht aufgeben und entbinden ihn nicht des Eides und der Mannentreue. Da rüstet er sich kummervoll, sagt den Burgunden Dienst und Freundschaft ab und beklagt sein jammervolles Geschick, das Leib und Seele auseinander reiße. Alle sind tief gerührt von dem Schmerz des edlen Mannes. Hagen erbittet seinen Schild und gelobt ihm Frieden und Waffenruhe. Gerührt nehmen alle Abschied; ohne Groll, mit wehem, gebrochenem Herzen gehen Gernot und Rüdiger in den Kampf, fechten gewaltig und erstechen sich gleichzeitig. Das Leben ist verloren, aber die Treue gewahrt und die Seele gerettet. Große Klage erhebt sich über den Tod des herrlichen Helden. Die Amelungen begehren die Auslieferung seiner Leiche, aber die Burgunder verweigern sie. Darüber entspinnt sich der letzte Abschnitt des Vernichtungskampfes.

Der Amelunge **Dietrich**, Fürst oder Vogt von Bern (Verona), lebt in der Verbannung bei Etzel, dem er viel schuldig geworden ist. Seine edle Gattin ist Herrat, Helches Schwestertochter, die dem weiblichen Hofstaate vorsteht, Helche innig betrauert und Kriemhild die Landessitte lehrt. Herzog Siegstab ist sein Neffe, Frau Gotlind seiner Base Kind. Dietrich reitet den burgundischen Gästen entgegen, um sie ehrenvoll zu empfangen. Sie erheben sich vor ihm, und er steigt mit den Seinen von den Rossen. Er warnt die Gäste vor Kriemhilds Rache und veranlaßt sie dadurch zur Vorsicht. Offen und ehrlich gesteht er der Königin, daß er der Warner gewesen, und schilt sie ob ihrer tückischen Pläne. Den Seinen verbietet er die Teilnahme am Turnier und dann am Kampfe und schlägt Kriemhild die Bitte um hilfreiche Einmischung ab. Den Kampflärm im Saale überschallt seine Donnerstimme. Er verläßt, als parteilos, den Kampfplatz und trägt Etzel und Kriemhild mit sich unter den Armen hinweg. Den vorlauten Wolfhart heißt er schweigen und seine 600 Mannen ihm folgen und in die Herberge gehen. Aufs tiefste beklagt er Rüdigers Tod, schickt nicht den kecken Wolfhart, sondern den alten Hildebrand auf Kundschaft aus. Alle Amelungen begleiten denselben gewaffnet und fallen in mörderischen Kämpfen, darunter auch Herzog Siegstab. Als der verwundete Hildebrand seinem Könige diese unheilvolle Kunde

bringt, da bricht dieser fast unter der Wucht seines Unglücks zusammen. Schweren Herzens waffnet er sich und fordert Gunther und Hagen zur Ergebung auf, wogegen er ihnen freies Geleit verspricht. Als beide es ablehnen, überwindet er sie im Einzelkampf und überliefert sie gebunden der Königin, der er Schonung der Helden empfiehlt. Weinend entfernt er sich, und weinend steht er endlich allein mit Etzel auf der Stätte des Todes und der Vernichtung.

Ernst und würdevoll, offen und wahr, weise und gemütsinnig, tapfer und treu finden wir allzeit den edlen Gotenhelden, der die Weihe und Würde des Unglücks trägt.

Der alte oder Meister **Hildebrand** ist Waffenmeister und Lehrer Dietrichs und der Oheim Wolfharts. Kriemhilds Racheplänen dient er nicht und hält sich von den Kämpfen zurück. Dietrich sendet ihn in den Saal, um der Ursache des Jammergeschreis nachzuforschen und nach Rüdiger zu fragen. Er waffnet sich auf Wolfharts Rat und läßt die kampflustigen Amelungen mitgehen. Indem er den Schild vor die Füße setzt, redet er die Burgunden an und verlangt Auskunft über Rüdigers Tod und dann die Auslieferung der Leiche. Die Burgunden zögern und suchen Ausflüchte. Da will der kecke Wolfhart in seinem „dummen Zorn" dem spöttischen Fiedler Volker die „Saiten verstimmen". Anfänglich wehrt ihm der Alte, läßt sich dann aber von Zorn und Kampflust hinreißen, gegen das Gebot seines Königs an dem Vernichtungskampfe teilzunehmen. Er rächt Siegstabs Tod an Volker, wogegen ihm Hagen grimmig droht, ihn mit dem Schwerte Balmung wund schlägt und in die Flucht treibt. Vorher hat er seinen todwunden Neffen Wolfhart innig umfaßt und seine letzten stolzfreudigen Worte gehört.

Allein kommt Hildebrand zu Dietrich, der in Kummer und trübes Sinnen versunken am Fenster sitzt, gesteht seine Übereilung, die ihn in den Kampf gerissen, läßt geduldig seines Königs Vorwürfe über sich ergehen und meldet dann den Tod aller Amelungenhelden. Tiefbewegt hört er die erschütternden Klagen seines Herrn um den Tod seiner starken und getreuen Helden, hilft ihm in die Rüstung, begleitet ihn in den letzten Kampf, tauscht mit Hagen Schelt- und Spottrede und wird von Dietrich darob getadelt. Von Unwillen über Hagens Mord hingerissen, tötet er Kriemhild mit einem „Schwertesschwang".

Alter und Erfahrung, Würde und Pflicht haben den wetterharten Helden noch keine volle Herrschaft über sein Herz, seine Zunge und seine Hand gelehrt. Ein jugendlicher Kampfesmut und ein erregbares Blut reißen den Alten oft zu scharfen Worten und unbedachten Taten hin.

Der vorlaute und kecke **Wolfhart** ist Hildebrands Neffe, unruhig und ungeduldig, reizbar und vorschnell, flink mit scharfen Worten und kühnen Taten. Sogar seinen König tadelt er wegen seiner Parteilosigkeit im Festsaal, wird scharf zur Ruhe verwiesen, gehorcht aber nur widerwillig. Er will sich nach der Ursache des Wehgeschreis erkundigen,

wird aber von Dietrich als ungeeigneter Bote zurückgewiesen, rät seinem Oheim, gerüstet die Burgunden zu befragen, begleitet ihn mit den übrigen Dietrichs-Mannen, beklagt Rüdiger und verlangt heftig und ungeduldig die Auslieferung der Leiche. Er reizt Volker, dessen Spottreden ihn aufbringen, und ist nur schwer durch Hildebrand vom Kampfe zurückzuhalten. Volkers erneuter Spott bringt ihn in Wut; er fällt den Fiedler an, wird aber durch Wolfwein von ihm getrennt. Dreimal macht er die Runde durch den Saal und erschlägt viele, da ruft ihn Geiselher an, und zu ihm dringt der schnelle Degen durch das aufspritzende Blut. Einer fällt unter den Schwertschlägen des anderen, und glücklich preist sich der sterbende Wolfhart in seines Oheims Armen, daß er ein so schönes Todeslos gezogen.

Der dänische Markgraf **Iring** ist Hawarts Vasall und beim Empfange der burgundischen Gäste zugegen. Für Kriemhild geht er mit zahlreicher Gefolgschaft in den Kampf gegen Hagen, wird von Volker deshalb verspottet, bittet die Seinen fußfällig zurückzugehen, greift Hagen mit Ger und Schwert an, springt dann gegen Volker, Gunther und Gernot, ohne etwas auszurichten. Da er vier Burgunden erschlägt, ergrimmt Gunther und schlägt ihn nieder. Er erholt sich von seiner Betäubung, springt auf, greift Hagen abermals an und verwundet ihn mit seinem guten Schwerte Waske, flieht jedoch vor dem Zorn des wunden Recken und empfängt Kriemhilds warmen Dank. Hagens Spott und Kriemhilds Beifall reizen ihn zu einem abermaligen Angriff, da schleudert ihm Hagen einen Ger durchs Haupt. Man muß denselben abbrechen, um den Helm loszubinden. Kriemhild beweint und beklagt den todwunden Streiter, Iring aber antwortet ihr mutvoll, warnt jedoch Dänen und Thüringer vor dem grimmen Hagen.

Die schöne **Kriemhild**, Tochter des früh verstorbenen Königs Dankrat und der schönen, edlen Königswitwe Ute, einzige Schwester der drei burgundischen Königsbrüder, ist der Mittelpunkt des Heldengedichts. Ihr Geschick ist der rote Faden, an den sich die Ereignisse reihen, ihr Charakter das Schicksal im Epos. Von der süßesten Unschuld und keuschesten Lieblichkeit des Mägdleins reift sie zur zärtlichsten und glücklichsten Gattin, und von der trostlosen Witwe entartet sie zur Furie der Rache. Durch den ersten Teil des Liedes scheint als Segenssonne ihre Liebe, durch den zweiten rast als Gewittersturm und Erdbeben ihre Rache. Die Liebe, die in Haß und Rache sich wandelt, und alles, was damit verderblich keimt und wächst, das ist Kriemhilds Charakter. Ihre Lebenssonne, die so lieblich aufgeht, so strahlend bis zur Mittagshöhe steigt, verfinstert sich plötzlich. Hinfort ist sie von Wolken und Nebel verhüllt, zieht licht- und freudlos am Himmel hin und brütet verderbliche Wetter hinter düsterem Gewölk. Plötzlich gegen Abend bricht sie mit glutroten Strahlen durch die Wetterwolken, bringt das entsetzlichste Gewitter zum Ausbruch und zieht alles in den rasenden Wirbelsturm des Verderbens.

Ahnungsvolle Träume umschweben das Haupt des lieblichen Mägdleins, das mit Schönheit des Leibes, mit Anmut des Herzens, mit Holdseligkeit der Sitten und mit jeder Mädchentugend geschmückt ist. Züchtig und verschämt flieht sie den Lärm der Gasse und den Verkehr mit Menschen. Unter Schutz und Pflege ihrer Brüder, unter der Obhut und an dem Vorbilde ihrer trefflichen Mutter Ute und in dem Umgange mit edeln Frauen und Mägdlein bildet sich ihr Wesen. Sie ist häuslich, fleißig und geschickt in allen weiblichen Arbeiten, besonders in der Anfertigung zierlicher Gewande, folgsam jedem Wink, Wunsch und Wort der Mutter und der Brüder, besorgt um deren Wohlergehen, bangend für sie in Gefahr, jubelnd bei deren Glück. Der fremde Gast aus Niederland reizt ihre Neugier; aber nur von fern labt sie verstohlen ihr Auge an der herrlichen Gestalt und an seinen ritterlichen Künsten, ihr Ohr und Herz an der Kunde von seinen Heldentaten. Ein Jahr lang geht der Gast am Hofe ihrer Brüder ein und aus, ohne daß sie einen Blick oder ein Wort mit ihm getauscht hätte. Nur ihre heimlichen Blicke und Fragen sind der Liebe Boten gewesen. Endlich kommt die Stunde der Annäherung; sie belohnt den werten Gast für seine Hilfe im Sachsenkriege mit Gruß und Händedruck. Und nun zieht sehnender Minne Not die Gedanken, Blicke und Hände der beiden zueinander und zwingt sie zu heimlichem, herzlichem Geplauder und manch zartem Händedruck. Nach abermaligem Hangen und Bangen während der Fahrt nach Isenland wird sie des geliebten Helden Weib. Die Seligkeit ihrer Liebe, ihr Glück als Gattin, Mutter und Schwiegertochter ist ohnegleichen.

Arglos nimmt sie die Einladung der arglistigen Brunhild an und belohnt in ihrer Milde die Boten reichlich. Ihr Glück läßt Mißtrauen nicht wachsen, Neid nicht keimen, Mißgunst nicht aufkommen. Was ihr so reichlich beschert ist, davon gönnt sie auch anderen. Stolz auf ihren herrlichen Gatten und ihr Glück, will sie auch den Ihrigen dies Glück zeigen. Liebevoll versunken in den Anblick des herrlichen Gemahls, preist und erhebt sie diesen über alle anderen. Entrüstet fährt sie auf bei Brunhilds heuchlerischem Bedauern, daß sie das Weib eines „Eigenholden“ sei. Zornig warnt und droht, gutherzig mahnt und bittet sie. Eigensinnig besteht sie auf dem Recht des Vortritts beim Kirchgange. Eitel und stolz putzt sie sich und ihre Begleiterinnen heraus. Unüberlegt sprengt sie das Schloß ihres Mundes, verrät das Geheimnis ihres Mannes und fügt ihrer Schwägerin die ärgste Schmach zu. Doch gleich tritt Reue an die Stelle der Erregung und Mitleid mit Brunhild an die Stelle des Zornes. Versöhnlich reicht sie Brunhild die Hand und sucht die Gekränkte zu begütigen. Ergeben trägt sie den Unwillen und die Strafe ihres Mannes. Gutherzig glaubt sie an eine Sühne und Versöhnung. Überängstlich in der Fürsorge für den geliebten Mann, arglos bis zur Blindheit verrät sie dem grimmen Hagen ihres Mannes Geheimnis. Ahnungsvoll beschwört sie ihren Gatten, von der Jagd wegzubleiben. Fromm sucht sie im Hause Gottes Trost

und Stärkung. Mit dem Feingefühl der Liebe vermutet sie in der Leiche vor ihrer Tür den gemordeten Gatten. Herzbrechend ist ihr Jammer, rührend ihr Schmerz, zärtlich ihr Abschied von dem Toten, besonnen und einsichtig ihr Rat an Siegmunds Mannen, unvergeßlich das Gedächtnis des Geliebten, unerschöpflich die fromme Liebe, die für den Toten fortgesetzt Geld und Gebete opfert, machtlos jeder tröstliche Zuspruch, unsäglich bitter die Überzeugung, daß Neid und Haß der Verwandten den Edlen gemordet haben, unversöhnlich ihr Haß gegen den Mörder. Sogar die Liebe zu dem einzigen Kinde und zu dem gramgebeugten Schwiegervater geht unter in dem einen großen Schmerze, der fortan ihr Leben füllt und ihr Handeln bestimmt. Sie bleibt bei dem Sarge des toten Gatten und findet nur in der Erinnerung an ihn, in den Gebeten für ihn und in der Liebe ihrer Mutter und des jüngsten Bruders ein Tröpflein Balsam für ihre grausame Herzenswunde. Nur kurze Zeit lenkt das Wohltun mit den Schätzen des Nibelungenhortes ihre Gedanken etwas von dem herben Verluste ab. Der Haß und das Mißtrauen des erbarmungslosen Hagen vergällt ihr auch diese Freude; der Hort wird in den Rhein gesenkt, damit sich die Leidvolle nicht mit dem roten Golde Freunde und Werkzeuge ihrer Rache gewinnt.

Der heftigste Schmerz und die bittere Klage, die Kraft der Liebe und des Hasses scheinen erschöpft, eine dumpfe Trauer und hoffnungslose Ergebung in dem Herzen des unglücklichen Weibes an die Stelle getreten.

Da kommt Etzels Werbung! Wie Entweihung heiliger Erinnerungen, wie Hohn klingt es der Freudlosen, daß sie einen Mann minnen, wieder an Liebe glauben und auf Glück hoffen soll. Von allen Seiten wird sie bestürmt, dem Schmerze endlich zu entsagen und in einem Leben der Liebe, der Ehre und des Glanzes an der Seite eines berühmten Helden Vergessen der Vergangenheit zu suchen. Sie weist alles und alle entschieden ab und empfängt den Boten Rüdiger nur mit Rücksicht auf seine persönlichen Eigenschaften und im Alltagskleide. Sie will nicht gefallen, sie will nur die trauernde Witwe ohne Wunsch und Hoffnung sein. Auch Rüdigers Schilderung des glänzenden, beneidenswerten Loses an Etzels Seite läßt sie kalt und bei ihrer Weigerung beharren. Doch erbittet sie Bedenkzeit, fragt Mutter und Brüder nochmals um Rat, redet von ihrer verlorenen Schönheit, von Etzels Heidentum —: alles wird von den Brüdern und Etzels Boten widerlegt, und doch zaudert und schwankt sie; wie ein Treubruch an ihrer ersten und einzigen Liebe erscheint ihr eine Wiederverheiratung. Da gelobt Rüdiger feierlich, ihr allezeit zu Schutz und Dienst bereit zu sein und jedes ihr angetane Unrecht zu rächen. Nun fällt ein Blitz in ihre Seele und weckt alle Dämonen, welche Trauer, Einseitigkeit und Hilflosigkeit bis jetzt gefesselt haben. Rache, ja Rache soll aus diesem Bunde erblühen! Mit heiligem Eidschwur muß sich ihr Rüdiger geloben, und sie sagt Etzel ihre Hand zu.

Damit hat sie die innere Wasserscheide überschritten und den entscheidenden Schritt aus dem aufsteigenden Gebiete der Liebe und holden Weiblichkeit und von der öden Hochebene des Schmerzes und der Trauer in das abfallende Gebiet des Hasses, der Rache und aller Geister des Abgrundes getan. Erst langsam, dann immer rascher, wilder und verheerender stürzen und rasen die Fluten dem Abgrunde zu.

Nach kurzer Frist folgt sie dem edlen Brautwerber Rüdiger in den fernen Osten. Ohne Schmerz nimmt sie Abschied von ihrem Heimatlande. Mit stillem Weh im Herzen läßt sie allerlei Ehren über sich ergehen; der Festjubel, der sie umflutet, weckt die Erinnerung an den geliebten Toten und treibt ihr Tränen der Trauer in die Augen. Ohne Liebe wird sie Etzels Weib. Geschickt weiß sie den alternden Helden ganz für sich zu gewinnen und ihren Wünschen dienstbar zu machen. Hinfort sind alle edlen Gefühle der Gattin, Mutter, Schwester und Herrin nur vorübergehende Anwandlungen; bleibend ist allein der Haß und die Rachsucht, und dieser Dämon wird der Alleinherrscher ihres Herzens und ihrer Handlungen.

Sie schmeichelt dem schwachen Gatten die Einladung der Verwandten ab. Den Boten macht sie heimlich zur Pflicht, ja Hagen als wegekundigen Führer zur Mitfahrt zu bewegen. Mit grimmiger Freude hört sie die Botschaft von dem Kommen der Gäste. Nicht hat sie den Untergang ihres Geschlechtes beschlossen; noch hofft sie, ihre Rache auf den Urheber ihres Wehs zu beschränken. Noch liegt der Weg der Rache im Dunkel vor ihren Augen; sie sieht und tut nur das Nächste und überläßt das andere der Zukunft. Wann hätte ein Übeltäter je den Umfang seiner Tat vorausgesehen! Gerade der kleine Anfang, die scheinbare Herrschaft über die Umstände lockt und treibt zu der verhängnisvollen Tat, die dann den Täter unwiderstehlich vorwärts zieht und drängt von Schritt zu Schritt, von Fall zu Fall. Reichst du dem Teufel einen Finger, so nimmt er bald die ganze Hand.

Bei Begrüßung der Gäste wahrt Kriemhild kaum die königliche Würde und höfische Zucht. Zornig hört sie, daß Dietrich die Gäste gewarnt hat; beschämt schlägt sie die Augen vor dem strafenden Blick und Wort des edlen Gotenhelden nieder und sendet ihm einen Blick der Wut nach. Grollend empfängt sie Hagen mit dem Gruß des unversöhnlichen Hasses. Sein Trotz und Hohn, das treue Zusammenstehn der Gäste, das Scheitern ihrer Pläne zu Hagens Verderben entflammen immer wilder Haß und Rache in ihr. Damit geht Hand in Hand die Gier nach dem roten Golde des Hortes. Ihre Lockungen, Anerbietungen, Drohungen, Beschwörungen, Schmeicheleien, Bitten und Tränen reißen einen nach dem andern von Etzels Helden ins Verderben. Nachdem ihr Ortliebs blutiges Haupt in den Schoß gesprungen ist und sie in Todesangst unter Dietrichs Schutz den Saal verlassen hat, wütet sie immer entsetzlicher und schonungsloser. Die letzten Spuren des ehemals so edlen Frauencharakters sind ausgetilgt, und nur eine Furie der Rache rast zwischen Blut und Feuer,

Leichen und Trümmern. Weder die Tränen und Beschwörungen ihres Lieblingsbruders, noch das Jammergeschrei der Gäste in dem brennenden Saal, noch der Tod der edelsten Helden, noch die erschütternden Totenklagen um dieselben rühren sie. Mit dem Haupte ihres Bruders tritt sie vor Hagen. Mit beiden Händen faßt sie Siegfrieds Schwert und schlägt dem Todfeinde das Haupt ab. Mit unwürdigem Geschrei der Todesangst stirbt sie von Hildebrands Hand. Das holdeste Weib ist zur Unholdin entartet, der Engel der Liebe zum Teufel des Hasses geworden, das Paradies zur Hölle verwandelt, weil nur ein Gedanke und ein Trieb das Weib regierte, erst die Liebe und dann der Haß.

Brunhild ist Königin von Island, Herrin der stolzen Burg Isenstein, eine starke und kühne Schlachtenjungfrau, dann Gunthers Weib, Kriemhilds Schwägerin und Mutter des jungen Siegfried. Ihr Leib ist von wunderbarer Schönheit und unheimlicher Stärke, ihr Wesen von unbändiger Wildheit. Sie war „unmaßen schön und von viel großer Kraft." Mehr als Frauenschmuck liebt sie Waffenschmuck, mehr als Tanz das Wettspringen, mehr als häuslich Walten das Waffenspiel. Speerkrachen und Schwertgeklirr sind ihr die liebste Musik. Im Hause trägt sie kostbar weiß Gewand, auf dem Kampfplatz über der Rüstung einen köstlichen Waffenrock von Azagauger Seide mit funkelndem Gestein. Kurz und herb begegnet sie den Gästen. Erbarmungslos läßt sie überwundenen Bewerbern das Haupt abschlagen. Von Zorn wird sie rot, als sie sich besiegt sieht, aber kurz und rasch entschlossen erklärt sie Gunther als Herrn ihrer Hand und ihres Landes. Umsichtig und rücksichtsvoll besendet sie ihre Freunde und ordnet die Verwaltung des Reiches. Freigebig spendet sie reiche Gaben. Ihre Schönheit erregt Staunen in Worms, aber weise Männer wollen doch Kriemhild den ersten Preis zugestehen, denn in dem strahlenden Bilde fehlt Anmut und Milde; es ist eine herbe, stolze, unnahbare Schönheit. Stolz klagt sie darüber, daß des Königs Schwester einen Eigenholden nimmt. Neidisch und eifersüchtig sieht sie Kriemhilds Glück. Unmutig und unfreundlich begegnet sie Gunther. In alter Wildheit bezwingt sie ihn im Ringkampfe und demütigt ihn aufs tiefste. Erst als Siegfried sie abermals überwindet und bändigt, da weicht die Wildheit, und die Minne wandelt ihr Wesen zu einem weiblichen um. — Vergessen kann und will sie nicht; rachsüchtig und unversöhnlich ist ihr Herz. Zorn über Siegfried, Neid gegen Kriemhild und unruhiges Verlangen nach Erforschung des Geheimnisses bei ihrer und Kriemhilds Vermählung glühen wie ein böses Feuer jahrelang in ihr fort. Nicht aus Freundschaft und Liebe, sondern aus Hochmut und unruhiger, halb unbewußter Fehdelust werden die Verwandten aus Niederland eingeladen; Gunther wird die Zustimmung durch hochfahrende Reden und durch Schmeicheleien abgedrungen. Wie freundlich und hold Brunhild auch gegen die Schwägerin ist, die unheilvolle Frage brennt immer weiter auf Brunhilds Lippen, wird endlich getan und damit das schwere Verhängnis entfesselt.

Hart und stolz, hartnäckig und eigensinnig zeigt sich Brunhild in dem Streite mit Kriemhild, herrisch und eitel bei dem Kirchgange, starr vor Entsetzen und weinend in ohnmächtiger Wut bei ihrer grausamen Demütigung, kalt und herzlos bei den Mordplänen gegen Siegfried, gleichgültig und teilnahmlos gegen Kriemhilds Jammer. Milde und Weichheit zeigt sich nur bei dem zärtlichen Abschiede vor Gunthers Fahrt ins Heunenland. Wohl hat sich im Laufe der Jahre die starre königliche Würde etwas in edle Weiblichkeit umgestimmt.

Frau **Ute** ist die Mutter der drei burgundischen Könige und Kriemhilds, die Witwe des früh verstorbenen Königs Dankrat und die Schwester des Bischofs Pilgerin von Passau. Sie ist allgemein geliebt und verehrt. Ihr Wesen ist still, sittig, häuslich und weise, die Erziehung ihrer Kinder sorgfältig. Schönheit und Tugend umkleiden sie mit wahrhaft königlicher Würde. Alle Gäste und Fürstenboten ehren und begrüßen sie und nehmen von ihr Urlaub beim Abschiede. Sie nimmt anfangs teil an den Hoffesten, zieht sich aber später zu stiller Beschaulichkeit und frommen Übungen auf den Herrenhof bei Kloster Lorsch zurück und lebt da ihrem Gott, den Armen und dem Andenken ihres Gatten. Die Kirche begabt sie reichlich mit Gut und Stiftungen. Ahnungen und Träume weiß sie zu deuten. Leid wie Freud ihrer Kinder, besonders ihrer Tochter, ist ihr eigenes. Würde, Weisheit, Wohltun und Milde sind ihre Tugenden, Entsagung und Geduld üben sowie herbe Verluste und Schmerzen ertragen ihr Geschick.

Siegelind ist Siegmunds Gattin und Siegfrieds Mutter, eine sorgsame und umsichtige Hausfrau, eine freundliche und willige Gattin, eine milde und freigebige Königin, eine zärtliche Mutter und eine liebevolle Schwiegermutter. Ein früher Tod hat sie vor all dem künftigen schweren Leide bewahrt.

3. Gedankengang und Gliederung.

Erstes Abenteuer[1]): Wie Kriemhild träumte.

Zu Worms am Rhein auf der alten Königsburg wuchs nach des Vaters frühem Tode sein Töchterlein Kriemhild unter der sorgsamen Obhut ihrer Mutter Ute und der Pflege ihrer drei starken Brüder in holder Anmut und tugendlichen Sitten heran. Im Traume sah sie ihren Lieblingsfalken von zwei Adlern zerfleischt. Den Traum deutete ahnungsvoll die Mutter:

> Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann:
> Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn getan.

---

1) Abenteuer von dem mittelhochdeutschen aventiure = Begebenheit, Ereignis, Wagnis; französisch aventure von advenir = sich ereignen.

Abweisend rief die Tochter:

> Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein?
> Ohne Reckenminne will ich immer sein.
> So schön will ich verbleiben bis an meinen Tod,
> daß ich von Mannesminne nie gewinne Not.

Darauf sagt die Mutter:

„Verred' es nicht so völlig! Willst du je auf Erden von Herzen werden froh, so geschieht das nur von Mannesminne.“

Doch das Mägdlein blieb dabei:

> Die Liebe lohnt mit Leide, drum will ich meiden beide.

Zweites Abenteuer: Von Siegfrieden.

Wie am Mittelrhein in Kriemhild die holde Anmut, so erwuchs am Niederrhein in Siegfried die stolze Kraft. Fröhlich und stark, kühn und gewaltig, zuchtreich und gesittet war der junge Held. Mit großem Gepränge und unter dem Zuströmen zahlreicher Gäste, mit Gastereien, Ritterspielen und der Verteilung reicher Geschenke an arme Fahrende wurde sieben Tage lang das Fest der Schwertleite gefeiert, in dem Siegfried „Ritters Stand gewann“. Freudig und tatenlustig zog der Jüngling in die Welt und versuchte des riesigen Leibes wunderbare Kraft im Kampfe mit Riesen und Drachen.

Drittes Abenteuer: Wie Siegfried nach Worms kam.

Der Ruf von Kriemhilds Schönheit lockte den jungen Helden, um die herrliche Jungfrau zu werben und sie zu gewinnen. Zwar warnte ihn der weise Vater und weinte die treue Mutter, aber er ließ sich nicht halten. Mit zwölf erlesenen Rittern zog er in zierlichen Gewanden und kostbarem Waffenschmuck nach Worms. Auf dem Königshofe ritt er mit seinen Helden auf; man staunte die Fremdlinge an, kannte sie aber nicht. Da ward nach Hagen von Tronje gesandt, dem alle Lande kund waren, aber auch er hatte den Führer der Schar noch nie gesehen, meinte aber, der hochgemute Held müsse Siegfried von Niederland sein. Er habe die Nibelungen besiegt und den unermeßlichen Hort (Schatz) von Gold und edlem Gestein, dazu das Schwert Balmung und ihr Land gewonnen. Dem Zwerg Albrich habe er die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen, einen Linddrachen erschlagen, in dessen Blut sich gebadet und davon eine hörnene Haut bekommen. Man solle den schnellen Recken wohl empfangen, damit man seinen Haß nicht auf sich lade.

Mit allen Ehren wurde Siegfried begrüßt, aber keck und übermütig begehrte er, im Zweikampf mit Gunther um dessen Land zu ringen. Großer Unwille und stark Gestürm erhob sich darob unter den Helden, bis Gernot endlich eine ruhige Verständigung fand.

Ein Jahr lang weilte der kühne Held nun am burgundischen Hofe und gewann manchen herrlichen Sieg im fröhlichen Kampfspiel und manchen

holden Blick aus Frauenaugen. Doch die minnigliche Maid, die er im Sinne trug, sah er nicht. Sie aber fand hinfort ihre köstlichste Kurzweil darin, verstohlen durchs Fenster dem Waffenspiel des Helden zuzuschauen. Er aber dachte:

Mit Trauern denk' ich dran, wie mir die so fremde, die ich von Herzen minne nun so lange Zeit.

Viertes Abenteuer: Wie Siegfried mit den Sachsen stritt.

Der Sachsenkönig Lüdeger und der Dänenkönig Lüdegast kündigten den Burgunden Fehde an. Gunther war bestürzt und niedergeschlagen und hielt die Absage geheim vor Siegfried. Da befragte ihn Siegfried um den Grund seiner Unruhe.

Steten Freunden klagen soll man des Herzens Not!

meinte Gunther und erleichterte sein Herz gegen Siegfried. Dieser verhieß dem darob erfreuten Könige seinen Beistand. Der Kriegszug begann. Siegfried drang als Kundschafter in die feindlichen Gaue, traf mit Lüdegast zusammen, überwand ihn im Zweikampf und fesselte ihn. Nach einem erbitterten Kampfe ergab sich auch der Sachsenkönig.

Friedens er begehrte und gebot, die Fahne zu senken im Streit.

Boten liefen nach dem Rhein und verkündigten den herrlichen Sieg. Einen fragte Kriemhild, deren Herz nicht am Rhein, sondern im Sachsenlande war:

Nun sag mir liebe Märe, so geb' ich dir mein Gold,
und tust du's ohne Trügen, will ich dir immer bleiben hold.

Der Bote wußte von allen Rühmliches zu melden, aber

Wie wehrlich sie auch stritten, das war doch wie ein Wind
nur gegen Siegfrieden, König Siegmundens Kind.
Es wirkte große Wunder des kühnen Helden starke Hand.

Reiches Botenbrot lohnte die willkommene Märe. Sehnend sah Kriemhild durchs Fenster, bis das Heer heranzog, im Jubel die Sieger, in Sorgen die Gefangenen, auf Bahren die Wunden. Freude und Dank fanden die Sieger, sorgliche Pflege die Wunden, ehrenvolle Haft die Fürsten. Die Frauen aber trafen Vorbereitungen zu dem Siegesfeste, das nach sechs Wochen am Pfingstfeste gefeiert werden sollte.

Fünftes Abenteuer: Wie Siegfried Kriemhilden zuerst ersah.

Von allen Seiten zogen die Gäste zum Siegesfeste herbei. Zur Erhöhung der Festfeier riet Ortwein dem Könige, die Frauen daran teilnehmen zu lassen.

Was wäre Mannes Wonne, was freut er sich zu schaun,
wenn nicht schöne Mägdelein und herrliche Fraun?
Drum laßt eure Schwester vor die Gäste gehn.

Um den hilfreichen Helden aus Niederland zu ehren, riet Gernot:

> Heißet Siegfrieden zu meiner Schwester kommen,
> daß ihn das Mägdlein grüße: das bringt uns immer Frommen.

Das holde Königskind erschien im Festschmuck an der Seite seiner Mutter Ute und im Geleit seiner Ritter und Frauen zum erstenmal öffentlich.

> Nun kam die Minnigliche, wie das Morgenrot
> tritt aus trüben Wolken, wie der lichte Vollmond
> vor den Sternen schwebt und mit hellem Scheine
> sich aus den Wolken hebt.

Held Siegfried sah endlich den Gegenstand seiner Sehnsucht.

> Er sann in seinem Sinne: Wie dacht' ich je daran,
> daß ich dich minnen sollte? Das ist eitler Wahn!
> Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter tot.

Nach höfischer Sitte trat er an das Königskind heran. Sie aber sprach hold errötend:

> Willkommen, Herr Siegfried, ein edler Ritter gut! —
> Er neigte sich ihr minniglich, als er den Dank ihr bot.
> Da zwang sie zueinander sehnender Minne Not.

Aber ein Wort fand der zage Mund nicht. Erst nach der Messe im Münster sagte die Jungfrau dem Helden Dank für seine Dienste. Darauf antwortete er:

> Stets will ich euch dienen, solang mein Leben währt.

Und nun das Eis gebrochen war, unterhielten sich die Liebenden mit holdem Augenspiel und herzlicher Rede.

Die gefangenen Fürsten wurden auf Siegfrieds Rat ohne Lösegeld freigegeben, die Gäste mit Urlaub und reichen Gaben in die Heimat entlassen. Nur Siegfried ließ sich gern länger halten.

> Ihm wär' in allen Landen an keinem andern Ort
> so wohl als hier geworden; drum blieb er willig dort.

Sechstes Abenteuer: Wie Gunther um Brunhild gen Isenland fuhr.

Über Meer in Isenland war eine Königin gesessen von wunderbarer Schönheit, aber unheimlicher Kraft. In ritterlichem Kampfspiel rang sie mit jedem, der sie zum Weibe begehrte. Wer unterlag, verlor sein Haupt. Gunther beschloß die Fahrt nach Isenland und die Werbung um die königliche Jungfrau. Siegfried gelobte ihm seinen Beistand, wogegen ihm jener eidlich Kriemhilds Hand zusagte. Wohl gerüstet und mit herrlichen Gewanden angetan, die Kriemhild und ihre Frauen mit Fleiß und Kunst bereitet, traten die Helden Gunther, Siegfried, Hagen und Dankwart in ein Rheinschiff und stießen vom Gestade ab. Siegfried schob kräftig mit der Ruderstange, auch Gunther griff zum Ruder, und

> ihre starken Segelseile streckte die Luft mit Macht.

Nach zwölftägiger Fahrt landeten sie vor Brunhilds Feste Isenstein und verwunderten sich des herrlichen Baues. Siegfried, dem das Land

und seine Herrin bekannt, gebot den Gefährten zu sagen mit gleicher Rede,

Gunther sei sein Lehnsherr und er ihm untertan.

Siebentes Abenteuer: Wie Gunther Brunhilden gewann.

Das Schiff hielt an der Burg, und schöne Maide schauten aus den Fenstern hernieder nach den Fremdlingen. Welche würdet ihr wählen? fragte Siegfried. „Die im schneeweißen Gewande!" war Gunthers Antwort. Und Siegfried darauf:

Dir hat recht erkoren deiner Augen Schein:
Es ist die edle Brunhild, das schöne Mägdelein,
nach der das Herz dir ringet, der Sinn und auch der Mut.

Die Helden landeten, und man nahm ihnen nach Sitte der Burg Wehr und Waffen ab. Brunhild fragte nach den fremden Recken, und einer ihres Gesindes antwortete:

Ich habe ihrer keinen je zuvor gesehen;
doch einer steht darunter, der Siegfrieds Weise hat.

Da sprach die Königstochter: Nun bringt mir mein Gewand!
Und ist der starke Siegfried gekommen in mein Land
um meiner Minne willen, es geht ihm an den Leib.

Sie grüßte ihn mit den Worten:

Seid willkommen, Siegfried, hier in diesem Land!
Was meint eure Reise? Das macht mir, bitt' ich, bekannt!

Siegfried entgegnete:

Da steht mein Herr Gunther, ein König an dem Rhein.
Er will dich gerne minnen, was ihm geschehn auch mag.
Er ist mein Lehnsherr, ich sein Mann.

Drauf Brunhild:

Bleibt er im Spiel der Meister, so werde ich sein Weib.
Doch ist's, daß ich gewinne, es geht euch allen an den Leib.

Die wunderbare Jungfrau in ihrer Lieblichkeit und Schrecklichkeit, mit kostbarer Gewandung angetan, trat, von den Ihrigen umgeben, in den Kreis und wand die Ärmel an den weißen Armen auf. Ihren ungefügen Ger mit gewaltiger Stange, ihren mächtig breiten und schweren goldenen Schild mit Stahlbeschlag und einen ungeheuren Wurfstein trugen zwölf Helden herbei. Mit schwerer Sorge sahen die burgundischen Helden die Zurüstung zum Kampfe. Siegfried eilte zu dem Schiffe, als ob er dort zu schaffen habe, hüllte sich in die Tarnkappe und stand nun als unsichtbarer Helfer neben Gunther, zu großem Troste für den zagen König.

Hab du des Kampfs Gebärde, ich will das Werk bestehn!

mahnte Siegfried leise.

Mit ihrer dämonischen Kraft schoß die herrliche Maid den Speer auf Gunthers Schild, so daß Feuer aus dem Stahl lohete, die Helden strauchelten und Blut aus Siegfrieds Munde brach. Aber mit noch gewaltigerer Kraft warf ihr Siegfried den umgewandten Ger zurück, so daß ihr das Feuer vom Panzer stob und sie zu Boden sank.

Gunther, edler Ritter, des Schusses habe Dank!

rief kampfeszornig die Jungfrau und sprang auf. Grimmen Mutes faßte sie den Wurfstein, schleuderte ihn zwölf Klaftern weit und überholte ihn im Sprunge, wobei laut ihr Gewand erklang. Doch Siegfried faßte den Stein, warf ihn noch weiter, übersprang ihn in fliegendem Kriegersprunge und trug dabei König Gunther unter dem Arme mit sich. Da erklärte sich die Heldin besiegt.

Ihr meine Freund' und Mannen, tretet gleich heran:
Ihr sollt dem König Gunther alle werden untertan.

Siegfried schien vom Schiffe zu kommen und fragte den König mit angenommener Harmlosigkeit:

Was säumet ihr, Herr König, die Spiele anzufahn?

Ehe Brunhild dem König Gunther als Ehegemahl an den Rhein folgte, besandte sie zuvor ihre Magen und Mannen, um alles im Reiche zu ordnen und sich zur Brautfahrt zu rüsten.

Achtes Abenteuer: Wie Siegfried nach den Nibelungen fuhr.

In der Zeit fuhr Siegfried nach dem Nibelungenlande, um tausend Ritter seines Lehns für Gunther aufzubieten. Unerkannt prüfte er in harten Kämpfen die Wachsamkeit seines Pförtners und die Treue Albrichs. Als er mit seinen Mannen und reichen Schätzen am Isenstein landete, nannte der Vogt vom Rhein dies „sein Heergeleit". Bei dem Empfange unterschied Brunhild Siegfrieden mit dem Gruße von andern. Dankwart unterwand sich für Brunhild der Schlüssel und teilte aufs freigebigste rotes Gold und köstliche Gewande aus, so daß alle seine Milde priesen. Nachdem die Königin das Reich in treue Hut befohlen, nahm sie Abschied und fuhr mit Gunther nach dem Rheine.

Neuntes Abenteuer: Wie Siegfried nach Worms gesandt ward.

Als Ehrenbote wurde Siegfried voran nach Worms gesandt, meldete dort die glückliche Brautwerbung und richtete überall nach langem Bangen große Freude an.

Die minnigliche Kriemhild sprach da vor Freuden rot:
Dürft' ich euch doch geben zum Botenlohn mein Gold!
Dazu seid ihr zu vornehm, so bleib' ich sonst denn euch hold.

Doch er nahm das reiche Botenbrot aus den lieben Händen, schenkte es aber ihren schönen Maiden. Auf den Empfang der jungen Königin rüsteten sich nun Hof und Land.

Zehntes Abenteuer: Wie Gunther mit Brunhild Hochzeit hielt.

Prächtig und herzlich wurde Brunhild am Rheingestade empfangen, mit allerlei Kampfspielen und köstlichen Gastmählern die Hochzeit gefeiert

und Kriemhild mit Siegfried verlobt. Das minnigliche Kind ward zu gütlichem Umfangen in seinen Arm gelegt und empfing im Ringe der Helden des Hofes den Brautkuß und dann den Ehrenplatz am Tische. Mit Neid und Weh im Herzen sah Brunhild das glückliche Paar beieinander sitzen, und heiße Tränen rannen über ihre lichten Wangen.

Was ist euch, Fraue mein?

fragte Gunther erschrocken,

Warum trübt sich eurer Augen lichter Schein?
„Es ist um Kriemhild, deine Schwester!"

war die Antwort,

„daß sie so erniedrigt sein und neben deinem Eigenholden sitzen soll!"

Gunther antwortete verlegen:

Schweigt davon jetzt still,
da ich euch ein andermal die Kunde sagen will,
warum meine Schwester Siegfrieden ward gegeben.
Wohl mag sie mit dem Recken allzeit in Freuden leben.

Doch traurig blieb der Königin Mut. Im Hochzeitsgemach erwachte noch einmal ihr unbändiger Kriegersinn. Sie wollte ihre Freiheit nicht wehrlos einem Manne verkaufen. Sie rang heftig mit Gunther, überwand ihn, knüpfte ihm mit einem Gürtel Arme und Beine zusammen und hing ihn an einen Haken der Wand. Nur nach den inständigsten Bitten befreite ihn am Morgen das wilde Weib. Im Laufe des Tages, an dem die kirchliche Weihe der Ehe stattfand, klagte er Siegfried sein Leid. Dieser schlüpfte Abends in seine Tarnkappe, kämpfte im Dunkel als Gunthers unsichtbarer Helfer mit dem unbändigen Weibe und bezwang sie abermals. Heimlich nahm er ihr aus Übermut oder Unbedachtsamkeit Armring und Gürtel weg und schenkte beides Kriemhild. Brunhild war von da ab nicht stärker als ein ander Weib. „Von der Minne zu dem Manne entwich ihr die große Kraft."

Elftes Abenteuer: Wie Siegfried mit seinem Weibe heimkehrte.

Als die Gäste von der Doppelhochzeit davon gefahren waren, rüstete sich auch Siegfried zur Heimfahrt. Eine Teilung der Güter und des Landes, die Kriemhild forderte, lehnte er ab, wohl aber nahm sie edles Ingesinde als Geleit mit sich. Mit Entrüstung wies Hagen die Zumutung zurück, ihr als Hausgesinde zu folgen. Herrlich und herzlich war der Empfang des jungen Paares in Santen.

Mit lachendem Munde Siegmund und Siegelind
manche liebe Weile küßten sie Utens Kind
und Siegfried den Degen.

Krone und Reich, Land und Leute, Gericht und Rechte trat das alte Königspaar dem jungen ab. Groß war Siegfrieds Macht und Reichtum. Sein war Niederland und Nibelungenreich mit all ihren stolzen Burgen und unermeßlichen Schätzen, sein die lieblichste und glücklichste Gattin, sein

nach zehnjähriger Ehe ein Sohn, nach dem Oheim Gunther genannt, wie auch Brunhild eines Söhnchens genas, das man Siegfried nannte. In hohen Freuden und tiefem Frieden genoß das selige Paar eines ungestörten Glückes und hoher Ehren.

Zwölftes Abenteuer: Wie Gunther Siegfried zum Hofgelage lud.

Die Zeit, die alles heilt und stillt, löschte nicht die eifersüchtige Glut in Brunhild. Sie klagte gegen Gunther:

Wie trägt doch nur Frau Kriemhild so übermüt'gen Sinn!
Nun ist doch unser Eigen Siegfried, ihr Mann;
wie hat er uns so lange nicht Zins und Dienst getan!

Gunther wendete begütigend und ablehnend ein:

Wie könnten wir sie bringen her zu diesem Land?
Sie wohnen uns zu ferne.

Sie aber stachelte weiter und sprach hochfahrend:

Und wäre noch so mächtig eines Königs Mann,
was ihm sein Herr gebietet, das muß doch sein getan.

Auch Sehnsucht nach der Schwester heuchelte sie. An Kriemhilds Güte, Zucht und Lieblichkeit wollte sie sich wieder einmal erfreuen wie ehedem am Hochzeitsfeste.

Mit gütlichen und sanften wie mit herben und hochfahrenden Worten wurde der hochmütige und doch schwache Gunther bewogen, Siegfried und Kriemhild durch eine Gesandtschaft unter Markgraf Gere nach Worms zum Sonnenwendfeste einzuladen. Die Boten ritten eilig und richteten die Botschaft treulich aus. Nach längerer Beratung wurde die Einladung angenommen, auch König Siegmund, dem inzwischen die treue Gattin gestorben war, entschloß sich zur Mitfahrt. Die Boten kehrten reich beschenkt heim; große Freude herrschte in Worms ob der Zusage, und große Zurüstungen bereiteten das Fest vor.

Dreizehntes Abenteuer: Wie sie zum Hofgelage fuhren.

Mit einem Heergefolge von tausend Edlen, köstlichen Gewanden und Harnischen, viel rotem Golde und edlem Gestein, — um durch reiche Gaben königliche Milde an dem fremden Hofe zu bewähren —, zogen die Gäste hoffnungsfroh rheinauf. Gunther sandte ihnen ritterliches Geleit entgegen: mit hohen Ehren und lautem Festjubel wurden sie empfangen; mit Gastmählern und ritterlichen Waffenspielen feierte man ihre Anwesenheit.

Noch hegte zu den Gästen Brunhild keinen Haß.

Doch bei allem Jubel, aller Freude und Freundschaft drängte sich immer heißer und unwiderstehlicher aus Brunhilds Herzen die verhängnisvolle Frage an Kriemhild auf die Lippen:

Warum uns doch so lange den Zins versaß ihr Mann?
Der ist doch unser Eigen; der Frag' ich nicht entraten kann!

Vierzehntes Abenteuer: Wie die Königinnen sich schalten.

Vor einer Vesper saßen die Königinnen traulich zusammen, schauten den Ritterspielen auf dem Hofe zu und gedachten der schönen Zeit, da ihre Männer um sie warben und sie gewannen. Glückselig und arglosen Sinnes sprach Kriemhild:

Ich hab' einen Mann,
Dem wären diese Reiche billig alle untertan.

Finster entgegnete Brunhild:

Wie könnte das wohl sein? Solange Gunther lebt, werden sie diesem untertan sein und bleiben!

Versunken in liebendes Wohlgefallen an dem Helden ihres Herzens, der unten auf dem Hofe im Waffenspiel alle überwand, merkte Kriemhild nicht den aufsteigenden Groll in Brunhilds Worten und fuhr unbefangen fort:

Wie er da so herrlich vor allen Recken geht,
wie der lichte Vollmond vor den Sternen steht!

Brunhild aber entgegnete:

Wie weidlich sei dein Mann,
wie schön und wie bieder, Gunther steht ihm und allen Königen voran.

Darauf meinte Kriemhild, „daß wohl ihr Mann als ebenbürtiger Genoß neben Gunther stehen dürfe".

Da brach Brunhilds Zorn los:

Siegfried sagt' es selber, er sei des Königs Mann!
Drum halt' ich ihn für Eigen; ich hört' es ihn gestehn!

Noch suchte Kriemhild zu begütigen und meinte, es sei unmöglich, daß ihre Brüder sie einem Eigenholden verlobt hätten.

Darum will ich, Brunhild, gar freundlich dich bitten:
Laß mir zulieb die Rede hinfort mit freundlichen Sitten!

Doch Brunhild beharrte trotzig dabei:

Ich lasse sie nicht!
Wie tät' ich auf so manchen Ritter wohl Verzicht,
der uns mit dem Degen zu Dienst ist untertan!

Da konnte sich Kriemhild nicht länger halten:

Werter als Gunther ist mein Mann! Du mußt seinen Diensten schon entsagen! Wenn er dein Dienstmann wäre, warum hat er dir so lange den Zins versessen? Ich bin deines Übermutes billig satt!

Brunhild rief:

Wohlan, ich will doch schauen, ob man dich so hoch in Ehren hält wie mich!

Und Kriemhild antwortete:

Wohl, alle Degen der beiden Könige sollen heute sehn, ob ich vor der Königin zur Kirche darf gehn. Du sollst gewahren, wie deine Eigenholde zu Hof geht vor den Helden und höher gilt als je eine Königstochter, die Krone trug!

Mit großem Gefolge und auserlesenem Prunke, aber bitteren Sinnes gingen die Frauen getrennt zur Kirche. Vor der Tür wartete Brunhild und rief der ankommenden Kriemhild laut und unwirsch zu, still zu stehen:

> Es soll vor Königsweibe die Eigenholde nicht gehn!

Da brach Kriemhilds Zorn los:

> Und du hast dich von diesem Eigenholden minnen lassen! Er hat dich bezwungen, und nicht Gunther, und dich dann schmählich verlassen!

Als sie Brunhilds starres Entsetzen und ihre heißen Tränen sah, sprach sie begütigend:

> Du hast selbst den Streit erregt. Doch wisse in Treuen, es ist mir immer leid. Zu trauter Freundschaft bin ich dir immer wieder bereit.

Aber so leicht konnte die tödliche Kränkung nicht gesühnt werden. Beim Ausgang aus der Kirche forderte Brunhild Beweise für Kriemhilds Beschimpfung, und diese zeigte Ring und Gürtel. Das brach Brunhilds Übermut, weckte aber in ihr den grimmigsten Haß gegen den Mann, der sich ihrer zweimaligen Bezwingung und Schande gerühmt hatte. Gunther wurde gerufen und erfuhr den traurigen Handel. Er ließ Siegfried rufen, und dieser schwur im Ringe der Helden des Hofes einen Eid, daß er niemals Brunhilde geminnt und ihre Ehre angetastet hätte. Gunther mit dem schlechten Gewissen beruhigte sich dabei. Siegfried sprach zu ihm:

> Hab' ich dein schönes Weib betrübt, so ist mir's aus der Maßen leid. Man soll so Frauen ziehen, daß sie lose Reden unterwegs lassen. Verbiet es deinem Weibe, so will ich's meinem tun.

Später gestand Kriemhild:

> Es hat mich schwer gereuet, daß ich je beschwerte mit Reden Brunhilds Mut. Mein Mann hat mir zerbleuet zur Strafe meinen Leib. Er hat es wohl gerochen, der Degen kühn und gut.

Aber mit Schweigen war die Schmach nicht zu sühnen; sie forderte Blut. In Jammer und ohnmächtiger Wut saß Brunhild in ihrem Gemache; so fand sie Hagen und gelobte, sie zu rächen an ihrem Beleidiger. Es wurde ein Mordrat gehalten und Siegfrieds Tod beschlossen. Selbst der schwache Gunther, in dem noch nicht alle Dankbarkeit erstorben, stimmte endlich zu. Nur Geiselher, der Getreue, redete heftig gegen solche Untreue:

> Siegfried verdiente ja niemals solchen Haß. Es sind der Dinge viele, um die wohl zürnet ein Weib.

Aber sie ließen ihren mordlichen Zorn nicht fahren. Hagen schlug vor, einen falschen Kriegslärm auszusprengen und auf der Heerfahrt Siegfried zu töten.

> Sie huben an zu sinnen auf Untreu und Verrat, eh' es wer erkannte, die Ritter auserkoren.

Die Mannentreue wurde zur Untreue an dem Freunde und trieb als giftiges Gewächs den Meuchelmord.

Fünfzehntes Abenteuer: Wie Siegfried verraten ward.

Das falsche Kriegsgerücht ward ausgesprengt. Auch Siegfried rüstete sich zur Heerfahrt. Hagen nahm Urlaub von Kriemhild und erbot sich ihr zu Dienst. Schon längst war ihr der Streit bitter leid. Sorge um den geliebten Gatten beschwerte ihr Herz. Hagen, ihren Verwandten, bat sie, Siegfried, den tollkühnen Helden, der keiner Gefahr achte, im Kampfgetümmel zu schirmen. Darauf hatte der Arge gewartet. Listig entlockte er ihr das Geheimnis, daß Siegfried zwischen den Schultern eine verwundbare Stelle habe. Als das angstbetörte Weib klagte, wie Siegfried leichtlich an dieser Stelle tödlich getroffen werden könne, wenn die Speere in dichten Flügen heransausten, da meinte der Arglistige:

> So näht auf sein Gewand mir ein kleines Zeichen, daß ich daran erkenne, wo ich ihn schirmen muß!

So war das Geheimnis verraten, und fröhlich ging Hagen hindann. Die nun unnötige Heerfahrt wurde abgesagt, weil Friedensboten gekommen seien, dagegen eine Jagd im Odenwalde angesagt.

Die arglose Gattin aber nähte in liebender Sorge und Angst um den Gatten auf sein Gewand mit feiner Seide ein Kreuz, die Marke des Todes und den Ausgang unsäglichen Unheils.

Sechzehntes Abenteuer: Wie Siegfried erschlagen ward.

Siegfried zog mit zur Jagd. Zärtlich nahm er Abschied von der holden Gattin. Sie wollte ihn nicht aus ihren Armen lassen, da Träume und Ahnungen sie ängstigten. Zwei Eber hätten ihn über die Heide gejagt, und von Blut wären alle Blumen rot geworden; dann wären zwei Berge auf ihn gefallen und hätten ihn verschüttet, so daß sie ihn nie mehr sah. Er tröstete sie und meinte, es trüge ihm ja niemand Haß und Neid, sondern alle seien ihm hold; sie aber seufzte:

> Und willst du von mir scheiden, das geht mir inniglich nah.

Er ging, und lebend sah sie ihn nicht wieder. Auf der Jagd entfaltete Siegfried noch einmal seine ganze Kraft, seine unvergleichliche Gewandtheit, seine frohe Laune und seine volle Jagdfreude. Ein Mahl beschloß das Jagen. Absichtlich war der Wein vergessen, und dringend verlangten die Durstigen nach einem frischen Trunke. Da schlug Hagen einen Wettlauf nach einem kühlen Brunnen im Walde vor. Rasch ging Siegfried darauf ein und ließ dem Gegner manchen Vorteil. Trotzdem langte er wie im Fluge zuerst am Brunnen an. Er erleichterte sich von den schweren Waffen und wartete in höfischen Züchten, daß der König des Landes vor ihm trinke. Nach Gunther bückte sich Siegfried nieder zum Brunnen und trank. In raschem Sprunge schaffte Hagen des Helden Schwert beiseit und schoß ihm dann den eigenen Speer durch das Kreuz des Rückens, so daß des Helden Herzblut hoch aufsprang und des Mörders Gewand überströmte. In wildem Zorne schnellte der zum Tode Getroffene

auf, ergriff den Schild, da er das Schwert nicht fand, und zerbleute dem fliehenden Mörder derart den Leib, daß dieser zu Boden stürzte, Wald und Anger von den Schlägen widerhallten und das Schildgestein aus dem Gefüge sprang und umherwirbelte. Doch die lichte Farbe des Todwunden erblich; die Füße wankten; der Tod nahte, und blutüberströmt sank er in die Blumen. Starr vor Entsetzen und Schmerz standen um ihn die herbeigeeilten Jagdgenossen. Da schalt die Ungetreuen der sterbende Held:

> Weh, ihr bösen Zagen! Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen? Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran. Mit Schanden sollt ihr sein geschieden von guten Recken.

Alle beklagten den Helden, auch Gunther; da sprach der Todwunde:

> Das tut nimmer not, daß der um Schaden weine, der ihn zuerst gebot.

Als Hagen in grimmer Freude sprach:

> Ich weiß nicht, was euch reut! Nun hat doch gar ein Ende, was uns je bedräut. Nun kann uns niemand bestehn!

da sprach Siegfried:

> Ihr mögt euch leichtlich rühmen! Hätt' ich die mörderische Weise an euch erkannt, so hätte ich wohl Leib und Leben vor euch bewahrt.

Seine letzten Gedanken richteten sich auf Weib und Kind, Vater und Freunde. Er beklagte Kriemhild, daß sie nun in Trauern ihr Lebtag beschließen müsse, den Sohn, daß ihm lebenslang der Makel anhaften werde, wie untreue Verwandte den Vater meuchlings erschlagen hätten, den Vater und die Freunde, daß sie nun lange sein harren müßten. Er befahl seine Liebe, Traute der Treue und Gnade ihres Bruders, prophezeite den Mördern Unheil aus ihrer Tat und hauchte dann den Geist aus. Die Leiche legte man nach alter Sitte auf den gold- und blutroten Schild und brachte sie bei Nacht nach Worms. Als man beschloß, die Tat zu verhehlen und „Schächern im Tann" aufzuladen, da sprach Hagen trutzig:

> Mich soll es wenig kümmern, wird's Kriemhild auch bekannt.
> Die so betrüben konnte der Königin hohen Mut,
> ich werde wenig fragen, wie sie nun weinet und tut.

Siebzehntes Abenteuer: Wie Siegfried beklagt und begraben ward.

Der schreckliche Hagen ließ Siegfrieds Leiche verstohlen bei Nacht vor Kriemhilds Kemenate legen. Als sie früh zur Messe wollte, meldete der Kämmerer, daß ein erschlagener Ritter vor dem Gemach läge. Eine entsetzliche Ahnung überfiel sie; ohnmächtig sank sie nieder, und jammernd erhob sie sich wieder. Man meinte, es könne ein Fremder sein. Sie aber rief, und ein Blutstrom brach dabei aus ihrem Munde vor Herzenspein:

> Nein, es ist Siegfried, mein geliebter Mann!
> Brunhild hat's geraten, und Hagen hat es getan.

Man leitete sie zur Leiche, und im Fackelschein erkannte sie die edlen Züge des gemordeten Helden. In Jammerlauten rief sie:

> O weh mir dieses Leides!
> Sein Schild ist nicht zerhauen, ihn fällte Meuchelmord,
> Und wüßte ich den Täter, ich wollt' es rächen immerfort!

Boten eilten und riefen den greisen Siegmund. Er wollte die grause Mär nicht glauben, doch bald schwand jeder Zweifel. Mit den Seinen eilte er zu Kriemhild, und lauter Jammer füllte das Haus.

> Er sprach: O weh der Reise hieher in dieses Land!
> Wer hat euch euern Gatten, wer hat mir mein Kind
> so mordlich entrissen, da wir bei guten Freunden sind?

Die Mannen in seinem Lehn wollten Rache nehmen an den falschen Freunden, aber Kriemhild erinnerte sie an der Burgunden Übermacht:

> Ihr wollt euch all verderben, greift ihr solche Recken an.

Unter Jammer und Tränen wurde der edle Tote eingesargt und aufgebahrt. Die Verwandten nahten zur Bahrprobe, damit der Mörder kund werde. Als der grimme Hagen herantrat, da floß das Blut heftig aus den Wunden des Toten. Gunther brachte das Märlein von den Schächern im Tann vor, aber die Trostesarme sprach:

> Die Schächer sind mir wohlbekannt. Gunther und Hagen, ja, ihr habt es getan.

Die Leiche wurde in einem kostbaren Sarge unter dem Jammer und den Tränen alles Volkes zum Münster getragen und da drei Tage und Nächte von der trostlosen Witwe und ihren Freunden in Gebet und Tränen bewacht. Reiche Opfergaben wurden für seine Seele an die Kirche und die Armen gespendet. Als die Leiche zu Grabe getragen ward, da folgte das Volk mit ungefügem Leide und lautem Wehruf. Noch einmal wollte Kriemhild den Geliebten schauen. Man öffnete den fest verschlossenen Sarg, da hob sie mit ihrer weißen Hand sein schönes Haupt, küßte ihn brünstig, weinte aus ihren lichten Augen Blut vor Leide und sank dann bewußtlos zusammen. Wie sie, verging der greise Vater schier in gleichen Nöten.

Achtzehntes Abenteuer: Wie Siegmund heimkehrte und Kriemhild daheim blieb.

König Siegmund zog trost- und freudenarm mit seinen Mannen heim. Kriemhild ließ sich durch die Bitten der Mutter, Gernots und Geiselhers bewegen, an der Stätte zu bleiben, wo ihr Glück anhub und dann das schwerste Leid sie traf. Der Erinnerung an ihre Liebe und ihr Leid sollte fortan ihr Leben gewidmet sein. Nicht die Erinnerung an ihr verwaistes Kind, nicht das Flehen des greisen Schwiegervaters, nicht die Klagen ihrer Mannen, nicht die Aussicht auf die Regierung der weiten Lande und

Reiche machten sie in ihrem Entschlusse irre. In Herzensjammer nahm Siegmund Urlaub von Kriemhild und klagte bei dem Abschiedskuß:

> Wir reiten arm an Freuden nun heim in unser Land.
> All mein Kummer ist mir erst jetzo bekannt.

Ohne Abschied verließ er Worms; nur Gernot beklagte und Geiselher geleitete ihn. Brunhild aber „pflag des Übermuts“ und fragte nichts nach Kriemhilds Klagen und Tränen.

Neunzehntes Abenteuer: Wie der Nibelungenhort nach Worms kam.

Die freudenlose Witib betrauerte fromm und innig ihren Trauten, redete aber vier Jahre kein Wort mit Gunther und sah Hagen niemals. Mit vielen Bitten brachten Gernot und Geiselher eine Sühne mit Gunther zustande, doch sprach die Jammerreiche:

> Mein Mund schenkt ihm Verzeihung, mein Herz ihm nimmer Huld.

Um sie milder zu stimmen, übergab man ihr den unendlich reichen Hort der Nibelungen, so daß sie nun im Wohltun mit königlicher Milde einen Ableiter ihres Schmerzes fand. — Da sie dadurch viele Herzen gewann und manchen Degen in ihr Lehn brachte, ward Hagen besorgt und versenkte mit Zustimmung, aber in Abwesenheit der Könige den Schatz in den Rhein. — Nach dieser neuen Kränkung gedachte die Jammerreiche zu ihrer Mutter auf den Sedelhof am Kloster Lorsch zu ziehen und ließ die Gebeine ihres Gatten dorthin bringen und im Münster bestatten.

Zwanzigstes Abenteuer: Wie König Etzel um Kriemhilden sandte.

Der Heunenkönig Etzel hatte seine Gattin Helke verloren. Seine Freunde rieten zu einer Vermählung mit Kriemhild. Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der Getreueste seiner Getreuen, rühmte Siegfrieds Witwe und übernahm auf eigene Kosten die Werbung für seinen Herrn. Auf seiner Reise nach Worms begrüßte er in der Heimat sein trefflich Weib Frau Gotlind und sein Töchterlein Dietlind, und auch sie wurden der Botschaft froh und rüsteten die Gesandtschaft reichlich aus. Rüdiger langte nach zwölf Tagen in Worms an, wurde von Hagen erkannt, von allen herzlich begrüßt und durch große Ehren ausgezeichnet. Seine Werbung fand Gnade bei den Königen, wurde aber von Hagen aufs heftigste bekämpft.

> Und soll die edle Kriemhild Helkens Krone tragen,
> viel Leid wird sie uns schaffen, wo sie's nur fügen kann.

Kriemhild setzte der Werbung und dem Zureden von Mutter und Brüdern den äußersten Widerstand entgegen.

> Da sprach die Jammerreiche: Verbiete doch euch Gott
> und allen meinen Freunden, daß sie keinen Spott
> mit mir Armen treiben! Was sollt' ich einem Mann,
> der je Herzensliebe von gutem Weibe gewann?

Nur aus Wohlwollen für Rüdiger gewährte sie dem Boten eine Unterredung. Dieser malte ihr Los bei Etzel als das glänzendste aus, widerlegte mit beredter Zunge und warmen Herzenstönen alle ihre Bedenken und bot alles auf, um sie zu bestimmen. Sie aber blieb dabei:

> Weinen und klagen, das käm' mir eher zu.
> Wie sollt' ich vor den Recken da zu Hofe gehn?
> Hatt' ich jemals Schönheit, um die ist's lang geschehn.

Gedankenvoll und mit nassen Augen lag sie bis zum Morgen wach auf ihrem Bette. Da kam Rüdiger, um ihren Entschluß zu hören.

> Sie wolle nimmer wieder minnen einen Mann!

Dabei blieb sie. Da sprach Rüdiger zur Königin:

> Laßt euer Weinen sein!
> Hättet ihr bei den Heunen niemand als mich allein,
> meine getreuen Freunde und die mir untertan,
> er sollt' es schwer entgelten, hätt' euch jemand Leid getan!

Da erhob sich die Leidmütige mit erleichtertem Mut. Wo jahrelang nur die heißeste Liebe und das tiefste Leid gewohnt hatte, da keimte jetzt der Gedanke der Rache.

Sie sprach:

> So schwört mir, Rüdiger, was mir jemand tut,
> ihr wollt der erste werden, der rächen will mein Leid!

Arglos schwur der treue Mann den Eid, ahnungslos, welch unsäglich Leid sich daran heften würde. Er beruhigte Kriemhild noch über Etzels Heidentum und gelobte sich ihrem Dienste jetzt und „wenn sie ihn künftig seiner Treue mahnen würde". Nun rüstete sich Kriemhild zur Fahrt ins Heunenland. Eine abermalige Kränkung bereitete ihr Hagen, indem er ihr den unversenkten Rest des Schatzes vorenthielt. Rüdiger tröstete sie mit Etzels Reichtum. Mit schwerem Herzen nahm Kriemhild Abschied von der Heimat; alles, was ihr Lust und Leid bereitet hatte, ließ sie dort, nur die Erinnerung ging mit ihr. Mit großem Gefolge brach sie nach Osten auf.

Einundzwanzigstes Abenteuer: Wie Kriemhild zu den Heunen fuhr.

Ihre Brüder gaben ihr das Geleit bis an die Donau. Herzlich empfing sie ihr Oheim Bischof Pilgerin von Passau. Entgegen zog ihr mit großem Gefolge Frau Gotlind und begrüßte gar liebreich die neue Herrin. Hohe Ehren erwies man ihr in Bechlaren. Weiter führte sie Rüdiger die Donaustraße hinab bis Traisenmauer, Helkes ehemaliger Residenz.

Zweiundzwanzigstes Abenteuer: Wie Kriemhild bei den Heunen empfangen ward.

Bei Tulna an der Donau wurde sie von Etzel und seinem großen, glänzenden Gefolge von 24 Königen und vielen Helden empfangen. Unter

ihnen ragte Dietrich von Bern als der edelste hervor. Hoch und fast riesig war sein Wuchs, löwengleich seine Schultern und Lenden, kühn und hell sein Blick, fest und ernst sein Angesicht. So stand er inmitten der Schar seiner Wölfinge, die trotzig aus ihren Wolfshelmen schauten. Kriemhild begrüßte die zwölf edelsten Helden mit einem Kuß. Ihr zu Ehren wurde ein glänzendes Turnier gehalten. Die Hochzeit ward in Wien 17 Tage lang mit ausgesuchter Pracht, üppigster Fülle und herrlichen Ritterspielen gefeiert. Bei Miesenburg schiffte sich das königliche Paar mit dem Gefolge ein und fuhr die Donau hinab nach Etzelnburg, wo sieben Königstöchter und viel edle Maide die Fürstin empfingen. Doch

> Wenn sie daran gedachte, wie sie am Rheine saß
> bei ihrem edlen Manne, ihre Augen wurden naß.
> Doch hehlte sie es immer, daß es niemand sah,
> da ihr nach manchem Leide so viel der Ehren geschah.

Dreiundzwanzigstes Abenteuer: Wie Kriemhild ihr Leid zu rächen gedachte.

Doch fremd blieb sie in der Fremde; nur ihr Leid blieb ihr vertraut. Nach sieben Jahren genas sie eines Söhnleins, das in der Taufe Ortlieb genannt ward. Wieder verstrichen sechs Jahre, da bewog sie mit süßen Schmeichelworten und mit der Klage, „man müsse sie hier für freundlos halten", den willigen Etzel, die Burgunden durch seine Spielleute zum Sonnenwendfeste nach Heunenland einzuladen. Den Boten gab Kriemhild noch heimliche Aufträge und schärfte ihnen ein, ja alle, auch Hagen als wegekundigen Führer mitzubringen.

Vierundzwanzigstes Abenteuer: Wie Werbel und Schwemmel die Botschaft brachten.

Die sangeskundigen Boten fuhren in des Königs Geleit nach Worms, brachten dahin Grüße und gute Kunde von Etzel, seinem Weibe, von Rüdiger und Pilgerin und richteten die Botschaft aus. Sieben Tage beriet man, ob man der Einladung folgen sollte. Fast alle Helden waren dafür, nur Hagen, dem das schuldbeladene Gewissen die Augen mißtrauisch geschärft hatte, warnte:

> Ihr habt doch nicht vergessen, was ihr von uns geschehn,
> Vor Kriemhilden müssen wir stets in Sorge stehn.

Als Gunther meinte:

> Meiner Schwester Zürnen schwand, da sie mit minniglichem Kusse,
> eh sie verließ das Land, uns verzieh, was wir ihr getan!

antwortete Hagen:

> Laßt euch nicht betrügen! Wollt ihr's mit Kriemhild wagen,
> da verliert ihr zu der Ehre Leben leicht und Leib.
> Es ist von langer Rache König Etzels Weib.

Als Gernot und Geiselher auf Hagens Schuldbewußtsein und Furcht anspielten, da zürnte der Held heftig und rief:

Wollt ihr's nicht bleiben lassen, so soll keiner mutiger zu Etzel reiten denn ich.

Wie Hagen, so warnte der Küchenmeister Rumold vor der gefährlichen Fahrt, pries die Freuden daheim und machte viele schwankend. Doch als Gunther darob zürnte und auf seinem Willen bestand, riet Hagen, wenigstens wohlgerüstet die Fahrt zu unternehmen. Alle Dienstmannen wurden nun aufgeboten und zogen fröhlich und ahnungslos heran zum frohen Feste und — zum Tode. Der kühnste und fröhlichste Degen, der mit dreißig Mannen heranzog und nun in den Vordergrund trat, war Volker, ebenso kundig des Gesangs und Saitenspiels wie des Waffenhandwerks. Geehrt und reich beschenkt zogen die Boten heim und verkündeten den glücklichen Erfolg ihrer Sendung. Da sprach Kriemhild in schrecklicher Freude zu Etzel:

Wie gefallen euch die Mären, viellieber Herre mein?
Was mich je verlangte, das soll nun bald vollendet sein.

Der König aber sprach arglos:

Dein Will' ist meine Freude!

Den wahren Grund von seines Weibes Freude ahnte er nicht.

Fünfundzwanzigstes Abenteuer: Wie die Könige zu den Heunen fuhren.

In Worms machte man sich fertig zur Fahrt. Ute sprach voll banger Ahnung:

Bleibt hier! Mir träumte heut, wie alles Gevögel im Lande tot läge.

Hagen hätte gern nochmals gewarnt, doch er fürchtete Gernots Spott. So sprach er:

Wer Träumen glaubt, ist übel beraten. Nicht Furcht bewegt mich! Gebietet ihr's, so reite ich mit euch in König Etzels Land!

Gunther nahm rührenden Abschied von Brunhild und befahl Rumold die Sorge für Land, Weib und Kind. Nach mancher bitteren Abschiedsträne bestiegen die Helden ihre Rosse und ritten durch Ostfranken der Donau zu. An dem ausgetretnen Strome suchte der wegekundige Hagen eine Furt. In der Wilde des Donauwaldes hörte er laut Wasser gießen und entdeckte zwei Meerweiber, die sich badeten. Hagen wußte, daß sie der Zukunft kundig wären, nahm ihnen die Kleider weg und zwang sie, als sie wie Vögel schwebend auf der Flut schwammen, ihm zu weissagen.

Großen Ehren reitet ihr in Etzels Land entgegen!

sprach Hadburg, die eine. Da gab er ihnen froh ihr Gewande, und sie verschwanden in der Flut. Doch rauschend tauchte die zweite, Siegelind, empor und rief:

Ich will dich warnen, Hagen, Aldrians Kind. Meine Muhme hat dich der Kleider halber belogen. Kommst du zu den Heunen, so bist du übel

betrogen. Wer da hinreitet, der hat den Tod an der Hand. Kehret um, noch ist's Zeit! Sonst wird niemand als des Königs Kaplan geborgen die Heimat wiedersehn.

Da sprach der Held grimmig:

Ihr trügt ohne Not! Das wäre meinen Herren schwerlich zu sagen, daß alle bei den Heunen Leben und Leib verlieren. Zeig uns nur den Weg übers Wasser!

Nach der Weisung des Wasserweibes fand er den unschlachtigen Fergen, lockte ihn zu sich herüber, erschlug den grimmen Gesellen und warf ihn in die Flut. Als Gunther das dampfende Blut im Schiff sah und nach dem Fährmann fragte, belog ihn Hagen. Mit starker Hand führte er nach und nach das ganze Heer über. Des Königs Kaplan, der am Weihgerät stand, ergriff er plötzlich und schleuderte ihn in die Flut. Als der Arme dem Schiffe nachschwamm, stieß ihn Hagen nieder. Da wandte sich der „gottesarme Priester" nach dem linken Ufer, erreichte es wohlbehalten, schüttelte sein triefendes Gewand, lobte Gott und verwünschte den grausamen Hagen. Auch die Könige schalten die nutzlose Grausamkeit. Hagen aber merkte, daß ihr Untergang beschlossen sei, und zerschlug entschlossenen Mutes das Schiff zu Stücken, damit kein Feiger entfliehen könne.

Sechsundzwanzigstes Abenteuer: Wie Dankwart Gelfraten erschlug.

Nun zogen sie, von dem kühnen Fiedler Volker geführt, durch das Land des Bayernherzogs Else. Dessen Bruder Gelfrat rannte die Reisenden zornig an, weil sie den Fergen erschlagen, kämpfte mit Hagen und warf ihn vom Roß, ward aber von dessen Bruder Dankwart erschlagen. Nach einem siegreichen Kampfe mit Elses Mannen im Mondenschein zogen sie eilig weiter, suchten und fanden Herberge bei Bischof Pilgerin in Passau. An der Mark von Etzels Landen beschlich und entwaffnete Hagen den schlafenden Markgrafen Eckewart. Als dieser darob bitterlich klagte, gab ihm Hagen sein Gewaffen wieder. Zum Danke warnte er die Gäste vor Kriemhilds Rache, empfahl ihnen als Herberge das gastliche Haus Rüdigers von Bechlaren und eilte ihnen voraus, um sie anzumelden. Von Rüdiger sagte er:

Der Wirt wohnt an der Straße, der beste allerwärts,
der je ein Haus besessen. Milde gebiert sein Herz,
wie das Gras mit Blumen der lichte Maimond tut.
Und soll er Helden dienen, so ist er froh und wohlgemut.

Mit hohen Freuden traf Rüdiger allerlei Vorbereitungen zum Empfange der seltenen Gäste.

Siebenundzwanzigstes Abenteuer: Wie sie nach Bechlaren kamen.

Die Gäste fanden die herzlichste Aufnahme in Rüdigers Hause und wurden fast eine Woche hindurch köstlich bewirtet. Mit dem deutschen

Kusse hießen die Frauen sechs der lieben Gäste willkommen, aber vor Hagens grausen Zügen schauderte die zarte Dietlinde zurück. Die Seele der Festfreude war **Volker**, der fröhliche Fiedler von Alzei. Die Freude erreichte ihren Gipfel, als Rüdigers liebliche Tochter mit dem edlen Geiselher unter allgemeiner Zustimmung verlobt wurde. Noch einmal ließ Volker heiter und ernst Saitenspiel und Gesang ertönen, dann schlug die Abschiedsstunde. Als Zeichen des innigsten Herzensbundes schenkte Rüdiger sein treffliches Schwert an Gernot. Frau Gotlind gab ihres erschlagenen Sohnes Schild, der an der Wand der Waffenhalle unter einem Flor trauerte, an Hagen; dem edlen Spielmann Volker reichte sie zwölf Spangen und den anderen Gästen edles Gold, köstliche Gewande und treffliche Waffen. Dann zog die Heldenschar unter Rüdigers Geleite dem unabwendbaren Verhängnis entgegen, nachdem Boten bei Etzel die Ankunft der Gäste gemeldet.

Achtundzwanzigstes Abenteuer: Wie Kriemhild Hagen empfing.

Den Gästen, die unter einem Gezelt rasteten, kam Held Dietrich mit seiner Wölfingschar entgegen. Hagen mahnte:

> Nun hebt euch von den Sitzen, ihr Recken wohlgetan,
> und geht entgegen denen, die euch hier wollen empfahn!
> Dort kommt ein Heergesinde, das ist mir wohlbekannt.
> Es sind viel schnelle Degen von Amelungenland.
>
> Sie führt der von Berne; sie tragen hoch den Mut.

Die Burgundenkönige erhoben sich vor dem gewaltigen Gotenhelden, er aber stieg mit den Seinen von den Rossen und grüßte sie:

> Willkommen, edle Helden! Ist euch nicht bekannt,
> wie Kriemhild schwer noch weinet um den von Nibelungenland?

Der grimme Hagen erwiderte trotzig und übermütig:

> Sie mag noch lange weinen!
> Siegfried kommt nicht wieder! Der ist lang begraben.
> Mag sie den König der Heunen nun lieber haben!

Dietrich aber redete ernst weiter:

> Solange Kriemhild lebt, mögt ihr in Sorgen schweben!
> Und du, Trost der Nibelungen, hüte du dich allermeist!

In geheimer Zwiesprach teilte der Gotenkönig den burgundischen Herren mit, daß Etzels Weib alle Morgen jämmerlich klage und weine zum reichen Gott im Himmel um des starken Siegfrieds Tod.

Drauf sagte der fröhliche und kühne Fiedler:

> Es ist nun nicht zu ändern!
> Laßt uns zu Hofe reiten und sehn, was uns geschieht!

Die Gäste langten an Etzels Hofe an. Von allen angestaunt wurde der furchtbare Hagen. Kriemhild grüßte und küßte nur Geiselher und

nahm ihn bei der Hand, da band Hagen seinen Helm fester. Kriemhild bot ihm feindlichen Gruß und sprach:

> Seid willkommen dem, der euch gerne sieht! Bringt ihr von Worms den Hort der Nibelungen, der doch mein eigen ist?

Ihr antwortete Hagen:

> Ich bring' euch den Teufel!
> Ich hab' an Schild und Harnisch schwer genug zu tragen!

Als die Königin den Gästen die Waffen abfordern ließ, sprach Hagen:

> Nimmermehr! Ich selbst bin meiner Waffen Hüter!

Da klagte Kriemhild:

> Gewiß sie sind gewarnt! Und wüßt' ich, wer es hat getan, der Tod, der hielt' ihn umgarnt.

Da sprach zornig Held Dietrich:

> Ich bin's, der gewarnt die edlen Fürsten und Hagen, den kühnen.
> An mir wirst du, Schreckliche, die Warnung nicht rächen!

In Scham und Furcht ging die Königin stumm davon, und schnelle, grimmige Blicke sandte sie den Feinden nach. Hagen und Dietrich aber reichten sich die Hände. Da fragte Etzel, wer der gewaltige Held neben Dietrich wäre. Ein Burgunder in Kriemhilds Dienst antwortete:

> Von Tronje ist er geboren, sein Vater hieß Aldrian.
> Wie zahm er hier gebare, er ist ein grimmer Mann.

Da erinnerte sich Etzel des Helden, der vor langen Jahren an seinem Hofe geweilt und frohe Ritterspiele mit ihm geteilt hatte.

Neunundzwanzigstes Abenteuer: Wie Hagen und Volker vor Kriemhildens Saal saßen.

Im Volksgedränge auf dem Hofe ersah Hagen den edlen Volker und zog ihn neben sich auf eine Bank vor Kriemhilds Saal. Staunend und schweigend standen die Heunenmänner umher und gafften auf das Heldenpaar. Kriemhild sah sie vom Fenster und weinte zornige Tränen. Als sie ihren Getreuen die Ursache ihrer Tränen gesagt und welch grimmes Leid ihr Hagen angetan, da waffneten sich 400 Mann, um sie an dem Schrecklichen zu rächen. Sie ging an ihrer Spitze, um Hagen zum Geständnis des Mordes zu bewegen.

> Er ist so kecken Mutes und leugnet's nimmermehr!

Volker machte Hagen auf die nahende Schar der Gewaffneten aufmerksam. Verächtlich sprach dieser:

> Vor denen reit' ich unversehrt noch in Burgundenland! Doch saget mir, Freund Volker, wollt ihr bei mir stehen in dem heißen Streit? Ich steh' euch auch mit Diensten immer treulich bei.
>
> Sicherlich, ich helf' euch! sprach der edle Volker. Und käme uns entgegen Etzels ganzes Heer, nicht eines Fußes Breite weich' ich von eurer Seite all meines Lebens Zeit.

Nun lohn' euch Gott vom Himmel! Was bedarf ich mehr?

rief der grimme Mann gerührt und erfreut. Und so schlossen die beiden gewaltigen Recken im Angesichte des Todes eine Waffenbrüderschaft, die bis zum letzten Atemzuge währte. Wie milder Verklärungsschimmer fällt diese zarte, treue Freundschaft auf die herbe, fast ungeheure Gestalt des grimmen Hagen.

Die Königin trat heran, aber Hagen stand nicht auf vor ihr, obgleich Volker dazu mahnte. Ja, so weit trieb der Entsetzliche den Hohn, daß er Siegfrieds Schwert Balmung mit dem grünen Jaspis am goldenen Knauf breit vor sich auf die Schenkel legte. Grimmer war Kriemhilds Leid nicht erwacht seit 26 Jahren als in diesem Augenblick, da der Zerstörer ihres Glückes zu dem unsäglichen Jammer noch den Hohn gesellte. Dicht heran trat die Königin und sprach zu Hagen:

Wer hat nach euch gesandt, daß ihr in dieses Land zu reiten waget?
„Niemand hat nach mir gesandt!"

war die Antwort.

„Aber meine Herren lud man zu Hofe; ich steh' in ihrem Dienste und darf sie nicht verlassen."

Sie sprach weiter:

Ihr wißt, warum ich euch Haß trage! Ihr erschlugt Siegfried, den ich bis an mein Ende nicht genug beweinen kann.

„Wozu der Rede weiter?" fuhr Hagen auf. „Ich erschlug Siegfried, weil sein Weib die schöne Brunhild schalt. Räche es, wer wolle! Ich leugne nicht, daß ich euch viel Leids getan!"

So war der Kampf auf Leben und Tod angekündigt; aber noch brach er nicht aus, da die Heunen keinen Angriff auf die deutschen Helden wagten. Der grause Hagen mit dem Siegfriedsschwerte und der kühne Spielmann mit dem Schwertfiedelbogen flößten ihnen Entsetzen ein. Ruhig erhoben sich die Recken und gingen festen Schrittes nach dem großen Gästesaale, wo ihre Herren untergebracht waren, um ihrer Mannenpflicht zu warten. Während die Königin in Zorn und Bitterkeit davonging, begrüßte Etzel die fremden Gäste aufs herzlichste und schuf ihnen gute Herberge in seiner weiten Feste.

Dreißigstes Abenteuer: Wie Hagen und Volker Schildwacht standen.

Die edlen Gäste gingen zu Bett in dem mit aller Pracht ausgestatteten Saale, nachdem Volker die zudringlichen Heunenmänner scharf zurechtgewiesen hatte. Wie ein Weheseufzer lösten sich die Schrecken des Tages in Geiselhers Klage:

O weh des Nachtlagers!
O weh meiner Freunde, die mit uns kommen sind!
Wir gewinnen wohl alle von Kriemhilds Hasse den Tod!

Hagen und Volker übernahmen freiwillig die Nachtwache und standen im Dunkel der Nacht und eines schweren Verhängnisses todesmutig vor

der Tür des Saales und hüteten den Schlaf ihrer Herren. Volker ließ sein Saitenspiel herrlich in die Nacht hinaus tönen und sang seine reisemüden und sorgenbeschwerten Herren in Schlaf. Es war ein Abschied vom Tage und vom Leben, ein Sang fröhlicher Heldenfreude und ein Totensang treuer Waffengenossen. Eine Heunenschar, die im Dunkel zu einem Überfall heranschlich, scheuchte der Helden Wachsamkeit und Volkers Spott zurück. Er rief:

Pfui, feige Bösewichter, im Schlaf uns zu morden, schleicht ihr dazu heran?

Einunddreißigstes Abenteuer: Wie die Herren zur Kirche gingen.

Der Morgen brach an, und Volker sprach:

Mir wird so kühl der Harnisch. Ich fühl' es an den Lüften,
es ist nicht weit der Tag.

Die Herren erhoben sich und gingen in Waffenrüstung zur Kirche. Hagen mahnte:

Tretet in die Kirche mit lauterm Herzen ein
und klagt Gott dem reichen eure Sorg' und Not;
denn wißt unbezweifelt, es naht uns allen der Tod.

An der Kirchtür wichen Hagen und Volker nicht handbreit der Königin, die mit großem Gefolge nahte und arg ins Gedränge geriet. Mittags wurden Ritterspiele vor den Augen Etzels und Kriemhilds gehalten. Volker erschlug einen Heunen, aber Etzel verhinderte rasch und entschieden den Ausbruch der Feindseligkeiten und sprach:

Ihr sollt meine Gäste mit Frieden lassen ziehn.

Die Burgunden gingen zu Etzels Verdruß in Waffenrüstung zu Tische. Vorher suchte Kriemhild die Gotenhelden Dietrich und Hildebrand als Rächer zu gewinnen. Aber Hildebrand antwortete:

Wer schlägt die Nibelungen, der tut es ohne mich.

Und Dietrich sprach verweisend:

Die Bitte ehrt euch wenig, edel Königsweib,
daß ihr den Burgunden ratet an Leben und an Leib.
Sie kamen euch auf Gnade hieher in dieses Land.
Siegfried bleibt ungerochen wohl von Dietrichens Hand.

Endlich gewann sie durch große Versprechungen ihren Schwager Blödel, die Knechte und niedern Dienstmannen in der Herberge zu überfallen. Sie selbst ging mit den Gästen zu Tische und ließ ihr Söhnlein Ortlieb in den Saal bringen. Etzel zeigte das Kind den Gästen und empfahl es den Oheimen vom Rhein zur dereinstigen Erziehung; Hagen aber in seinem grimmigen Hasse gegen des Kindes Mutter meinte höhnisch:

Es ist der junge König so schwächlich anzusehn;
man soll mich selten schauen nach Hof zu Ortlieben gehn.

Gekränkt schwieg Etzel, und erschrocken sahen viele den Entsetzlichen an. Doch ehe einer etwas auf die Trotzrede erwidern konnte, brach das brütende Unheil in einem furchtbaren Schlage aus.

Zweiunddreißigstes Abenteuer: Wie Blödel mit Dankwart in der Herberge stritt.

Während des Mahles hatte Blödel mit seinen Mannen die Knechte und niederen Ritter in der Herberge überfallen, „um Rache für Siegfried zu nehmen". Zwar hatte ihm Dankwart mit einem Schlage das Haupt vor die Füße gelegt, aber in furchtbarem Gemetzel waren nach und nach alle gefallen, und nur Dankwart hatte sich mit Verlust seines Schildes „wie ein Eberschwein im Walde vor den Hunden" durchgeschlagen und drang blutberonnen mit dem bloßen Schwerte in der Hand in den Speisesaal.

Dreiunddreißigstes Abenteuer: Wie die Burgunden mit den Heunen stritten.

Mit mächtiger Stimme rief Dankwart in den Saal, wo eben Ortlieb von Tisch zu Tisch zu den Fürsten getragen ward:

> Ihr sitzet, Bruder Hagen, hier zu lang in Ruh'. Euch und Gott vom Himmel klag' ich unsre Not: Ritter und Knechte sind in der Herberge tot!

> „Wer hat das getan?"

fragte Hagen.

> Das tat der Degen Blödel und die ihm untertan!

war die Antwort.

> Doch hat er's schwer entgolten; mit diesen Händen hab' ich ihm sein Haupt abgeschlagen. —

> Nun hütet uns die Türe, Bruder Dankwart, und laßt von den Heunen keinen Mann hinaus!

befahl Hagen aufspringend und fügte hinzu:

> Nun trinken wir die Minne und zahlen Etzels Wein!

(In Blut soll Siegfried und der Gefallenen Gedächtnis getrunken, mit Blut die verhängnisvolle Gastfreundschaft heimgezahlt werden.)

Dann zückte der grausame Mann das Schwert, und Ortliebs unschuldiges Haupt sprang der Mutter in den Schoß. Ein zweiter Schlag streckte den Wärter zu Boden. Ein dritter trennte Werbels, des Spielmanns, rechte Hand vom Leibe.

> Das habe für die Botschaft in der Burgunden Land!

höhnte der Schreckliche. Auch die Fürsten und übrigen Helden erhoben sich im Zorn, fielen über die Heunen im Saal her und begannen ein schreckliches Morden. Volker ging mit seinem Schwerte „fiedeln" durch den Saal und stellte sich zu Dankwart an die Tür, um den Ansturm von drinnen und draußen abzuwehren. Hagen rief er zu:

> Nun ist das Haus geschlossen, denn zweier Helden Hände gehn tausend Riegeln vor.

In dem wilden Kampfgetöse flehte Kriemhild in Todesangst den Gotenkönig um Rettung an. Dieser hatte sich zwar nicht als Werkzeug der Rache brauchen lassen, aber bereitwillig erfüllte er die Pflicht gegen

die Gastfreunde. Er sprang auf einen Tisch und rief mit gewaltiger Stimme, die wie ein Büffelhorn den Saal durchdröhnte und den Kampflärm einen Augenblick zum Schweigen brachte:

Laßt mich aus dem Hause mit eurem Frieden gehn!

Gunther willigte sofort in sein Verlangen, und der Berner verließ mit seinen Mannen und mit Etzel und Kriemhild unter den Armen den Saal, ebenso Rüdiger von Bechlaren, nachdem ihm Geiselher zugerufen:

Frieden und Sühne sei euch von uns bekannt!
Ihr haltet stete Treue, ihr und euer Lehn,
ihr sollt mit euern Freunden ohne Sorgen hinnen gehn.

Kaum hatten sie den Saal verlassen, so begann das Gemetzel aufs neue und endete erst, als der letzte Heune erschlagen lag. Etzel aber klagte:

O weh mir dieser Gäste! O weh des Hofgelags!

Vierunddreißigstes Abenteuer: Wie sie die Toten aus dem Hause warfen.

Von der Blutarbeit ruhten die müden Helden aus. Geiselher mahnte, die Leichen aus dem Saale zu tragen, ehe die Heunen zu neuem Sturme anrückten. Hagen pries die Tapferkeit seines jüngsten Herrn:

O wohl mir solches Herrn! Wie wir ihn heut gesehn,
darob müssen alle Burgunden in Freunden stehn.

Siebentausend Erschlagene wurden die Stiegen hinab in den Hof geworfen und von den Heunen laut beklagt. Einen Speer schoß Volker über ihre Häupter in den Burghof, da wichen sie entsetzt zurück. Hagen verhöhnte Etzel ob seiner Feigheit, da griff dieser zornig zum Schilde und konnte nur mit Mühe von einem Angriff auf Hagen zurückgehalten werden. Vergeblich bot Kriemhild dem, der Hagen schlüge, reichen Sold, niemand wollte sein Leben wagen. Da höhnte Volker sie:

Die Heunen sind feige, sie klagen wie Weiber und essen des Königs Brot mit Schanden.

Fünfunddreißigstes Abenteuer: Wie Iring erschlagen ward.

Volkers Hohn trieb den Dänen Iring zum Kampfe mit Hagen. Wohlgerüstet, aber allein fiel er den gewaltigen Recken an und kämpfte wacker mit ihm. Da er ihn nicht übermochte, sprang er nacheinander Volker und die drei Könige an, bis Geiselher den Ermüdeten niederschlug. Aus seiner Betäubung erhob er sich wieder und schlug Hagen eine Wunde mit seinem guten Schwerte Waske. Da trieb ihn dieser mit grimmigen Schlägen die Stiege hinab. Kriemhild empfing ihn mit reichem Lobe und nahm ihm den Schild ab. Er kühlte seine heißen Panzerringe im Abendwinde und stürzte sich dann zum drittenmal auf Hagen. Von den heftigen Schwertschlägen dröhnte das Haus, und in roter Lohe sprang das Feuer aus Schild und Helm. Da traf den kühnen Dänen ein grimmer Schwertschlag von Hagens Hand, und als er sich der Wunde besann und

den Schild rückte, da schleuderte ihm Hagen einen Wurfspieß durchs Haupt. Als ihm die Seinen den Speer vom Haupt brachen, erbleichte er im Tode. Sterbend sprach er zu der klagenden Königin:

> Laßt eure Klagen bleiben! Was hilft euer Weinen? Nicht länger kann ich euch und Etzeln dienen.

Zu den trauernden Dänen und Thüringern sprach er:

> Laßt euch nicht locken von dem roten Golde der Königin! Wer Hagen besteht, muß den Tod schauen.

Trotzdem stürmten seine Waffengefährten in Schmerz und Zorn den Saal, um Iring an Hagen zu rächen, aber sie fielen alle, König Hawart von Hagens, Irnfried von Volkers Händen. Totenstill ward's nach dem Lärm; nur das Blut rieselte und gurgelte in den Rinnsteinen auf den Hof.

Sechsunddreißigstes Abenteuer: Wie die Königin den Saal verbrennen ließ.

Jetzt rückte eine neue Heunenschar zum Kampfe heran, aber auch sie ward der tapferen Gäste nicht Meister. Die kampfmüden Helden legten die Schilde ab und banden die Helme los. Matt vom Streit und ihres Unterganges gewiß, forderten sie in einer Unterredung mit Etzel und Kriemhild einen raschen Kampf und ehrenvollen Heldentod im Freien. Aber Kriemhild schlug das Verlangen ab, weil ihr sonst Hagen hätte entkommen können.

Da rief Geiselher:

> Vielliebe Schwester, wie hätte ich dir das zugetraut, daß du mich überrhein in diese große Not lüdest? Ich hielt dir stete Treue und tat dir nie ein Leid; womit hab' ich den Tod verdient? Schenk uns deine Gnade!

Kriemhild aber antwortete:

> Ich schenk' euch keine Gnade, Ungnad' ich selbst gewann;
> mir hat von Tronje Hagen zu großes Leid getan!
> Gebt Hagen mir als Geisel, so mögt ihr alle leben;
> denn meine Brüder seid ihr, der gleichen Mutter Kinder!

Da rief Gernot:

> Nicht woll' es Gott vom Himmel! Und wären unser tausend, wir lägen lieber tot, eh' wir den einen Mann als Geisel hier dir gäben.

Und Geiselher fügte hinzu:

> So soll uns niemand scheiden von ritterlicher Wehr. Verriet ich meine Treue an einem Freunde doch nie!

Und nun ließ die Königin den Saal von ihren Mannen umzingeln, alle Burgunden mit Schlägen und Schüssen hineintreiben und ihn dann in Brand stecken. Bald fluteten die Flammen wie rote Wogen über das Haus hin und leuchteten grausig in die Nacht hinaus. Glut, Rauch und stürzende Brände brachten die Recken in bittere Not, dazu quälte sie ein grimmer Durst. Hagen riet, ihn im Blute der Erschlagenen zu löschen, und der grause Rat ward befolgt. Das Blut der Toten stärkte die Lebenden zum letzten Kampfe. Als die brennenden und rauchenden

Trümmer des Daches immer dichter in den Saal herabstürzten, stellten sich die Helden in ihrer Wehr an die steinernen Wände des Saales und wehrten sie mit den Schilden ab. Endlich verging die kurze und doch so endlos lange Sommernacht. Geiselher seufzte:

> Ich wähn', es wolle tagen, sich hebt ein kühler Wind.
> Nun lass' uns Gott vom Himmel noch liebre Zeit erleben!

Das Holz des Saales war ausgebrannt, aber das rauchende Mauerwerk des gewölbten Baues stand noch und drin die unentwegte Heldenschar von 600. Als der Königin dies gemeldet ward, rief sie erregt:

> Wie wäre das möglich nach solcher Feuersnot, daß einer noch lebte!

Und so begann der Kampf aufs neue. Den Morgengruß bot man den Heimatlosen mit Speerwürfen. Das rote Gold der Königin und das Gebot Etzels entflammte neu den Mut der Heunenrecken. Der Fiedler rief den Anstürmenden zu:

> Wir sind noch immer hier und warten nur!

Andere sprachen:

> Nur näher her zum Streit!
> Da wir doch fallen müssen, so tun wir's gern beizeit.

Doch Hunderte der Stürmer fielen, und viele Todeswunden wurden geschlagen, aber überwältigt wurden die burgundischen Helden nicht.

Siebenunddreißigstes Abenteuer: Wie Rüdiger erschlagen ward.

Noch einmal versuchten Rüdiger und Dietrich eine Sühne, doch vergeblich! Das Rad war im Rollen, das Verhängnis unaufhaltsam. Ein Heune höhnte Rüdiger, daß er feige von fern stehe und seiner Pflicht fehle. Ihn streckte Rüdiger zu Boden und sprach wehen Herzens:

> Hab' ich des Leides nicht genug und der Beschwer? Wohl trüg' ich den Gästen auch feindlichen Haß, doch war ich ihr Geleite in meines Herrn Land, drum darf sie nicht bestreiten meine unselige Hand.

Doch auch dies schwerste Leid sollte ihm nicht erspart bleiben. Mit nassen Augen sprach Kriemhild zu Rüdiger:

> Wie verdienen wir, daß auch ihr unser Leid mehret? Habt ihr mir nicht geschworen, Ehre und Leben für mich zu wagen? Ich mahn' euch an die Treue, die eure Hand mir schwur!

Da sprach Rüdiger mit Grämen:

> Wohl schwur ich's, Königin! Und Ehre so wie Leben gäb' ich für euch dahin; doch die *Seele* zu verlieren, das hab' ich nicht geschworen; ich brachte her zum Hofgelag die Fürsten und darf nun die Treue nicht brechen.

Doch die Königin beschwor den unglücklichen Mann, seiner hohen Eide in Worms vor 13 Jahren zu gedenken, stete Treue zu üben und ihr Leid zu rächen. Mit ihrem Flehen vereinte Etzel seine Bitten, und beide warfen sich vor ihm nieder; da rief schmerzzerrissen der treue Mann:

> O weh mir Gottesarmen! Muß ich den Tag erleben! All meiner Ehren soll ich mich nun begeben, aller Zucht und Treue, die Gott mir gebot. O reicher Gott vom Himmel, daß mir's doch wende der Tod! Was ich auch tu' und lasse, so schilt mich alle Welt, denn böslich handle ich und

arg! Herr König, nehmt zurücke, was ich von euch gewann, das Land und all die Burgen! Ich will auf meinen Füßen hinaus ins Elend gehn; mein Weib und meine Tochter nehm' ich an die Hand, ehe ich so ohne Treue dem Tod entgegen geh'. Ich habe die Gäste geladen, mit Speise und Trank in meinem Hause geletzt, mit Gaben sie geehrt, ihnen stete Freundschaft gelobt, dem edlen Geiselher meine Tochter verlobt, sie dann hergeleitet und soll sie nun töten?

Doch mit Klagen und Bitten, Mahnungen und Versprechungen setzten ihm König und Königin so lange zu, bis er verzweiflungsvoll ausrief:

Heute entgelte ich, o König, mit dem Leben eure Liebe! Heute setze ich auf die Wage, o Königin, Seele wie Leib, um euch den Eid zu halten, den ich getan. Auf Gnade befehl' ich euch mein Weib und mein Kind und all die Heimatlosen zu Bechlaren. O weh meiner Freunde, daß ich sie angreifen muß!

So siegte die Mannen- und Eidestreue nach qualvoller Wahl und tödlichem Zweifel über die Freundestreue, die Pflicht über die Liebe; so wurde der treue Mann zum Verräter an den Freunden, Gästen und dem Verlobten der einzigen Tochter, um seiner Mannespflicht nicht zu fehlen und seinen Eid nicht zu brechen. Das edle, treue, starke Herz kämpfte einen doppelten Todeskampf, den des Zweifels in der Seele und den des Leibes unter dem Todesstoß des lieben Freundes.

Gewaffnet trat Rüdiger mit den Seinen in den Saal. Doch ehe er zum Todeskampfe rief, kündete er den Freunden und Gastgesellen die Freundschaft auf. Nur eine Treue konnte er bewahren; aber nicht falsch und heimtückisch wollte er handeln, sondern offen und ehrlich. Doch wie schwer wurde ihm das gemacht! Die Freunde mahnten ihn an seine Treue, an die Pflicht der Freundschaft. Noch einmal lebte in Geiselher die Lebenshoffnung auf. Aber traurig mußte Rüdiger alle Hoffnungen niederschlagen. Er mußte seinem Lehnsherrn folgen, mußte die Mannentreue bewahren und darum die Pflicht der Freundschaft brechen. Nur noch in einem ehrenvollen Tode sah er die Lösung des schweren Konflikts. Als er sein traurig Wort geendet, da erkannten alle Burgunden tiefbewegt, daß er nicht anders konnte, daß er wie sie die Mannestreue über die Freundestreue stellen mußte. Sie nahmen rührenden Abschied, Geiselher auch von seiner Liebe. Dem grimmen Hagen reichte Rüdiger auf dessen Bitte seinen trefflichen Schild und rührte dadurch aufs tiefste den ehernen Mann. Derselbe gelobte, in diesem Kampfe keinen Schwertschlag gegen Rüdiger zu tun. Und nun begann der Kampf und tobte furchtbar im Saale. Volker, Hagen und die Könige hielten sich anfänglich zurück, dann aber ward das Morden allgemein. Als Rüdiger die Burgunden furchtbar bedrängte, konnte es Gernot nicht länger ansehen. Er kam den Seinen zu Hilfe und schlug Rüdigern die Todeswunde mit dem Schwerte, das ihm einst der Freund in schöner Stunde geschenkt. Er selbst aber sank unter Rüdigers letztem Schwertschlage tot neben dem Freunde nieder. So hatte der Tod versöhnt und vereint, was das Leben feindlich getrennt. Von dem Jammer um den Tod der herrlichen Helden hallten Saal und Türme wider. Von Rüdigers Mannen entging keiner dem Tode.

Achtunddreißigstes Abenteuer: Wie Dietrichens Recken alle erschlagen wurden.

Der Gotenkönig hörte den Jammer, sandte einen Boten und ließ nach der Ursache forschen. Als er die Kunde von Rüdigers Tode vernahm, da faßte ihn tiefes Weh. Hildebrand hieß er zu den Gästen gehen, um sie zu fragen. Gewaffnet begleiteten die Goten ihren alten Waffenmeister. Mit Sorgen sah Volker sie kommen. Als Hildebrand den Tod Rüdigers bestätigt hörte, da erhob sich große Klage bei den Bernern:

O weh, wie all die Güte hier gar ein Ende fand!

Hildebrand verlangte die Auslieferung der Leiche, um sie ehrenvoll zu bestatten, und Gunther lobte diesen Freundesdienst. Da der zorngemute Degen Wolfhart das „Flehen" tadelte und heftig f o r d e r t e, antwortete Volker mit Hohn, und Hagen stimmte ein. Nach aufstachelnden Reden und Gegenreden griffen die Amelungen gegen Dietrichs Gebot zu den Waffen; auch der alte Meister Hildebrand ließ sich hinreißen, und es entspann sich abermals ein entsetzlicher Kampf, in dem nach und nach all die riesigen Gotenhelden und alle Burgunden fielen. Den fröhlichen Fiedler erschlug Hildebrands Hand; Geiselher der junge und Wolfhart der kecke töteten sich gegenseitig. Mit einer Wunde von Hagens Hand entfloh Hildebrand allein, und zwischen den Leichen im Saale blieben nur Gunther und Hagen von den Kampfgenossen übrig. Hildebrand kam blutberonnen zu seinem Könige und brachte ihm die leide Märe. Harte Vorwürfe empfingen ihn, und mit Scham entschuldigte sich der Alte. Da gebot Dietrich:

Sage den Meinen, daß sie sich waffnen, und heiße mein lichtes Streitgewand herbringen; ich selber will die Helden aus Burgundenland befragen.

Da sprach Meister Hildebrand:

W e r soll mit euch gehen? Die euch am Leben blieben, die seht ihr vor euch stehn; das bin ich ganz alleine!

Da rief Dietrich im tiefsten Schmerze aus:

Und sind erstorben alle, die mir untertan,
so hat Gott mein vergessen! Ich w a r ein K ö n i g r e i c h;
nun mag ich füglich heißen der a r m e Dieterich.
Das ist aller Freuden mir der letzte Tag.
O wehe, daß vor Leide niemand sterben mag!

Neununddreißigstes Abenteuer: Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden.

Unter bitteren Klagen waffnete sich Dietrich und ging allein in Hildebrands Geleit dem letzten Kampfe entgegen. Gunther und Hagen standen außen an den Saal gelehnt. Leidvoll sprach Dietrich zu Gunther:

Ich heimatloser Recke, was tat ich wohl je,
daß alles meines Trostes ich nun verwaiset steh'?

Hagen und Gunther entschuldigten und erklärten den unseligen Kampf. Dietrich forderte als Sühne, daß sich beide als Geiseln ergeben sollten;

dann wolle er sie nach Kräften vor weiterem Leide behüten. Entrüstet wies Hagen die Forderung zurück. Wenn zwei Helden in voller Wehr sich ergäben, so wäre das zu viel Schande. Als Hildebrand dem grimmen Hagen zuredete, in des Königs Frieden zu gehen, da höhnte ihn dieser ob seiner Flucht, und Dietrich mußte die hadernden Helden zur Ruhe verweisen; Hagen blieb dabei:

Keine Ergebung! Es sei denn, mir zerbreche das Nibelungenschwert.

So mußte der Kampf entscheiden. Furchtbar war das Schwerterspiel, aber endlich schlug der Vogt von Bern dem grimmen Hagen eine breite Wunde, umfaßte ihn mit seinen riesigen Armen, preßte ihm die gewaltigen Schultern zusammen, band ihn und führte ihn zu Kriemhild, der er Schonung des Helden empfahl.

Nach ihrem großen Leide fand sie da Freude genug.

Sie ließ Hagen in ein Haftgemach verschließen. Dietrich aber überwand auch Gunther und führte ihn gleichfalls zur Königin.

Nun komme meine Freundschaft den Heimatlosen zugut!

bat Dietrich und ging weinend davon. Kriemhild forderte nun von Hagen den Hort zurück. Er antwortete:

Die Rede ist gar verloren. Ich habe geschworen, den Hort niemals zu zeigen und niemand zu geben, solange einer meiner Herren am Leben ist.

„Ich bring' es zu Ende!" sprach das entsetzliche Weib, ließ dem Bruder in seinem gesonderten Gefängnis das Haupt abschlagen und trug es bei den Haaren zu Hagen hin. Da sprach der unmutvolle Recke:

Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht.
Es ist auch so ergangen, wie ich mir hatte gedacht.
Nun ist von Burgunden der edle König tot,
Geiselher der junge, dazu Herr Gernot.
Den Hort weiß nun niemand als Gott und ich allein.
Der soll dir, Teufelinne, immer wohl verhohlen sein.

Außer sich vor Zorn und Schmerz, zog Kriemhild aus Hagens Schwertscheide das Schwert Balmung,

„das trug ihr holder Friedel, als sie zuletzt ihn sah",

und schlug dem Recken das Haupt ab. Mit Siegfrieds Schwert rächte Siegfrieds Weib Siegfrieds Mord an dem Mörder. Etzel aber rief schmerzlich:

Weh, wie ist hier gefällt
von eines Weibes Händen der allerbeste Held!

Hildebrand aber sprang entrüstet hinzu und rächte den Bruch des Friedens, den sein Herr dem Königsweibe anempfohlen, durch einen grimmen Schwertesschwang. Mit einem wilden Schrei brach das unglückselige Weib tot an der Leiche ihres Todfeindes zusammen. Im tiefsten Jammer beklagten und beweinten Etzel und Dietrich die hingemordeten Helden, Magen und Mannen.

Da war der Helden Herrlichkeit hingelegt im Tod.
Die Leute hatten alle Jammer und Not.
Mit Leide war beendet des Königs hohes Fest,
wie Liebe immer Leide am Ende gerne läßt.

4. Die Entwickelung des Konflikts im Nibelungenliede.

Die Seele jeder Dichtung ist ein Konflikt, d. h. ein Zwiespalt zwischen zwei Pflichten, meist zwischen einem äußeren und einem inneren Muß oder zwischen Pflicht und Neigung. Mit innerer Wahrheit, künstlerischer Kraft und ergreifender Wirkung entwickelt er sich im Nibelungenliede. Als leiser Hauch flüstert er durch Blumen; als starker Wind durchrüttelt er die Bäume; als furchtbarer Orkan bricht er Wälder nieder und klingt als Todesstöhnen und Totenklage aus.

„Die Liebe führt zu Leide, die Kränkung zu Haß und Rache, die Mannentreue zum Bruch der Freundestreue; das rote Gold umstrickt mit dämonischer Macht die Herzen und stürzt seine Besitzer ins Verderben!" darin liegt und bewegt sich die Verwickelung.

I. Abent. Als Traum fällt der Konflikt wie ein Schatten in das sonnige Leben der Jungfrau Kriemhild. Zwei Adler zerfleischen den Falken, den sie mit Liebe erzog. Der Mann ihrer Liebe wird von zwei mächtigen Gegnern ermordet werden! so deutet Mutter Ute ahnungsvoll den Traum.

III. König Siegmund warnt den kühnen Sohn vor Hagens Übermut, und die zärtliche Mutter Siegelind weint eine Träne auf seine starke Hand. Hagen erzählt parteilos Siegfrieds Heldentaten, warnt in eigensüchtiger Absicht vor dem Haß des schnellen Recken und ist nicht ohne Neid über denselben.

IV. und V. Siegfrieds glänzende Beteiligung am Sachsenkriege bringt ihm die Ehre und das Glück der Begrüßung durch das Königskind. Das Band zwischen den beiden jungen Herzen wird festgeknüpft.

VI. und VII. Kriemhilds Hand ist der Preis für Brunhilds Überwindung. Siegfried gibt sich für Gunthers Lehnsmann aus, dient dem Könige bei der Landung und betont, „daß Gunther sein Herr sei, der ihn versendet habe". An diesen unscheinbaren Haken knüpft sich der Zank der beiden Frauen, der das wilde Feuer des Hasses lichterloh entflammt.

VIII. Siegfried bezeichnet seine Nibelungen als Gunthers Heergefolge. Der Besitz des Schatzes oder Hortes wird verhängnisvoll. Gold entstammt der dunkeln Tiefe und liegt im geheimen Zauberbann der Unterirdischen. Mit geheimnisvoller Macht umspinnt es die Herzen und öffnet deren dunkelste Abgründe. Neben den Gedanken der Rache tritt das Verlangen nach dem Besitz des roten Goldes, das Macht verleiht, also Hab- und Herrschgier, und wird ein Grundmotiv der Verwickelung, ja führt endlich zur Katastrophe.

X. Brunhild weint Tränen darüber, daß ihres Mannes Schwester das Weib eines Eigenholden wird. In Wahrheit ist es eine eifersüchtige Wallung über Kriemhilds und Siegfrieds Glück. Gunthers Ausflüchte reizen Brunhilds Neugier und lassen ihre Gedanken über das Geheimnis zwischen Gunther und Siegfried nicht zur Ruhe kommen. Nach dem nächtlichen Kampfe mit Brunhild nimmt Siegfried ihr gedanken- und ahnungslos Ring und Gürtel, verschenkt beides an Kriemhild und läßt sich das Geheimnis von Brunhilds Bezwingung entlocken. Durch die

doppelte Täuschung Brunhildens und die unbedachte Auslieferung der Zeugen ihrer Niederlage an Kriemhild beschwört Siegfried das Verhängnis gegen sich herauf.

XI. Der stolze Hagen verschmäht es, in Kriemhilds Dienst zu treten und ihr nach Niederland zu folgen. Er zeigt damit einerseits den geheimen Widerwillen gegen das niederländische Königspaar und anderseits die Treue, die ihn ans Herrscherhaus fesselt, und der er alles opfert.

XII. Die Einladung zu einem Besuche in Worms ergeht in aller Freundschaft und Freundlichkeit, und doch schlummert in Brunhild dahinter das heimliche Verlangen, Kriemhild als Eigenholde zu demütigen. Unter der glatten Oberfläche zeigt sich fortan immer als tückische Untergrundströmung die Falschheit.

XIV. Der Zank der Frauen um Vorzug und Vorrang ihrer Gatten bezeichnet den Brennpunkt der tragischen Verwickelung; er wird das Verderben der Männer. Brunhild tut die im geheimen so lange auf Herz und Lippen brennende Frage, und ihre Demütigung, die Zerstörung des Familienglückes und der Untergang von Tausenden ist die Antwort. Der Gang zum Hause Gottes wird ein Wettkampf der Eitelkeit. Licht und Frieden wird auf diesem Gange gesucht, Haß und Zwietracht gefunden. Nicht Gott zieht ins Herz, sondern die Geister der Finsternis werden entfesselt. Brunhilds Tränen bedeuten Siegfrieds Blut; sie werben in Hagen ein williges Werkzeug der Rache. Habsucht und Herrschsucht gesellen sich zur Rachsucht. Dank wandelt sich in Undank, Liebe in Haß, Treue in Verrat. Soll das Werk der Rache gelingen, so muß die Gebärde der Liebe bewahrt werden; Offenheit und Wahrheit entarten zu Falschheit und Heimtücke.

XV. Die überängstliche Sorge der Gattin schlägt deren Augen mit Blindheit. Um dem Geliebten einen Beschirmer zu bestellen, überliefert sie ihn seinem Todfeinde. Das Kreuz als das Zeichen der Liebe wird zur Zielscheibe des Hasses, die Sorge, das geliebte Leben zu retten, zum Wegweiser des Todes.

XVI. Kriemhilds Traum von den zwei Ebern, die Siegfried zerfleischen, und von den zwei Bergen, die ihn verschütten, sowie ihre Ahnungen und Bitten warnen den Helden, aber im fröhlichen Glauben an Treue und Güte der Menschen legt er kein Gewicht darauf. Wie schlau fädelt Hagen das Werk des Verrates ein, und wie arglos geht der edle Held ins Netz! Erst ein vorgespiegelter Kriegszug, dann eine wohlgeplante Jagd! Kein Trunk nach den Anstrengungen des Jagens! Ein Wettlauf nach dem Brunnen: der erhitzte Held legt die Waffen ab! In höfischer Zucht läßt er dem Könige den Vortritt beim Trinken, und mit dem Leben bezahlt er diese Höflichkeit! Wie das unheimliche Flügelschlagen eines künftigen Unheils klingt Siegfrieds prophetisches Wort vor dem Verscheiden:

Mein mordlicher Tod wird euer Verderben!

XVII. Die Bahrprobe bestätigt Kriemhilds Verdacht, daß Hagen der Mörder sei, und fortan wirft der eherne Mann jede Maske ab.

XVIII. Ihren Schmerz erhält, nährt und vertieft die Gattin am Sarge des Geliebten. Was sie ablenken konnte: Sohn, Schwiegervater, Herrschaft — verschmäht sie. Brunhilds Übermut und Kälte mehren Kriemhilds ungefüges Leid.

XIX. Was den Schmerz hätte lindern können, ein tätiges Leben in der wohltätigen Verwendung des Nibelungenhortes, entzieht ihr Hagens Mißtrauen und sein Rat, den Hort zu versenken. Der gegenseitige Eid, die Stätte der Versenkung zu verschweigen, führt zur letzten Katastrophe, zum Morde des Bruders.

XX. Um seinem Lehnsherrn Etzel treu und erfolgreich zu dienen, schwört Rüdiger Siegfrieds Witwe ahnungslos den Eid, ihr Leid an jedem Feinde zu rächen, und besiegelt damit seinen, seines Freundes und seiner Mannen Tod sowie die Zerstörung des schönsten Familienglückes. Keine Überredung, keine Liebe, kein lockender Glanz entscheidet Kriemhilds Entschluß, Etzels Weib zu werden, nur die Aussicht auf die Befriedigung ihrer Rache. Rache ist das Ziel ihres Lebens geworden und ihre Wiederverheiratung nur der Weg dazu.

XXI. Die Liebe des jungen Geiselher zur einzigen, fernen Schwester, sein: „Rufe mich, ich komme!" wird zu einem Seil, das die Königsbrüder nach Heunenland und ins Verderben zieht. Hagen mit seinem sonst so gewichtigen Rate bleibt als Warner ungehört. Der Spott seiner Herren hemmt seinen Widerspruch und schließt ihm den Mund. Den letzten Stachel stößt Hagen seiner Feindin ins Herz, als er ihr das Gold des Hortes nicht ausfolgen läßt.

XXII. Der Hochzeitsjubel im Heunenland weckt in Kriemhild die Erinnerung an den treugeliebten Siegfried mit neuer Stärke. Seine Wunden schmerzen sie aufs neue, und heißer fließen ihre heimlichen Tränen.

XXIII. Sie gewinnt den alternden Gatten, so daß ihr Wunsch sein Wille wird. Seiner Einladung an die rheinischen Verwandten fügt sie den heimlichen Auftrag bei, ja den wegekundigen Hagen mitzubringen.

XXIV. und XXV. Rumolds Bitten, Hagens ernste Warnungen, Utes bedeutungsvoller Traum und Brunhilds Abschiedsschmerz können das rollende Rad des Verderbens nicht aufhalten. Mit ansehnlichem Heergefolge ziehen die Helden gen Osten und vergrößern dadurch nur den Umfang der Katastrophe. Die Wasserweiber warnen Hagen, aber mit Todestrotz geht der unbeugsame Held dem unheimlichen Geschick entgegen, täuscht und erschlägt den Fergen, um übersetzen zu können, sucht des Königs Kaplan zu ertränken, um die Wahrheit der Weissagung zu erproben, zerschlägt das Schiff, um die Flucht zu verhindern, und offenbart dann seinen Herren das drohende Geschick, um sie zu warnen und zur Vorsicht zu mahnen.

XXVI. Markgraf Eckewart wird durch Hagens Großmut der Freund, Warner und Führer der Gäste in Rüdigers Haus und hilft so unwissentlich den Umfang des Unheils vergrößern.

XXVII. Tief tragisch wird der Konflikt durch die innige Befreundung Rüdigers mit den fremden Gästen. Die innigsten Bande der Gastfreundschaft, der Herzensfreundschaft und der Liebe schlingen sich zwischen den Herzen, um dann aufs schmerzlichste zerrissen zu werden. Geiselher und die liebliche Dietlinde verloben sich, um dann durch ein furchtbares Geschick geschieden zu werden. Rüdiger schließt Bundesbrüderschaft mit Gernot und schenkt ihm sein gutes Schwert, um dann damit den Todesstreich zu empfangen. Rüdiger pflegt und führt die Gäste als getreuer Gastfreund und muß ihnen dann die Freundschaft aufkündigen und das Schwert gegen sie ziehen. Frau Gotlind empfängt und verpflegt die Gäste mit größter Liebe und Sorgfalt und wird durch sie zur Witwe, ihr Kind zur Waise gemacht. Sie verschenkt den trauernden Schild ihres gefallenen Sohnes Nudung an Hagen, und an die leere Stelle in der Waffenhalle kann sie bald den Schild ihres toten Gatten unter Trauerflor hängen. Volker singt lustige und erheiternde Weisen, um sie dann in wilde Kampfweisen umzustimmen. Der Freude und Lust folgt Kampfgetümmel und Todesröcheln, dem sonnigen Tage die schwärzeste Nacht.

XXVIII—XXXVI. Dietrich von Bern warnt die Gäste vor Kriemhilds Racheplänen, aber zur Umkehr sind die Helden zu stolz und mutig. Nur zur Vorsicht lassen sie sich bewegen. Immer enger zieht sich der Knoten zusammen. Wie zwei grimmige Schlangen ringen Hagens Trotz und Kriemhilds Haß miteinander. Kriemhild entbietet Hagen feindlichen Gruß, versucht vergeblich, den Gästen die Waffen abzunehmen, um sie wehrlos zu machen, stachelt Blödel und andere Heunenrecken durch Geld und gute Worte zum Kampfe auf. Mit Gold und Ehren, Worten und Tränen, Verheißungen und Drohungen wirbt sie um die Werkzeuge ihres Hasses und treibt zu Überfall und Brandstiftung. Ohne Ahnung von dem tiefen Abgrunde, der vor ihnen gähnt, willen- und widerstandslos, aber mit offenen Augen versinkt einer nach dem anderen darin.

Hagen begegnet der Königin mit kaltem Trotz oder bitterem Hohn. Er verweigert die Ablegung der Waffen, steht vor der Königin nicht auf, legt herausfordernd Siegfrieds Schwert über seine Knie, drängt sie beim Kirchgange, verschmäht es in seinem Übermute, Etzel über die wahre Sachlage aufzuklären, verspottet das Königskind, schlägt ihm den Kopf ab bei der Nachricht von der Schlächterei in der Herberge, um jede Brücke abzubrechen und jede Möglichkeit einer Sühne zu vereiteln, verspottet Etzel, höhnt die Heunen, schmäht Kriemhild und wütet erbarmungslos gegen alle Etzels-Mannen.

XXXVII. Den Höhepunkt erreicht der Konflikt in dem Seelenkampfe Rüdigers zwischen Eid und Lehenspflicht einerseits und den Pflichten der Freundschaft anderseits. Herzzerreißend ist die Seelenpein des edlen Mannes, dem nur die Wahl gelassen ist zwischen Eidbruch und Untreue an seinem Lehnsherrn oder dem Bruche der Freundschaft und der Untreue an seinen Gastfreunden. Der Tod von der Hand des liebsten Freundes durch das eigene Schwert ist eine ergreifende, aber versöhnende Lösung. Das Leben ist verloren, aber Ehre und Seelenheil gerettet.

XXXVIII. und XXXIX. Was nun noch folgt in dem Vernichtungskampfe, ist nur ein Herabsteigen auf der Leiter des Entsetzlichen in die Tiefe einer herzzerreißenden Klage. Aufgestachelter Trotz, Gleichgültigkeit gegen das Leben, krankhaft gereizte Empfindlichkeit, Mißverständnisse u. a. greifen als einzelne Zähne in das rollende Rad und vollenden das Verhängnis: die gotischen Helden und die letzten Burgunden fallen, Hagen und Gunther werden gefesselt Kriemhild überliefert. Die drei, zwischen denen sich der Konflikt am Rheine spannte, hat das Schicksal allein übrig gelassen. Nur Siegfried fehlt als vierter, aber sein gutes Schwert Balmung ist für ihn da als Rächer. Gunther hat durch seine Schwäche als halb willenloses Werkzeug all das Unheil über seine Schwester und über sein Volk gebracht. Sein Haupt muß fallen, um dem trotzigen Hagen den Mund zu öffnen. Hagen hat entsetzlich gefrevelt und empfängt nach Gebühr den Lohn seiner Frevel. Besiegt, gefesselt und wehrlos in eines Weibes Hand, — fällt sein Haupt durch das Schwert des Edlen, den er meuchlings fällte. Kriemhild, die tiefgekränkte, die das künftige Unheil als Traum schaute und nun als entsetzliche Wirklichkeit sieht, hat ihre Rache, aber um welchen Preis! Ihr Kind grausam hingeschlachtet, ihr Geschlecht vernichtet, ihr Mann seiner Treuen beraubt, ihr Glück zerstört, ihr Friede verloren, der ersehnte „Hort" durch Hagens letzte Hassestat ihr auf immer entzogen! Wird sie mit solchem Bewußtsein trotz ihres endlichen Triumphes weiter leben können und wollen? Hildebrands „Schwertesschwang" löst auch diesen Konflikt. Der Tod vereint die Todfeinde und bringt Haß und Triumph auf immer zum Schweigen. Hoffnungslos klingt das Lied aus. Die Schuld ist zwar gesühnt und der Konflikt gelöst, aber keine Hoffnung für die Zukunft will auf dem Trümmer- und Leichenfelde keimen; kein reiner, jugendlicher Held ist übrig geblieben, der uns auf dem Totenacker voll Schuld und Fluch eine neue Ära des Glückes hoffen läßt. Der alte Etzel zwischen den Leichen der Seinen hat keine Zukunft mehr. Und wie soll Dietrich sein Reich zurückerobern, da alle seine Getreuen gefallen sind? Wird ihm der alte Waffenmeister Hildebrand ein Heer ersetzen? Aber doch ist die kräftige, edle, deutsche Mannheit Dietrichs ein schwacher Hoffnungsschimmer, mit dem wir vom Nibelungenliede scheiden.

5. Schönheiten und Eigentümlichkeiten des Nibelungenliedes nach Form und Inhalt.

Die Nibelungenstrophe besteht aus vier paarweise gereimten Langzeilen, jede Langzeile aus sieben Hebungen, nach deren vierter eine Cäsur ist; der vierte Vers jeder Strophe enthält acht Hebungen. Die Senkung kann wegfallen, wenn die Hebung von einer langen volltonigen (in beschränktem Maße auch kurzen starktonigen) Silbe gebildet wird. Der Auftakt kann stehen oder fehlen, das erstere ist allerdings das bei weitem Häufigere; er besteht nicht selten aus zwei, vereinzelt sogar aus drei

Silben. Der Versausgang ist katalektisch. Das gilt auch für die zweisilbigen Ausgänge mit kurzer erster Silbe und schwachem e in der zweiten (sagen: klagen); sie füllen das gleiche Maß aus wie eine vollvokalische Silbe (hûs: Ar-tûs). Häufig ist mit Glück die älteste Form des deutschen Reimes, die Alliteration, angewandt.

Ez wúohs in Búrgóndén ein schóene mágedîn,
dáz in állen lándén niht schoéners móhte sîn.
Kriemhílt was sí geheízén und wás ein schoéne wîp.
dar úmbe múosen dégené víl verlíesén den lîp.

Die rhythmische Mannigfaltigkeit der Nibelungenstrophe macht es möglich, jeder Art der Empfindung und Darstellung die passende Form zu geben. Sie spiegelt den Wellenschlag der Leidenschaften und den Gang der Handlung wider. Es ist deshalb so schwer, metrische Gesetze über ihren Bau und Gebrauch aufzustellen. In der Art ihrer Entstehung haben wir ihre Eigentümlichkeiten zu suchen. Wie das Nibelungenlied eine Umgestaltung alter Volksgesänge in schriftmäßige Poesie, so ist der Nibelungenvers das ursprüngliche metrische Gewand der alten Volksgesänge, in Satzbau und Klang aufs innigste dem Denken und Fühlen der Volksseele angepaßt. Die Schriftpoesie bildet aus Silben ihre Versfüße, die Volkspoesie aus den Begriffswörtern den Pulsschlag ihrer rhythmischen Bewegung. Dort ist der Versfuß äußeres Kleid, hier der Akzent inneres Leben, dort das Metrum Architektur, hier Musik. Was die Schriftpoeten zu den alten Volksgesängen gefügt haben, das zeigt regelrechte jambische und anapästische Versfüße, was aber rein von dem Volksgesange übrig geblieben ist, hat nur — scheinbar regellose — Hebungen und Senkungen nach den begriffhaltigen Wörtern, d. h. nach dem Wellenschlage der Gedanken und Empfindungen. Der Volksgesang entlehnte seine rhythmischen Gesetze den unbewußt geübten Gesetzen des Denkens und Sprechens und war nicht das Resultat einer Einsicht, sondern nur des Gefühls. „Der Rhythmus des Volksgesanges wird dem Ohre durch das Steigen und Neigen der Silben vernehmbar, aber innerlich ist er mehr als dieses, ein Rhythmus der Gedanken, im Gleichschritt der Sätze und Satzglieder ausgeprägt" (Werner Hahn).

Doch auch von den Mängeln der Nibelungenstrophe und des Nibelungenliedes wollen wir nicht schweigen. Manche finden dieselben so groß und belangreich, daß sie das ganze Epos langweilig nennen und sich gar nicht ernsthaft an dasselbe wagen.

Bei dem metrischen Aufbau werden reine und unreine Reime, Assonanz und Reim kaum unterschieden. Derselbe Reim wird zu oft wiederhalt, oft dicht hintereinander. In zusammengesetzten Wörtern muß dem Reim zuliebe oft das Grundwort und nicht das Bestimmungswort betont werden. Da wo der Klanggesang der alten Volkslieder von Schriftpoeten unter die Schere der metrischen Gesetze genommen wurde, da schwand häufig mit dem Verständnis des Volksgesangverses auch Freiheit und Leichtigkeit der Bildung und die Harmonie zwischen Klanggliederung und

Gedankenbewegung. Die natürliche, logische Zweiteilung des Satzaufbaus wurde zur Dreiteilung auseinandergezerrt, Vers und Gedanke hier und da an unrechter Stelle abgebrochen. Entweder wurde die Rede lang ausgesponnen, um die metrische Form zu füllen, oder gewaltsam zusammengepreßt, um darin Platz zu finden. Im ersten Falle wurde der Vers oft verschwommen, schleppend, ermüdend, ja langweilig, im zweiten hart und eckig, undeutlich und ohne epische Anschaulichkeit. Die mehrmalige Überarbeitung des Nibelungenliedes durch Schriftpoeten hat durch Zusätze, Einschaltungen, Umwandlungen, Weglassungen usw. die Grenze zwischen den ursprünglichen Volksgesängen und der heutigen metrischen Form oft bis zur Unkenntlichkeit verwischt. — Andere schwache Seiten des Nibelungenliedes, welche eine Lektüre erschweren und den Genuß mindern, sind die Weitschweifigkeiten und Wiederholungen, besonders in den Kampf-, Fest- und Reisebeschreibungen, die leeren Redensarten bei Zwiegesprächen, die oft den Kern der Sache verschütten, der Mangel an frisch und knapp zugespitzten Gedanken, gewisse Derbheiten und Natürlichkeiten und die fortwährenden Hinweise auf künftiges Unheil, wie:

Sie war ein schönes Weib,
darum viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Schon mit Aufgabe der Strophenform (wie in der Hohenems-Laßbergischen Handschrift C) und mit Einkleidung in die volkstümliche Hildebrandstrophe (wie in der Piaristen-Handschrift), die uns durch die Uhlandschen Balladen so lieb und vertraut ist, wird das Lied lesbarer.

Emil Engelmann hat in seinem vortrefflichen „Nibelungenlied für das deutsche Haus" taktvoll und mit großem Geschick versucht, die gerügten Mängel zu vermeiden und den Genuß an unserer „deutschen Ilias" zu erhöhen. Er hat die Strophenform aufgegeben, den Hildebrandston rein durchgeführt, Weitschweifigkeiten, Wiederholungen, Unverständliches, Leichtwertiges und allzu Derbes beseitigt, die einzelnen Gesänge knapp und wirksam abgeschlossen, durch sparsame und behutsame Zutaten manche Situation klarer, manchen wichtigen Gedanken deutlicher, manchen Zusammenschluß enger und wirksamer gemacht, hat aber die rauhe und frische Kraft der Heldensage nicht abgeschwächt, die erhabene Einfachheit des Epos nicht zerstört und dem Liede sein altertümliches und ehrwürdiges Ansehen treu gewahrt. Die Engelmannsche Bearbeitung des Nibelungenliedes, die zugleich durch klassischen Bildschmuck eine Prachtausgabe zu sehr billigem Preise ist, verdient ein Volksbuch jedes deutschen Hauses zu werden.

Die sprachliche Darstellung im Nibelungenliede zeigt folgende Eigentümlichkeiten: Der Dichter tritt mit seinem Ich hinter seine Helden zurück und läßt diese durch Wort und Tat das Interesse der Hörer oder Leser wecken und fesseln. Persönliche Meinungen kleidet er in die Form allgemeiner Wahrheiten; seinen Standpunkt über dem Stoffe als Wissender verrät er durch die öfteren Andeutungen künftigen Unheils. Er liebt feste Formen, Sprichwörter, typische Anschauungen und Redewendungen.

Alles atmet Einfachheit. Seine Beiwörter für die Helden sind schlicht, z. B. tapfer, kühn, sturmkühn, schön, wunderschön usw., seine Beinamen bezeichnend, z. B. Hagen der Grimme, Volker der Fiedler, Geiselher der junge oder das Kind, Rüdiger der Freigebige, Eckehart der Getreue, Etzel der Reiche usw., seine malerischen Ausdrücke wenig zahlreich, z. B. weiße Hand, roter Mund, helle Augen, gelbes Haar, rotes Gold, grüner Wald, breite Linde, kühler Brunnen usw., seine Vergleiche sparsam, z. B. die Farbe der Wangen leuchtet wie Rosenglut; die Kampfgier läßt ihn wie einen Eber durch die Feinde brechen; seine heimtückische Gesinnung macht ihn zum Wolf, die unbändige Kampflust zum Leuen; der Helm glänzt wie Meerflut; ein edles Herz ist die Mutter aller Tugenden; sein Herz gebiert Milde wie der Maimond Gras und Blumen usw. Der Falke mit seinen blitzenden Augen und seinem hohen Fluge ist das Bild eines jugendlichen Helden. Die Dame zähmt den Falken, d. h. sie gewinnt durch die Liebe sein Herz und seine Hand. Die Adler sind Bilder der Gewalt. Für die Gemütsbewegungen hat er typische Gebärden, z. B. der Bekümmerte sitzt schweigend auf dem Stein; der Entschlossene spricht kein Wort und bindet den Helm fester; der Unmut zeigt sich im Niedersehen, die Freude im Aufblicken, die Frage im stummen Ansehen, der Wechsel der Stimmung im Erröten und Erblassen, das Weinen in roten Augen, das Heldenweh in den Tränen, die über den Bart rollen, Frauenweh in Tränen, die in den Schoß fallen usw. Von Gestalt, Kleidung und Bewaffnung sowie von den Örtlichkeiten gibt er nur die notwendigsten, ja oft dürftige Skizzen; alle Geschäfte vollziehen sich in festen Formen und Formeln.

Seine Helden zeichnet er als hochgestimmt und mit einer gewissen Weihe und Würde in Wort und Wandel umkleidet; alles stellt er unter den Gesichtspunkt eines Ritterideals, wie es damals in dem Zeitbewußtsein lebte. Mit den Namen für sie wechselt er zwischen: Helden, Kämpfer, Krieger, Ritter, Degen, Recken. Auch ein derber Humor gesellt sich nicht selten zum Heldentum. So ist der unbändige Gote Wolfhart mit seinem wilden Dreinschlagen, seinen rohen Witzen, seinem gellenden Geschrei ein Vorbild der späteren Landsknechte. Schwert und Fiedel, d. h. Tapferkeit und Kunstsinn, Waffenhandwerk und Sängerkunst im schönsten Bunde und zur höchsten Idealität geläutert, erscheint in Volker von Alzei. Traum und Ahnung werfen als nächtliche Geschwister den Schatten der kommenden Ereignisse voraus.

Wenn das Nibelungenlied der griechischen Ilias auch nicht in der künstlerischen Form gleichkommt, so übertrifft es dieselbe doch durch eine höhere Einheit in der engen Verkettung von Schuld und Strafe und der folgerechten Durchführung eines tiefgehenden Konfliktes. Die einzelnen Teile sind ungleich im Werte; neben erhabener Schönheit dehnt sich zuweilen die öde Langeweile aus. Unser Volksepos gleicht einem Dom von höchster Schönheit mit allerlei störenden Anbauten. Die Anlage ist großartig, die Ausführung nach den jeweiligen Baumeistern verschieden.

über Herrliches und Gemeines hat sich gleichmäßig das Grau des Alters gelagert und verwischt auf den ersten Blick die großen Unterschiede im Werte.

Zarte Liebeswerbung bildet den Anfang des ersten Teils vom Nibelungenliede, der Mord des Geliebten und das herbste Leid der Geliebten das Ende. Geschäftsmäßige Brautwerbung bildet den Beginn des zweiten Teiles, der Mord von Tausenden und die Totenklage ganzer Völker den Schluß. Die Sonne der innigsten Liebe durchleuchtet den ersten, die blutrote Fackel des Hasses den zweiten Teil.

Charakteristische Züge in den einzelnen Gesängen oder Abenteuern sind folgende:

I. Das Furchtbare, das in nebelhafter Ferne brütet, erscheint als Traum der Jungfrau und als mütterliche Ahnung. Die Geschichte von Kriemhildens Liebe und deren tragischem Ausgange wird gleich als das Thema des Folgenden vorangestellt. — Der Ort der Handlung, die Sitten der Zeit, der Charakter der Personen werden in kurzen Strichen gezeichnet. Das Zwiegespräch der Mutter und Tochter über die Minne ist wahr und innig.

II. Die Schilderung von Siegfrieds ritterlicher Erziehung fällt von der Frische im ersten Abenteuer merklich ab. Schön ist der Gegensatz, daß zu Worms am Mittelrhein die holde Anmut, in Santen am Niederrhein die starke Kraft heranwächst.

III. Anziehend ist Siegfrieds naive Keckheit und sein übermütiger Tatendrang bei wirklichem Heldentum, von dem die Eltern kaum etwas zu wissen scheinen; aber Hagen bezeugt's in einem frischen, fesselnden Berichte über Siegfrieds Vergangenheit. Das Auftreten des jungen Helden in Worms ist prahlerisch, Streit wie Sühne wenig begründet; die Werbung scheint vergessen, da er Gewalt brauchen und die Burgunder berauben will; doch greift jeder der burgundischen Helden kurz und eigenartig in den Verlauf ein. Hagen berichtet respektvoll und rät klug; Ortwin ist heftig, Gernot vermittelnd, Gunther würdevoll. Zart und schön sind auch die Züge, wie Kriemhild verstohlen durchs Fenster lauscht, keine liebere Beschäftigung kennt als den Ritterspielen zu folgen, und wie der Held aus Niederland ein Jahr lang in Worms weilt, ohne die Geliebte zu schauen.

IV. Der Kampf Siegfrieds mit den Sachsen und Dänen erhält seine Begründung durch den Wunsch des Helden, Kriemhildens Gunst zu erwerben; er hat zur Folge die erste Begegnung der beiden. Der Bericht ist sehr umständlich in die Breite gezogen, doch enthält er nicht wenig fesselnde Stellen. Schön ist's, wie die Jungfrau nach guter Botschaft verlangt, aber das Geheimnis des Herzens nicht preisgeben will. Mit Verlangen und Scheu, Hoffen und Fürchten im Herzen fragt sie nicht zuerst nach dem Geliebten, sondern nach andern, um ihre wahre Absicht zu verhüllen.

V. Die erste Zusammenkunft der Liebenden wird mit zarten, aber doch auch viel vergeblichen Pinselstrichen gemalt. Siegfried, der Held, erscheint als schüchterner Schäfer und wohlgezogener Ritterjüngling ohne kräftige Eigenart.

VI. und VII. Der Kampf auf Isenland ist energisch, deutlich und spannend geschildert. Der mythische Hintergrund der Sage, daß der strahlende Sonnenheld Siegfried die in der Waberlohe eingeschlossene Walküre Brunhild befreit und gewinnt habe, ist von dem Dichter bis auf schwache Spuren verwischt, um durch Siegfrieds Doppelverhältnis zu zwei Geliebten keinen Anstoß bei seinen christlichen Zeitgenossen zu erregen. Lieblich ist das Bild der schneidernden Königstochter und der rudernden Könige, rührend Dankwarts Niedergeschlagenheit bei der Ablegung der Waffen und seine Freude bei der Wiedererlangung derselben, bezeichnend, wie Gunther mit dem geschärften Auge der Liebe die Geliebte erkennt.

VIII. und IX. Ziemlich schwach und ohne eigenartige Züge ist Siegfrieds Fahrt nach Nibelungenland, seine Botschaft nach Worms, Dankwarts Freigebigkeit als Kämmerer und Gunthers Heimkehr. Siegfried meldet als Herold die Ankunft Brunhilds, die ihm später Leben und Glück raubt. Mit froher Erwartung sieht man der Braut Gunthers entgegen, mit Liebe und Freude empfängt man sie, und niemand ahnt, daß sie als düsteres Verhängnis in das burgundische Königsschloß in Worms einzieht.

X. Die Tränen Brunhilds über Kriemhilds unpassende Heirat, ihre Furchtbarkeit und endliche Bändigung im Brautgemach, Gunthers dreimalige Not, Ratlosigkeit und Trauer, die Wegnahme von Ring und Gürtel, das alles ist verhängnisvoll, nötigt uns aber keine tiefere Teilnahme ab.

XI.—XIII. Als Kriemhild Hagen als Eigenholden begehrt, da gewinnt er ein zorniges Leben.

Zu dem Könige gehöre ich, bei dem Könige bleibe ich, dem Könige diene ich.

Wie brennt die heimliche Frage in Brunhilds Herzen! Wie verbirgt sie die Schlangen unter Blumen! Wie geschickt weiß sie den schwachen Gunther durch Aufstachelung des Hochmuts und durch Schmeicheleien ihren Absichten dienstbar zu machen! — Im übrigen erwecken auch diese Gesänge kein besonderes Interesse. Etwas breit wird die Reiseentschließung, die Reiseausrüstung und der Festjubel erzählt. Ergreifend ist der Gegensatz, wie der alte König Siegmund in Freuden seine Kinder zu dem Feste begleitet und dann allein im tiefsten Leide wieder heimkehrt, wie die fröhliche Festreise zu einem Begräbnisgange wird und das Königskind daheim Vater und Mutter nie wiedersieht.

XIV. Der Zank der Frauen und die Beteiligung einer jeden ist mit psychologischer Wahrheit und dramatischem Leben dargestellt. In dem fröhlichen Festgetümmel geht Brunhild wie eine finstere, stumme Frage einher.

So harrte sie der Kunde, bis es der Teufel riet,
daß sie das Hofgelage und die Lust mit Leide schied.
Was ihr lag im Herzen, zu Lichte mußt' es kommen.

Von großer Wirkung sind die Gegensätze in diesem Abenteuer: Kriemhilds selige Freude und ihr stolzes Glück gegen Brunhilds Unmut und Überhebung; die Arglosigkeit der ersteren gegen die lauernde Berechnung der zweiten; der giftige Pfeil der Kränkung, für Kriemhild bestimmt, fliegt auf Brunhild zurück; Brunhilds Übermut und dann ihre Demütigung; Kriemhilds flammende Empörung und Brunhilds starres Entsetzen ob der angetanen Schmach; Kriemhilds Versöhnlichkeit und Brunhilds Unversöhnlichkeit; der Gang zu Gott mit dem Teufel in der Brust; der fromme Gesang der Priester im Gotteshause und das Toben von Neid, Unruhe und Haß im Herzen; Brunhilds zornige Tränen und der Helden Blutrat; Gunthers Schwanken und Hagens Drängen; Geiselhers Treue und Dankbarkeit; der anderen Untreue und Undankbarkeit; Siegfrieds Arglosigkeit und der anderen Arglist und Verrat. — Wie aus Kleinem sich Großes entwickelt, wie der Herzen Gedanken bei passender Gelegenheit offenbar werden müssen, wie alle sündlichen Leidenschaften Geschwister sind, und wie ein Unrecht eine Reihe von Sünden und Verbrechen gebiert, das zeigt in erschütternder Wahrheit das XIV. Abenteuer.

XV. und XVI. Der Verrat und Tod Siegfrieds ist mit wunderbarer Kraft anschaulich und ergreifend geschildert. Der lichte Held in seiner Jugendlust, seinem Übermut, seiner Kraft und Geschicklichkeit, seiner höfischen Rücksicht, seiner Entrüstung über den meuchlerischen Überfall und seiner Todesklage, der Umschlag des Jubels in Jammer, die Verwandlung des fröhlichen Jagdzuges in einen düsteren Leichenzug, der Aufbruch im Frühlicht und die Heimkehr bei Fackelschein: das alles reißt mit unwiderstehlicher Kraft Herz und Phantasie hin. Dazu ist die Landschaft, der Gang der Handlung, der Charakter der Personen mit treffenden Strichen greifbar deutlich und unparteiisch dargestellt. So rührend Siegfrieds Abschied von der treuen Gattin ist, so unwahrscheinlich ist der letzteren völlige Arglosigkeit, ja Blindheit und Hagens täppischer, nichtswürdiger Verrat. Die plumpe List, der schwache König, der tückische Ratgeber und das harmlose Paar: das alles mutet dem Glauben des Lesers etwas zu viel zu. Wirkungsvoll sind noch folgende Gegensätze: Siegfrieds Willigkeit zu helfen und Gunthers Geschäftigkeit ihn zu verderben; Kriemhilds Vertrauen und Hagens Falschheit; ihre Bekümmernis über den angerichteten Streit und seine Unversöhnlichkeit; ihre Offenheit und sein verschmitztes Versteckspielen; das rote Kreuz auf dem Jagdgewande von der Hand der Liebe und der mörderische Speer in der Brust des Geliebten aus der Hand des grimmen Hasses; der todwunde Held in den Blumen, die Leiche auf dem gold- und blutroten Schilde.

XVII. Erschütternd ist Siegfrieds Begräbnis: der frühe Kirchgang, die unheimliche Leiche, die zärtliche, schmerzzerrissene Gattin, der ahnungslose Vater, der grausame Hohn Hagens, das Versteckspielen Gunthers, das Öffnen des Sarges und der letzte Scheidegruß — das alles sind Szenen von unwiderstehlich packender Kraft. Und in wie schönem Lichte erscheint Kriemhilds Charakter! Nichts von dem träumenden und ver-

liebten Mädchen, der spröden Jungfrau, der prahlerischen Frau! Noch im tiefsten Schmerze zeigt sie Umsicht, Tatkraft und Entschlossenheit. Liebe und Schmerz, Frömmigkeit und Zorn durchwogen ihr Herz, aber im Schreck zeigt sie noch Scharfsinn (sein Schild ist unzerhauen, also fällte ihn Mord!), im Rachegefühl noch Besonnenheit (kein Kampf gegen die Übermacht!), in der Erschütterung noch Klarheit und Festigkeit (wer unschuldig sein will, der trete heran zur Bahrprobe!).

XVIII. und XIX. Weich und willenlos erscheint Kriemhild in diesen beiden Gesängen. Der Schmerz um den Einzigen füllt ihr Herz, die Klage um ihn ihr Leben. Die glückliche Kriemhild ist mit dem Gatten begraben. Allen Freuden entsagt die Witwe, und Leid ist das Ende aller Hoffart. In der Sühne schenkt ihr Mund dem Bruder Verzeihung, ihr Herz ihm keine Huld. Im Wohltun sucht sie eine Ablenkung ihres Schmerzes, aber Hagens kalte Berechnung raubt ihr auch diesen Trost. Der Hort wird versenkt und durch heilige Eide in der Tiefe des Rheines verschlossen, aber unheilbringend lebt der Gedanke an ihn und das Verlangen nach ihm fort. Das Verlangen nach seinem Besitz und nach Rache bewirkt die allmähliche Umwandlung der herrlichen Kriemhild des ersten Teiles in die schreckliche Kriemhild des zweiten Teiles und bildet die Brücke zwischen den beiden Hälften des Epos. —

Der zweite Teil des Nibelungenliedes, die Rache, zeigt einen weiteren Gesichtskreis, ein reicheres und bunteres Leben, ein innigeres Ineinandergreifen der Motive und Handlungen als der erste Teil. Großartig ist das Bild des Völkergewimmels an Etzels Hof, die Hochzeitsfeier in Wien, das friedliche Zusammenleben der Heiden und Christen und das furchtbare Aufeinanderprallen der Völkerstämme. Gegen diesen Reichtum und diese Mannigfaltigkeit der Handlung und der Handelnden erscheint die Szene im ersten Teil fast leer und nur als Tummelplatz einzelner Helden.

XX. Kriemhild ist so tief und fest in Trauer und Treue versenkt, daß sie jede Werbung, jede Verlockung zu Glanz und Ehren und alles gütliche Zureden und Drängen ablehnt; erst die Möglichkeit der Rache lenkt ihre Gedanken um und bestimmt ihren Entschluß. Während Freude und Hoffnung bei allen die Flügel regen über die ehrenvolle Verbindung mit Etzel, lebt in Kriemhilds Herzen nur der Schmerz um den ersten Gatten und das Verlangen nach Rache, in Hagen die düstere Besorgnis über drohende Verwickelungen. Wie wohl steht dem Helden Rüdiger sein Familienglück, seine Mannentreue, seine höfische Zucht, sein Eifer für seinen Herrn und — sein Eid! Und wie verhängnisvoll wird dieser Treueid für Glück und Tugend!

XXI. und XXII. Wie stechen der herzliche Empfang Kriemhilds bei Frau Gotlind und das schwere Leid, das diese durch die neue Herrin erfährt, das Völkergewimmel bei Etzel und dazwischen die einsame, fremde Witwe, der laute Festjubel der Hochzeitsgäste und die heimliche Sehnsucht nach dem Rheine, die hohen Ehren und die heimlichen Tränen um das verlorene Glück so ergreifend voneinander ab!

XXIII. und XXIV. Kriemhilds Arglist und Etzels Arglosigkeit, Etzels öffentliche und Kriemhilds heimliche Botschaft an die „Fiedler“ bei der Einladung der burgundischen Gäste, Kriemhilds grimme und Etzels arglose Freude bilden einen eigentümlichen Gegensatz und erinnern lebhaft an die Einladung, die einst von Worms nach Santen erging. Die Besuchsreise wird zur Todesreise, Rumolds, Hagens und Utens Warnung zur Wirklichkeit, der Freudenschall zum Grabgeläut.

XXV. und XXVI. Großartig und bewundernswert ist Hagens Mut im Kampfe mit einem unheimlichen Geschick, das alle zu verschlingen droht. Mit wilder Entschlossenheit trotzt er dem grausigen Verhängnis, das er klar vor sich sieht. Man hat ihn der Furcht zeihen wollen, nun gibt's für ihn keine Rücksicht, keine Gefahr und kein Verhängnis. Rüstig, tätig, umsichtig, überall zugreifend, überall bestimmend, ist er in Wahrheit der Nibelungen Trost; aber unheimlich ist's, wie er Lüge, Täuschung und Mord in seinen Dienst nimmt.

XXVII. Zwischen die großen Meilensteine der Ereignisse webt der Dichter kleine, feine, menschlich schöne Züge und Bilder voll Wahrheit und Leben. Das schönste ist der sonnige und wonnige Aufenthalt der Gäste in Rüdigers gastlichem Hause zu Bechlaren. Prachtvoll wie eine sonnige Landschaft mit einem furchtbaren Gewitter im Hintergrunde ist dieser Besuch. Wie die Sonne vor dem Scheiden noch einmal mit dem wärmsten Liebesglück die Erde vergoldet; wie vor langem, schwerem Leide, vor Schmerz und Tod sich oft noch einmal ahnungslos die Freude tummelt: so entfaltet sich vor dem erschütternden Untergange der edlen Helden noch einmal das lieblichste Bild harmloser Freude, heiterer Festlust und herzlicher deutscher Gemütlichkeit. In dem mannhaften, gütigen, offenen und getreuen Rüdiger erscheint uns ein deutscher Hausherr, in der edlen und milden Gotlinde eine geschäftige und umsichtige deutsche Hausfrau, in der blühenden, züchtigen Tochter Dietlinde eine deutsche Jungfrau und in der behaglichen Fülle und edlen Gastlichkeit der Burg Bechlaren ein deutsches Hauswesen, wie das alles nicht schöner gedacht und geschildert werden kann.

XXVIII.—XXXII. Kriemhild küßt beim Empfange der Gäste nur ihren Bruder Geiselher und nimmt ihn bei der Hand; da bindet Hagen seinen Helm fester. Die reisemüden Gäste sollen ihrer Waffen entledigt werden; Hagen merkt, daß man sie wehrlos machen will, verweigert die Ablegung und erklärt sich nach seines Vaters Lehre als einziger Hüter seiner Waffen. Liebe und Haß, der böse Vorsatz und die mit Entschlossenheit gepaarte Vorsicht sind so in wenigen Strichen gezeichnet. In Etzel wacht die Erinnerung an eine schöne, tatenvolle Jugendzeit auf, als ihm Hagens Name genannt wird. In Kriemhild drängt sich die Vergangenheit mit ihrem ganzen Weh wuchtig in einen Moment zusammen, als sie ihres toten Gatten Schwert auf Hagens Knien sieht. Ein eigenartig Bild geben die beiden mutigen Helden Hagen und Volker auf der Wacht vor dem Saale, die darin sorgenvoll schlafenden Herren, die heimlich und feige zum Überfall heranschleichenden Heunen, der spöttische Zuruf der wachen

Helden und der eilige, ruhmlose Rückzug der Feinde ins Dunkel. Auch das folgende Abenteuer ist reich an Gegensätzen: Der neue Tag bricht an und verscheucht die Nacht, aber nicht Freude und Hoffnung, sondern neue Sorgen bringt er. Hagen mahnt, statt der Waffen die Rosenkränze zur Hand zu nehmen, aber in voller Rüstung ziehen sie zur Kirche. Er mahnt, die Herzen zu läutern, aber in ungezogener Weise drängt er die Königin auf dem Kirchgange. Kriemhild reizt fortwährend auf, Etzel beschwichtigt; sie hat den klaren Plan: Der eine Mann, Hagen, muß fallen, und gingen darüber alle zugrunde! Etzel ahnt nichts Arges und sieht nirgends bösen Plan, sondern nur unglücklichen Zufall. Volker will durch eine herausfordernde Tat den Kampf zum Ausbruch bringen, Etzel verhindert es durch entschlossenes Eingreifen. Dietrich und Hildebrand weisen Kriemhild mit ihren Racheplänen entschieden zurück, Blödel läßt sich verlocken. Im Königssaale sitzen die Gäste bei Tische, in der Herberge wütet der Mord. Hier fließt der Wein, dort das Blut. Hier wird das Königskind den Gästen gezeigt und empfohlen, dort dem Bruder des Königs das Haupt abgeschlagen.

XXXIII.—XXXIX. Alles drängt unaufhaltsam dem Ende zu. Grenzenloser Jammer ist mit ergreifenden Zügen edlen Heldentums durchflochten. Dicht neben Schreckliches tritt Rührendes und Edles. Den Kampfestrotz begleitet Friedenssehnsucht. Die Leidenschaft zerstört alle Brücken zur Rettung, die bis zuletzt sich zeigen. Der Abschluß ist eine knappe Zusammenfassung aller früheren Motive, voll trefflicher Anspielungen auf die Grundzüge der Sage und in innigster Verkettung von Schuld und Strafe, Ursache und Wirkung. Der äußere Hergang wird nicht immer deutlich begründet. Der Erregung des Lesers entsprechend, macht die Darstellung Sprünge, legt auf Nebenumstände kein Gewicht, setzt dies und das voraus, deutet manches nur an. Aber die Charaktere sind klar gezeichnet, die Stimmung und Handlung psychologisch begründet. Gunther und Etzel, die Vertreter der äußeren Macht, rücken in etwas günstigeres Licht. Kriemhild und Hagen, die Vertreter der unversöhnlichsten Gegensätze, sind bis zuletzt gespart und bleiben sich bis ans Ende selbst getreu. Beider Untergang bildet die letzte, erschütternde Katastrophe; da sie aber mit unabweisbarer Naturnotwendigkeit eintritt, so hat sie etwas Versöhnendes.

Gunther erscheint in den letzten Kämpfen als würdiges Haupt der burgundischen Helden, maßvoll, menschlich, hoheitvoll, Gernot heftig und kampflustig, Geiselher elegisch klagend, jugendlich hoffend, aber edel in Gesinnung, Wort und Tat. Volker ist scharf, spöttisch, aufreizend, entschlossen, dabei frohgemut und sorglos, Hagen ernst, schweigsam, aber unerschütterlich wie ein Naturgesetz. Mehrmals zeigt er sich gerührt, weich, ja an die Sorge für das Seelenheil mahnt er. Etzel greift als König ein, aber ohne Hoheit und Adel, nur als reicher und mächtiger Länder- und Völkerfürst. Kriemhild, der Hebel des Unheils, handelt mit der Naturnotwendigkeit eines Verhängnisses. Ohne Haß und ohne Entschuldigung zeichnet sie der Dichter; auf den tiefsten Grund ihrer Seele

läßt er uns nicht blicken. Welch reiches Seelenleben zeigt er uns dagegen in **Rüdiger**, seinem ausgesprochenen Liebling! Hier vertieft er sich in die Frage von Schuld und Unschuld und läßt uns den tiefsten Seelenkonflikt mit durchleben. Unter den Gotenhelden werden nur der edle, maßvolle **Dietrich** von Bern, der alte, nicht immer besonnene **Hildebrand** und der ungestüme **Wolfhart** schärfer umrissen und in einzelnen Partien liebevoll gezeichnet. Furchtbar schön sind folgende Einzelszenen: der blutberonnene Dankwart in der Tür des Saales und der gleich einem zornigen Löwen aufgesprungene Hagen an der Königstafel; das abgeschlagene Haupt des Königskindes in der Mutter Schoß springend; die auf der Fiedel abgehauene rechte Hand des Spielmanns Werbel; Volker, der mit dem Schwerte fiedelnd durch den Saal geht und seine Weisen durch Helm und Schildesrand hallen läßt; die Helden Dankwart und Volker als Riegel der Saaltür; Kriemhild und Etzel in Todesangst unter Dietrichs Armen; Hagens grausig schönes Wort am Anfang des Gemetzels:

Nun trinken wir die Minne und zahlen Etzels Wein!

und Etzels Klage nach seiner Rettung aus dem Saal:

„O weh' des Hofgelages!" sprach der König hehr.
„Da drinnen ficht einer, der heißet Volker,
wie ein wilder Eber und ist ein Fiedelmann.
Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann.
Seine Weisen lauten übel, sein Bogenstrich ist rot;
mir schlagen seine Töne manchen Helden tot."

Hagens Freundesstolz bei Volkers Taten:

Nun schau, hehrer König, Volker ist dir hold.
Wie will er verdienen dein Silber und dein Gold!
Sein Fiedelbogen schneidet durch den harten Stahl;
er wirft von den Helmen die hellen Zierden zu Tal.

Todmüde wollen die Helden der Ruhe pflegen, zuvor aber werden die Toten aus dem Saale geworfen, mit den Toten auch die Verwundeten, „die in sanfter Pflege wohl genesen wären". Draußen ertönen die Klagen der Heunen, drinnen die Hohnworte der Gäste. Als die Heunen draußen dem Fiedler fluchen und Speere in den Saal schleudern, da ergreift Volker einen der Speere,

den schoß er durch den Burghof zurück kräftiglich
über ihre Häupter. Das Volk Etzels wich
erschreckt von dem Wurfe weiter von dem Haus:
von seinen Kräften hatten alle Leute Schreck und Graus.

Hagen höhnt den Heunenkönig mit bitteren Worten, und dieser faßt ergrimmt seinen Schild, um Hagen zu bestehen. An den Riemen des Schildes müssen ihn die Seinen zurückziehen. — Irings unbändiger Kampfesmut, seine Ehrbegier, Hagens Verwundung, Kriemhilds Jubel, Hagens geringschätziger Spott, Irings erneute Angriffe, seine tödliche Verwundung, der Königin Jammer, seine Ergebung in des Geschickes Spruch,

seine letzte Warnung an die Freunde vor Hagen, die Vernichtung der Dänen und Thüringer, die Totenstille im Saal, das Rieseln und Rauschen des Blutes durch die Ritzen und Rinnen, der Jammer der Heunen draußen: das alles ist ein reiches Bild von herzbewegender Kraft.

Die blutgeröteten und stahlgeschwärzten Helden setzen sich zur Rast nieder auf die Leichen der Erschlagenen. Sie begehren Frieden oder einen raschen Tod, beides wird ihnen versagt. Geiselher richtet rührende Worte an die Schwester, hart und unversöhnlich antwortet sie. Sie verlangt Hagens Auslieferung, ein Schrei des Entsetzens antwortet ihr. Entsetzlich ist das Bild des Saalbrandes. Turmhoch flammt die Lohe auf und umwogt den Saal wie ein Feuermeer. An die steinernen Wände drängen sich die eingeschlossenen Helden. Mit dem Blut der Erschlagenen löschen sie den grimmen Durst. Mit den Schilden schützen sie sich gegen die stürzenden Brände. Ein sanfter Morgenwind kühlt ihre Glut. Feindliche Speere bieten ihnen den Morgengruß.

Von unvergleichlicher Kraft und Schönheit ist die Schilderung von Rüdigers Seelenkampf und Heldentod. Aller Jammer eines Menschenherzens und die ganze Unbarmherzigkeit einer verhängnisvollen Schicksalsverkettung entfaltet sich vor uns. Doch versöhnlich klingt und wirkt die letzte Wechselrede der Freunde, Hagens Rührung und Gelöbnis, der Abschied ohne Untreue, der Kampf ohne Groll und der Tod von der Hand des liebsten Freundes und durch das eigene Schwert.

In dem Vernichtungskampfe zwischen Goten und Burgunden sehen wir die traurige Wahrheit bestätigt, daß in Augenblicken der Erregung das Geschick oft an einem Härlein hängt, und daß Mißverständnisse und unglückliche Zufälle zu Handlangern der entfesselten Leidenschaften werden. Hildebrand fordert Rüdigers Leiche, und Gunther ist der Auslieferung nicht abgeneigt; aber Wolfharts Ungestüm und Volkers Spott vereiteln jede gütliche Verständlichung und entfachen aufs neue den entsetzlichen Kampf. Seinem Charakter getreu, stirbt Wolfhart stolz und freudig, weil er von der Hand eines Königs gefallen und vorher ungezählte Scharen in den Tod geschickt hat. Erschütternd ist Dietrichs Frage, Hildebrands Antwort und des Königs Klage über sein Geschick und den Tod der herrlichen Helden.

XXXIX. Traurig, aber wahr und stimmungsvoll klingt das Lied aus. Nicht ohne letzten Kampf wollen sich Gunther und Hagen ergeben, denn noch tragen sie Wehr und Waffen. Schlimmer als der Tod ist die Schande. Dietrich siegt, aber weinend geht er von den Besiegten. Der Königin empfiehlt er Milde, aber nur Habgier und Rache kennt ihr Herz. Arglistig verschweigt Hagen den Versenkungsort des Schatzes, weil ein Eid seine Zunge binde. Gunthers Haupt muß fallen, um Hagens Eid und seine Zunge zu lösen. Wehrlos stirbt Gunther, wie er sich willenlos zu Siegfrieds Mord drängen ließ. Zu Hagens Schmerz über seines Herrn Tod gesellt sich die grimmige Genugtuung, seiner Feindin einen letzten tödlichen Streich zu versetzen. Um das G o l d ist die Königin

betrogen, um ihre Rache will sie sich nicht bringen lassen. Alle Würde des Weibes, alle Milde des Herzens ist vergessen. Mit Siegfrieds Schwert rächt sie Siegfrieds Mord an dem Mörder. Mit einem „Schwertesschwang" schickt der entrüstete Hildebrand die Mörderin dem Gemordeten nach. Königstränen fallen auf das Leichenfeld, und Königsklagen folgen dem wilden Waffenlärm. —

6. Geschichte des Nibelungenliedes.

Wie geschäftig auch seit hundert Jahren die Nibelungenforschung gewesen ist, zu einem endgültigen Urteil über den Ursprung und den Dichter unseres großartigen Volksepos ist sie nicht gelangt.

Zugrunde liegt der Dichtung der altgermanische Mythus von der verhängnisvollen Macht des Goldes, das seine Besitzer in den Zauberbann der Unterirdischen bringt, und von der siegenden Gewalt der Frühlingssonne, welche die eisumhüllte Erde und ihre Kinder befreit, endlich aber wieder in die winterliche Nacht durch feindliche Mächte zurückgeworfen wird. Mit dem Siege des Christentums in Deutschland wandelte sich gleichsam die Seele des Mythus. An die Stelle der Naturkräfte und der finsteren unterirdischen Gewalten sowie ihres Kampfes traten Liebe und Treue nebst ihren Gegensätzen Haß, Untreue und Zwietracht als treibende Grundkräfte.

Die erste Kristallisation der Sagen zu Liedern fällt wohl in die Zeit der Völkerwanderung und des Kampfes zwischen Christentum und Heidentum. Die Sagenstoffe hefteten sich an bestimmte Orte, Personen und Ereignisse. So gab die Vernichtung der Burgunder durch den römischen Feldherrn Aëtius und seine hunnischen Hilfstruppen sowie ihre Verpflanzung ins Rhonegebiet der Sage einen festen Haken. Schon im 8. Jahrhundert kommt der Name Nibelungen bei verschiedenen deutschen Stämmen, besonders bei den Franken in der Umgegend von Worms vor. Im Walthariliede des 10. Jahrhunderts heißen die Burgunden fränkische Nibelungen. Der Name war also im 10. Jahrhundert in der Umgegend von Worms, wo sicher burgundische Familien seßhaft geblieben waren, bekannt. Gerade die Trennung der Zurückgebliebenen von ihren Stammesgenossen wird die Sagenbildung begünstigt haben.

Die ersten Aufzeichnungen solcher Volksgesänge und Volkssagen mögen in die Zeit Karls des Großen fallen. Er ließ ja Volkslieder sammeln; leider sind sie verloren gegangen. Jedenfalls kannte der gewaltigste Fürst des 10. Jahrhunderts, Otto der Große, einzelne Gesänge, die den Grundstock des Nibelungenliedes bilden, ja wahrscheinlich fällt die erste Abfassung zu einem einheitlichen Epos in seine Regierungszeit, wie dies der Nibelungenforscher Emil Engelmann — abweichend von der S. 15 skizzierten Ansicht über die Entstehung des Nibelungenliedes — darzutun sucht. Otto I. liebte und förderte die Dichtkunst, wie das Lobgedicht der Nonne Roswitha zu Gandersheim, der Wettgesang der

12 deutschen Sänger in Pavia 962, die Abfassung des Walthariliedes durch den Mönch Ekkehard von St. Gallen, die Chronik des Mönches Wittekind von Corvei und des späteren Bischofs Dithmar zu Magdeburg, die deutsche Übersetzung der Psalmen durch den Mönch Notker in St. Gallen u. m. a. beweisen. — Auch der Schauplatz und die Namen des Nibelungenliedes greifen bedeutsam in Ottos Leben und Regierungszeit. Ottos Schwiegersohn Konrad war Graf von Worms und wurde nach seinem Heldentode auf dem Lechfelde in der St. Albanskirche zu Worms begraben. Sein Bruder Bruno war Bischof im Kloster Lorsch, Otto nebst seiner Gattin Editha zuweilen Gast daselbst, und manche Urkunde ist von hier datiert. Seine Gemahlin Adelheid war nach den Urkunden Patronin des Klosters. Siegfried hieß Ottos Großvater mütterlicherseits, Thankmar sein Stiefbruder, der von einem Krieger Ottos meuchlerisch durch einen Speerwurf von hinten getötet wurde, Agena (Hagen) ein Burggraf von Dortmund, der bei den Unterhandlungen zwischen Otto und seinem früheren Bruder Heinrich eine zweideutige Rolle spielte. Bei Xanten schlug eine kleine Heldenschar Ottos die übermächtigen Scharen seines Gegners in ähnlicher Weise wie Siegfried die Sachsen und Dänen. Gero war Ottos tapferer Markgraf in der Nordmark, Alberich ein feindlich gesinnter Römer, Hadburg (das falsche Wasserweib!) die Otto feindlich gesinnte Stiefmutter. Nach seinem Siege über die Ungarn auf dem Lechfelde richtete Otto die Markgrafschaft Rüdigers von Pechlarn wieder auf und knüpfte freundliche Beziehungen zu dem Bischof Pilgerin von Passau (971—991) an. — Wie die dem Nibelungenliede angehängte „Klage" (über Bestattung der Toten, Rücksendung der Waffen, Jammer der Hinterbliebenen usw.) berichtet, schrieb auf Pilgerins Geheiß dessen Schreiber Konrad das Nibelungenlied nach den besten Überlieferungen in lateinischen Buchstaben (als Gegensatz zu dem gebräuchlichen griechischen und runischen Alphabet) genauer und ausführlicher nieder, als es in den alten Spielmannsmären fortlebte. Es heißt in der Klage:

Von Pazowe der bisschof Pilgerin	Von Passau Bischof Pilgerein,
durch Liebe der neven sin	aus Liebe zu den Neffen sein,
hiez er schriben dizze märe	hieß er schreiben diese Märe,
wie ez ergangen wäre	wie es just ergangen wäre,
In Latinischen buchstaben	in lateinischen Buchstaben,
ob ez jemen fur luge wolden haben	wenn's jemand nicht für wahr wollt' haben,
daz er die warheit hie funde	daß die Wahrheit hier er fände
von der alrersten stunde	von der allerersten Stunde,
wie ez sich huop unt mans began	wie sich's anhob, wie's begann
unt wie ez ende sit gewan	und seitdem ein End' gewann,
umbe der guoten knehte not	von der guten Knechte Not,
unt wie si alle gelagen tot	wie sie all' gelegen tot;
daz hiez er allez schriben	alles dies hieß er wohl schreiben,
ern liezes niht beliben	ließ davon nichts unterbleiben,
wan im seit der Videläre	wie ihm sagt der Fiedelere
diu chuntlichen märe	alle kund gewordne Märe,
wiez ergie und ouch geschach	wie's erging und auch geschah,
wande erz allez ansach	weil er alles ja ansah,

er unt manic ander man	er und mancher andre Mann:
daz märe prufen do began	Die Mär zu prüfen nun begann
sin schribäre meister chunrat	sein Schreiber Meister Konerad,
tihtet manigez sit hat	der seitdem manch's gedichtet hat
vil diche in tuschär zungen	in guter deutscher Zungen,
daz die alten mit den jungen	daß die Alten mit den Jungen
erchennent wol daz märe	erkennen möchten diese Märe
von ir freuden noch von ir swäre	in ihrer Freud' und ihrer Schwere.
ich iu nu niht merc hie sage	Ich bin zu End' und nur noch sage:
dizze liet haizet diu klage.	Dies Lied hat man genannt die Klage.

Sind diese Worte in der Klage echt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mönch Konrad im Kloster zu Passau, der Schreiber des Bischofs Pilgerin, unter Beihilfe seines Bischofs und anderer kundiger Männer die Zusammenfassung der Nibelungensagen und Gesänge zu einem Epos besorgt hat. Unterstützt wird diese Annahme durch folgende Tatsachen:

Der Dichter zeigt sich genau vertraut mit den kirchlichen und klösterlichen Verhältnissen, insonderheit mit dem bischöflichen Sprengel Passau, ja erwähnt eine Landesgrenze, die nur zu Pilgerins Zeiten für das Passauer Bistum bestand. Melk wird im XXI. Abenteuer eine Burg Astolts genannt, während es nach seiner Eroberung 984 Kloster wurde und als solches in späteren Handschriften bezeichnet wird. Danach müßte die Zeit zur Abfassung vor 984 zu setzen sein. Das wilde Grenzvolk der Peschenären, die leichten Reiter und geschickten Bogenschützen, die Vögel im Fluge erlegten, kommen nur in dieser Zeit und später nicht mehr vor, da sie hauptsächlich auf dem Lechfelde vernichtet wurden, so daß nur sieben mit abgeschnittenen Ohren nach Ungarn heimkehrten. — Das dichterische Talent des Schreibers Konrad wird durch den Schluß der Klage (nach der Hohenems-Laßbergischen Handschrift) ausdrücklich bezeugt. — Die Grundgedanken, welche die einzelnen Gesänge des Nibelungenliedes verbinden, entsprechen ganz der christlich-klösterlichen Auffassung: 1) „Zweier Frauen Haß", also Haß und Zwietracht als Gegensatz der christlichen Liebe, sowie die heidnische Sitte der Blutrache reißen ganze Völker ins Verderben. 2) Irdische Liebe und Lust lohnt mit Leide. Mit diesen Gedanken klingt der erste wie der letzte Gesang aus, „daß Liebe (Freude) stets mit Leide zum allerletzten lohnt".

Das sind Gedanken, die den glaubenseifrigen Mönchen des Heidenbekehrers Pilgerin besonders nahe lagen. Er ließ das Evangelium nach Ungarn tragen und hat nicht geringen Anteil daran, daß der Ungarkönig Geisa sich 972 taufen ließ und dessen Sohn Stephan der Heilige das Christentum überall einführte und das Erzbistum Gran stiftete. In der ungarischen Chronik des Keza werden bei Attilas Geschichte Dietrich und Kriemhild erwähnt, ein Beweis, daß man auch hier von dem Nibelungenliede Kunde hatte.

Daß das Nibelungenlied im 11. und 12. Jahrhundert bekannt war, so daß Anspielungen auf Personen und Ereignisse desselben den Zeitgenossen verständlich waren, geht aus folgendem hervor: Propst Hermann

von Bamberg mahnt 1065 den Bischof Gunter, nicht länger bei Erzbischof Siegfried von Mainz zu bleiben; denn nicht mit Augustin und Gregorius beschäftigten sich dort die Geistlichen, sondern mit den Liedern von Attila, den Amelungen u. a. Saxo Grammatikus erzählt, daß der deutsche Sänger Siward 1131 den schleswigschen Herzog Kanut durch den bekannten Sang von Kriemhilds Untreue an ihren Brüdern vergeblich warnte, als ihn der dänische König Magnus in mörderischer Absicht herbeilocken ließ. Der Dichter Spervogel vergleicht 1128 seinen Zeitgenossen Wernhart von Steinberg mit dem edeln Rüdiger von Bechlaren, und der Mönch Metellus in Tegernsee gibt Zeugnis von dem „im Liede gerühmten Bechelaren". Wolfram von Eschenbach erwähnt um 1200 im „Parzival" Siegfrieds Tod, den streitlustigen Wolfhart und besonders ausführlich den Küchenmeister Rumold. Er sagt:

„Ich tät eher wie Rumold,
der König Gunthern riet,
da er von Worms gen Heunenland schied —:
er wollt' ihm lange Schnitten bähen
und in dem Kessel umdrehen."

Aus dem allen geht hervor, daß im 12. Jahrhundert der Nibelungenstoff wohl schon in Liedform allgemein bekannt war, denn sonst wären die Anspielungen der Schriftsteller den Zeitgenossen unverständlich gewesen. In der Hohenstaufenzeit hat das Lied dann entweder seine eigenartige Gestaltung, in der es auf uns gekommen ist, oder nur eine zeitgemäße Umdichtung der älteren, verloren gegangenen Form erfahren. Eine Handschrift mit der ursprünglichen Form des Liedes haben wir nicht mehr; nur etwa 28 überarbeitete Abschriften aus dem 13. bis 15. Jahrhundert sind ganz oder stückweise auf uns gekommen. Die drei vorzüglichsten, die am meisten den Stempel der Echtheit tragen, sind von Professor Karl Lachmann in Berlin, einem bahnbrechenden Nibelungenforscher, der den Spuren v. d. Hagens in Breslau folgte, mit den Buchstaben A, B und C bezeichnet worden.

Die Handschrift **A** (Hohenems-Münchener) in Quartformat stammt aus Hohenems (einem Marktflecken in Vorarlberg mit den Schloßruinen der Reichsgrafen von Hohenems) und ist jetzt in der Bibliothek zu München. Lachmann bezeichnet die beiden Abschreiber als wenig sorgfältig; ein dritter Schreiber schrieb Str. 89 und lehrte den ersten Schreiber die Strophenbezeichnung durch Herausrücken der ersten Zeile.

Die Handschrift **B** (St. Galler) in Folioformat wurde wegen ihrer häufigen Benutzung Vulgata genannt, gehörte erst den Grafen von Werdenberg bei Hohenems, dann dem Schweizer Geschichtsschreiber Ägidius Tschudi und befindet sich seit 1775 in der Stiftsbibliothek von St. Gallen, zusammengebunden mit Wolfram von Eschenbachs „Parzival" und „Willehalm" und des Strickers Karl.

Die sehr schöne und vollständige Handschrift **C** (Hohenems-

Laßbergische) in Quartformat stammt gleichfalls von Hohenems, gelangte in den Besitz des Freiherrn von Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee, der sie in seinem „Liedersaal“ abdrucken ließ, und ist jetzt in der fürstlichen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Sie schließt wie die viel jüngere „Piaristen-Handschrift“ mit den Worten: „Das ist der Nibelungen Lied“, während alle anderen Handschriften sagen: „Das ist der Nibelungen Not.“

Schrift, Text und Reim der Handschriften entstammen ziemlich derselben Zeit, nämlich der Wende des 12. Jahrhunderts. Es würde also die Übertragung des Nibelungenliedes aus der Sprache des 10. in die Sprache des 13. Jahrhunderts oder die Umdichtung der Nibelungensage in die ersten Jahrzehnte unserer ersten großen Literaturblüte zu setzen sein.

Vergeblich haben sich namhafte Gelehrte bemüht, den Dichter oder Bearbeiter des Nibelungenliedes festzustellen. Nacheinander sind genannt worden: Der Marner, Konrad von Würzburg, Heinrich von Ofterdingen, Walter von der Vogelweide, Rudolf von Hohenems, Wolfram von Eschenbach u. a. Es wird wohl niemals gelingen, den großen Unbekannten aus seinem Dunkel zu ziehen. Der Germanist Franz Pfeiffer wollte in Kürenberger den Urheber der uns bekannt gewordenen Form des Nibelungenliedes gefunden haben, weil die Nibelungenstrophe zuerst von ihm angewandt, also seine Strophe sei, und weil er u. a. das Bild des Falken, den eine edle Frau zähmte, in einem besonderen Liede ausgeführt habe. Gegen diese Annahme erklären sich Fr. Zarncke, Wilh. Scherer u. a. Über die Person dieses Kürenbergers ist urkundlich gar nichts festzustellen gewesen.

Neuerdings hat Emil Engelmann wieder mit guten Gründen auf Wolfram von Eschenbach, den Rhapsoden mit dem wunderbaren Gedächtnis und der eingehendsten Kenntnis der alten Sagen, als den wahrscheinlichen Bearbeiter des Nibelungenliedes hingewiesen. —

Aus vielen urkundlichen Zeugnissen erhellt, daß das Nibelungenlied bis ins 15. Jahrhundert allgemein bekannt war und von fahrenden Sängern häufig vorgetragen wurde. Kaiser Maximilian I. ließ wahrscheinlich in den Jahren 1504—1517 von dem Schreiber Joh. Ried die schöne, aber leider unvollständige Ambras-Wiener Handschrift anfertigen, die erst auf Schloß Ambras in Tirol war und jetzt in der Hofbibliothek zu Wien ist.

Noch im 15. Jahrhundert unternahm ein österreichischer Dichter eine Umarbeitung des Liedes in dem volkstümlichen Hildebrandstone, wobei er die Handschrift B und wohl gleichzeitig einen alten Text aus dem X. Jahrhundert benutzte. Die vielen Abweichungen von der Handschrift B in Namen, Worten und Redewendungen lassen dies vermuten. Diese Bearbeitung gehörte dem Wiener Piaristen-Kollegium und ist jetzt in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Im 16. Jahrhundert ließ der Wiener Arzt Lazius einige Stellen des Liedes in seinem Geschichtswerke über die Völkerwanderung

drucken. Im 17. Jahrhundert scheint es aber von den Dichtern völlig vergessen zu sein, und nur im Volksmunde, in Volksliedern und Volksbüchern lebte die Sage vom hörnenen Siegfried weiter.

Erst im 18. Jahrhundert erstand das vergrabene Epos wieder aus dem Staube der Bibliotheken. Der Züricher Schriftsteller Bodmer erhielt aus Hohenems, wo Berge von alten Büchern und Handschriften modernd lagen, die Handschrift C und gab einen Teil heraus unter dem Titel „Chriemhilden Rache und die Klage".

Die erste vollständige Ausgabe, aus den Handschriften C und A zusammengestellt, veranstaltete der Professor C. H. Myller in Berlin 1782 unter dem Titel: „Der Nibelungen Lied, ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert", und widmete es Friedrich dem Gr. Dieser aber hatte wie die meisten seiner Zeitgenossen kein Verständnis für den hohen Wert des Unternehmens. Er schrieb aus Potsdam unterm 22. Februar 1784 an Myller:

„Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt, viel zu vortheilhafft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht, Euer sonst gnädiger König Frch."

Dieser Brief des großen Königs liegt auf der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen.

Auch der Sprachforscher Joh. Chr. Adelung fand die mittelhochdeutschen Gedichte „schal, weitschweifig, gedehnt, matt, unpoetisch", und Goethe ließ das ihm übersandte Exemplar ungelesen, dagegen las Joh. Heinr. Voß in Eutin das Gedicht mit seinen Schülern.

Erst nach und nach wuchs die Teilnahme an dem herrlichen Erbe der Väter, besonders als unter dem Druck der Fremdherrschaft im Anfange dieses Jahrhunderts das deutsche Nationalgefühl einen mächtigen Aufschwung nahm. Selbst Goethe folgte der patriotischen Strömung und trug in den Jahren 1807 und 1809 einem auserwählten Kreise von Damen in Weimar Bruchstücke des Nibelungenliedes in freier Übersetzung vor.

Besonders sind es die Nibelungenforscher A. W. v. Schlegel, Fr. A. v. d. Hagen, Gebrüder Grimm, Ludwig Uhland, Ludwig Tieck, Karl Lachmann, Karl Simrock, Adolf Holtzmann, Friedr. Zarncke, Karl Bartsch, Franz Pfeiffer, A. Vilmar, Wilhelm Scherer, Werner Hahn, Emil Engelmann u. v. a., durch deren eifrige und begeisterte Bemühungen das Nibelungenlied in immer weitere Kreise drang und noch dringt. Besonders günstig haben für das Bekannt-

werden und das Verständnis des Nibelungenliedes gewirkt die Simrocksche Übersetzung, Vilmars Literaturgeschichte und die schönen Bilder von Cornelius, Schnorr v. Carolsfeld u. a.

Zum Schlusse mögen hier noch einige berühmte Urteile über den Wert und die Schönheit des Nibelungenliedes stehen.

J. W. v. Goethe: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. — Ein jeder sollte das Gedicht lesen, um nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon zu empfinden."

Ludw. Uhland: „Das Nibelungenlied zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue, aber in der vollständigsten und tiefsten Entwickelung gibt es uns den Charakter Kriemhilds; es löst in sicherem Vorschreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grausamen Verrat, der an ihrer Liebe zu dem edelsten Helden begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin sich verwandelt."

Heinr. Heine: „Das Nibelungenlied ist von großer, gewaltiger Kraft, die Sprache, worin es gedichtet ist, ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rote Blumen hervor wie Blutstropfen und zieht sich der lange Efeu herunter wie Tränen." — „Wollt ihr kleinen, artigen Leutchen (die Franzosen!) euch einen Begriff machen von diesem Gedichte und den Riesenleidenschaften, die sich darin bewegen? Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht; die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gotischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous (Stelldichein) gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene; da kämen ruhig herangeschritten das Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenturm von Florenz, die Kathedrale von Rouen usw., und diese machten der schönen Notredame von Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bißchen unbeholfen ist, daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wut geraten, wie sie sich untereinander würgen, wie Notre Dame de Paris ihre Steinarme zum Himmel erhebt, plötzlich ein Schwert ergreift und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe schlägt. Aber nein, auch so könnt ihr euch keinen Begriff von den Gestalten des Nibelungenliedes machen; kein Turm ist so hoch und kein Stein so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhild."

Ludw. Bauer: „Wer übersatt der modernen Künstelei nach einem stärkenden Trunke frischen Quellwassers dürstet, wer die Natur in ihrem Dichterschmucke, das Schicksal in seinem strafenden Ernste, den Menschen in seiner Schwachheit und in seiner Kraft, wer die unverwischbarsten Züge deutscher Nationalität in einem treuen Spiegel gesammelt sehen möchte, der trete herzu und lese das Lied der Nibelungen!"

IV. Verwertung.

A. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes.

Zu Kriemhilds Träumen:

Der Falke.

Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr;
Da ich gezähmt ihn hatte nach meinem Willen gar
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand,
Da hob er sich viel hohe und flog in andre Land'.

Seitdem sah ich den Falken in Glanz und Schönheit fliegen.
Er führt' an seinem Fuße reich seidene Riemen,
Und war ihm sein Gefieder güldenrot und fein:
Gott sende sie zusammen, die gern Geliebe wollen sein.

Der von Kürenberg, im 12. Jahrh.

Der Falke.

Es stund eine Frau alleine und spähte über die Heide
Und spähte nach dem Lieben, da sah sie Falken fliegen.
„So wohl dir, Falke, daß du bist! Du fliegst, wohin dir lieb ist.
Du erkiesest dir im Walde einen Baum, der dir gefalle.
Also hab' auch ich getan: ich erkor mir einen Mann,
Den erwählten meine Augen; des neiden mich schöne Frauen.
Warum nicht lassen sie mein Lieb? Begehr' ich doch auch ihrer Trauten nicht!
So wohl dir, Sommerwonne, der Vogelsang ist geschwunden,
Geschwunden ist der Lind' ihr Laub. Bald trüben sich mir auch
Meine Augen, die klaren. Mein Traut, du sollst dich wahren
Vor anderen Weiben; Held, die sollst du meiden!"

Dietmar von Aist, im 12. Jahrh.

Tödliches Leid.

Wohl ihm, dem es Lieb' von Liebe geht!
Mich hat Herzelieb' in Herzeleid gebracht.
Die, an welcher meine Freude steht,
Hat nicht anders gegen mich als Leid gedacht.
Lieb und Leiden, diesen beiden
Dank ich meinen Schaden.
Dieser beiden bin ich leider
überladen. . . .

Heinr. der Schreiber, im 13. Jahrh.

Das Lebensgeschick des ägyptischen Joseph wird in seinen jugendlichen Träumen vorgebildet. „Wie er gedeutet, so ist's ergangen." — Als Pilatus auf dem Richterstuhl saß und Jesus vor ihm stand, da ließ ihm sein Weib sagen: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten, denn ich habe heute viel erlitten im Traume um seinetwillen!" — Als Cäsar am Morgen des 15. März 44 v. Chr. in die Senatssitzung gehen wollte, da beschwor ihn sein Weib Calpurnia mit Tränen, heute nicht zu gehen, da sie ihn im Traume tot in ihren Armen gehalten habe. Der mutige Mann lächelte, scherzte und ging. Als Leiche sah ihn seine Gattin

wieder. — Die Träume Nebukadnezars und Astyages'. — Die Orakelsprüche der Griechen. —

Der Mythus von der Walküre Brunhild, die mit dem Schlafdorn verwundet, in die Waberlohe eingeschlossen und endlich von Siegfried befreit wird, klingt weiter in dem Märchen von Dornröschen.

Held Siegfried gleicht dem freudigen, geschwinden, unwiderstehlichen, göttergleichen Griechenhelden Achilles, seine verwundbare Stelle zwischen den Schultern der Ferse des Achilles, sein Meuchelmord durch einen Speerwurf dem Tode Achills durch einen Pfeilschuß des feigen Paris. — Auch der Befreier Deutschlands, der Cheruskerfürst Armin, zeigt einzelne verwandte Züge. Lange warb er um die geliebte Thusnelda. Sein Schwiegervater Segest war sein gefährlichster Feind. Undank lohnte seine Rettertaten. Durch Meuchelmord der Verwandten fiel er in der Blüte seines Lebens. Seine Witwe vertrauerte ihr Leben in der Fremde. Sein Andenken lebte in Liedern fort. — Wie Jason beim Argonautenzuge nach dem goldenen Vließe in Kolchis fuhr und durch die mannigfaltigsten Kämpfe den Schatz gewann, so drang Siegfried nach Niflheim und gewann durch schwere Kämpfe den Nibelungenhort. — Wie Jakob sieben Jahre um Rahel warb und diente, so warb Siegfried ein Jahr um Kriemhild und leistete für ihren Bruder allerlei Heldendienste. — Wie Siegfried riet, die gefangenen Sachsen und Dänen ohne Lösegeld zu entlassen, so riet der Prophet Elisa (2. Könige 6) dem Könige Israels, die gefangenen Syrer mit Speis und Trank zu letzen und sie dann zu entlassen. — Siegfrieds Heimkehr mit der jungen Gattin und ihrem Ingesinde erinnert an die Heimkehr des jungen Tobias mit seinem Weibe Sarah, die Freude von Siegfrieds Eltern an die des alten, blinden Tobias. — Wie Simson sich sein Geheimnis durch die Schmeicheleien der Delila entlocken ließ, so Siegfried das von Brunhilds Bezwingung durch die Bitten und Liebkosungen seines Weibes. —

Wie Eva nach der verbotenen Frucht, wie Isebel nach Naboths Weinberge, wie Herodias nach Johannes des Täufers Haupt verlangte, so Brunhild nach der Demütigung Kriemhilds und Siegfrieds. Unheil und Verderben folgte dem bösen Gelüst. —

Wie Judas den Kuß, das Zeichen der Liebe, zum Zeichen des Verrates machte, so Hagen das seidene Kreuz auf Siegfrieds Gewand, das Zeichen zärtlicher Gattenliebe, zur Zielscheibe des Hasses und der Mordlust. —

Wie an Jakobs Begräbnis das ganze Land Ägypten teilnahm, so an dem Siegfrieds die ganze Stadt Worms und die Umgegend. —

Wie Jakob klagte: „Ich muß sein wie einer, der all seiner Kinder beraubt ist!" so glich der alte Siegmund einem Baume, der aller Äste und Blätter beraubt war. —

Wie Elieser als treuer Diener im fremden Lande um ein Weib für seinen Herrn Isaak wirbt, so Rüdiger um Kriemhild für seinen Lehnsherrn Etzel. Er führt sie seinem Herrn zu wie Elieser die Rebekka dem Isaak. —

Wie Hagen das Schiff zerschlug, so verbrannte Cortez auf seinem Zuge gegen Mexiko die Schiffe, um eine Rückkehr unmöglich zu machen. —

Die Wasserweiber, die Hagen um die Zukunft befragt, erinnern an Macbeths drei Hexen auf der Heide. —

Der Grenzwächter Eckewart ist in der deutschen Sage vom wütenden Heere zum treuen Warner Eckart geworden (Erläuterungen III, S. 403.)

Die heitern Tage in Bechlarn, denen kurz darauf das Verderben folgt, haben Ähnlichkeit mit dem letzten Familientage der Askanier in der Mark Brandenburg, auf dem 19 Prinzen sich in fröhlicher Lust tummelten; aber 19 Jahre später senkte man den letzten in die Gruft. —

Wie Kriemhild Hagen feindlichen Gruß entbot und so den Kampf einleitete, so kündigte Napoleon III. durch seinen Neujahrsgruß 1859 an den österreichischen Gesandten den Kampf in Italien an. —

Volkers Nachtgesang hat Geibel zu seinem wunderschönen Gedicht begeistert: „Die lichten Sterne funkeln hernieder kalt und stumm.“ (Erläuterungen III, S. 67.)

Wie Elias in der Wüste unter dem Wacholder klagte: „Ich bin allein übergeblieben!“ so standen Etzel und Dietrich allein lebend und klagend zwischen den Leichen der Ihrigen. —

Das Gemetzel in Etzelnburg gleicht den Schlächtereien bei der Eroberung Trojas, Karthagos, Jerusalems und Magdeburgs. —

Wie die burgundischen Helden die Toten aus dem Saale warfen, so warfen die Juden bei der Belagerung Jerusalems die Leichen über die Mauer. —

Die Helden wurden aus der Feuersnot gerettet wie die drei Jünglinge im Feuerofen. —

Kriemhild trug ihres Bruders abgeschlagenes Haupt an den Haaren daher wie die Tochter der Herodias das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüssel. —

Die Gier nach Gold hat Goethe im „Faust“ poetisch in dem Worte ausgedrückt: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach, wir Armen!“ —

In nicht wenig Zügen ähnelt das Nibelungenlied der Ilias Homers. Hier wie dort knüpft sich die Verwickelung an Frauen, hier wie dort bedeutungsvolle Vorzeichen und Träume, ein gewaffneter Zug in die Ferne, das Walten der Rache, allerlei Zweikämpfe, herausfordernde Reden, Waffengetümmel, Unversöhnlichkeit der Gegensätze, Vernichtungskampf, wenige glücklose Überlebende! Siegfried und Achilles ähneln sich bis ins einzelne. Agamemmnon ist zwar wie Gunther der Völkerfürst, aber weitaus nicht der vorzüglichste Held. Er gleicht Gunther in dem äußeren prunkvollen Auftreten, in seinem Eigensinn, seiner Schwäche, seinen geheimen Machenschaften und findet wie dieser wehrlos seinen Tod von Frauenhand. Dem edlen Rüdiger mit seinem Weibe Gotlind und seiner holden Tochter Dietlinde ähnelt Hektor mit seinem edlen Weibe Andro-

mache und dem einzigen Söhnlein. Wie dieser der Schutz Ilions, so war jener Etzels letzter Trost. Ergreifend ist der letzte Kampf beider, erschütternd die Klage um sie, rührend das Verlangen nach ihren Leichen, unstillbar die Trauer ihrer Witwen. —

B. **Vergleichung** des Nibelungenliedes mit:

Gudrun.

Deutsches Heldenlied, übersetzt von Karl Simrock. 10. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta. 1877.

Vgl. auch die Ausgaben von E. Martin (2. Aufl., Buchhandlung des Waisenhauses, Halle 1902) und K. Bartsch (4. Aufl., F. A. Brockhaus, Leipzig 1880). — F. Panzer, Hilde-Gudrun, Max Niemeyer, Halle 1901 und S. Benedict, Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur, H. Werkentim, Rostock 1902.

Ferner: Fr. Vogt und M. Koch, Gesch. der deutschen Lit., 1. Bd., 3. Aufl., Bibliographisches Institut, Leipzig 1910.

Nicht unpassend hat man das Gudrunlied die „Nebensonne" des Nibelungenliedes und „die deutsche Odyssee" genannt. Es ist in derselben Zeit und in ähnlicher Art entstanden, von demselben Geiste des Rittertums getragen und in demselben Versmaß geschrieben. Es zeigt wie jenes ein ungewöhnliches Weib als Mittelpunkt, dieselben rauhen, aber ehrenfesten Sitten des 12. Jahrhunderts, dieselbe unparteiische Verteilung von Licht und Schatten zwischen den Helden beider Parteien, dieselben aufregenden Kämpfe und Heerfahrten und in der Darstellung neben großer Kraft und Schönheit nicht wenig öde, gedehnte Strecken mit bedeutungslosem Phrasengeklapper. Aber in vielen Stücken bildet es den milden, versöhnenden Gegensatz zu der herben Größe und Schönheit des Nibelungenliedes.

Schon der Schauplatz der Handlung sowie der Kreis der Handelnden ist ein viel beschränkterer. Während das Nibelungenlied vier Sagenkreise umspannt, führt uns „Gudrun" nur in den eigenartigen Sagenkreis der Nordsee. Die Handlung des Nibelungenliedes verläuft meist im stromdurchfurchten Binnenlande, die des Gudrunliedes an und auf der wechselnd bewegten See.

Das Nibelungenlied verherrlicht die Mannentreue, Gudrun die Frauentreue. Dort zeigt sich die Größe im Kämpfen und Schlagen, hier im Dulden und Tragen.

Dort entartet ein edles Weib durch die Untreue anderer und durch den Gedanken der Rache zu einer Unholdin, hier harrt ein edler Frauencharakter in Leid und Schmach geduldig aus und bleibt sich in allen Lagen selbst getreu. Dort weiblicher Zauber, der sich in Schrecken verwandelt; hier Adel eines deutschen Frauengemüts ohne Wandel und Entwürdigung!

Das Nibelungenlied zeigt die ungezügelte Herrschaft der Leidenschaft, das Gudrunlied die Selbstüberwindung der Pflicht; jenes „steten Haß", dieses Versöhnlichkeit; jenes das Walten der Blutrache bis zur Vernichtung ganzer Völker, dieses die Sühne zwischen feindlichen Stämmen.

Jenes klingt in Groll und Mord hoffnungslos, dieses in Frieden und Liebe hoffnungsvoll aus. Der Liebe Ende ist dort ein Ende alles Glückes und die Ruhe des Totenackers, hier eine weite Perspektive des Friedens und häuslichen Glückes.

1. **Die Grundstoffe des Gudrunliedes.** Die Stoffe aus Mythe, Sage und Geschichte, die der Dichter zu seinem Epos verarbeitet hat, sind viel dürftiger als im Nibelungenliede. Tatsachen sind nur die Fahrten und Kämpfe der Wikinger auf ihren schnellen Schiffen in den Gewässern der Nordsee, die Überfälle der Normannen auf ihren Raubzügen, wobei Frauenraub nichts Seltenes war, die Pilgerfahrten zum Heiligen Lande und die Gründung von Klöstern an den Stätten, wo grauser Mord gewütet (so Königsfelden im Aargau, wo Kaiser Albrecht I. ermordet wurde!). Der Mohrenkönig Siegfried (ein Maurenfürst aus Spanien) erinnert an den Normannenführer Siegfried, der 885 und 886 die große Belagerung von Paris leitete und bei einem Angriff auf die Friesen sein Leben verlor. Die blutige Schlacht auf dem Wülpensande (= Wolfsinsel an der Scheldemündung) ist schon in alten deutschen Liedern gefeiert worden. Sehr geläufig waren der Volksphantasie die Sagen vom Vogel Greif, der Menschen zu seinem Horste trug (Sage von Herzog Ernst und Heinrich dem Löwen), von den Schwanenjungfrauen, die der Zukunft kundig waren (die Donauweiber im Nibelungenliede), und von dem Magnetberge, der das Eisen der Schiffe anzog und diese zerstörte.

Sonst liegt dem Gedichte der Mythus von den täglich sich erneuernden Kämpfen in der Natur, von dem Wechsel zwischen Tag und Nacht zugrunde; aber er hat alles Übernatürliche abgestreift und rein menschliches Gewand angelegt. Auch die Erzählungen von Frauenraub (z. B. Raub der Sabinerinnen, Raub der Töchter Silos von den Benjaminiten, Richter 21, 22—23) und von den abgewiesenen Freiern der Penelope, die sich rächten, waren sehr volkstümliche und beliebte Stoffe der Dichter.

2. **Die Entstehung der Dichtung.** Der Stoff kam im 11. Jahrhundert in den Niederlanden zur Ausbildung, wurde an die Normandie geknüpft und schon im 11. Jahrhundert in Bayern bearbeitet. Das erhellt daraus, daß geistliche Poeten des 12. Jahrhunderts auf ihn anspielen. Seine künstlerische Gestaltung erhielt der Stoff erst 1210 durch einen unbekannten Dichter von ungewöhnlicher poetischer Kraft. Durch spätere Zusätze wurde das Gudrunlied ebenso wie das Nibelungenlied aufgeschwellt und in die Breite gezerrt. Kaiser Maximilian I. ließ um 1515 eine Abschrift von dem durch Zusätze erweiterten Gedichte nehmen und dieselbe auf Schloß Ambras aufbewahren. Etwa 300 Jahre später wurde das Lied gleichsam wiederentdeckt und zuerst von Heinr. Fried. v. d. Hagen nach seinem wahren Werte gewürdigt. Wie Karl Lachmann die ursprüngliche Form des Nibelungenliedes herzustellen suchte, so hat Karl Müllenhoff das Gudrunlied von den An- und Auswüchsen zu reinigen gesucht. Von den verschiedenen Übersetzungen ist die Simrocksche die volks-

tümlichste und treueste. Die Frische, Zartheit und treffende Kraft des Originals hat aber auch in ihr merkliche Einbuße erlitten. —

3. **Kurzer Inhalt des Gudrunliedes.** Das Gudrunlied enthält die Geschichte von drei Generationen, das Nibelungenlied nur von einer. Die beiden ersten Abteilungen „Hagen" und „Hilde" bilden die Einleitung des eigentlichen Gudrunliedes. Im ganzen sind es 32 Gesänge oder Abenteuer.

I. Dem König Siegeband von Irland ward ein Söhnlein namens Hagen geboren, das schon in zarter Jugend große Kraft und eine Vorliebe für bewaffnete Krieger zeigte. Bei einem Turnier entführte es der Vogel Greif zum großen Jammer der Eltern.

II. Der Greif trug seinen Raub in sein Felsennest seinen Jungen zum Fraße. Aber der Knabe wehrte sich gegen den jungen Greif, zerrte ihn mit sich zur Erde und rettete sich in eine Felskluft, wohin schon drei zarte Königstöchter dem Greif entflohen waren. Mit ihnen wuchs der Knabe in der Wilde auf. Später tötete er die Greifen und rettete sich mit seinen Leidensgefährten auf ein Pilgerschiff, das am Meeresufer gelandet war.

III. Als die Schiffsleute böse Absichten gegen die Gefangenen zeigten, da überwältigte sie der unbändige Knabe und zwang sie, ihn zu seinen Eltern zu bringen.

IV. Mit hohen Freuden empfingen die Eltern den totgeglaubten Sohn, den die Mutter an einem goldenen Kreuzchen und anderen Zeichen erkannte. Er überkam das Reich und vermählte sich mit der lieblichsten seiner Leidensgefährtinnen. Seiner Ehe entsproß eine Tochter, namens Hilde, deren Schönheit viele Fürsten von nah und fern anlockte. Doch der wilde Hagen, den man auch Voland oder Valant (Teufel) nannte, gönnte sie keinem, „der nicht mächtiger als er selbst sei". Viele Boten von Freiern ließ er hängen, und manchen Fürsten, der die Braut dem Vater abzwingen wollte, überzog er mit Krieg.

V. Der Hegelingen- (Friesen-) König Hettel hörte von Hildens Schönheit und trug sehnliches Verlangen nach ihr. Seine Helden und Verwandten Wate, Frute und Horand gelobten ihm ihren Beistand, rüsteten ein Schiff mit reichen Kaufmannswaren aus und erlangten listig als „Verbannte" Zutritt bei Hagen. Ihre wundervollen Waren und ihre heldenhafte Weise zu gebaren gewannen ihnen Hagens Vertrauen und das Wohlgefallen der Frauen.

VI. Als so die Werbung günstig vorbereitet war, da erhob der Sängerheld Horand eines Abends auf der stillen Burg am Meere so süßen Gesang, daß alle Herzen bezaubert wurden und sogar die Vöglein ihr Abendlied vergaßen. Als der Morgen nahte, da erhob sich abermals der wunderbare Gesang so süß und herzbestrickend, daß die Vöglein in ihrem Morgenliede anhielten, alle Schläfer erwachten, der König und sein Gemahl auf die Burgzinne heraustraten und die Königsjungfrau bat: „Lieb' Väterlein, heiß mehr ihn singen!" Und als zum drittenmal am

Abend der Sänger seine Stimme reiner und schöner als Glockenton erhob, da vergaßen die Arbeiter ihre Geschäfte und die Siechen ihre Schmerzen; das Wild im Walde stand still auf der Weide; die Würmlein im Grase hielten ein im Kriechen und die Fischlein in der hellen Flut in ihrer rastlosen Fahrt. Da neigte sich der Jungfrau Herz dem Manne zu, der solchen Boten auf Werbung sandte, und sie gelobte heimlich, ihm gegen des Vaters Willen in die Ferne zu folgen.

VII. Unter dem Vorwande, die fremden Schiffe zu beschauen, folgte Hilde dem Sänger auf das Schiff, wurde durch den alten Wate von den Ihrigen getrennt und rasch entführt. Wie grimmig auch der wilde Hagen tobte, folgen konnte er den Entführern nicht sogleich; denn seine Schiffe waren leck. Mit Freuden ward Hilde König Hettels Weib.

VIII. Doch Hagen rüstete in Eile ein Heer und jagte den Räubern nach, die ihm mit List die liebe Tochter entführt. In einem furchtbaren Kampfe ward um sie gestritten; endlich aber siegte die Liebe zu der einzigen Tochter, die die Kämpfenden mit Bitten und Flehen beschwor, über den Zorn und harten Sinn des wilden Hagen. Es kam eine Sühne zustande, und beruhigt über das Geschick seines Kindes fuhr der alte Held heim nach Irlanden.

IX. Hettels und Hildens Ehe entsprossen zwei Kinder, *Ortwin* und *Gudrun*. Als Held erwuchs der erste, als Wunder der Schönheit die zweite. Der Mohrenfürst *Siegfried* warb um sie, ward aber abgewiesen.

X. Auch König *Ludwig in Normandie* warb um sie für seinen Sohn *Hartmut*, aber um alter Feindschaft willen ward sie ihm versagt.

XI. Da kam der normannische Königssohn selbst zur Werbung, doch ohne besseren Erfolg. Mit ihm gleichzeitig bewarb sich *König Herwig aus Seeland* um die Jungfrau, ohne doch ihre Hand zu erhalten.

XII. Da zog er mit Heeresmacht heran und bewährte sich im Kampfe als rechter, edler Held, so daß ihm Gudrun Herz und Hand gelobte.

XIII. Als darob der Mohrenkönig den glücklichen Herwig mit Krieg überzog, da eilte Hettel mit seinen Mannen dem künftigen Eidam zu Hilfe, bedrängte mächtig den Feind und schloß ihn in einer Feste ein.

XIV. Dem abgewiesenen Freier Hartmut wurde durch Späher gemeldet, daß Hegelingenland jetzt ohne seine starken Beschützer sei. Rasch rüstete er zur Heerfahrt und fuhr mit seinem Vater und vielen Mannen nach Hegelingenland.

XV. Die wehrlose Burg ward genommen und Gudrun mit ihren Frauen und vielen Schätzen zu Schiffe hinweggeführt.

XVI. In ihrem Jammer sandte Königin Hilde eilends Boten zu Hettel und Herwig und ließ ihnen das Unglück melden. Diese schlossen eilig Frieden mit dem umzingelten Feinde, nahmen auf *Wates* Rat den gelandeten Pilgern ihre Schiffe weg und fuhren den Räubern schnell nach.

XVII. Auf dem *Wülpensande*, einer Nordseeinsel, ereilten sie die flüchtigen Räuber. Es entbrannte ein furchtbarer Kampf. Wie Schneesturz auf Schneesturz bei Stürmen von den Bergen rollt, so flogen die

Speere auf Helm und Panzer. Bis zur Achsel standen die Kämpfer im Wasser und röteten das Meer mit ihrem Blute, so weit ein Speerwurf fliegt.

XVIII. Der Abend sank hernieder, für Hettel aber die Nacht, der kein Tag folgt, denn König Ludwig traf ihn zum Tode. Wate aber zündete in seinem Schmerz und Grimm um des Königs Tod ein neues Abendrot auf den Helmen und Brünnen der Feinde an, als das am Himmel längst verglüht war. Die Nacht trennte endlich die Streiter. Im Schutze der Nacht flüchteten die Normannen mit ihrer Beute. Die Jungfrauen drohte man im Meere zu ertränken, wenn sie durch einen Hilferuf die Flucht verrieten. Der Morgen zeigte den Hegelingen die Flucht der Feinde, welche die Nacht in ihrem Mantel verborgen hatte. Zur Verfolgung fühlten sie sich zu sehr geschwächt; darum begruben sie die Toten, Freund und Feind, stifteten Seelenmessen und zogen in tiefem Leide heim.

XIX. Als Hilde den alten Wate langsam, still und mit zerhauenem Schilde in die verlassene Burg einreiten sah, da fragte sie voll banger Ahnung: „Wo ist der König und seine Mannen?“ „Ich will euch nicht betrügen!“ antwortete der Alte. „Sie sind alle erschlagen, doch laßt das Klagen, Herrin! In künftigen Tagen, wenn das junge Volk in diesem Lande erwachsen sein wird, dann räch' ich euern Schmerz und unsere Schande!“ — Auf dem Wülpensande wurde als Seelgerät der Gefallenen ein Kloster und Hospital gestiftet und reich begabt, auch ein Münster gebaut.

XX und XXI. In wortlosem Weh erblickte Gudrun Ludwigs Burg am Seegestade. Der alte König redete ihr freundlich zu, Hartmut zu minnen, so würden Freude und Ehre ihr Teil sein. Ihm antwortete die Jammersreiche: „Hinfort ist Klagen mein Los. Nimmer kann ich Hartmut minnen, eher wählte ich den Tod. Wie könnte ich ohne Treue weiter leben?“ Da flammte wilder Zorn in Ludwig auf. Bei den Haaren ergriff er die Maid und schleuderte sie ins Meer. Doch Hartmut sprang ihr nach, ergriff sie bei den gelben Zöpfen und rettete sie mit eigener Lebensgefahr. Hartmuts Mutter Gerlinde empfing Gudrun gar freundlich. Da sie aber die Getreue durch gütliche Worte nicht zu überreden vermochte, sich Hartmut als Eheweib zu eigen zu geben, da suchte die „Teufelin“ in ihrem „wölfischen“ Sinne durch allerlei Mißhandlungen die Jungfrau zu einer Heirat mit Hartmut zu zwingen. Wie auch der edelgesinnte Hartmut die harte Mutter bat, und wie auch seine sanfte Schwester Ortrun der Gefangenen allerlei Liebes zu erweisen suchte, die alte Königin steigerte von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr die Mißhandlungen und Demütigungen der armen Gudrun bis zur Unerträglichkeit. Doch nichts vermochte die Treue der verlobten Braut wankend zu machen. Mußte sie auch die niedrigsten Magddienste verrichten, so bewahrte sie doch ihren königlichen Sinn.

XXII. Endlich nach 12 Jahren kam die Zeit der Vergeltung. Hilde hatte zu einer glänzenden Heerfahrt gerüstet und manchen Bundesgenossen gewonnen. Auf viel stolzen Schiffen fuhren die Helden nach Süden. Aber allerlei schwere Gefahren durch den Magnetberg, durch Nebel und Stürme

bedrängten die Seefahrer, doch endlich sah der schnelle Horand vom Mastkorbe aus die normannische Küste auftauchen.

XXIII. Von einem hohen Baume sah der Degen Irold die normannischen Burgen von der See widergespiegelt. Gudruns Verlobter Herwig und ihr Bruder Ortwin gingen auf Kundschaft aus.

XXIV. Gudrun war mit ihrer Freundin Hildburg früh an das Meer hinabgegangen, um die schmutzige Wäsche zu waschen und zu bleichen. Da kam zu ihr ein Himmelsbote in Vogelgestalt auf dem Wasser daher geschwommen, verkündigte ihr die Nähe der Retter und gab ihr getreue Kunde von ihren Lieben in der Ferne, nach denen sie viel ängstlicher als nach ihrer Rettung forschte. Frohen und doch noch schweren Herzens unterhielten sich die Frauen den ganzen Tag über die liebe Heimat und taten darüber ihre Arbeit lässiger als sonst. Aber zorniges Schelten der alten Frau Gerlind empfing sie daheim. In der Frühe des nächsten Tages mußten sie in bloßen Hemden und barfuß durch den frischgefallenen Schnee nach dem Meere waten. Ein scharfer Märzenwind zerraufte ihr Haar; das Meer trieb von Eise, und die edlen Maide zitterten vor Frost.

XXV. Da nahten dem Ufer in einer Barke die Kundschafter Herwig und Ortwin. Als die schönen Wäscherinnen aus Scham über ihre Blöße, das sturmzerwühlte Haar und ihre gemeine Arbeit flohen, da boten ihnen die Fremdlinge freundlichen Gruß, eine seltene Musik in Frau Gerlinds Hause! Sie fragten Gudrun, die sie in ihrer Niedrigkeit nicht erkannten, nach Land und Leuten und erfuhren, daß die Normannen in steter Sorge und Rüstung vor den Hegelingen seien. Herwig wollte die Jungfrau, die frostzitternd vor ihm stand und sein Herz rührte, mitleidig in seinen Mantel hüllen; sie aber sprach: „Das sei ferne! An meinem Leibe soll niemand Manneskleider sehen!“ Ortwin erkundigte sich nach Gudrun und den anderen geraubten Jungfrauen aus Hegelingenland, während Herwig seltsam bewegt in den Zügen der niederen Magd forschte. Gudrun sprach: „Ich bin eine von diesen Jungfrauen, aber Gudrun ist vor Leide lange tot!“ Bei dieser Kunde überwältigte Schmerz und Trauer die beiden Helden, also daß sie in Tränen ausbrachen. Gudrun aber sprach: „Lebte Herwig noch, so hätte er uns längst von hinnen geführt!“ Da streckte Herwig der Jungfrau seine Hand hin und sprach: „Erkennt ihr das Gold an meinem Finger? Damit ward ich Gudrun verlobt!“ Da lächelte die Jungfrau vor Freuden und sprach: „Das Gold und den Stein erkenne ich wieder; vorzeiten war's ja mein, und hier ist das Ringlein, das mir Herwig gab in meines Vaters Lande!“ Da umschloß der edle Held mit seinen Armen die herrliche Maid. Und als er nun erst erfuhr, daß sie nicht Hartmuts Weib geworden, daß sie aus Treue gegen ihn alle diese Drangsale und Demütigungen jahrelang erduldet habe, da wallte sein Herz über vor Unwillen, Rührung und Glück, und gleich wollte er sein Eigentum mit sich nehmen. Aber Ortwin sprach nach der ehrenfesten Sitte der Zeit: „Nimmer tu' ich das! Und hätte ich hundert Schwestern, lieber ließe ich sie alle sterben, als daß ich sie heimlich und feige aus der Fremde

wegstehlen sollte. Mit Gewalt haben sie die Schwester genommen; im Waffenkampf wollen wir sie und ihre Maide ehrlich zurückgewinnen!“ Die Fürsten fuhren nun zu ihrer Flotte zurück, um den Sturm auf die normannische Feste vorzubereiten. In freudigem und stolzem Übermut warf Gudrun die Wäsche ins Meer, daß die Wogen sie hinweg trugen. Als ihr Gerlind dafür mit den ärgsten Strafen und Mißhandlungen drohte, da stellte sich Gudrun, als ob endlich ihr trotziger und zäher Sinn gebrochen sei; sie gelobte, Hartmuts Weib zu werden. Schöne Kleider und edlen Wein reichte man ihr dar, damit sie von Herzen fröhlich werde. Ihren Leidensgefährten verkündete sie im Schlafgemache das nahende Ende ihrer Pein; aber ihr helles, übermütiges Lachen weckte Gerlinds Mißtrauen.

XXVI. Als Herwig und Ortwin den Gefährten Botschaft brachten, da erhob sich laute Klage über die Schmach der Königstochter, und der alte Wate schwur: „Ich will die Kleider, die Gudrun weiß gewaschen, rot färben.“ Noch in der Nacht, bei heiterer Luft, gestirntem Himmel und lichtem Mondenglanze landete die Flotte der Hegelingen an der Normannenburg. Schon war der helle Morgenstern hoch am Himmel empor gegangen, da sah eine Jungfrau in des Morgens Dämmerschein die Helme, Schilde und Waffen am Ufer leuchten und erweckte ihre Gefährtinnen, die freudenvoll aus den Betten sprangen. Der Wächter aber rief von der Zinne: „Wohlauf, ihr stolzen Recken, ihr habt zu lang geschlafen! Wohlauf, Herr, zu den Waffen!“ Gerlind rannte eilig zur Zinne und rief dann ihrem Gemahl zu: „Wache, erwache, König Ludwig, deine Burg und auch dein Land sind rings ummauert von fremden Gästen ohne Zahl! Das ist Gudruns Lachen, das entgelten deine Recken wohl nun teuer!“

XXVII. Ludwig hielt die Fremdlinge am Ufer für Pilger, aber Hartmut erkannte der Feinde Heerzeichen. Siegfried von Mohrenland, Wate von Sturmland, Horand und Frute die Dänen, Morung und Irold, Ortwin und Herwig u. a. wohl von zwanzig Landen waren als Rächer gekommen. Rasch waffneten sich die Normannen, und grimmig entbrannte der Streit.

XXVIII. Endlich überwältigte Herwig den schwertgrimmigen König Ludwig, der wie ein Eber raste und ihn selbst in schwere Gefahr des Lebens gebracht hatte, und tötete ihn. In Schmerz und Wut darüber befahl die üble Gerlind, Gudrun zu töten. Schon hatte ein Ungetreuer, von ihrem Golde verlockt, das Schwert über die Jungfrau gezückt, da gewahrte es Hartmut und schützte sie edelmütig mit dem eigenen Leibe. Nach dem tapfersten Widerstande ward er gefangen und auf einem Schiffe verwahrt.

XXIX. Der zornige Wate stürmte in das Frauengemach, um der Peinigerin seiner Herrin den verdienten Lohn auszuzahlen. Edelmütig verbarg Gudrun ihre Feindin, aber Wate entdeckte sie dennoch und schlug ihr das Haupt ab, auch einer von Gudruns Gefährtinnen, die einen Normannen geheiratet und sich als Gerlinds Henkerin hatte brauchen lassen. Dabei scherzte der grimme Greis: „Ich weiß wohl Frauen zu ziehen, bin ich doch hier Zuchtmeister!“ Ortrun und die übrigen normannischen Jungfrauen rettete Gudruns Fürbitte.

XXX—XXXII. Dem Siege und Strafgerichte folgte nun eine fröhliche Heimfahrt, ein glückseliger Empfang von Hilde, eine Sühne mit den Feinden und eine vierfache Hochzeit zwischen Herwig und Gudrun, Hartmut und Hildburg, Ortwin und Ortrun, Siegfried und Herwigs Schwester. Mit einem weiten, reinen Horizonte des Friedens und der Liebe, des Glückes und der Freude schließt das Heldenlied.

4. **Das deutsche Zeit- und Sittenbild** nach dem Gudrunliede gleicht in allen wesentlichen Zügen dem des Nibelungenliedes.

Bei dem kirchlichen Leben kommen folgende Einzelzüge hinzu:

Der christlich-kirchliche Schein im Nibelungenliede ist in „Gudrun" mehr Wahrheit, die äußerliche Übung mehr Gesinnung, die Lehre mehr Leben geworden, an die Stelle der heidnischen Blutrache die christliche Versöhnlichkeit getreten. Sogar der alte Wate billigt es, „daß man den Haß versöhne". „Gott hatte sie beraten nach dem blut'gen Streit."

Christliche Pilger mit der Kreuzesfahne ziehen nach dem heiligen Lande. Auf Wates Rat nimmt man ihnen die Schiffe, um rasch die Räuber zu verfolgen; darüber klagen die Pilger und fluchen der Gewalt. In dem Mißerfolg des Zuges sieht man ein Gottesgericht, die Strafe für einen Frevel. Durch gewissenhafte Wiedergabe und Entschädigung sucht man Gottes und der Pilger Gunst wieder zu gewinnen und den Fluch zu sühnen.

Hettels unbesonnener Eid wird getadelt. „Gott hat Macht zu walten, und schnell ist seine Tat! Wen Gott will vergessen, wie soll sich der behüten?" bekennen die starken Helden demütig im Sturme.

Nach der blutigen Schlacht auf dem Wülpensande werden auch die Feinde begraben, jedoch Christen und Heiden geschieden. Die reiche Begabung des Klosters, Hospitals und Münsters mit 300 Hufen wird durch schriftliche Urkunde rechtskräftig gemacht. Der Zug zu Gudruns Befreiung fällt in die Fasten, und der Palmtag ist nahe. Die Schwanenjungfrau ist zum Engel, zum Boten Gottes geworden. Zu Gott fleht Gudrun auf den Knieen in Kreuzgestalt. „Der Bote verschwindet vor ihren Augen" wie der Auferstandene den Jüngern von Emmaus.

In bezug auf Rittertum, Krieg und Jagd finden sich auch einzelne eigenartige Linien im Gudrunliede: Singende Knappen hört man vor dem Tore. Mit Liederklang ziehen die Helden zu Schiffe. Viel frohe Lieder singen die stolzen Mohren auf der Heimfahrt. Es kommen mehr Belagerungen als Kämpfe auf offenem Plane vor. Man „umsaß" (belagerte) oft lange die Burgen oder Pfalzen. Mit Armbrust, Bogen und Wurfgeschoß werden sie verteidigt. „Wer zu fechten reitet hinaus auf langen Straßen, läßt die Rosse nicht daheim." Die von langer Fahrt auf dem Schiffe steif und unbrauchbar gewordenen Rosse tötet man am Strande. „Folgt dem Fähnrich!" mahnt Hilde. Wappen und Fahnenzeichen werden genau beschrieben. Mit den Augen begleiten die Frauen aus den Fenstern noch lange den Zug der Krieger. „Wollen sie nicht trinken des Königs Wein, so schenke man ihnen Blut ein." „Die Erde

wird gedüngt mit Feldschlachttoten." „Sie müssen Staub und Erde essen." Schaurig ist der nächtliche Kampf auf dem Wülpensande, bei dem Horand den eignen Neffen erschlägt. Die Wachsamkeit zeigt sich darin, „daß sie mit den Häuptern auf den Schilden schlafen". Den gefangenen Hartmut — sein Unglück und seinen Heldenmut — ehren die Mägdlein, indem sie sich vor ihm erheben.

Ortwin zieht mit seinen Falknern auf die Beize und läßt die Falken fliegen.

Einzelzüge aus dem häuslichen Leben und Verkehr. Als häusliche Arbeiten der Frauen werden aufgezählt: Öfen heizen, Brände schüren, Wasser tragen, Wäsche waschen und bleichen, Flachs hecheln und spinnen, Garn winden und Goldstickerei wie edles Gestein auf Seide legen; als Strafen: nicht in linden Betten, sondern auf harten Bänken schlafen, mit Besen und Rute (in ersterem eingebundene Dornen) gezwungen werden, mit dem Haar den Staub von Schemeln und Bänken streichen, barfuß und bloß gehen. — Bei der „wölfischen" Gerlind ist der Gruß: Guten Abend! Guten Morgen! teuer. — Es verstößt gegen Zucht und gute Sitte, wenn Mädchen Manneskleider anlegen. — Das Reitkleid der Königin reicht bis zur Erde. — Das Schachspiel ist eine häusliche Ergötzung. — Auf freiem Plane werden Hütten mit seidnen Schnuren aufgespannt, in Buden allerlei Waren feilgeboten. — Die Ritter ehrt man „mit Roß und Gewand", die fahrenden Sänger mit reichen Gaben. — An Hettel schickt König Ludwig „versiegelte Briefe". — Gudrun will Hartmut nicht minnen, weil er nicht ebelbürtig, sondern ihres Großvaters Lehnsmann ist. — Mit einem Goldring verloben sich Braut und Bräutigam. „Sitte, Recht und Ehre fordern, daß ein Mann die Frau nur mit beider Wollen nimmt."

Neu sind einzelne dem Seeleben entstammende Anschauungen. Die Sage von dem untergegangenen Königreich erinnert an die von Vineta (III, S. 471). Von dem Magnetberg wird gefabelt, daß er alle Schiffe mit Eisenwerk, die in seinen Bannkreis kommen, anziehe, die Segelbäume krümme und ins finstere Meer ziehe. Um nicht von dem Magnetstein angezogen zu werden, gießt man die Anker aus Glockenmetall und bindet sie in spanisches Messing. — Ein dichter Nebel liegt auf dem Meere, und eine Windstille hält die Schiffe wie gefesselt. Ein heftiger Sturm bricht los, so daß die Helden schier am Leben verzagen. — Mit 1000 Seilen kann man den Grund nicht finden. Der Südwind ist ihnen entgegen, der Westwind treibt sie zum Ziele. — Die Schiffe werden nach Kielen gezählt. — Unter dem Verdeck birgt man die Krieger. — Hagen springt aus dem Schiffe auf den Grieß und watet im Pfeilregen an das Ufer. — „Des Meeres Ungewohnheit tut den Kindern weh (Seekrankheit)". Wenn auch Goethe meint, „die Dichtung habe etwas Meer- und Inselhaftes", so hat doch dem oberdeutschen Dichter die deutliche Anschauung des Meeres gefehlt, drum läßt er sich auf Schiffe, Stürme, Seeleben usw. nicht tiefer ein.

5. **Situationsgemälde.** Das Nibelungenlied führt uns in das Herz Deutschlands, an den Rhein und die Donau, nach Worms, Wien und Etzelnburg in Ungarn. Mit Ausnahme von Niflheim und Isenland hat es überall feste örtliche Halte. Der Schauplatz des Gudrunliedes ist die Nordsee mit ihren bewegten Wogen und Wundern der Tiefe, ihren Grießen und Werdern (Inseln), ihren Schiffen und Strandburgen, ihren Fahrten und Seekönigen, ihren Windstillen und Stürmen. Es werden erwähnt: Irland, Seeland, Norwegen, Dänemark, Friesland und Normandie, aber nirgends heften sich die Tatsachen an bekannte Orte; sie würden dadurch erhöhten Reiz gewinnen. Die Volkstümlichkeit einer Dichtung wird durch die enge Zusammengehörigkeit der Tatsachen mit bekannten Orten ungemein erhöht.

Malerische Szenen des Gudrunliedes sind: a) Horands Abendgesang. b) Hildes Entführung. c) Die Versöhnung Hagens und Hettels auf dem Schlachtfelde. d) Herwigs Werbekampf. e) Der Kampf auf dem Wülpensande. f) Wates Heimkehr auf Hettels Burg. g) Gudruns Rettung aus dem Meere durch Hartmut. h) Gudrun am Meeresstrande. i) Die Landung der Rächer vor Ludwigs Burg in der Morgenfrühe. k) Der Entscheidungskampf. l) Das Strafgericht im Frauengemache.

6. **Charakter der Personen.** Scharf und zart, konsequent und ohne Verschiebung, lebenswahr und seelenkundig sind die Charaktere in „Gudrun“ wie in den „Nibelungen“ gezeichnet,

„klar wie von eines Meisters Hand auf einer weißen Wand“.

Billig stellen wir Gudrun mit Kriemhild zusammen; beide bilden ja den Mittelpunkt der beiden Epen. Gudrun ist wie Kriemhild die Schönheit und Anmut selbst, eine herrliche Maid mit blonden Zöpfen und weißer Haut. Wie jene sich sittig und zuchtvoll den Blicken der Männer entzieht, so will Gudrun aus Scham vor den fremden Männern fliehen und weist den Mantel des Geliebten als unpassend zurück. „Sie lebt in tugendlicher Weise.“ „Ihr habt die Sünde, ich die Schande!“ antwortet sie Hartmut im Hinblick auf die schmachvollen Dienste, zu denen Gerlind sie zwingt. — Nicht so lange wie Kriemhild läßt Gudrun den Geliebten werben. Als sie sein ritterlich Gemüt in seinem Werbekampf erkennt, da blüht die Liebe voll und schnell auf, und rasch entschlossen bestimmt sie ihren Vater zu Frieden, Sühne und Verlobung; das übermächtige neue Gefühl ist dem starken Charakter „lieb und leid“. Kriemhilds ungetrübtes Liebesglück zählt nach Jahren, Gudruns nur nach Tagen. Der plötzliche Umschlag des Geschicks bewirkt bei Kriemhild einen Umschlag ihres Charakters aus Weichheit in Härte, bei Gudrun nur eine Festigung und Vertiefung ihres angebornen unbeugsamen Sinnes. Kriemhild weint Tränen des Schmerzes und dann des Zornes; Gudrun weint nicht, klagt nicht, lehnt Hartmut schroff ab, gehorcht zwar, aber mit Trotz, duldet ohne Widerspruch, gibt aber auch nicht nach. Wie Kriemhild in der Rache, so ist Gudrun in der Treue, im Dulden und Ertragen zäh und

ausdauernd. Wie eine dämonische Freude Kriemhilds Herz erfüllt, als die Gäste kommen, als Hagen gefesselt vor ihr liegt, so bricht in Gudrun eine übermütige, rücksichtslose und verletzende Freude mit der Gewalt einer elementaren Leidenschaft los, als sie Gewißheit über die Nähe der Retter und Rächer erlangt. Trüglich verheißt sie Hartmut ihre Hand, fordert königliche Rechte, Vereinigung mit ihren Gefährtinnen, bricht in lautes Lachen aus, scherzt ausgelassen, trinkt fröhlich Wein und läßt listig viel Boten versenden, um die Besatzung der Burg zu schwächen. Wie Kriemhild in der Jugend die Zartheit eines edlen und im Alter die Härte eines verbitterten Herzens darstellt, so ist Gudruns Charakter stetig und zäh eine edle Mischung von Starkem und Zartem. Sie bleibt sich selbst getreu, und kein falscher Zug kommt in ihr Bild; Kriemhild dagegen verliert sich selbst. Unbarmherzig versagt Kriemhild ihren Brüdern Gnade, edelmütig bittet Gudrun sogar für ihre Feindin Gerlind. In der Leidenschaft ihres Hasses schürt Kriemhild das böse Feuer so lange, bis es alle verzehrt; Gudrun aber löscht das Feuer der Zwietracht und Feindschaft. Kriemhilds Haß und Rachsucht zerstört eignes und fremdes Glück; Gudruns Treue und Geduld baut das eigene und fremdes. Gudrun besteht die Feuerprobe des Charakters im Schmelzofen eines schweren Lebensgeschicks, Kriemhild nicht. Jene bewahrt das Kleinod edler Weiblichkeit, diese verliert es. So ähnlich die beiden Frauen in ihrer Jugend scheinen, so himmelweit verschieden zeigen sie sich in der Entwickelung ihres Charakters und Geschicks.

Herwig, Gudruns Verlobter, ist kein göttlicher Held wie Siegfried, aber doch das Ideal eines untadeligen Ritters. Er ist menschlich schön und liebenswürdig, aber ohne Siegfrieds wunderbare Eigenschaften gezeichnet Er ist tapfer, aber nicht unüberwindlich wie jener, in seiner Liebeswerbung jedoch kühner. Er ist energisch und beharrlich, reich an Hilfsmitteln und doch immer auf geradem Wege. Als er vor Ludwig weichen muß, da schaut er besorgt zu Gudrun auf, ob sie seine Bedrängnis nicht gesehen habe; leichtlich könnte sie ihm die Schwäche in der Ehe aufrücken. Das ist ein Gegenstück zu Siegfrieds zagem Werben und zu der Schwäche, mit der er sich das Geheimnis von Brunhilds Bezwingung abschmeicheln läßt. Wie Siegfried im Sachsenlande, so geht Herwig mutig im Normannenlande auf Kundschaft aus. Jener bringt den überwundenen Sachsenkönig zurück, dieser muß um der Ehre willen die Braut in der feindlichen Gewalt lassen. Herwig rettet edelmütig seinen Nebenbuhler Hartmut und gleicht darin Siegfried, der selbstlos dem dient, der ihm dann mit Meuchelmord lohnt. Herwig siegt endlich über die Feinde im offenen Kampfe; Siegfried fällt durch Verrat.

König Hettel, Gudruns Vater, zeigt wie König Gunther eine wohlbemessene königliche Würde, hört auf den Rat der Vasallen, ist freigebig, bleibt höflich, auch wo er abweist, will nicht Furcht, sondern Neigung erwecken, läßt der Tochter ihren freien Willen in der Wahl eines Gatten, während Gunther über die Hand seiner Schwester ungefragt verfügt, und

fällt im tapfern Kampfe von der Hand eines ebenbürtigen Gegners, während Gunther wehrlos sein Haupt im Gefängnis verliert.

Hilde wird wie Brunhild zeitig Witwe, ist wie diese unter eigentümlichen Umständen auf einer nordischen Insel geworben und als Braut zu Schiffe nach Süden geführt worden. Sie ist stolz und entschieden, mutig und rasch entschlossen. Sie urteilt einsichtig, überlegt reiflich, handelt umsichtig und übertrifft darin die leidenschaftliche Brunhild. Die Genugtuung für erfahrene Kränkung sucht sie auf edlerem Wege als diese.

Gerlind trägt viele Züge der Kriemhild des zweiten Teiles der „Nibelungen". Sie handelt „wölfisch" aus gekränktem Stolz und aus Liebe zu ihrem Sohne, — also nicht aus unedlen Motiven, wie ja auch Kriemhild aus Liebe zu dem gemordeten Gatten zur Verbrecherin wird. Wer nicht Maß und Schranke für sein Gefühl hat, der läßt sich leicht über die Grenze treiben, wo das Reich des Lichtes und das der Finsternis sich scheiden. Beide enden, wie sie es verdient; der Tod von Heldenhand ist Strafe und Sühne.

König Ludwig zeigt einige verwandte Züge mit Etzel. Seine Macht reicht nicht an die des Heunenkönigs, aber er zeigt sich tapferer, klüger und weitsichtiger. Etzeln hat das Alter geschwächt; Ludwig hat sich Feuer, Kraft und Mut erhalten. Wie Etzel läßt er sich von seinem Weibe treiben und leiten. Er sieht das der Werbung um Gudrun entspringende Unheil voraus, Etzel aber scheint mit verbundenen Augen den Geschicken entgegen zu gehen. Er ist aufbrausend, während Etzel ruhig bleibt und beschwichtigt. Er fällt im Entscheidungskampfe, während dieser den Untergang der Seinen überlebt.

Der alte Wate mit dem ellenbreiten Barte, dem griesgrämigen Gesichte, den knirschenden Zähnen, den bohrenden Augen hat manche Züge mit dem grimmen Hagen gemein. Er gleicht einer wilden Naturkraft, die verheerend alles niederbricht. Er ist grausig anzuschauen, wild, furchtbar, Entsetzen erregend, spöttisch und listig, Kämpfer von Beruf, ein unermüdlicher Draufgänger und Dreinschläger, der immer zur Stelle ist, wenn's gilt, überall zugreift und vorwärts treibt, stets Rat weiß und nie mit der Tat fehlt. Wie Hagen im Angesichte des Todes zur Buße, so rät Wate zuletzt zur Sühne. Wie Hagen an Kriemhild, so vollstreckt er an Gerlind das Strafgericht. Wie jener Brunhilds, so ist er Hildens und Gudruns Rächer. Wie er den Zug in die Normandie, so führt jener die Heerfahrt ins Heunenland. Hagen büßt mit einem ruhmlosen Tode seine Verbrechen; Wate freut sich in seinem hohen Alter des allgemeinen Glückes. Einzelnes hat er mit Hagen von Irland gemein, der täppisch und ungeschlacht, dabei eingebildet, aber im Grunde gutherzig ist. Seine einzige Waffe ist die rohe Kraft, während er vor der Intelligenz die Segel streicht. Der schärfste Gegensatz zu dem derben Hagen, der uns beim Eingange des Gudrunliedes begegnet, ist der edle, maßvolle Dietrich am Ausgange des Nibelungenliedes. Dort rast die rohe Kraft wie ein wilder Waldstrom, hier ist sie durch die Zucht des Geistes und des Unglücks veredelt.

Horand, der deutsche Orpheus, der alle Kreatur mit seinem Sange bezaubert, erinnert an Volker, den fröhlichen Fiedler von Alzei. Beide vereinen Sängertum und Heldentum. Horand singt süßer und bezaubernder, Volker schneidiger. Horands schönster Sang gilt einer Brautwerbung, Volkers ergreifendster dem Abschiede vom Tage und vom Leben. Gudruns Bruder Ortwin kann mit Geiselher, seine Braut Ortrun, die zarte und milde, die fast nur bittend und weinend auftritt, mit Dietlinde, der Tochter Rüdigers, zusammengestellt werden.

Hartmut hat keinen Doppelgänger im Nibelungenliede. Er läßt sich von seiner Mutter Gerlind treiben und zu dem unehrenhaften Überfall auf die wehrlose Burg Hildens und zum Jungfrauenraub verleiten. Sonst ist er tapfer im Kampfe, zart im Werben, verständnisvoll und schonend gegen die mißhandelte Gudrun und edelmütig bei ihrer Rettung aus Gerlindens Mörderhänden.

Während im Nibelungenliede Frauen die Trägerinnen des Verhängnisses und des Verderbens sind, werden sie im Gudrunliede dreimal zu „Friedenswerberinnen" und bändigen die wilde Leidenschaft der Männer. Dort werden die Männer zu immer neuen Kämpfen aufgestachelt, hier ehren sie das sittliche Gefühl der Frauen und schließen Frieden. Hildes Kindesliebe trennt Hagen und Hettel und versöhnt sie. Gudruns aufblühende bräutliche Minne versöhnt Herwig und Hettel. Die Hochherzigkeit ihres Gemüts rettet Hartmut durch Herwigs edelmütige Vermittelung vor Wates Zorn.

7. **Gedankengang.** Der Schauplatz, der Gang der Ereignisse, die Entwickelung der Ideen und Charaktere sowie der endliche Ausgang sind im Nibelungen- und Gudrunliede weit verschieden, doch kommen auch in der Handlung wie bei den Charakteren nicht wenig Gleichklänge vor. Es entsprechen sich etwa: die beiden Gesänge von Kriemhilds und Siegfrieds Jugend und die beiden Abteilungen Hagen und Hilde als Gudruns Vorgeschichte, Siegfrieds und Herwigs Werbung, der Sachsenkrieg und der Kampf mit dem Maurenkönig Siegfried, die Werbefahrt nach Isenland und Hartmuts Überfall und Jungfrauenraub, Siegfrieds und Hettels früher Tod als Haupteinschnitt der beiden Epen, die Stiftung von Seelgeräten für die beiden edlen Toten, Kriemhilds Leid und Klage und Gudruns Demütigungen, Kriemhilds Wiedervermählung und Gudruns fortgesetzte Zurückweisung von Hartmuts Hand, die festliche Heerfahrt der Burgunden nach Heunenland und die Rachefahrten der Hegelingen nach der Normandie, die Vernichtungskämpfe in Etzelnburg und die siegreichen Kämpfe vor Ludwigs Burg, die Totenklage und der Hochzeitsjubel.

Verwandte Einzelheiten sind: der Linddrache und der Vogel Greif; die Donauweiber und die Schwanenjungfrau; Siegfried und Herwig als Kundschafter, beide ob ihrer männlichen Taten von den Geliebten mit heimlichem Stolze bewundert; die Siegesfeste; die Hochzeitsfreude dort am Anfang, hier am Ende; der Jammer der Witwen um den Verlust der Gatten usw.

C. Rede- und Stilübungen.[1]

1. Suche aus Bibel, Geschichte, Sage und Dichtung Beispiele von reinen, jugendlichen Helden, berühmten Zweikämpfen, großer Freigebigkeit, feierlichen Einladungen, großen Fest- und Heerfahrten in die Weite, Edelmut gegen Gefangene, Frauenrache, der verhängnisvollen Macht des Goldes!

2. Die Zahl zwölf im Nibelungenliede! (Mit zwölf Kampfgesellen zog Siegfried nach Worms. Die 12 Riesen der Nibelungenkönige erschlug er. Binnen 12 Wochen sollte die Heerfahrt der Sachsen und Dänen geschehen. Zwölf Tage wurde das Siegesfest gefeiert. In 12 Tagen fuhren die Brautwerber nach Isenland. Brunhild hatte die Stärke von 12 Männern. Zwölf Männer trugen kaum ihren Wurfstein. Zwölf Klafter weit schleuderte sie denselben. Zwölf Tage nach der Einladung von Worms wollte Siegfried mit den Seinen das „Land räumen" zu festlicher Fahrt. Zwölfhundert Recken setzten sich in Worms zu Tische. Binnen 12 Tagen kam Rüdiger an den Rhein. Selbzwölft trat er bei Kriemhild ein. Zwölf reicher Kronen sollte sie als Etzels Gemahl gewaltig sein. Zwölf Schreine des allerbesten Goldes rettete Kriemhild vor Hagens Haß und Gier. Zwölf goldene Armspangen gab Kriemhild der Tochter Gotlindens. Mit 1200 Mann empfing der Däne Hawart und der Thüring Irnfried die neue Königin. Zwölf Recken Etzels küßte Kriemhild bei ihrer Ankunft. In 12 Tagen gelangten Etzels Boten Werbel und Schwemmel an den Rhein. Am 12. Morgen gelangten die burgundischen Gäste an die Donau. Zwölf Spangen reichte Frau Gotlind dem edlen Fiedler Volker usw.)

3. Welche Züge aus Attilas Geschichte sind in das Nibelungenlied übergegangen?

4. Welche Sitten und Verhältnisse aus der Zeit des Nibelungenliedes stehen im schroffen Gegensatze zu unserer Zeit?

5. Welches war das Ideal eines Ritters in jener Zeit?

6. Vergleiche Waffenrüstung und Kriegführung jener Zeit mit der unseren!

7. Gib kurz die einzelnen Entwicklungsphasen des Nibelungenliedes an!

8. Führe die angedeuteten Situationszeichnungen nach den gegebenen Mustern aus!

9. Beschreibe kurz die Lage der im Nibelungenliede erwähnten Orte, und gib die daran geknüpften Ereignisse an! (Alzei — nordw. von Worms —, Bern oder Verona, Everdingen — an der Donau, westlich von Linz —, Gran, Heimburg — an der ungarischen Grenze —, Kiew, Loche, wohl Lochheim am Rhein —, Lorsch — auf dem rechten Rheinufer —, Medeliche oder Mölk — in Österreich, im Liede noch nicht Kloster, sondern Burg —, Metz, Miesenburg oder Wieselburg — an der kleinen Donau —, Möringen — an der Donau, entweder Marching unterhalb, oder Mehringen oberhalb Pförin-

gen —, Mutaren oder Mautern — unweit der Treysem- oder Traisenmündung in die Donau —, Traisenmauer oder Traismauer — an der Mündung der Traisen —, Odenheim, jetzt Edigheim — zwischen Rhein und Odenwald —, Passau, Pledlingen oder Plattling — in der Nähe der Isarmündung —, Santen oder Xanten, Tulna oder Tuln — an der Donau oberhalb Wien —, Wien, Worms!)

10. Suche edle und liebenswerte Charakterzüge an den einzelnen Personen des Nibelungenliedes auf!

11. Wie vollzog sich der Umschlag in Kriemhilds Charakter?

12. Vergleiche Siegfried und Gunther, Kriemhild und Brunhild!

13. Welche Umstände verschärften den Konflikt und vergrößerten die Katastrophe?

14. Vergleiche Siegfrieds und Kriemhilds Jugend!

15. Welche Bedeutung hat der Hort für den Gang der Ereignisse?

16. Was findet sich Mythisches und Übernatürliches im Liede?

17. Woraus erhellt, daß Volker und Rüdiger die Lieblingshelden des Dichters sind?

18. Warum zeigt sich in der Katastrophe die höchste tragische Kunst des Dichters?

19. Wie zeigt sich der Humor im Nibelungenliede?

20. Durch welche Züge erhält „Gudrun" eine heiterere Färbung als das Nibelungenlied?

21. Warum hat der Dichter „Dietrich von Bern" gegen das Ende eingeführt, und welche Rolle hat er ihm angewiesen?

22. Welche Rolle spielt der Leichtsinn im Nibelungenliede?

23. Weise nach, daß Liebe und Freude am letzten Ende Leid bringen!

24. Vergleiche den ersten und den zweiten Teil des Nibelungenliedes miteinander! (a. Siegfrieds und Etzels Werbung. b. Kriemhilds erste und zweite Hochzeit. c. Ihre erste und zweite Ehe. d. Die Einladung nach Worms und nach Etzelnburg. e. Der Zug dahin. f. Der Empfang. g. Der Konflikt. h. Das Ende des Festes.)

25. Beweise aus dem Nibelungenliede die Wahrheit des Wortes: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!"

26. Versuche den Nachweis, daß der Stoff des Nibelungenliedes eine innige Verwandtschaft des Denkens und Strebens mit dem Denken und Streben im Knabenalter zeigt, und daß er darum für die Jugend von besonderer geistiger Nährkraft ist! (a. Freude an Phantasiegebilden, b. Lust an der Betätigung des Kraftgefühls, c. Tapferkeit als Krone der Tugend, d. Heldenverehrung als liebster Kultus, e. Einfachheit der Maßstäbe für die sittliche Beurteilung!)

27. Wie wird durch das Nibelungenlied der nationale Zug im Knaben und Jüngling gestärkt? (Namen und Schauplätze haben heimatlichen Klang; Anschauungen und Tatsachen atmen heimische Luft; Burgtrümmer, alte Waffen und Rüstungen, Märchen und Sagen geben allerlei Anknüpfungspunkte und erleichtern das Verständnis.)

V. Einige methodische Winke über die unterrichtliche Behandlung des Nibelungenliedes.[1])

I. Die Stufe der Vorbereitung.

1. Der im Vorstehenden gegebene Stoff ist je nach der Entwickelungsstufe der Schüler und der Art der Schule frei und elastisch zu verwenden, nicht aber ängstlich nach Menge und Folge um jeden Preis an den Mann zu bringen.

Vieles kann ohne Schaden für den unterrichtlichen und erziehlichen Erfolg verschoben werden oder ganz wegbleiben; denn manches ist nur der Vollständigkeit wegen und zur Orientierung für den Lehrer gegeben. In keinem Falle darf man dem Götzen der Vollständigkeit den erziehlichen Erfolg des Unterrichts opfern. Eine sorgfältige Vorbereitung muß den Stoff sichten und nach den erziehlichen Absichten auswählen.

2. Die Behandlung des Nibelungenliedes als eines poetischen Kunstwerks auf den oberen Stufen höherer Schulen hat als Voraussetzung die Behandlung desselben Stoffes als deutsche Sagengeschichte auf einer früheren Stufe.

„Indem die Unterrichtszentren auf der frühesten Stufe auf diejenigen Stoffe vorbereiten, welche in den oberen Klassen des Gymnasiums von neuem zu Zentren werden, reihen sie sich nicht nur am natürlichsten als Einheiten dem ganzen System des Unterrichts ein, sondern es wird auch die tiefgehende Macht der Jugendeindrücke in fruchtbarer Weise benutzt, um durch die Bilder aus der biblischen, der antiken und der vaterländischen Welt einen Mikrokosmus dieser Jugendeindrücke zu schaffen, welche unverlierbar haftend und still fortwirkend bis in die späteste Zeit nachklingen und auf welche die spätere Vorstellungswelt bei der Behandlung derselben Stoffe auf den oberen Stufen leicht und freudig zurückgreift." (Dr. O. Frick in: Mitteilungen aus der Praxis des Seminarium praeceptorum an den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. Präparation auf eine Musterlektion aus der deutschen Sagengeschichte in Sexta. Pädagogische und didaktische Abhandlungen Bd. II S. 449.)

3. Die im gesamten Lern- und Lebenskreise der Schüler bereits vorhandenen Beziehungen zu dem neuen Stoffe sind aufzusuchen, zu ordnen und aufzufrischen. (Siehe S. 3 und 4!)

a) Durch Fragen, Andeutungen und Hinweise sind die Schüler anzuleiten, alle Namen, Redewendungen, Schlagwörter, Märchen, Sagen und Dichtungen aufzusuchen, die an das Nibelungenlied erinnern.

b) In derselben Weise sind die kulturhistorischen Grundvorstellungen der Zeit (Rittertum, Ritter, Rüstung, Turniere, Burgen, Hof, Lehnswesen usw. cf. S. 17) zu gewinnen; dabei ist auf bekannte Burgtrümmer, Waffensammlungen, Zeichnungen usw. hinzuweisen.

c) Es sind mit Hilfe der Karte geographische Wanderungen am Rhein und an der Donau vorzunehmen, um im Geiste alle im Nibelungenliede erwähnten Orte des fränkischen, burgundischen, hunnischen und ostgotischen Sagenkreises zu besuchen und kurz zu beschreiben.

d) Es ist festzustellen, was in Geschichte und Geographie über Charakter, Wohnsitze, Wanderungen und Geschichte der einzelnen Völkerstämme (Burgunder, Franken, Sachsen, Dänen, Thüringer, Bayern, Goten und Hunnen) bereits gelernt ist.

1) Entwurf, Stoff und teilweise Ausführung dieser „methodischen Winke" sind geistiges Eigentum des Bezirksschulinspektors K. O. Beetz in Gotha.

e) Aus der Geschichte muß wiederholt und ergänzt werden, was von Gunther, Attila, Theodorich usw. zu wissen nötig ist. (Vgl. S. 5—7!)

f) Aus der deutschen Mythologie wird wiederholt oder neu gegeben, was über Niflheim, den Hort, Albrich und seine Tarnkappe, Asen, Walküren usw. in das Nibelungenlied hinein reicht. (Vgl. S. 7 und 8!)

g) Über die Entstehung des Nibelungenliedes sind kurze Andeutungen zu geben.

4. Hat das beabsichtigte Neue so in dem vorhandenen, geordneten und aufgefrischten Alten einen geeigneten Wurzelboden bekommen, und sind dabei zugleich eine Anzahl ungelöster Fragen aufgetaucht, die das Interesse spannen und zu neuem Suchen und Finden vorwärts drängen, so wird Uhlands Gedicht „Siegfrieds Schwert" (Band II, S. 363) zum bestimmten Anknüpfungs- und Ausgangspunkte der neuen Behandlung gemacht.

Das ist ein klassischer, bereits behandelter Stoff; er bildet eine ganz natürliche Brücke zwischen dem Alten und dem Neuen und enthält eine Menge Apperzeptionsstützen („Die besten sind freisteigende Vorstellungen!"), z. B. Siegfrieds Vater, Mutter, Burg, Ritter, Schild und Schwert, Waffenschmiede, Riesen, Drachen, Abenteuer, Held usw. Diese Begriffe sind lauter Haken, die, in das alte Bekannte eingeschlagen, dem angehefteten unbekannten Neuen Halt und Stütze geben. Das Gedicht selbst ist ein großes Fragezeichen, das Nibelungenlied aber die Antwort, jenes der Anfang, dieses der Fortgang und Schluß. Die Schlußstrophe „Nun schlag' ich wie ein andrer Held die Riesen und Drachen in Wald und Feld" erzeugt die denkbar günstigste Spannung und drängt zur Lösung, zur weiteren Entwickelung. Man ist gespannt, diese Taten des Schwertes und des jungen Helden näher kennen zu lernen. Wie berechtigt diese Spannung ist, erhellt aus der Rolle, die das Schwert — wenn auch hauptsächlich das später gewonnene Schwert Balmung — durch das ganze Nibelungenlied hindurch spielt.

5. Es ist von höchster Wichtigkeit, den einführenden Leitton durch verwandte Gedanken und Umstände zu verstärken und damit die Spannung zu erhöhen. Das Interesse, welches die Schüler zu dem Stoffe hin und in ihn hineinführt, muß einer vielsträngigen und doch einheitlichen, vielfach verschlungenen, aber doch nicht verwirrten, vielgegliederten und doch streng zusammenhängenden Kette gleichen.

Zwei Umstände vermögen die Spannung zu steigern: a) der auf dem Horte ruhende Fluch und b) Brunhilds früheres Verhältnis zu Siegfried.

Die Schüler wissen aus der Mythologie: „Es liegt auf diesem Horte uralter Zauberbann." Jeder Besitzer des Hortes verfällt dem Fluche der Unterirdischen. Wird Siegfried dem Verhängnis entgehen? In welcher Weise wird es den lichten Helden ereilen?

Siegfried hat die Walküre Brunhild aus dem Flammenberge befreit, sich mit ihr verlobt und sie dann verlassen. Nun treffen sie wieder zusammen, und zwar er als Verlobter einer anderen und als Werber um sie — für einen anderen! Brunhild fühlt sich enttäuscht, gedemütigt und erbittert. Wie wird ihre Eifersucht gegen die bevorzugte Kriemhild und ihr Haß gegen den Mann, der sie verschmäht hat, sich äußern?

Diese beiden Umstände, welche nicht episodisch auftreten, sondern organisch eingreifen und zu Angelpunkten des Konflikts werden, knüpfen sich gleichfalls an „Siegfrieds Schwert". Er erschlug Drachen, z. B. den Drachen Fafnir, badete sich in Drachenblut und ward hürnen, gewann den Hort, verfiel aber damit dem dunkeln Verhängnis. Auch Riesen schlug er, so den riesenstarken Zwerg Albrich, wodurch er die unsichtbar machende Tarnkappe, das kostbare Schwert Balmung und einen Hüter des Hortes gewann.

Die Riesin Brunhild befreite er, verlobte sich mit ihr und verließ sie hernach. Mit eifersüchtigem Weh harrte sie sein, und immer bitterer wurde ihre Stimmung gegen die treulosen Männer. In ihrem Männerhaß kämpfte sie mit ihren zahlreichen Bewerbern und tötete die überwundenen.

6. Nach dieser Vorbereitung steht der unmittelbaren Darbietung des Stoffes nichts mehr im Wege, und sie muß eintreten, um eine Abschwächung oder Überspannung des Interesses zu vermeiden.

II. Die Stufe der unmittelbaren Darbietung und Klarheit.

1. Einige Abenteuer werden in der Schule gelesen, teilweise vom Lehrer gut vorgelesen, andere dem häuslichen Fleiß überwiesen, andere im Auszuge (vgl. S. 51 u. f.) gegeben. Der Lehrer hat den Fluß der Lesung nicht fortwährend durch Einschaltungen und Erklärungsflicken zu unterbrechen, sondern nur am Schluß eines Abschnitts durch zusammenfassende Fragen den Gedanken- und Tatfortschritt zu klarem Bewußtsein zu bringen, einzelne schwierige Wendungen und ungewöhnliche Ausdrücke kurz zu erläutern und den Schüler zu veranlassen, durch Fragen sich Aufklärung über Unverstandenes zu erbitten.

Bei dem Umfange des Epos empfiehlt sich bei der Darbietung eine Teilung desselben in zwei Hälften; Inhalt und Aufbau des Liedes nötigen zu dieser Teilung. Mit Siegfrieds Tode tritt die erste Katastrophe ein und löst sich die erste Verwickelung. Das Verhängnis des Hortes hat sich auch an Siegfried erfüllt, und die gekränkte Brunhild hat ihre Rache! Mit dem Lieblingshelden fällt auch ein Teil des Interesses, und eine neue Anspannung desselben ist erforderlich. Wodurch nun? Kriemhilds Brüder haben sich gewaltsam in den Besitz des Hortes gesetzt. Zwar ist er in die Tiefe des Rheines versenkt, aber doch ihr verfügbares Eigentum geblieben. Wird die Flut seine dämonische Kraft löschen, oder werden auch die neuen Besitzer seinem Fluch verfallen? Der schändliche Meuchelmord an Siegfried schreit um Rache, aber das schwache, wehrlose Weib und der greise Vater mit seinen tausend Mannen sind zu schwach gegen die grimmen burgundischen Helden. Soll nun die böse Tat ungesühnt bleiben, das Unrecht über die Unschuld triumphieren, nur Brunhild ihre Rache haben, Kriemhild aber lebenslang vergeblich danach seufzen? Rache muß und wird der Inhalt des zweiten Teiles sein. Das Mittel dazu wird Kriemhilds Vermählung mit Etzel. Damit erweitert sich der Familienzwist zum Völkerkampfe. Eine neue sachgemäße Vorbereitung des zweiten Teiles und damit eine erneute Spannung des Interesses läßt sich an Volkers Nachtgesang v. Geibel (III, 67) knüpfen. Das Gedicht führt uns auf den Schauplatz und in den Mittelpunkt der zweiten Katastrophe, faßt den ersten Teil und dessen Schauplatz noch einmal poetisch zusammen, führt uns die Gegner vor, zeigt in der Mannentreue die Seele des Liedes und in der Liebe die Überwinderin des Todes und macht uns eine Hauptfigur des zweiten Teiles, den fröhlichen, starken Sängerhelden Volker, sonderlich lieb.

2. Im Anschluß an die Lektüre wird zur Erhöhung der Klarheit eine gegliederte Inhaltsangabe beitragen. (Vgl. S. 51—79!)

Der Schüler, der noch im Stoffe befangen ist, soll sich — zunächst ohne Reflexionen — über denselben erheben und ihn vom erhöhten Standpunkte beherrschen lernen. Dies wird zu erreichen sein durch wohlberechnete Inhalts-, Beziehungs- und Konzentrationsfragen, oft in Form von Imperativen; z. B.: Wovon handelt das und jenes Abenteuer? Welche Abenteuer bilden den ersten, welche den zweiten Teil? Wie wechselt der Schauplatz der Abenteuer? Wie und wann treten die Hauptpersonen nacheinander auf?

Träume und deren Deutung im Nibelungenliede! Was wird vom Hort erzählt? Die Geschichte des Schwertes Balmung! Die Reisen im Nibelungenliede! Was trug sich an und auf dem Wasser zu? Welche Einzel- und welche Massenkämpfe kommen vor? Welche Beleidigungen und Racheakte? usw.

3. Das Verhältnis der historischen, mythischen und Sagenstoffe zur Nibelungendichtung ist festzustellen. (S. 9—13.)

Der poetische Aufbau der Dichtung zeigt gegen das S. 5—8 gegebene Baumaterial ganz bedeutende Verschiebungen und Abänderungen. Diese Widersprüche müßten zu Kreuzungen der Vorstellungsreihen und diese zu Verwirrungen führen, wenn sie nicht sofort richtig gestellt und in klares Licht gerückt würden. Da Geographie, Geschichte und Mythologie bereits die richtigen Vorstellungen gegeben haben, so bilden sie das Korrektiv. Die Schüler haben die wirklichen Tatsachen und die poetische Zurichtung in jedem einzelnen Falle zusammenzustellen und zu vergleichen. Unbekanntes wird von dem Lehrer einfach gegeben, doch immer nur so viel, als zur Klarheit unentbehrlich ist. Es mögen hier einige Aufgaben folgen: Was weiß die Geschichte von den Burgundern? Was berichtet das Lied über sie? Welchen Charakter zeigt der Gundahar der Geschichte und welchen der Gunther des Liedes? Was berichtet die Geschichte über Attila und was das Lied über Etzel? Welche Abweichungen in den Tatsachen und welche in den Charakterzügen springen in die Augen? Was stimmt überein? Welche historischen Tatsachen deuten auf die Vermählung mit Kriemhild hin? Wie ist die Rolle des geschichtlichen Bleda im Liede völlig verändert? Was berichtet die Geschichte über Theodorich und was das Lied über Dietrich von Bern? Welche Züge des Liedes von ihm sind getreu, welche völlig erfunden? Warum hat das Lied wohl Etzel und Dietrich zusammengebracht, da sie in Wirklichkeit nichts miteinander zu tun hatten? Wie hat die Dichtung die Mythen über Siegfried, Brunhild, den Hort usw. abgeändert? Welche geographischen Ungenauigkeiten finden sich? usw. Zuletzt ist an der Wandtafel ein Kartenriß zum Nibelungenliede zu entwerfen und von den Schülern zu zeichnen, worauf alle die erwähnten Orte, Völkerschaften und Züge eingetragen sind.

4. Nach den Andeutungen im Epos ist ein deutsches Zeit- und Sittenbild des 12. Jahrhunderts zu entwerfen. (S. 16—26.)

Das Auge der Schüler muß für das Aufsuchen ethnographischer Eigentümlichkeiten geschärft werden: a) durch eine Gliederung des Stoffes nach gewissen Gesichtspunkten, z. B. kirchliches Leben, Rittertum, König und Hof, Jagd und Krieg, häusliches Leben und Vergnügungen usw.; b) durch Hinweise auf bezeichnende Stellen; c) durch Aufforderung zum wiederholten Lesen solcher Stellen; d) durch Vergleichung der heutigen mit den ehemaligen Kulturzuständen. — Der Schüler soll so viel wie möglich selbst finden, der Lehrer nur durch Fingerzeige helfend beispringen und endlich die Zusammenfassung veranlassen. Schärfung der Achtsamkeit und Anregung der Selbsttätigkeit ist auch hier oberstes methodisches Prinzip.

Über den S. 16—26 gegebenen Stoff darf keinesfalls hinausgegangen werden.

III. Die Stufe der Vertiefung (Verknüpfung und Zusammenfassung).

1. Bei gewissen Glanzpunkten der Dichtung drängt sich unwillkürlich im Geiste des Hörers oder Lesers das zeitliche Nacheinander zu einem örtlichen Nebeneinander zusammen; das Gedicht wird zum Gemälde, zur Situationszeichnung. Solche malerische Szenen sind S. 26—32

zusammengestellt und großenteils ausgeführt. Sie sind besonders geeignet, eine Summe von Vorstellungen in der haftbaren Verbindung von Gruppenbildern zu befestigen, zu beleben und zu erhalten.

Den Schülern ist möglichste Freiheit bei diesem geistigen Malergeschäft zu lassen. Der Lehrer hat nur die Augpunkte anzugeben, hier und da den Stift zu führen, dies und das in besseres Licht zu rücken usw., damit die Züge treu der Quelle entlehnt und die Verbindungen mögliche werden. Die Aufgabe wird eingeleitet durch die Frage: Wie denkt ihr euch diese und jene Szene, z. B. Siegfrieds Einritt auf dem Schloßhofe in Worms? Oder: Wie würdet ihr die Szene beschreiben, wenn ihr Zuschauer gewesen wäret? Oder: Wir wollen jetzt alles, was zu sehen ist und sich ereignet hat, auf ein Bild bringen! Nun ist der Hauptort nach den im Gedicht gegebenen Strichen kurz zu beschreiben, die Umgebung zu skizzieren, die Hauptgruppe zu erfassen, die charakteristische Gruppierung der Nebenfiguren vorzunehmen und der bezeichnendste Moment der Handlung darzustellen. Die Phantasie kann und muß dies und das zwischen den Zeilen lesen und fehlende Mittelglieder ergänzen, aber sie darf nicht zügellos ausschweifen und den in der Dichtung gegebenen Rahmen verlassen.

2. Auf der Szene bewegen sich die handelnden Personen als Träger der Gedanken. Das Verständnis ihres Charakters ist zugleich ein Verständnis des Ganges und der Verkettung der Handlung. Eine Charakteristik der Personen im Epos wird uns ihre Geschichte, ihre Beziehungen, ihre Gedanken, ihre Worte und ihre Taten als Einzelfäden, herausgelöst aus dem Gesamtgewebe, zeigen. (Vgl. S. 32—51!)

Die Arbeit des Suchens und Ordnens mag den Schülern durch folgende Richtpunkte erleichtert werden: a) Was wißt ihr über Herkunft, Wohnort, Stand, verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen dieser oder jener bestimmten Person des Epos? b) Was über Aussehen, körperliche Eigentümlichkeiten, Kleidung, Waffen usw.? c) Welche Einzelheiten ihres Lebensganges werden im Laufe der Handlung von ihr erzählt? d) Was und bei welcher Gelegenheit hat sie geredet? e) Wann griff sie bedeutsam in den Gang der Handlung ein? f) Welche Charakterzüge ergeben sich aus dem Epos? (Entweder sind die Eigenschaften zu nennen und aus dem Epos durch Beispiele zu belegen, oder die charakteristischen Stellen des Epos werden angegeben und die betreffenden Eigenschaften durch Nachdenken gefunden.)

3. Der tiefere Gehalt der Dichtung tritt in dem wohlgegliederten Gedankengange und die hinter den Erscheinungen liegende Gedankenunterlage in der Entwickelung des Konflikts zutage. (Vgl. S. 80—84!) Die Entwickelung des Konflikts ist eine psychologische Analysis des Epos und kann gleichzeitig als inneres logisches System gelten.

Die Grundgedanken der Verwicklung sind nach S. 80, Absatz 2 festzustellen. Sodann sind die einzelnen Abenteuer mit jenem Maßstabe in der Hand zu durchwandern, ja zu durchforschen und alle Punkte herauszuheben, die in Beziehung zu dem Konflikte stehen, ihn andeuten, verschärfen, verbreitern, weiterbilden, aufschieben, zur Katastrophe drängen und diese vergrößern.

4. Der Blick, die poetische Empfänglichkeit und das ästhetische Urteil der Schüler muß für die Schönheiten und Eigentümlichkeiten des Nibelungenliedes nach Form und Inhalt geschärft werden. (Vgl. S. 84—96!)

Bei einer abermaligen Durchwanderung der Dichtung wird hauptsächlich die sprachliche Darstellung als Gewand der dichterischen Gedanken zu betrachten sein. Die Eigentümlichkeiten der Nibelungenstrophe in Rhyth-

mus und Reim, ihre Vorzüge und Mängel werden festgestellt, Gegensätze, Bilder und Vergleichungen, Auslassungen und Sprünge, Alliterationen und Assonanzen, Silberfäden des Humors oder der Ironie usw. aufgesucht. Durch direkte Hinweise auf gewisse Stellen und Vergleichung mit anderen sind die Schüler anzuleiten, die betreffenden Eigentümlichkeiten zu finden.

5. Eine Geschichte des Nibelungenliedes hat der Lehrer einfach zu geben.

Was die Schüler etwa über die Entstehung des Nibelungenliedes finden konnten, haben sie auf der Stufe der Vorbereitung schon gebracht.

IV. Die Stufe der Verwertung oder Anwendung und Übung.

1. Als Nutzanwendungen für Herz und Leben sind einzelne schöne Stellen auswendig zu lernen (vgl. S. 51—79!), gut vorzutragen und so zu bleibendem Gedächtnis- und Lebensbesitz zu machen. Im Laufe der Behandlung wird sich außerdem oft genug Gelegenheit finden, dies und das herauszuheben und als besonderen Angelhaken ins Herz und Gedächtnis zu werfen, was den Natursinn stärken und läutern, die Begeisterung für große Muster anfachen, das Gemeinschaftsleben veredeln, den Willen heiligen und das Herz beglücken kann.

2. Die vergleichenden Blicke auf Bekanntes und Verwandtes sind eine fesselnde und fruchtbare Form der Wiederholung. Es soll nichts Neues geboten, sondern nur das Alte in die verschiedenartigste Verbindung und Beleuchtung gebracht werden. So vollzieht sich die letzte psychologische Verwebung des Stoffes mit dem gesamten Gedankenkreise des Schülers. Loses wird befestigt, Vereinzeltes verbunden, Dunkles beleuchtet und Zweifelhaftes begründet. (Vgl. S. 103—106!)

Der Lehrer nennt entweder Tatsachen aus dem Epos und läßt Ähnliches aus dem Gedankenkreise der Schüler zusammentragen, oder er gibt umgekehrt Stoffe an, die nach dem Gesetz der Ähnlichkeit oder des Gegensatzes an verwandte Tatsachen des Nibelungenliedes erinnern. Manches wird unwillkürlich zur Vergleichung herausfordern, manches zu einem Leitmotiv werden, das in den verschiedensten Tonarten und Abänderungen durch das Epos und verwandte Dichtungen klingt. Derartige Unterredungen werden lebhaft und unter allgemeiner, freier und freudiger Beteiligung geführt. Der Lehrer schließt zwar unvermerkt planmäßig die Einzelfäden zu einem Gewebe zusammen, äußerlich aber nimmt er in derselben Weise wie die Schüler an der Unterredung teil.

3. Die bis dahin ruhende Besinnung wird zur fortschreitenden in der vergleichenden Betrachtung des Gudrunliedes (S. 106—118).

Das Nibelungenlied ist das bekannte Maß, mit dem das Neue gemessen wird. Der Gang der Behandlung gleicht durchaus dem vorstehend angegebenen. Nur ist die Achtsamkeit auf das Abweichende zu schärfen. Denken ist hauptsächlich vergleichen, und die Vergleichung des Gudrunliedes ist zugleich eine neue Beleuchtung und Befestigung des Nibelungenliedes.

4. Die schriftliche oder mündliche Beantwortung der Fragen S. 119 und 120 bezweckt eine allseitige Durchpflügung, Fruchtbarmachung und Beherrschung des behandelten Stoffes.

Der Lehrer wird zunächst eine Stoffgliederung mit den Schülern zu besprechen und festzustellen und sodann Fingerzeige für die Stoffbeischaffung zu geben haben. Vgl. Frage 2, 24, 26 und 27!

Parzival.

Rittergedicht
von
Wolfram von Eschenbach.

Benutzte Literatur: Karl Simrock, Parzival und Titurel, übersetzt und erläutert. 6. Aufl. 1883. Stuttgart, J. G. Cotta. — Karl Bartsch, Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel. 3 Bde. 2. Aufl. 1877. Leipzig, F. A. Brockhaus. — San Marte, Leben und Dichten Wolfram von Eschenbachs. 2 Bde. 2. Aufl. 1858. Leipzig. — Dr. Gotthold Bötticher, Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert und zum Gebrauch in höheren Lehranstalten eingerichtet. 3. Aufl. 1906. Berlin, Friedberg & Mode. — Emil Engelmann, Die schönsten Mären und Heldensagen der Vorzeit, getreu nach den Quellen geschildert. 1884. Eßlingen, Paul Neef. — Wilh. Hertz, Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet. 4. Aufl. 1906. Stuttgart, J. G. Cotta. — E. A. W. Günther, Die deutsche Heldensage des Mittelalters nebst der Sage vom heiligen Gral. 3. Aufl. 1884. Hannover, Karl Meyer. — A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 27. Aufl. 1911. Marburg, N. G. Elwert. — Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 11. Aufl. 1908. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Vgl. auch E. Martin, Parzival und Titurel, 1903. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle. — Fr. Vogt, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum. 3. Bd., S. 133 f. (1899. Leipzig.) B. G. Teubner.

I. Vorbereitung.

1. **Allerlei Fragen.** Walter von der Vogelweide singt in seinem berühmten Gedichte „Wahlstreit" von drei Dingen:

Ich saß auf einem Steine und deckte Bein mit Beine[1];
darauf setzt' ich den Ellenbogen; ich hatt' in meine Hand geschmogen[2]
das Kinn und eine Wange. Da dacht' ich nach viel bange,
wie man zur Welt hier sollte leben, und keinen Rat konnt' ich mir geben,
wie man drei Ding' erwürbe, der keines nicht verdürbe:
die zwei sind Ehre und fahrend Gut, der eins dem andern Schaden tut;
das dritte ist Gottes Hulde, der zweien übergulde[3];
die wollt' ich gern in einen Schrein! Ja leider, das kann nimmer sein,
daß Gut und weltliche Ehre und Gottes Hulde mehre[4]
zusammen in ein Herze kommen. Steig und Wege sind ihnen benommen;
Untreu ist in der Saße[5]; Gewalt fährt auf der Straße;
Fried' und Recht sind sehre wund. — Und eh' die zwei nicht werden gesund,
die drei haben Geleites nicht (noch Bund).

So stimmen sich ungelöste Fragen in Klagen um!

---

[1] Sinnend schlug ich ein Bein über das andere. [2] geschmiegt. [3] weit mehr als die beiden ersten geltend. [4] jemals. [5] im Hinterhalt sitzend.

Das innere und äußere Leben der Menschen steht voll Fragezeichen. Kann der Verstand die Fragen nicht lösen, dann nagt und plagt der Zweifel das Herz. Findet das Leben die Versöhnung der Gegensätze und Widersprüche nicht, dann klingen sie oft grell und schrill in Verzweiflung aus.

Die wichtigste und zusammenfassendste Frage für die ganze Menschheit wie für jedes einzelne Menschenherz ist die: Welches Verhältnis muß zwischen **Fleisch** und **Geist, Welt** und **Gott** bestehen, damit wir zu wahrem **Lebensglück** gelangen?

Nach Weltfreude an Ehre, Gut und Minne stehen das Fleisch und seine Sinne; nach Gottes Huld und dem seligen Frieden in der Gottesgemeinschaft geht der Seele tiefstes Sehnen.

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl." (Vgl. Schillers „Ideal und Leben" [Bd. IV II S. 378] und „Sehnsucht", Bd. III der Erläuterungen, S. 170—172.)

Gal. 5, 17: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch; dieselben sind widereinander, daß ihr nicht tut, was ihr wollt."

Röm. 7, 22—24: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüt und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?"

Matth. 19, 16—26: Einer trat zu Jesus und sprach: Guter Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben möge haben? Jesus forderte von ihm die Erfüllung der göttlichen Gebote. Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlet mir noch? Hierauf verlangte Jesus von ihm die Verwendung seiner Güter im Dienste der Armen. Da ging der Jüngling betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter. Jesus aber sprach: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Die Jünger entsetzten sich sehr darob und sprachen: Ja, wer kann denn selig werden?

1. Joh. 2, 15: „So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters." Matth. 6, 24: Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.

Wie ist nun dieser Zwiespalt des Herzens und Lebens zu lösen, die Erden- und Gottesminne zu versöhnen, die Welt zu brauchen, ohne sie doch zu mißbrauchen und darüber den Himmel zu verlieren? Nur ein schwerer Lebenskampf und ein ernstes Ringen kann diese Frage lösen.

Luk. 13, 24: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet!

Jeder wird wie Herkules beim Beginn seiner Lebenswanderung an den Scheideweg gestellt. Auf der einen Seite lockt die Weltlust als schönes, aufgeputztes, leichtfertiges Weib zu allerlei irdischen Freuden und Genüssen; auf der anderen Seite zeigt die Gottesminne als schönes,

reines und ernstes Weib den dornenvollen Weg der Tugend zu himmlischem Frieden. Wem soll er folgen, welchen Weg gehen?

Alle gleichen dem Jüngling von Gellert (Erl. Bd. III, S. 172), der nach der Stadt des Glückes fragte. Von vielen heißt's aber: „Beschwert mit diesen Hindernissen, weicht bald ihr träger Geist zurück, und, auf ein sinnlich Glück beflissen, vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück."

Wie viele stimmen verbittert in die Klage des Wanderers (Schmidt von Lübeck: Ich komme vom Gebirge her usw., komp. v. Schubert) ein: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück!"

Wie viele seufzen mit Goethe (Erl. Bd. II, S. 548): Ach, ich bin des Treibens müde, bangen Schmerzes, wilder Lust! Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!"

Die eine große Lebensfrage gliedert sich im Laufe der Lebensentwicklung und des Läuterungskampfes der Seele in vier einzelne Unterfragen:

1. Die kindliche Einfalt fragt: Wer ist Gott? Vgl. 2. Mos. 3, 13. 15: „Wie heißt sein Name?" — „Gott eurer Väter!"

2. Der Zweifel fragt: Was ist Gott? Wäre ein Gott, warum ließe er so viel Unbegreifliches geschehen? Zu den Zweifelsfragen gehört die Hohnfrage Ps. 42, 4: „Wo ist nun dein Gott?" die Schlangenfrage 1. Mos. 3, 1: Sollte Gott gesagt haben —? die Pilatusfrage Joh. 18, 38: Was ist Wahrheit? Jak. 1, 6. 8: Wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebt wird. — Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen. — Der heil. Augustin (Erl. II, S. 146) grübelte über die Frage, „wie in Gott ein einig Wesen drei Personen doch umfange", und der Mönch zu Heisterbach über den Begriff der Ewigkeit.

3. Der Bußglaube fragt: Wie erlange ich das Heil? Was soll ich tun, daß ich selig werde? So fragte der Kerkermeister zu Philippi Apostelg. 16, 30, die Pfingstgemeinde Apostelgesch. 2, 37 und der Schriftgelehrte Luk. 10, 25.

4. Die Liebe fragt: „Was fehlt dir, mein Bruder, daß ich dir helfe?" Luk. 18, 41: „Was willst du, daß ich dir tun soll?"

Die Kinderfrage mit der Antwort der Mutterliebe führt zu dem Glück der gläubigen Einfalt, die Zweifelsfrage zu den schwersten Seelenkämpfen, die Glaubensfrage zur Bekehrung, die Liebesfrage zum neuen Leben in der Heiligung.

Die vier Fragen und ihre Beantwortung sind die Angelpunkte, um die sich der Läuterungsprozeß der Seele und das Glück des Lebens dreht. Wie und wann sich diese Fragen aus dem Herzen losringen, wie sie wirken, und wie sie ihre Beantwortung finden, das ist der tiefere Inhalt des psychologischen Epos Parzival von Wolfram von Eschenbach. Dasselbe enthält die Erziehungs- und Reinigungsgeschichte einer strebenden Menschenseele, die Versöhnung des Welt- und Geisteslebens und die Verklärung der Weltfreude durch die Gottesminne.

Die äußere Umrahmung dieser Herzensgeschichte bilden die beiden großen Sagenkreise von Artus' Tafelrunde und vom heiligen Gral. Die lockende Herrlichkeit des Weltlebens, insonderheit der weltlichen Ritterschaft, findet sich poetisch niedergeschlagen in den Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde, die Seligkeit des Lebens in Gott oder des geistigen Rittertums in der Sage vom heiligen Gral. Das Epos verbindet und durchdringt die Sagen beider Kreise und klingt endlich aus und hinüber in die Schwanensage.

2. **Die Artussage.** Artus war der britische Nationalheld, welcher in den Kämpfen der Kelten gegen die 449 eingedrungenen Angeln und Sachsen besonders in Wales eine bedeutende Rolle gespielt haben muß. Nach der Unterwerfung und Zurückdrängung der Ureinwohner wurde Artus der Mittelpunkt der nationalen Sage, den das erlöschende Nationalbewußtsein mit wunderbarem Glanze umwob. Nach dieser Sage war er unsterblich wie der deutsche Friedrich Rotbart, lag in den Tälern von Avalon siech an einer unheilbaren Wunde, ohne jedoch sterben zu können, und wird einst wiederkehren, um die alte geschwundene Volksherrlichkeit wiederherzustellen.

Seine Taten wurden ins Unendliche vergrößert, seine Person und seine Eigenschaften mit dem höchsten Glanze des Rittertums umkleidet und die Sagen über ihn und seinen Hof zu einem weiten, vielmaschigen Netze ausgesponnen, das fast ein Jahrtausend die romanische und germanische Welt umschloß und poetisch beherrschte. Von Britannien verlegte die Sage später unter dem Einfluß französischer Dichter den Schauplatz seiner Taten und Abenteuer nach der Bretagne, von Wales nach Valois, von Schloß Leon (Kaerlleon) nach Nantes. Ihr hauptsächlichster Tummelplatz war der Wald von Brezilian (Wald der Einsamkeit) in der Bretagne.

Artus wurde zum Musterbilde eines ritterlichen Fürsten, seine Heldenschar zum Typus des mittelalterlichen Rittertums, das Leben an seinem Hofe zur Hochschule feiner, höfischer Sitte und Zucht gemacht.

Die ritterliche Tugend des Königs Artus stand so hoch über allem Zweifel, daß er sie durch keine Tat mehr zu beweisen brauchte. An seinem Hofe herrschte höfische Zucht wie sonst nirgends in der Welt; hier suchten die verfolgte Tugend und das unterdrückte Recht Schutz; Artus hatte den höchsten und letzten Spruch in allen ritterlichen Ehrenfragen.

Die tapfersten Ritter bildeten seine Tafelrunde. Es galt als höchste Ehre, in diese Tafelrunde aufgenommen, und als größte Schande, davon ausgestoßen zu werden. Die Tafel stand in Nantes, war von Eichenholz und rund, damit keiner der Ritter durch einen geringeren Platz sich zurückgesetzt fühlen sollte. Auf ritterlichen Fahrten ersetzte man sie durch ein rundgeschnittenes, köstliches Tuch, das auf den Rasen gebreitet ward. Die vornehmsten und bekanntesten Ritter der Tafelrunde waren Erek, Iwein, Tristan, Gawan, der furchtlose und weltfrohe Held, Kei, der vorlaute, hämische, großprahlerische und dabei meist unglück-

liche Seneschal oder Oberhofmeister. Von Artus' Hofe zogen die Ritter aus in alle Lande, um Abenteuer zu suchen, Riesen und Drachen zu erschlagen, Verzauberte zu befreien, verfolgte Frauen zu schützen und ihrem Dienste sich zu weihen, Schlösser und Königreiche zu gewinnen usw. Der Hof des Königs Artus war zugleich der Sammelplatz schöner Frauen, die sich wie leuchtende Sterne um Artus' schöne Gemahlin Ginovera bewegten und durch Anmut und feine Hofsitte das ritterliche Leben verschönten, ja ihm Antrieb, Richtung, Ziel und Lohn gaben.

Die Sitte freilich war ziemlich frei, die Sittlichkeit oft bedenklich, die Liebe ohne Tiefe; die Abenteuer waren ohne geistigen Gehalt, die Liebesgespräche gewandt aber geziert, die Unterschiede zwischen Mädchen und Frau, Herrin und Dienerin gering; die Beschäftigung derselben drehte sich meist um den Putz und das Vergnügen.

Nicht selten war Frauenlaune der Antrieb zu ritterlichen Taten. Frauen stellten Aufgaben, feuerten zu allerlei Unternehmungen an und teilten ihren tapferen Kämpen Kleinode aus. Diese wurden wie ein Talisman an der Spitze des Speeres als Fähnlein getragen oder auf den Schild geheftet oder um die Halsberge gewunden. So heftete Gawan einen Ärmel der kleinen Obilot auf den Schild, und Herzeleide wand ihrem Manne ein Hemd als Schutz und Liebeszeichen um die Halsberge. Die durchstochenen und zerhauenen Kleinode wurden dann wieder von den Frauen mit hochgemutem Sinn getragen.

Hatte ein Ritter den Gegner im Dienste seiner Dame besiegt und gefangen genommen, so heischte er Sicherheit, d. h. der Besiegte gelobte auf Rittereid, sich dem Willen des Siegers als Gefangener zu fügen. Häufig wurden Besiegte zu der erkorenen Dame gesandt, um deren Befehle zu empfangen und zu befolgen.

Von träger Ruhe zu tapfern Taten der Faust, von Turnier zu Turnier, von Abenteuer zu Abenteuer, von Genuß zu Genuß eilten die Ritter. Mutige Tapferkeit und irdische Minne waren die Triebkräfte der Taten, freier und reicher Genuß der Weltfreude das Ziel des Lebens und ritterliche Ehren wie höfische Zucht die sittlichen Maßstäbe des weltlichen Rittertums an Artus' Hofe. Konnte dies Ideal von Lebensglück und Lebensbestimmung wohl tiefere Naturen auf die Dauer befriedigen?

3. **Die Gralsage.** Bei allen Völkern finden sich Sagen über einen Ort auf Erden, wo Not und Mangel, Kummer und Schmerz, Sünde und Tod schweigen, alles Gute aber mühelos in Fülle herbeiströmt. Nach dieser Heimat des Glückes, wo alle Wünsche Erfüllung und alle Fragen Beantwortung finden, wo die Angst und Unruhe in einen vollen Akkord des Friedens und der Schönheit ausklingt, schaute die Sehnsucht aller Völker zurück und bildete phantasievolle Mythen daraus.

Die Göttermähler und Sonnentische der frommen Äthiopier, welche sich von selbst mit Früchten und Fleisch füllten, der selige Hain Cridavana in Indien mit seinem süßen Klang und Duft als stiller Wohnsitz

der Weisheit und des Friedens sind Anklänge an das irdische Paradies, von dem die Bibel erzählt.

Mit der Frage des Zweifels: „Sollte Gott gesagt haben —?“ trat der Zwiespalt in den Frieden des Paradieses, und mit der Abwendung von Gott und seinem Gebot zu sinnlichem Genuß ging das Paradies verloren. Aber die Sehnsucht nach der Urheimat des höchsten Glückes begleitete die Menschen hinaus in die Mühsale des Erdenlebens. Und auch ein sichtbarer Rest der Paradieseskräfte sollte der Menschheit gelassen sein, ein köstliches Gefäß aus einem Edelstein, das in sich alle Wunder, Kräfte und Gaben des Paradieses vereinte! Der Mythus von solch wundertätigem Kleinod klingt uns entgegen in dem Hermesbecher der Griechen, aus dem sich goldene Himmelsgaben ergossen, in dem Horn der Amalthea, das alle Wünsche erfüllte, in dem wundertätigen schwarzen Steine der Kaaba zu Mekka, in dem Stein der Weisen, kraft dessen man alle Metalle in Gold verwandeln, alle Krankheiten heilen und alle Rätsel lösen könnte, in der Wünschelrute, welche die verborgenen Schatzkammern der Erde öffnete, und in dem „Tischlein deck dich!“ unserer deutschen Volksmärchen.

Alle diese ursprünglich heidnischen Sagen beseelte und vertiefte der christliche Geist in der Sage vom heiligen Gral, der zum Inbegriff des Heiles in Jesu Christo und zugleich zum Spender irdischer Glückseligkeit gemacht wurde.

Nach der christlichen Sage war der Gral (von gradalis, gradatim = stufenförmig) eine stufenmäßig vertiefte Schüssel aus einem kostbaren Stein von wunderbarem Glanze, der die Fülle aller köstlichen Gaben bot. Dieser Stein sollte der letzte und schönste Edelstein aus Satanas' Krone gewesen sein, der herausflog, als Luzifer nach seiner Empörung gegen Gott in den Abgrund hinabgeschleudert ward. Der köstliche Himmelsstein, aus dem noch die ursprüngliche Gottesherrlichkeit strahlte, blieb zwischen Himmel und Erde schweben und wurde von den Engeln gehütet, die in Satans Kampf mit dem Erzengel Michael parteilos geblieben waren. (Wolfram nennt den Stein lapsit exillis. Prof. Martin sieht darin eine Entstellung von lapsi de celis. Der Gral wäre nach dieser Deutung der Stein „des vom Himmel Gefallenen“, nämlich Luzifers.)

Als die Menschen durch die Sünde das Paradies verscherzt hatten, da gab ihnen Gott als Licht und Geleit den Stein mit, der zu einem köstlichen Gefäß verarbeitet war, damit sie in der Mühsal der Erde, die Gott verflucht hatte, einen Trost und Halt hätten.

Von einzelnen Erwählten wurde das Kleinod bewahrt und weiter vererbt. Aus dem Gral reichte der Herr seinen Jüngern in der Nacht, da er verraten ward, das heilige Abendmahl. In diesem Gefäß fing Joseph von Arimathia das Blut des Heilandes auf, da der Kriegsknecht Longinus seine Seite mit einem Speer öffnete. Der Anblick dieses heiligen Gefäßes erhielt und beglückte jahrelang Joseph von Arimathia im Kerker, wohin ihn der Haß der Juden gebracht hatte. Als ihn endlich

der Kaiser Vespasian daraus befreite, da fand dieser, daß der Gral mit himmlischer Klarheit den dunkeln Kerker erhellte.

Joseph gründete eine Christengemeinde und zog mit ihr und seinem Schwager Bron in ein fernes Land. Als die Gemeinde von der ersten Liebe und Lauterkeit abwich, da geriet sie in Not und Bedrängnis. Joseph erflehte knieend vor dem heiligen Grale die Hilfe des Gottessohnes. Da erhielt er Befehl durch den heiligen Geist, eine Tafel gleich der Abendmahlstafel Christi zu bilden und die heilige Schüssel mitten darauf zu stellen, ihr gegenüber aber einen Fisch, den sein Schwager Bron fing. Als sich nun das Volk um die Tafel setzen wollte, empfanden die Reinen beim Anblick des Gefäßes Süßigkeit und Frieden, die Unreinen aber Leere und Beschämung, so daß sie sich davon schlichen. Hinfort sammelten sich die Reinen täglich um die dritte Stunde zum Dienste des Gefäßes. Ein Ungläubiger, der sich einst an den leeren Platz zwischen Joseph und Bron setzte, wurde von der Erde verschlungen. So machte der Gral die Verräter kenntlich wie einst der Bissen den Judas.

Die Gemeinde zerstreute sich später in alle Länder, um das Evangelium auszubreiten, der Gral aber ward von Joseph seinem Schwager Bron, dem Fischer, übergeben, daß er ihn und seine Geheimnisse hüte und später auf seinen Enkel vererbe. Als im Orient der Halbmond das Kreuz verdrängte, da ward der Gral in das Abendland getragen und dort von Engeln in der Luft schwebend erhalten. Später erkor sich der Himmelskönig den frommen Titurel zum Hüter und Schützer des Grals. Seine Eltern hatten ihn am Heiligen Grabe von Gott erbeten und ihn dem Dienste des Himmels gelobt. Er wuchs in hoher Schönheit, großer Kraft und Reinheit des Herzens heran und diente dem Herrn mit tapferer Hand und keuschem Sinne. In seinem 50. Jahre wurde er durch Engelsbotschaft als Hüter des Grals berufen. Himmlischer Gesang leitete ihn nach Biskaya zu dem sonst unnahbaren Berge Montsalvage (mont silvaticus = Waldberg, mont sauvage = Berg der Wildnis, nach andern mons salvationis = Berg der Erlösung). Derselbe war rings von wildem Walde umgeben, und über ihm schwebte in kostbarem Gehäuse der edle Stein. Auf dem Gipfel des Berges lagerten in Gezelten die Diener und Ritter des Grals, die mit Freuden ihren neuen Herrn empfingen. Titurel erbaute auf dem Berge die Gralsburg und vertrieb alle Ungläubigen aus dem heiligen Gebiete (Salvaterre); der Gral aber wollte sich nicht herabsenken.

Da beschloß Titurel, für das Heiligtum einen herrlichen Tempel zu bauen, und ließ deshalb den Gipfel des Berges von Gras und Strauch säubern. Dabei zeigte sich's, daß der ganze Berg ein riesiger Onyx war. Titurel ließ die Fläche spiegelglatt schleifen, so daß sie wie der Mond erglänzte. Und siehe, eines Morgens war der Grundriß des neuen Tempels von unsichtbarer Hand auf den Fels gezeichnet! Danach führte Titurel den Bau in dreißig Jahren aus; er ward so herrlich und kostbar, daß seinesgleichen nirgends auf Erden zu finden war. In der Mitte des Tempels stand ein überreiches Wunderwerk von Baukunst, das den großen

Tempel im kleinen nachbildete. In diese köstliche Zelle trug ein Engel den Gral. Nur Engel vermögen den Stein schwebend in der Luft zu halten oder eine reine Jungfrau ihn in ihren Händen zu tragen. Sonst ist er so schwer, daß ihn die ganze sündige Menschheit nicht zu heben und zu halten vermöchte. Das kostbare Gefäß, an das sich sichtbarlich die Erlösung der sündigen Welt anknüpft, und aus dem fortwährend das christliche Opfer dargebracht wird, ist ein Träger und Spender der Kräfte, Güter und Gaben des ewigen Lebens, die Bürgschaft des Heils, die Brücke zwischen Himmel und Erde, das Sinnbild der durch Christi Tod erworbenen und dargebotenen Erlösung. Wo der Gral recht gehütet wird, da ist eine Stätte Gottes bei den Menschen, wo kein Leid noch Mangel die Seinen anrührt.

Wer den Gral nur einen Tag anschaut, der kann eine Woche nicht sterben, und wäre er auch zum Tode siech. Wer ihn stetig ansieht, dem bleicht nicht die Farbe, dem grauet nicht das Haar, dem verfällt nicht die Kraft, und dem blüht eine stete Jugend. Kein Ungetaufter sieht den Gral und seine Wunder; erst mit der Taufe fällt die Decke von seinen Augen.

Der Gral spendet seinen Hütern und Dienern Speis und Trank und alles, was sie brauchen und wünschen. An jedem Karfreitag bringt eine glänzend weiße Taube vom Himmel herab eine Hostie in die heilige Schüssel und erneuert damit ihre Wunderkraft.

Wer zum Hüter und Pfleger des Heiligtums berufen wird, der hat die höchste Würde und Ehre der Menschheit erlangt. Nur Demut, Selbstverleugnung, Reinheit und Treue machen dieser Ehre würdig. Nicht zu erzwingen oder zu erjagen ist sie. Gott, der aller Herzen Kundige, kennt die Seinen und beruft sie zu seinem Dienste durch Inschriften am heiligen Gral, die plötzlich erscheinen, nicht auszulöschen sind und von selbst wieder verschwinden, wenn sie gelesen sind.

Aus allen Völkern und Ländern, ohne Unterschied des Glaubens und Geschlechtes, werden die Gralshüter zum heiligen Dienste berufen. Die Männer bilden eine Ritterschaft edelster Art, die sich durch Demut und Reinheit des Herzens, durch Tapferkeit und Mannheit, durch Treue gegen den Himmelskönig, durch Achtung vor den Frauen, deren edelste die Mutter des Herrn war, durch Taten der Selbstverleugnung wie der Rettung Unterdrückter, durch stille Einfalt bei höchster Weisheit auszeichnen. Sie leben in der Welt, aber nicht mit der Welt; sie brauchen die Welt, ohne sie zu mißbrauchen. Sie bleiben unvermählt, nur der König darf eine Gattin erwählen. Templeisen ist der Name der Gralsritter und eine Turteltaube ihr Wappenbild auf Roß und Rüstung.

Sechzig Meilen rings um die Gralsburg mit ihren zahllosen Türmen, Höfen, Häusern und weiten Mauern lag dichter, unwegsamer Wald aus edlen Bäumen, z. B. Zedern, Zypressen, Ebenholz usw.; sorgsam hüteten die Gralsritter das Heiligtum und wehrten jeden Eindringling ab. Aber auch in die Ferne wurden sie gesandt, um herrenlose Reiche zu verwalten, bedrängten Witwen und Waisen beizustehen.

Niemand kann ungerufen durch den Wald zur Burg dringen, und niemandem wird das Geheimnis des Grals aufgeschlossen, der nicht heilsbegierig danach fragt. Die Frage des Zweifels und der Selbstsucht verscherzte das Paradies; die Frage des Glaubens und der Liebe kann der Heilsgüter des Grals teilhaftig machen.

Doch wann erfolgt der Ruf? Wer ist würdig, zum Heiligtum hinan zu dringen? Wer weiß die rechte Zeit? Wer unterscheidet recht das Heil von oben und die Lust von unten? Wann gilt's zu schweigen und wann zu reden? —

4. **Die Schwanensage.** Die Gralsage klingt hinüber in die Schwanensage, welche durch erstere ihre Beleuchtung und teilweise Erklärung findet.

In den „Deutschen Sagen" von Gebrüder Grimm (Berlin 1878 T. II, S. 312) wird folgendes von dem „Schwanritter" erzählt:

Der Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde bestimmt, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und der Waise ungeachtet, des Landes, das ja nach deutschem Rechte auf keine Weiber forterben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem Könige zu klagen, und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Reichstag zu Neumagen am Rhein halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsenherzog gekommen, um sich zu verantworten. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herab und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich. In dem Schiffe aber ruhte ein schlafender Ritter; sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg (Panzerhemd). Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade.

Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich über dieses seltsame Ereignis; jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke. Wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst bei der Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! Wann ich deiner wieder bedarf, will ich dich schon rufen." Sogleich schwang sich der Schwan auf und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen hinweg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl ging wieder auf seinen Richterstuhl und wies jenem eine Stelle unter den anderen Fürsten an.

Die Herzogin in Gegenwart ihrer schönen Tochter hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampfe für sein Recht; die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, um das ihrige zu bewähren. Da erschrak sie heftig, denn er war ein auserwählter Held, an den, wie sie fürchtete, sich niemand wagen würde. Vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen herumgehen; keiner war da, der sich erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte.

Da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf rüstete man sich von beiden Seiten zum Streite, und nach einem langen und hartnäckigen Gefechte war der Sieg endlich auf seiten des Schwanenritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da verneigten sie und ihre Tochter sich vor dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die angetragene Hand der Jungfrau unter der Bedingung an, daß sie nie und

zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei, denn sonst müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohlgeraten. Aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war, und endlich tat sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: „Nun hast du selber unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es, aber zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen. Darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Herzen, doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl wie von Kleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

Woher kam der Schwanritter, und wohin fuhr er? Warum erschien er zum Schutze der Bedrängten? Warum verbot er jede Frage nach seiner Herkunft? Warum verließ er die Seinen, als die verhängnisvolle Frage gestellt wurde?

Auch diese Fragen finden im „Parzival“ ihre Beantwortung.

5. **Entstehung der Parzivaldichtung.** Der wilden und bunten Mären von Artus' Tafelrunde und vom heiligen Gral bemächtigte sich mit überlegenem Geiste und dichterischem Genie Wolfram, edler Herr von Eschenbach, ein wenig begüterter bayerischer Ritter, und schuf daraus ein psychologisches Kunstepos, eine Entwickelungs- und Läuterungsgeschichte des inneren Menschen, wie wir sie in unserer Literatur nur noch einmal, in Goethes „Faust“, haben.

In das Gewirr wilder, wüster Abenteuer brachte er einen tiefsinnigen Gedanken als leitenden Faden, in die leeren Freuden und Genüsse einen höheren Inhalt, in die leichtfertigen Sitten einen sittlichen Ernst, in die öden Totengebeine der zwecklosen Abenteuer einen lebendigen Geist.

In dem äußeren Gange der Handlung folgt er dem französischen Dichter Chrestien de Troyes, wirft ihm aber häufig Ungenauigkeit und falsche Darstellung vor, während er einer anderen, verloren gegangenen Quelle des Meisters Kiot Lob zollt. Treue gegen seine Quelle, welche Wolfram vorab von einem Dichter fordert, hat oft seiner eigenen besseren Einsicht Schweigen geboten und dem Epos in Stoff und Aufbau einzelne Mängel erhalten, die der große Dichter bei völliger Freiheit sicher vermieden hätte.

Die Bewunderung von Wolframs großartiger Befähigung steigt, wenn man bedenkt, mit welch dürftigen Mitteln er sein herrliches Werk geschaffen hat: nach seinem eigenen Geständnis konnte er weder lesen noch schreiben. Er hat also die Quellen sich vorlesen lassen und das umfangreiche Epos einem schreibkundigen Mönche oder fahrenden Schüler diktiert. Welch Riesengedächtnis gehört aber dazu, vom bloßen Hören die Unsumme von Namen und Tatsachen zu behalten und mündlich alle sprachlichen Schwierigkeiten in Rhythmus und Reim zu überwinden! Aus dieser Art der Entstehung erklären sich die häufigen Entstellungen von Namen,

manche Dunkelheiten in Bildern und Gedanken und viele sprachliche Härten.

Wolframs Epos legt den inneren Entwickelungsgang einer strebenden Menschenseele wunderbar tief und klar dar. Es stellt das Recht der Welt und Gottes, des Fleisches und des Geistes, der Sinne und des Gemütes unbefangen nebeneinander und versöhnt die Gegensätze nicht durch feindliche Weltflucht, sondern mittels Verklärung der Welt durch den Geist, des Irdischen durch das Himmlische. Gottes Reich durchdringt und beherrscht das Reich der Welt; Gottesminne heiligt die Erdenminne; Heldentat wird durch göttliche Ziele geadelt und geweiht, Hochmut von der Demut überwunden. Das Epos löst die höchsten Fragen des menschlichen Geistes und stillt das tiefste Sehnen der Menschenbrust. Gesucht und gefunden! klingt es endlich siegesfroh aus.

Und nicht schattenhafte Gestalten, fleisch- und blutlose Allegorien oder schemenhafte Typen sind die Träger seiner tiefen Gedanken, sondern frische, lebenswahre, lebensfrohe und lebenswarme Menschen. Mit dem sicheren Stifte des Menschenkenners und Künstlers zeichnet er gestaltenreiche, treue und packende Gemälde des wirklichen, kräftig pulsierenden Lebens.

Weil er dem Wesen und Werden des Menschen im eigenen Herzen und im Wirbeltanz des Lebens scharf nachgeforscht und die tiefsten Gesetze des inneren Wachstums klar erkannt hat, darum ist er wie wenige geeignet zum Führer der strebenden Jugend, in der die Weltlust ihre Schwingen regt, der Zweifel seinen Schlangenzahn an alles setzt, der Tatendrang vorwärts treibt und der Stolz sich in Gesetzen falscher Ehre gefällt.

Ein Parzival (franz. Perce-val, d. h. dring durch das Tal, oder: Mitten durch!) sei jeder strebende Jüngling. Mitten durch die Abgründe des Zweifels und der Sinnenlust rette er seine Seele auf die Höhe des Heiligtums. Er dringe durch vom Zweifel zum Glauben, von der Erdenminne zur Gottesminne, von der Weltlust zur Gottesfreude, vom Kampf mit allerlei Feinden zum seligen Frieden in Gott. Ein Versenken in den „Parzival" wird dem Jüngling Richtung und Halt geben in der Zeit der Zweifel und inneren Kämpfe, die zwischen der frommen Einfalt des Kinderglaubens und der Gewinnung des Heiles zu liegen pflegen.

Was der Dichter in und mit seinem Epos will, das stellt er gleichsam als Thema voran.

Ist zwivel herzen nâhgebûr,	Ist Zweifel Herzens Nachbar noch [1]),
daz muoz der sêle werden sûr.	wie sauer wird's der Seele doch!

---

1) Die Eingangszeilen lauten nach Simrocks Übertragung:

	Wem Zweifel an dem Herzen nagt,
	Dem ist der Seele Ruh' versagt!
San Marte:	Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt,
	Da wird der Seele schlecht gelohnt.
Dr. Böttcher:	Wohnt der Zweifel nah dem Herzen,
	Das bringt bittres Weh der Seele.
Wilhelm Hertz:	Wenn Wankelmut beim Herzen wohnt,
	Wie das mit Leid der Seele lohnt!

gesmaehet unde gezieret	Geziert ist und zugleich entstellt,
ist, swâ sich parrieret	wo Verzagtheit sich gesellt
unverzaget mannes muot,	zu des kühnen Mannes Mut,
als agelestern varwe tuot.	wie — schwarzweiß — Elsternfarbe tut.
der mac dennoch wesen heil:	Doch mag der dennoch werden heil,
wand' an ime sint beidiu teil,	an dem die beiden haben teil:
des himeles und der helle.	der Himmel und die Hölle!
der unstaete geselle	Der unstäte Geselle
hât die swarzen varwe gar,	hat die schwarze Farbe gar
unt wirt och nâh der vinster var:	und verfällt der finstern Schar;
sô habet sich an die blanken	doch fest hält an der blanken
der mit staététen gedanken. —	der mit steten Gedanken. — [1])
. . . .	. . . .
Wil ich triuwe vinden	Wie werd' ich Treue finden,
aldâ si kan verswinden,	wo sie sicher muß verschwinden
als fiwer in dem brunnen	wie das Feuer in dem Bronnen,
und daz tóu vón der sunnen?	wie der Tau vor der Sonnen?
och erkande ich nie so wîsen man,	Auch kannt' ich nie so weisen Mann,
er'n möhte gerne künde hân,	der nicht gern Kunde hätt' empfahn,
welher stiure disiu maere gerent	wie hienach zu leben frommt
und waz sie guoter lêre werent.	und was daraus für Lehre kommt.
dar an sie niemer des verzagent,	So beschieden, wird er nie verzagen,
beidiu sie vliehent unde jagent,	bald zu fliehen, bald zu jagen,
sie 'ntwîchent unde kêrent,	nun zu weichen, nun zu kehren,
sie lasterent und êrent.	jetzt zu tadeln, jetzt zu ehren.
swer mit disen schanzen allen kan,	Wer mit dem allen umgehn kann,
an dem hât Witze wol getân,	an dem hat Weisheit wohlgetan,
der sih niht versitzet noch vergêt	der sich nicht versitzet noch vergeht
und sich anders wol verstêt. . . .	und sonst auch wohl Bescheid versteht.
. . . .	. . . .
vor gote ich guoten wîben bîte,	Von Gott erfleh' ich gutem Weibe,
daz in réhtiu mâze volge mite.	daß sie dem Maß getreu verbleibe.
scham ist ein slôz ob allen siten:	Aus Scham fließt alle gute Sitte:
ich endarf in niht mêr heiles biten.	dies Heil ist's, das ich ihr erbitte;
diu valsche erwirbet valschen pris.	die Falsche lohnt nur falscher Preis.
wie staete ist ein dünnez îs,	Wie lange währt ein dünnes Eis,
das ougestheize sunnen hât?	wenn des Augustmonds Sonne schien?
ir lop vil balde alsus zergât. . . .	So fährt auch bald ihr Lob dahin.
. . . .	. . . .
diu ir wipheit rehte tuot	Die weiblich denkt und weiblich tut,
dane sal ich varwe prüeven niht,	nach deren Aussehn frag' ich nicht,
noch ir herzen dach, daz man siht,	noch ob ihr Herzensdach bestich [2]):
ist s' inrehalp der brust bewart,	ist sie innerhalb der Brust bewahrt,
so ist werder prîs dâ niht verschart. —	bleibt volles Lob ihr ungespart. —
. . . .	. . . .
Ein maere ih iu wil niuwen,	Eine Mär will ich erneuen,
das sagt von grôzen triuwen,	die sagt von großen Treuen,
wîblîchez wîbes reht,	von Weibes rechter Weiblichkeit,
und mannes manheit alsô sleht,	von echten Mannes Mannheit,
diu sich gein herte nie gebouc.	die sich vor Härte niemals bog. —

1) Wolfram scheidet nach dem Ideal der Treue die Menschen in drei Gruppen: a) in Getreue oder Gute mit weißer Farbe; b) in Ungetreue oder Böse von schwarzer Farbe und c) in Zweifelhafte oder Schwankende von scheckiger Elsternfarbe. 2) Ob ihr Gesicht, ihr schönes Aussehen blendet.

sîn herze in dar an niht betrouc,	Sein Herz ihn nie darum betrog,
er stahel, swa er ze strîte quam,	wo er, ein Stahl, zum Streite kam,
siu hant dâ sigelîchen nam	daß seine Hand stets siegreich nahm
vil manegen lobelichen pris.	manch rühmlichen Preis. —
er küene, trâcliche wis,	Der kühne Mann, versucht und weis',
(den helt ich alsus grüeze). . . .	der Held ist's, den ich grüße. . . .

II. Unmittelbare Darbietung.

Method. Bemerkung. Die Simrocksche Übersetzung des Parzival zählt in 16 Büchern 24 810 Verse. Es ist unmöglich, sie alle im Unterrichte zu lesen. Einzelne Abschnitte, besonders aus dem 3., 5., 6., 9., 15. und 16. Buche, müssen vollständig gelesen, andere der Privatlektüre überwiesen und noch andere im Überblick unter Hervorhebung von Kernstellen gegeben werden.

Die Böttichersche Bearbeitung wäre zu bewältigen. Wenn nur die Reimlosigkeit nicht eine größere Abweichung von dem Charakter des Originals wäre als eine teilweise freie Übersetzung!

Je nach dem Maße der verwendbaren Zeit und dem Charakter der Schulanstalt wird bald mehr, bald weniger gegeben werden. Manchmal werden eine frische, poetische Inhaltsangabe, eine Anzahl Kernstellen und einzelne Proben der Dichtung aus Sammlungen oder guten Lesebüchern ausreichen müssen. Ohne Schaden für den Unterrichtserfolg wird man das Gewirr von wunderlichen Namen und seltsamen Abenteuern beschränken können, um sich in das poetisch Schönste und psychologisch Wichtigste um so tiefer zu versenken.

Da „Parzival" weniger als „Nibelungenlied" und „Gudrun" jedem zur Hand ist, so bringe ich in der nachfolgenden Inhaltsangabe die wichtigsten Stellen möglichst ausführlich [1]).

Erstes Buch: Gahmuret und Belakane.

Der Vater Parzivals war Gahmuret, ein jüngerer Sohn des Königs von Anschau (Anjou). Nach dem Tode des Vaters ließ sich der tatenlustige junge Held Gahmuret weder durch die Liebe und Freigebigkeit seines älteren Bruders noch durch die Bitten seiner Mutter im Vaterlande halten. Nach Abenteuern wollte er in die Ferne ziehen und nur dem dienen, der die höchste Macht auf Erden besäße.

Wohlausgerüstet zog er fort, fand und bestand allerlei Abenteuer. Tapfer und treu diente er dem mächtigen Baruch von Baldag (dem Kalifen von Bagdad) in dessen Kriegen. Dann kam er nach Patelamunt zu der Mohrenkönigin Belakane, die von zahlreichen Feinden aufs härteste bedrängt wurde. Die Königin faßte Vertrauen zu dem weißen Ritter und flehte ihn um seine Hilfe in ihrer Not an. Er widmete sich ihrem Dienste, besiegte in tapferen Zweikämpfen alle ihre Gegner und erhielt zum Lohne Hand und Reich der liebwerten, wenn auch dunkelfarbigen und heidnischen Königin angetragen. So wurde er Herr der Mohrenreiche Zassamank und Assagog.

---

1) Diese ausführliche Inhaltsangabe ist auch in meiner Schulausgabe des Parzival enthalten, welche unter dem Titel: „Parzival. Auszug zum Schulgebrauch und für Schulbibliotheken, bearbeitet von Fr. Polack. 5. Aufl. Preis 60 Pf., geb. 75 Pf." im gleichen Verlage erschienen ist.

Doch nur von kurzer Dauer war das Glück der ungleichen Ehe. Gahmuret wurde der trägen Ruhe überdrüssig und sehnte sich nach tapferen Taten. Bei Nacht verließ er heimlich zu Schiffe die Königin. In einem Briefe gab er ausführliche Nachrichten über sein Geschlecht und bezeichnete als Grund seiner Flucht den heidnischen Glauben seiner Gattin.[1]) Wie gern würde sie ihn mit dem christlichen vertauscht haben, wenn sie dadurch den geliebten Gatten hätte zurückrufen können! Im tiefsten Weh genas sie eines Knäbleins, das wie eine Elster schwarz und weiß gefleckt war und darum Feirefiß (Vaire fiz = bunter Sohn) genannt wurde. Der Knabe wuchs zum Helden heran und war der einsamen Mutter Trost und Freude.

Zweites Buch: Gahmuret und Herzeleide.

Gahmuret landete nach einer langen Meerfahrt an der spanischen Küste. Da hörte er, daß die Königin Herzeleide von Waleis (Valois) und Norgals, die an einem Tage Gattin und Witwe geworden, ein großes Turnier ausgeschrieben und dem Sieger Hand und Reich zugesagt habe. In glänzendem Aufzuge erschien Gahmuret in ihrer Stadt Kanvoleis, nahm in tapferen Kämpfen vier Könige gefangen und übertraf alle Ritter an Stärke und Gewandtheit.

Es war Mittagssonnenglanz, da hob ein Ritter, Gurnemanz,
das Vorspiel an, die Vesperei[2]). Gleich sprengten andre auch herbei,
vereinzelt hier, in Häuflein dort, und das Getümmel wälzt' sich fort;
bald ward das weite Feld zu eng von Rosseslauf und Kampfgedräng'.
Noch lag der kühne Gahmuret im Zelte müßig auf dem Bett.
Doch als zu ihm die Kunde drang, das Rennen sei in vollem Gang,
lockt' ihn die Neugier auf die Schau. Gemächlich ritt er nach der Au,
manch lichtes Banner ihm zur Seiten. Er ließ aufs Gras den Teppich breiten;
dort saß der Held und sah in Ruh' dem ritterlichen Treiben zu,
wie sich die Reihn verwirrten, die Schwerter hell erklirrten,
wie Speere krachten rings um ihn, die Rosse von den Stichen schrien.
Er war von Lanzen und von Rossen wie von Wänden eingeschlossen.
Vergebens späht vom Königshaus die junge Herrin nach ihm aus
und spricht: „Wohin ist er gekommen, von dem ich Wunder hab' vernommen?"
Doch endlich macht er sich bereit. Schon prangt der Held im Eisenkleid.
Sein Helm war ganz von Diamant, darauf man seinen Anker[3]) band,
mit Edelsteinen reich besät. Nie ward ein Waffenrock genäht,
wie er ihn hier zum Streite führte, so lang, daß er den Teppich rührte[4]).
Er strahlt' in blendend heller Pracht wie lodernd Feuer in der Nacht.
Aus feinstem Gold war er gewoben, wie's auf dem Kaukasus[5]) hoch oben
die Greifen[6]) scharren vom Gestein[7]) und hüten in den Wüstenein,
bis daß arabsche Männer wagen, mit List es ihnen abzujagen.
Die wirken draus das Achmardei[8]) und Prachtgewebe mancherlei.

---

1) Eine Ehe zwischen einer getauften und einer ungetauften Person hielt man zu Wolframs Zeiten für nichtig und ungültig.
2) Vorspiel des Turniers, begann um die Vesperzeit.
3) Sein Wappenzeichen. 4) Berührte.
5) Wolfram meint mit dem Goldgebirge Kaukasus den Hindukusch.
6) Fabelhafte Raubvögel, die 7) Gold aus dem Gestein scharrten und hüteten.
8) Grüner morgenländischer Seidenstoff, von Gold durchwebt.

Zum Hals hob er des Schildes Rand und sprang aufs Roß, das vor ihm stand.
Es war gepanzert bis zum Huf. Umhallt von seiner Knappen Ruf,
eilt er, mit Siegerhänden die Speere zu verschwenden,
und sprengt sich eine Gasse quer mit Wucht durch aller Gegner Heer.
Doch jedes Roß, das er gewann, bot er den armen Rittern an,
die nur der Beute wegen hier mit im Feld gelegen.
Da wurden im Gedräng' und Kampf die Furchen flach vom Roßgestampf,
manch hoher Herr unsanft berührt, aus seiner Helfer Schar entführt[1]).
Wen sanfter Minne Lohn gereizt, dem wurde da die Haut gebeizt
mit Tritten und mit Keulen; da gab es schwarze Beulen.
Manch blanker Schild, manch stolzer Bau des Helmschmucks ward vom
Staube grau.
Das Feld trug Blumen mancherlei, auch kurzes, grünes Gras dabei,
und darauf fiel manch werter Mann, der solchen Ehrenplatz gewann.
Doch dafür dank' ich unverhohlen: ich bleibe gern auf meinem Fohlen[2]).
Dann ritt nach einem frischen Roß der Held abseits zu seinem Troß.
Man löst des Helms demantne Zier, streift ihm vom Haupt das Hersenier[3]),
damit des Windes Kühle die Wangen ihm umspüle. —

Wilhelm Hertz (Parzival von Wolfram von Eschenbach. Neu bearbeitet. Stuttgart, Cotta).
Vortreffliche Übertragung.

Die allgemeine Stimme und ein besonderes Schiedsgericht erkannten ihm den Preis des Tages und die Hand der jungfräulichen Witwe zu. Aber nun hob ein harter Kampf in seinem Herzen und Gewissen an. Noch immer liebte er die verlassene heidnische Gattin. Dazu bot ihm seine Jugendgeliebte, die inzwischen verwitwete Königin Anfliese von Frankreich, ihre Hand. Nicht genug, kam auch noch die Nachricht von dem Tode seiner Mutter und dem plötzlichen Hinscheiden seines Bruders, wodurch ihm die Krone von Anjou zufiel. Von Schmerz erschüttert und von Gewissensbissen gepeinigt, brachte er die Nacht schlaflos in Jammer hin. Der Liebreiz der Königin Herzeleide und der Spruch des ritterlichen Schiedsgerichts bestimmten endlich seinen Entschluß. Er vermählte sich mit Herzeleide und war nun Herr der drei Reiche Anschau, Waleis und Norgals.

Da sprach sie: „Herr, nun seid ihr mein! Ich will euch Huld und Dienst
verleihn
und geb' euch solcher Freuden Teil, daß ihr vom Jammer werdet heil."
Er hatte doch von Jammer Pein! Nun war schon des Aprilen Schein
zergangen und das ganze Feld von kurzem, grünem Gras geschwellt.
Man sah es überall ergrünen; das mag ein blödes Herz erkühnen
und ihm geben Hochgemüte. Viel Bäume stunden da in Blüte
von der süßen Luft des Maien. Er war von der Art der Feien[4]),
mußte minnen und Minne begehren; seine Freundin wollt' ihm die gewähren.
Frau Herzeleiden blickt' er an; mit Zucht sein süßer Mund begann:
„Frau, soll ich bei euch gedeihn, so müßt ihr nicht mein Hüter sein!
Wenn mich verläßt des Jammers Kraft, so tät ich gerne Ritterschaft.
Laßt ihr nicht turnieren mich, so kann ich noch den alten Schlich,
womit ich meinem Weib entrann, die ich auch mit Ritterschaft gewann.
Weil sie Streitens mich entband, ließ ich ihr Leute so wie Land."
Sie sprach: „Herr, nehmt euch selbst ein Ziel; ich lass' euch eures Willens viel!"

(Nach Simrock.)

1) Besiegt und gefangen weggeführt. 2) Das heißt unbesiegt.
3) Die Ringelhaube unter dem Helme. 4) Feen.

Von Turnier zu Turnier zog nun der Held allmonatlich, und überall war er Sieger. Doch auch dieses Glück war nur von kurzer Dauer. Er hörte, daß sein Freund, der Kalif von Bagdad, in Kriegsbedrängnis sei, und eilte ihm zu Hilfe. Die Gattin entließ ihn mit der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen. Aber ein halbes Jahr harrte sie vergeblich auf seine Heimkehr. Da erschreckte sie ein furchtbarer Traum:

Ihr schien, ein Blitz aus einem Sterne reiß' sie empor in luft'ge Ferne,
wo Feuerstrahlen sie umglühen, Funken ihre Haare sprühen
und bei des Donners lautem Schallen brennende Tränen auf sie fallen.
Als drauf sie selbst sich wiederfand, packt ihr ein Greif die rechte Hand.
Dann wandeln wieder sich die Bilder, doch nur entsetzlicher und wilder.
Ihr war, als ob mit Mutterlust sie einen Drachen an der Brust
aufsäuge, den sie selbst geboren; doch nun zum Opfer ihm erkoren,
zerfleisch' er sie mit seinen Klauen, reiß' aus dem Leibe ihr das Herz
und fliege brausend himmelwärts, daß sie ihn nie mehr konnte schauen.

(Nach San Marte.)

Als sie mit einem Schrei in Schreck und Schmerz emporfuhr, da nahte ihres Gatten Meisterknappe und brachte die Botschaft, daß sein Herr durch heidnischen Verrat gefallen sei. Sein Freund, der Kalif, habe ihn prächtig bestatten und auch das Kreuz auf dem Grabe des christlichen Helden nicht fehlen lassen.

Zu Baldag war der Held besargt. Da hat der Baruch [1]) nicht gekargt:
mit Golde ward das Grab geschmückt, des Reichtums Siegel drauf gedrückt;
auch glühn viel edle Steine, wo bestattet ist der Reine.
Gebalsamt ward sein junger Leib. Jammer faßte Mann und Weib.
Es deckt ein köstlicher Rubin sein Grab; durchscheinend sieht man ihn.
Nach Christensitte ließ man auch ein Kreuz ihm, nach der Marter Brauch,
durch die uns Christi Tod erlöste, daß es seine Seele tröste
und schirme, bilden auf sein Grab; der Baruch gern die Kosten gab.
Es ist von köstlichem Smaragd. Ohne der Heiden Rat ward dies vollbracht,
die nicht das Kreuz zu ehren pflegen, dran Christ uns sterbend ließ den Segen.
Ihn selber beten sonder Spott die Heiden an als ihren Gott,
zwar nicht dem Kreuz zur Ehre, noch nach der Taufe Lehre,
die uns einst am jüngsten Tag von Höllenstricken lösen mag.
Die ritterliche Treue sein gibt ihm im Himmel lichten Schein
und seine reu'ge Beichte, den Falschheit nie erreichte.
In seinen Helm, den Diamant, ein Epitaph [2]) geschrieben stand,
das man ins Kreuz versenken ließ. Die Buchstaben melden dies:
„Eine Tjost [3]) durch diesen Helm erschlug den Werten, der Mannheit trug.
Gahmuret war er genannt; drei Reiche dienten seiner Hand.
Sein Haupt trug dreier Kronen Zier, und reiche Fürsten folgten ihr.
Er war von Anschau geboren und hat vor Baldag verloren
das Leben für den Baruch. Seine Tugend nahm so hohen Flug,
kein anderer erreicht' das Ziel, man prüfe Ritter noch so viel.
Von der Mutter ist noch ungeboren, dem er als Dienstmann Treu geschworen,
übt er anders Schildesamt [4]). Doch lieh er Hilf' und Rat gesamt
mit Stetigkeit den Freunden sein. Von Frau'n erlitt er scharfe Pein.

1) Hebräisch: der Gesegnete, geistlicher Name für den Kalifen.
2) Grabschrift. 3) Zweikampf zu Roß mit Lanzen.
4) Er war niemand lehnpflichtig, hatte keinen Herrn über sich.

Er war getauft nach Christenbrauch; der Sarazene klagt ihn auch:
das ist ohne Lüge wahr! Seit er bei vollen Sinnen war,
hat seine Kraft nach Preis geworben, bis er mit Ritterpreis gestorben.
Der Falschheit hat er obgesiegt. So wünscht ihm Heil denn, der hier liegt!"
(Simrock.)

Unaussprechlich war Herzeleidens Jammer über den Verlust des herrlichen Gatten. Vierzehn Tage nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft gebar sie einen Sohn, den Helden der Dichtung, die Blüte aller Ritterschaft: Parzival.

Frau Herzeleid litt herbe Not, als sie erfuhr des Herren Tod.
Es sank besinnungslos dahin die minnigliche Königin.
Und als sie wieder zu sich kam, verging sie fast vor Schmerz und Gram.
„O weh! Wo ist mein Herzenstraut?" so rief sie weinend überlaut.
„Wer war so stark, so kühn, so hehr, wer war so minniglich wie er?
Und dennoch raubte ihn der Tod. O wehe meiner grimmen Not!
Mein Söhnlein, kaum geboren, dein Vater ist verloren,
verloren dir auf immerdar! Wer soll dich schützen vor Gefahr?
Wer soll dich armen Waisen dereinstens unterweisen,
wer dich in Treuen lehren die ritterlichen Ehren?
Nie wirst mit deinen Fingern zart du zausen Vaters Haar und Bart,
nie wirst von seinen Lippen du frohe Küsse nippen.
Mir bricht vor Leid das Herz im Leib; o weh mir unglücksel'gem Weib!
Du herzgeliebter, süßer Mann, der nie ein Leid mir angetan,
ich soll dich keine Zeit mehr sehn. O Tod, laß bald mich zu ihm gehn,
zu dem mein brünstig Sehnen fleht, zu ihm, zu meinem Gahmuret."
(Em. Engelmann.)

Mit unsäglicher Liebe und Sorgfalt nährte, pflegte und erzog die Königin ihren Sohn selbst.

Seufzen, lachen konnt' ihr Mund beides wohl in einer Stund'.
Des Sohns Geburt erfreut ihr Herz, in der Klagen Furt ertrank ihr Scherz.

Drittes Buch: Parzivals Jugend und Eintritt in die Welt.

1. **Parzivals Kindheit.** Der Schmerz um den geliebten Gatten und die Liebe zu dem Söhnlein bestimmten die Königin, ihren Kronen zu entsagen und sich in die Waldeinsamkeit Soltane zurückzuziehen.

Viel Nächte lang und Tag für Tag sie also nur des Weinens pflag
und Klagens um den teuern Herrn; sie floh aus ihrem Schlosse fern
und kürte sich zum Aufenthalt des Landes allertiefsten Wald,
die Wildnis von Soltane, ererbt dereinst vom Ahne.
Dort an des Eichenforstes Rand ihr alt verwittert Stammschloß stand.
In dem barg sie ihr Wehe; die scheuen, schlanken Rehe,
des Bergwalds flinke Hirsche nur, die kannten ihrer Tränen Spur;
die Vögel auf den Bäumen nur sahn das düstre Träumen
der edlen Herzeleide. — (Em. Engelmann.)[1]

Nur der Erinnerung an ihren Gatten und der Erziehung ihres Sohnes lebte sie da.

---

1) Die schöne Prachtausgabe des Parzival in der Engelmannschen Umdichtung für das deutsche Haus (Stuttgart, Paul Neff. 7 M.) vereinigt den Glanz der neuen Sprache mit der Urkraft der Dichtung.

Ich kann den Kummer nicht verhehlen, den stets mir der Gedank' erregt,
daß zu den Weibern sei zu zählen jedwede, die den Namen trägt.
Denn laßt's parteilos uns betrachten, und gebt der Wahrheit ihren Zoll:
wenn gleich auch manche hoch zu achten, gar viele sind doch Falsches voll!
Und beide Arten gleich benennen, des will mein Herz in Scham entbrennen.
O Weiblichkeit, mit deiner Art stets ist und war die Treu' gepaart! —
Es sprechen manche: Armut sei zu gar nichts gut; doch sag' ich frei:
Wer sie durch seine Treue leidet, des Seele Höllenpein vermeidet.
Sie duldete ein Weib durch Treu', und mit dem Dulden immer neu
wuchs ihre Gnad' im Himmel. — Ach, wie wen'ge doch bescheint der Tag,
die in der Jugend der Erde Reichtum hingäben für des Himmels Ruhm!
Was mich betrifft, ich kenne keinen, Weib oder Mann, gleichviel, nicht einen;
sie meiden's all in gleicher Weise. Doch wich aus solchem Alltagsgleise
die reiche Königin Herzeleide; denn sie, so ganz verarmt an Freude,
entsagte ihren dreien Reichen,
und keinem Spürer konnt's gelingen, ihr irgend Makel anzudingen,
dem ihre Tugend müßte weichen.
Ein düstrer Nebel schien ihr die Sonne; entfliehend der Welt verlockender Wonne,
war Tag wie Nacht ihr, Nacht wie Tag, im Herzen ihr nur Jammer wach. —

(San Marte.)

Um ihr herziges Kind vor den Gefahren des ritterlichen Lebens zu bewahren, befahl sie all ihrem Ingesinde, Weib wie Mann, bei Leib und Leben, niemals ihrem Sohne etwas von Ritterschaft zu sagen.

Nachdenklich blickte auf das Kind die Mutter oft; und das Gesind'
rief einst sie her voll Sorgen: „Für immer bleibt verborgen",
sie ihren Mannen streng gebot, „dem Knaben bis zu meinem Tod,
was ritterliches Leben ist; denn wird's ihm kund zu dieser Frist,
hätt' ich nur neuen Grams Beschwer und Ruh' mein Lebetag nicht mehr;
vor Ängsten würde ich vergehn, müßt' ich in Wehr und Waffen sehn
den einzigen geliebten Sohn; ihm würd' ja auch nur Tod zum Lohn
gleich wie dereinst Herrn Gahmuret; darum mit Leib und Leben steht
ihr ein mir, daß er nichts erfährt von dem, was Jugendmut begehrt.
Legt ja die Zunge gut in Haft und hehlt ihm alle Ritterschaft,
auch seines Vaters Nam' und Art, und wie der Held erschlagen ward!
Nie sollen Wehr und Waffen dem Knaben Wunden schaffen!"
Die Knechte brummten in den Bart: „Das deucht uns eine sondre Art!"
Doch weil's die Frau befohlen, blieb stets dem Kind verhohlen,
was junger Fürsten Stolz und Zier, die Waffenkünste beim Turnier.

(Em. Engelmann.)

Nur Pfeil und Bogen durfte der Knabe mit eigener Hand schnitzen und damit Vögel erlegen.

Wenn er jedoch das Vöglein schoß, dem erst Gesang so hold entfloß,
da weint' er laut und strafte gar mit Raufen sein unschuldig Haar.
Sein Leib war klar und helle; auf dem Plan an der Quelle
wusch er sich alle Morgen. Ihm schuf nichts andres Sorgen
als über ihm der Vöglein Sang, der ihm das Herz so süß durchdrang;
das dehnt' ihm seine Brüstlein aus. Mit Weinen lief er in das Haus.
Die Kön'gin sprach: „Wer tat dir's an? Du warst ja draußen auf dem Plan!"
Da wußt' er ihr kein Wort zu sagen. So geht's Kindern noch in unsern Tagen. —
Das macht' ihr viel zu schaffen. Da sah sie einst ihn gaffen
nach einem Baum, von dem es scholl. Sie ward wohl inne, wie ihm schwoll
von dem Gesang die junge Brust; in seiner Art lag solch Gelust.
Frau Herzleid trug den Vögeln Haß seitdem, sie wußte nicht, um was.

Sie sandte Knecht' und Enken[1]), ihr Singen zu beschränken,
Vöglein mit Netz und Stangen zu würgen und zu fangen.
Die Vöglein waren gut beritten, daß sie den Tod nicht all' erlitten.
Etliche blieben wohl am Leben, die hört' man neuen Sang erheben.
Der Knabe sprach: „Bei eurer Huld, was gibt man doch den Vögeln schuld?"
Er erbat ihnen Frieden gleich zur Stund'. Seine Mutter küßt' ihn auf den Mund.
Sie sprach: „Was brech' ich sein Gebot, der doch ist der höchste Gott?
Sollen Vöglein trauern meinethalb?" Der Knappe sprach zur Mutter bald:
„Höre, Mutter, was ist Gott?" „Das sag' ich, Sohn, dir ohne Spott!"
begann sie, „wie der Tag so licht ist er, von Menschenangesicht.
Ihn flehe an in jeder Not, der stete Hilfe immer bot!
Ein andrer heißt der Hölle Wirt, schwarz' Untreu' er nie meiden wird.
Von dem kehr die Gedanken und auch von Zweifels Wanken!"
Seine Mutter unterschied ihm gar, was finster ist, was licht und klar. —

Fröhlich gedieh der Knabe, stark und flink war er auf der Jagd; manchen Hirsch traf sein Wurfspeer (Gabilot), und unzerlegt trug er ihn nach Hause; denn er war von gewaltiger Kraft und herrlichem Wuchse.

Eines Tages hörte er auf einem Weidgange den Schall von Hufschlägen und dumpfes Gerassel. „Gewiß naht da der üble, grimme Teufel, von dem die Mutter sagte; doch ich besteh' ihn sicherlich!" rief der Jüngling, faßte trotzigkühn seinen Wurfspeer und stellte sich zum Kampfe auf. Da trabten drei Reiter, von Haupt zu Fuß in schimmernder Rüstung, daher. Der Jüngling meinte in seiner Einfalt, den lichten Herrgott zu sehen, warf sich nieder auf die Knie und rief laut: „Hilf Gott, du bist wohl hilfereich!" Der vorderste Ritter rief ärgerlich: „Dieser täppische Waleise[2]) wehrt uns schnelle Weiterreise!" Da sprengte der Anführer der Schar in kostbarer Rüstung mit goldroten, kleinen Schellen klingend heran. Er rief dem Jüngling zu: „Sahst du nicht zwei Ritter mit einer Jungfrau hier vorbeieilen? Die Elenden, die aller Ritterehre ledig, haben die Jungfrau entführt!" Doch Parzival hörte nicht; der Glanz der ritterlichen Erscheinung hatte ihn völlig geblendet. Das mußte sicherlich der liebe Gott vom Himmel sein. Nieder warf er sich zum Gebet. Laut rief er sonder Spott: „Nun hilf mir, hilfereicher Gott!"

Da sprach der Fürst: „Ich bin nicht Gott, doch leist' ich gerne sein Gebot!
Vier Ritter würdest du nur sehn, wenn du besser könntest spähn."
Der Knappe fragte drauf fürbaß: „Du nennest Ritter, was ist das?
Hast du selbst nicht Ritterschaft, so sage, wer gibt Ritterschaft?"
„Die teilt der König Artus[3]) aus! Junker, kommt ihr in sein Haus,

---

1) Vieh- und Ackerknechte, die dem Großknechte zu gehorchen hatten.

2) Landeskind von Valois in Frankreich; Wolfram meint aber wohl Wales oder Wallis in England.

Ein Lob, das sonst wir Bayern tragen, muß ich von den Waleisen sagen:
Die sind noch dümmer gar als wir, doch mannhaft, voller Kampfbegier.
Ist einem von uns Witz verliehn, der wird als Wunderkind verschrien.
(Wilh. Hertz.)

3) Artus oder Artur war an der Wende des 5. und 6. Jahrhunderts ein tapferer Heerführer der keltischen Kymren im nördlichen Wales. Er sollte in zwölf großen Schlachten den eindringenden Angeln und Sachsen erfolgreichen Widerstand geleistet haben. Er war der keltische National- und Sagenheld.

so mögt ihr Ritters Namen nehmen, daß ihr's euch nimmer habt zu schämen;
ihr seid wohl ritterlicher Art!" . . . . .
Da hub der Knappe wieder an, daß sein zu lachen der begann:
„Ei Ritter gut, was soll dies sein? Du hast so manches Ringelein
an den Leib gebunden dir, dort oben und auch unten hier."
Der Knapp' befühlte mit der Hand, was eisern er am Fürsten fand.
„Laßt mich den Panzer schauen! Meiner Mutter Jungfrauen
wohl an Schnüren Ringlein tragen, die nicht so aneinander ragen."
Noch sprach der Knappe wohlgemut zum Fürsten: „Wozu ist dies gut,
was sich so wohl will schicken, kann's nicht herunterzwicken?"
Da wies der Fürst ihm sein Schwert: „Nun sieh, wer Streit mit mir begehrt,
des erwehr ich mich mit Schlägen; gegen seine muß ich's an mich legen;
dies und der Schild behütet mich vor dem Schuß und vor dem Stich."
Wieder sprach der Knappe schnell: „Trügen die Hirsche solches Fell,
sie versehrte nicht mein Gabilot; so fällt doch mancher vor mir tot."
Die Ritter zürnten, daß er sprach mit dem Knappen, welchem Sinn gebrach.
Da sprach der Fürst: „Gott hüte dein! O wäre deine Schönheit mein!
Dir hätte Gott genug gegeben, besäßest du Verstand daneben.
Nun halte Gott dir Kummer fern!" Da ritt er weiter mit den Herr'n.

(Simrock.)

Sie holten die Räuber ein und entrissen ihnen nach tapferem Kampfe die Jungfrau.

2. **Parzivals Auszug.** Der Jüngling aber eilte zu seiner Mutter, erzählte ihr mit glühenden Wangen sein Abenteuer und erklärte, daß er noch heute zu König Artus ziehe, damit ihn dieser nach ritterlichen Ehren Schildespflicht lehre. Weder die Klagen noch Tränen noch Bitten der leidvollen Mutter machten den Jüngling in seinem Entschluß irre. Da gedachte sie ihn durch eine List von seinem Willen abzubringen. Sie legte ihm ein Narrenkleid an seinen lichten, stolzen Leib, damit ihn die Spötter verhöhnen, raufen und schlagen möchten. So gedachte sie ihm das Rittertum zu verleiden. Aus grobem Sacktuch machte sie ihm Hemd und Hose von einem Stück mit einer Kappe dran für Haupt und Ohren, und über die blanken Beine zog sie ihm frische Kalbshäute als Strümpfe und Stiefel. Dann gab sie ihm vor dem Abschied noch folgende Lehren:

„Du sollst die dunkeln Furten meiden auf ungebahntem Pfad beim Reiten
und immer guter Sitten pflegen, jedweden grüßen auf den Wegen.
Und gibt ein alter Mann dir Rat, so folg' ihm gerne mit der Tat.
Eins laß dir, Sohn, befohlen sein: wo guter Frauen Ringelein
du findest und ihr holdes Grüßen, da nimm's, es kann dir Leid versüßen."

Am nächsten Morgen ritt Parzival auf altem Roß im Narrenkleide davon. Seine Mutter küßte ihn oft und lief ihm weinend nach. Als er endlich ihren Augen entschwunden war, da sank sie nieder ins grüne Waldmoos und schloß ihre Augen zum ewigen Schlummer. Der Jammer hatte ihr das Herz gebrochen. —

Jedoch ihr liebetreuer Tod erlöste sie von der Hölle Not.
O wohl ihr, daß sie Mutter ward! Denn hin auf reich Lohn sprießende Fahrt
entließ sie den Knaben,
der Demut Blume und treibend Reis an Tugend und an Ritterpreis.

O weh der Welt, daß wir nicht haben
ihr Blut mehr bis zum elften Glied!
Denn jene Treu' ist längst entschwunden,
die Herzeleiden vom Leben schied.
Doch werden noch treue Frau'n gefunden.
Heil sollen sie wünschen dem Knaben wert, der froh jetzt von der Heimat fährt.
(San Marte.)

3. **Jeschute.** Wohlgemut ritt der Jüngling durch den Wald von Brezilian[1]), den zwischen Gras und Blumen ein dunkler Bach durchfloß. Obwohl ihn ein Hahn zu überschreiten vermochte, so wagte sich Parzival — nach dem Rate seiner Mutter, dunkle Furten zu meiden — nicht hindurch, sondern folgte seinem Laufe einen ganzen Tag, bis er endlich am Morgen eine klare Flut fand. Jenseits auf weitem Anger stand ein kostbares, dreifarbiges Samtgezelt, in dem eine wunderschöne Frau schlief. Da Parzival an ihr Ring und Spange gewahrte, nahm er ihr beides gewaltsam und suchte sie in ungeschlachter Weise zu küssen. So erfüllte er in ungefüger Weise wörtlich die Ratschläge seiner Mutter.

Vergeblich hatte sich die erschreckte Frau des, wie sie meinte, unsinnigen Burschen zu erwehren gesucht. Jetzt klagte er ihr seinen Hunger.

Sie sprach: „Mich essen sollt ihr nicht!
Wärt ihr ein wenig weise, ihr nähmt euch andre Speise.
Dahinten stehet Brot und Wein und zwei Rebhühner obenein."

Das ließ sich der ungefüge Geselle nicht zweimal sagen und labte sich nach langem Fasten sehr tapfer mit Speise und Trank. Der Frau aber brach der Angstschweiß aus vor Scham. Sie sprach: „Hebt euch hinweg! denn kommt mein Mann, so würde euch sein Zorn übel treffen." Er aber sprach leichthin: „Was fürcht' ich eures Mannes Zorn! Doch kränkt's euch an den Ehren, so will ich von hinnen kehren. Gott hüte euch! solchen Gruß riet mir die Mutter." Damit ritt er fort.

Kurze Zeit darauf kam der Gatte der Frau Jeschute, Herzog Orilus, und sah die Fußspuren im tauigen Grase. Voll Eifersucht beschuldigte er seine Gattin der Untreue. Vergeblich erzählte sie den Hergang und beteuerte ihre Unschuld. Zornig schwur er dem vermeintlichen Schänder seiner Ehre Rache; sein unschuldiges Weib aber strafte er mit Verachtung und ließ sie in schimpflichem Aufzuge auf elendem Roß hinter sich hertraben.

4. **Sigune.** Parzival zog sorglos weiter und grüßte nach der Weisung seiner Mutter jedermann, der ihm begegnete. Plötzlich hörte er von einem Felsenhange Klagelaute und sah eine Jungfrau, die einen erschlagenen Ritter im Schoße hielt und sich jammernd ihr braunes Haar zerraufte.

Parzival grüßte die Jammerreiche, denn

mag er traurig oder fröhlich sein, ihn grüßen hieß die Mutter mein.

---

1) Der uralte Forst Paintpont im Herzen der Bretagne.

Er fragte um die Ursache ihres Leides und erfuhr, daß der grimme Orilus ihren Bräutigam Schionatulander im Zweikampfe erschlagen habe. In Zucht und Tugend habe er ihr gedient, des Treue sie nun ewig klagen müsse. Den mitleidigen, schönen Jüngling fragte sie, wie er heiße. Er wußte seinen Namen nicht und antwortete: „Bon fils, cher fils, joli fils nannte mich meine Mutter und jedermann!"

„Fürwahr, dann bist du Parzival!"[1]) rief die Jungfrau aus „Dein Name bedeutet: „Mitten durch!" Ja, die Liebe schnitt mitten durch das treueste Herz. Als dein tapferer Vater Gahmuret den grimmen Tod erlitt, da hob die bittere, tiefe Herzensnot deiner Mutter Herzeleide an. Nach deinem Vater bist du ein Anschewein[2]), nach deiner Mutter ein Waleis. Du bist der Erbe dreier Königreiche. Zwei entriß dir schon der böse Lähelin. In der Verteidigung des dritten gegen seinen stolzen Bruder Orilus ist mein Bräutigam gefallen. Ich bin deine Muhme Sigune."

Parzival gelobte, ihr Leid an Orilus zu rächen.

Er sprach: „Aus Herzensgrunde dank' ich dir für die Kunde,
die du mir heut' gegeben. Gern will mein junges Leben
ich deinem Dienst, Sigune, weihn, ich will dein treuer Kämpe sein
und rächen deine bittre Not durch des unholden Feindes Tod.
Weis' du mir nur die Straße, auf der ich ihn erfasse!
Sein Leben kommt dann bald zum Schluß; weh dir, du grimmer Orilus!"

Sie aber wies ihm einen falschen Weg, damit der riesenstarke Orilus den herrlichen Jüngling bei einem Zusammentreffen nicht erschlüge.

5. Parzivals Kampf mit Ither.

Er kam nach einer kurzen Zeit auf eine Straße, belebt und breit,
die nach Bretagne die Richtung nahm. Wer ihm des Wegs entgegen kam,
Ritter oder Kaufmann, zu Roß und Fuß, gar freundlich bot er allen Gruß
und sprach: „Das ist meiner Mutter Rat!" Als aber sich der Abend naht,
befällt ihn große Müdigkeit. Da sieht der Unerfahrenheit
Gesell ein Haus, von außen gut, doch innen war von argem Mut
ein Wirt, wie oft man auch noch heute antrifft so ungeschlachte Leute.
Er war ein Fischer; sein Gemüte ermangelte jedweder Güte.
Der Hunger lehrte unsern Knaben hier einzukehren, sich zu laben.
Er klagte seines Magens Not; der Wirt doch sprach: „Kein halbes Brot
geb' ich euch noch in dreißig Jahren. Wer meine Milde will erfahren,
wahrhaftig der verrechnet sich. Ich sorg' um niemand als um mich,
dann um meine Kinder. Junger Mann, drum sprecht ihr hier vergebens an.
Doch habt ihr Pfennige oder Pfand zu bieten, dann vielleicht zuhand
beherberg' ich euch eine Nacht." Da zog der arme Knappe sacht
die Spang' hervor von Frau Jeschuten, um ihn zur Herberg' zu ermuten.
Und als der Flegel die ersah, wie sprach sein Mund mit Schmunzeln da:
„Ei willst du bleiben, süßes Kind, dich ehren alle, die hier sind." —
„„Willst du zu Nacht mich heute speisen und morgen mich des Weges weisen
zu Artus, dem ich Dienstes hold, so mag verbleiben dir das Gold.""
„Wie ihr befehlt", sprach fügsam der Fischer nun und schmiegsam,
„so schönes Kind, muß ich gestehn, wie ihr hab' ich noch nie gesehn.

1) Perceval = dring durchs Tal! 2) Von Anjou.

Wollt ihr, ich bring' zur rechten Stunde euch zu des Königs Tafelrunde."
Herberge nahm der Knabe nun. Doch mit der Sonne erstem Blitzen —
die Sehnsucht ließ ihn nicht mehr ruhn — sah man ihn schon zu Pferde sitzen.
Der Bauer schritt voran mit Hast, und eilig folgte ihm der Gast.
(San Marte.)

So gelangten sie vor die Tore der Hauptstadt Nantes, die hell im Sonnenglanze prangte. Der Fischer sprach:

„Gott hüte dein! Nun reite dort getrost hinein!"

Parzival aber forderte, daß ihn der Fischer durch die Gassen der Stadt führe. Da sprach dieser:

„Das laß ich bleiben, liebes Kind! So stolz ist all das Hofgesind',
käm' ihm ein Bauersmann zu nah, der fände übeln Lohn allda."

Vor den Toren der Stadt traf Parzival einen stattlichen Ritter, an dem alles von Kopf bis zu Fuß rot war, selbst Roß und Zaum, Harnisch und Helm, Schild und Schwert. Er erwiderte freundlich des Jünglings Gruß und rief: „Du kommst mir, schöner Junker, gerade recht, um eine Botschaft an Artus zu tragen. Ich bin in Unfrieden von ihm und der Tafelrunde geschieden, dieweil sie mir mein Recht auf Land und Leute bestreiten. Als ich gestern an der Tafel zum Zeichen meines Anspruches einen Becher Wein verschüttete, da entfloß etwas davon der Königin Ginovera in den Schoß. Sag, daß ihr solches nicht zur Schmach und Schande, sondern in Hast und Ungestüm geschah. Den goldenen Becher nahm ich mit, damit ihn mir die Tafelrunder im ehrlichen Kampfe wieder abgewinnen. Sage Artus und den Seinen, daß ich hier auf jeden warte, der sich Kampfes mit mir unterwindet!"

Parzival, der durch seine Schönheit wie durch sein Narrengewand allgemeines Aufsehen erregte, richtete treulich des roten Ritters Herausforderung aus.

Er ritt von ihm zur Stadt hinein; die Kinder liefen hinterdrein.
So kam er vor das Königshaus: welch buntes Treiben ein und aus!
Ihm ward der Weg zu enge; da sprang ihm durchs Gedränge
der Knappe Iwanet zur Seite und bot ihm hilfreich sein Geleite,
der aus der Herrin Dienerschar, ihr Vetter und ihr Page war.
Der Knabe sprach: „Gott sei mit dir! Gar manchen Artus sah ich hier;
doch wer soll mich zum Ritter machen?" — Und Iwanet begann zu lachen:
„Du hast den rechten nicht gesehn; doch soll das alsbald nun geschehn!" —
Er führt' ihn zum Palast; da war die weltberühmte Ritterschar.
Er rief mit lautem Schalle: „Gott schütz' euch Herren alle,
den König und sein Weib zumal! Wie mir's die Mutter streng befahl,
so vor den andern grüß' ich sie. Wer an der Tafelrunde hie
den Sitz erwarb als Heldenpreis, den grüß' ich auch auf ihr Geheiß.
Doch weiß ich nicht in all dem Braus: Wer ist denn hier der Wirt vom Haus?
Dem soll ich, wie mir aufgetragen, von einem roten Ritter sagen,
er harre seiner vor dem Tor. Mich dünkt, er hat zu streiten vor.
Auch läßt er sagen, ihm sei leid, daß er begoß der Herrin Kleid.
Ach würde mir doch sein Gewand verliehen von des Königs Hand!
Das wäre schön, das freute mich: es steht auch gar so ritterlich!"
(Wilh. Hertz.)

Artus aber rief: „Was denkst du, Knabe? Ein gewaltiger Herr ist Ither, der rote Ritter, und in Sorgen bin ich um den Streit mit ihm. Es wäre nicht zu deinem Frommen, wenn ich deine Bitte gewährte.“

Der hämische Seneschall Kei aber rief: „Laßt ihn nur die Rüstung holen! Dort ist der Topf und hier die Geißel; laßt den Knaben versuchen, ihn umzutreiben! Ich sorge nicht um ihn; er wird noch manchen Stoß und Schlag ertragen müssen. Um Eberköpfe soll man Hunde dran geben.“

Zögernd gab Artus seine Einwilligung zu dem ungleichen Kampfe. Als Parzival auszog, da folgten ihm bewundernd alle Blicke. Eine Jungfrau vom Hofe, Kunneware, des Herzogs Orilus Schwester, hatte gelobt, nicht eher zu lachen, bis sie den gesehen, dem der Ritterschaft höchster Preis gebühre. Als sie Parzival in seinem närrischen Aufzuge sah, da lachte sie laut auf. Der Seneschall Kei aber schlug sie mit seinem Stabe, zerrte sie an ihrem lockigen Haar und rief ärgerlich: „Die vielen edlen Helden, die an Artus' Hof ziehen, achtet ihr für nichts, über den Narren aber, der von Rittersitte nichts weiß, lacht ihr; Schmach über euch!“

Parzival hörte diese Worte, sah der Jungfrau Tränen und gelobte, sie zu rächen. Nun ritt er zu Ithern auf den Plan und forderte von ihm Roß und Rüstung, da Artus sie ihm gewährt habe. Höhnisch rief Ither: „Dein Dienst erwarb dir schnellen Sold bei Artus! Möchtest du nicht auch mein Leben mir abgewinnen?“

Parzival erwiderte: „Viel gab mir Artus, das ist wahr. Nicht länger will ich ein Knecht sein, sondern Schildesamt soll ich bekommen. Laß dein Standrecht fahren und gib mir deine Rüstung!“

Da stieß ihn der rote Ritter mit dem Speerschaft vom Rosse in die Blumen und schlug ihn also, daß aus der Haut das rote Blut spritzte. Zornig ergriff Parzival sein Gabilot und schleuderte es sicher und mit gewaltiger Kraft dem roten Ritter ins Auge durch das Haupt, also daß es am Nacken herausragte und Ither tot zu Boden sank.

Vergeblich mühte sich Parzival, dem toten Ritter die kostbare Rüstung abzuziehen. Erst mit Hilfe des Knappen Iwanet, der Parzival freundlich zu Artus geleitet, und den jetzt das Wiehern des ledigen Rosses herbeigelockt hatte, gelang es ihm. Als Parzival des roten Ritters Rüstung anlegte, da mahnte ihn Iwanet, seine haarigen Stiefel zuvor auszuziehen. Er aber rief:

> Was mir meine Mutter gab, das soll nicht von mir kommen,
> mag es schaden oder frommen!

Über sein Narrenkleid zog nun der Jüngling die blanke Rüstung und lernte von Iwanet Schwert und Speer gebrauchen. Durch diesen sandte er an Artus Botschaft und den goldenen Becher. Dem Seneschall ließ er sagen, daß er die unverdiente Schmach der edlen Jungfrau Kunneware rächen würde. Dann nahm er Abschied von dem Gefährten und sprengte von hinnen.

Der Knappe aber streute Blumen auf den bleichen, toten Ritter und bildete aus dem Gabilot ein Kreuz über ihm. Ither aber, der würdige Held, ward von allen beklagt und mit königlichen Ehren christlich bestattet.

Iwanet bestreute den Toten mit lichten Blumen, weißen und roten,
setzt' ihm ein Kreuz, indem er den Spieß des Knaben in die Erde stieß,
nachdem ein Querholz er geschickt dem scharfen Eisen aufgedrückt,
und verkündet' in der Stadt sodann, was manches Weib zu klagen begann
und mancher Ritter beweinte. — Der Hof in Trauer sogleich vereinte
sich, einzuholen den schönen Toten.
Frau Ginovera ritt selbst hinaus, ihn zurückzuführen ins Trauerhaus.
Und auch den Pfaffen ward geboten,
der Bahre, die den Helden trug,
das Allerheiligste vorzutragen. Die Königin brach aus in Klagen,
daß ihn so schmählich der Knab' erschlug.
„Weh, Artus' Ruhm, des unverkürzt er stets genoß, ist jetzt gestürzt,
seit der vor Nantes ließ sein Leben,
der sich mit höchstem Preise sollte
über die Tafelrunde erheben.
Er, der dies Land zum Erbteil wollte,
ist, eh' er Preis und Land errungen, vom schnellen Tode schon bezwungen.
Ich muß ihn allzu früh begraben, der über Missetat erhaben,
der eine Zierde der Ritterschaft, der schön bewährt der Minne Kraft.
Du bist ein reiches Fruchtgebild,
besäet mit Trauer für die Frauen:
die Saat des Jammers wuchernd schwillt
aus deinen Wunden. So rot zu schauen
war doch dein Haar, daß röter nicht dein Blut der Rosen Purpurlicht
zu färben brauchte! Seit deinem Scheiden muß alle nun die Freude meiden."
Zur Gruft ward königlich bestattet, um den manch Aug' nun Trauer beschattet,
und Seufzen erscholl von Mann und Weib. Nur die Rüstung war's, die um den Leib
ihn brachte, da er sie stolz verwehrte, als Parzival sie in Einfalt begehrte.
Später, als der zu Verstand gekommen, hätt' schwerlich es solch Ende genommen.

(San Marte.)

6. **Parzivals ritterliche Erziehung bei Gurnemanz.** Wie mit Vogelflug hatte Ithers treffliches Roß den jungen Helden in die Weite getragen. Gegen Abend sah er die Türme einer Burg aus der Erde steigen und meinte, sie wären ein Gewächs des Landes.

Also sprach der blöde Held: „Meiner Mutter Volk baut schlecht ihr Feld.
So hoch ja wächst ihr nie die Saat, die sie in dem Walde hat."

Im Schatten einer alten Linde traf er einen bejahrten Mann, den er grüßte und um Rat fragte. Der Alte warf einen Sperber[1]) mit goldenen Schellen aus der Hand, der Botschaft in die Burg trug. Alsobald eilten Junker herbei, die nach des Burg- und Landherrn Gurnemanz Befehl fragten. Parzival ward als Gast in die Burg geleitet, weigerte sich aber, vom Roß zu steigen.

Er warf in seiner Torheit ein: „Mich hieß ein König Ritter sein.
Was mir darauf auch widerfährt, ich komme nicht von diesem Pferd!".

1) Die abgerichteten Jagdfalken hatten Schellen an den Füßen, daß man sie im Dickicht leichter wiederfinden konnte.

Nur mit Mühe brachte man ihn herab. Als ihn die Knappen der Rüstung entkleideten, sahen sie mit Staunen die Narrenkleider darunter und berichteten es ihrem Herrn. Einer fügte hinzu: „Doch ist er von edlem, ritterlichem Geschlechte, denn schöneren Jüngling sah ich nie. Herrlich steht ihm die Rüstung, und allerlei Wunden zeugen von ritterlichem Kampfe. Wohl gebot ihm ein Weib im Minnedienste diese Tracht.“

Nun sprach der Fürst: „So laßt uns gehn, den wunderlichen Gast besehn!“ —
Die Herren lehrte der Befund, er sei von einem Speerschaft wund.
Da nahm der Greis sich seiner an, wie es kein Vater besser kann.
Die Wunde wusch er und verband sie sorglich ihm mit eigner Hand.
Dann brachte man das Abendbrot; das war dem jungen Gaste not,
der all den Tag schon Hunger litt, seit nüchtern er vom Fischer ritt.
Der Fürst geleitet' ihn zum Mahle und aß mit ihm aus einer Schale.
Die Speisen schwanden weg im Nu; der Wirt sah mit Ergötzen zu
und mahnt' ihn, wacker fort zu essen und aller Mühsal zu vergessen. —
Man hob die Tafel, als es Zeit: „Ich glaube, daß ihr schläfrig seid!
Habt ihr euch früh zu Pferd gesetzt?“ — „Gott weiß, die Mutter schliefe jetzt;
die kann so lang nicht wachen.“ — Der Wirt begann zu lachen.
Zu seiner Schlafstatt führt' er ihn und sprach zu ihm sich auszuziehn.
Er tat's nicht gern, doch mußt es sein. Von Hermelin ein Laken fein
deckt man ihm auf den bloßen Leib [1]), den schönsten, der je kam vom Weib,
und liegen blieb er, wie er lag, in tiefem Schlafe bis zum Tag.
Ihm stand zur mittlern Morgenzeit [2]) vor seinem Bett ein Bad bereit,
wie es so Sitte war im Haus, und Rosen goß man drüber aus.
Der Gast erwachte, der da schlief, wenn auch aus Schonung niemand rief,
und in die Kufe [3]) saß sodann der junge werte, süße Mann. — (Wilh. Hertz.)

Gurnemanz nahm sich treulich des unkundigen Jünglings an, heilte seine Wunden, ätzte ihn reichlich mit Speise und Trank, kleidete ihn in köstliche Gewande, lehrte ihn die Sitten und Gebräuche der Kirche üben und erfuhr von ihm alles, was sich mit ihm begeben hatte. Herzlich jammerte den Greis der Tod des roten Ritters, den er treulich geliebt hatte. Seufzend sprach er: „So muß ich euch in Zukunft den roten Ritter nennen.“

Gurnemanz unterrichtete nun Parzival in aller ritterlichen Zucht und Sitte.

Er ließ ihn schwatzen, doch freundlich dann nahm seine Hand er und begann:
Ihr redet, Junker, wie ein Kind!
Führt nicht die Mutter stets im Munde, nehmt auch mit Fleiß verständig Kunde
von andern Dingen, die da sind!
Haltet euch treu an meinen Rat, der euch bewahrt vor falscher Tat!
Vor allem leget nie das Kleid der Scham von euch und Sittsamkeit;
denn auf den Schamentblößten träuft Verachtung, und der Hölle reift
sein Leib entgegen. — Euer Wesen zeigt, daß zum Volksherrn ihr erlesen.
Seid ihr von hohem Stamm geboren, seid ihr zu Höherm noch erkoren,
so haltet fest doch im Gemüte, daß ihr Erbarmen stets und Güte
der Not, dem Kummerhaften leiht.
Oft wider Not mit Scham kämpft an — ein herbes Los! — der wackre Mann.

1) Es war Sitte im Mittelalter, nackt im Bette zu liegen.
2) Zwischen 8 und 9 Uhr. 3) Badewanne.

Stets seid mit Hilf' ihm gern bereit;
denn ihm ist übler als jenen, die gehn, die Tür zu suchen, wo Fenster stehn [1]).
Und könnt ihr so den Kummer heilen, wird Gottes Gnade bei euch weilen. —
Verständig seid so wie im Geben auch im Behalten! Es zeugt nicht eben
von hohem Sinn, mit vollen Händen das Gut leichtsinnig zu verschwenden,
so wenig, als es Ehre bringt, wenn man zu schwer nach Schätzen ringt.
Beachtet immer Maß und Ziel, und eins noch: Fraget nicht zu viel!
Doch seid auch maulfaul nicht und laßt, daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen; denn in der Rede, im Erzählen
gibt sich der Tor und Weise kund. Mit eurer Kraft sei stets im Bund
Barmherzigkeit. Wen ihr im Streit besiegt, und fleht er Sicherheit
(wie schwer er euch auch mochte kränken), ihr sollt mit Großmut sie ihm schenken.
Ihr werdet oft die Waffen führen: legt ihr sie ab, so sei doch nicht,
daß ihr sie trugt, an euch zu spüren, und reinigt Hände und Gesicht;
so glänzet lieblich ihr und klar; gern nehmen das die Frauen wahr. —
Seid mannlich fest und wohlgemut, das ist zu wertem Preise gut. —
Und seid den Frauen hold ergeben, denn das erhöht des Jünglings Leben.
Gebt nie dem Wankelmut euch hin, das ist der rechte Männersinn.
Euch würd' es, wollt ihr sie betören, nur zu leicht, daß sie euch erhören.
Doch gegen treue Liebe ist von kurzer Dauer falsche List.
Sie verrät der Schmeichler Klage leicht wie den Dieb, der durch das Dickicht streicht,
das dürre Holz, das bricht und kracht bei seinem Tritt; der Wächter erwacht!
Meidet den Strauchweg und Katersteig; die sind an üblen Händeln reich.
Wenn ihr erjagt die falsche Kunst, euch bringt um werter Minne Gunst —
die Lehre haltet fest im Sinn! —, seid ihr verunehrt ewighin
und müßt schamvollen Vorwurf tragen. Ich will noch mehr vom Weib euch sagen:
Innig sind Mann und Weib vereint; so wie die Sonne, die heute scheint,
man nicht vom Tage scheiden kann, so innig verbunden sind Weib und Mann.
Aus einem Kern entblühen sie, das, junger Mann, vergesset nie!
Der Knab' verneigt ehrfürchtiglich vor seinem weisen Meister sich.
Nicht führt er mehr die Mutter nun stets auf der Zunge, desto treuer,
wie's treuem Mann geziemt zu tun, nährt er der Kindesliebe Feuer
im Herzen still. — (San Marte.)

Der Wirt spricht weiter, sich zur Ehre: Hört eines noch, das ich euch lehre,
die Kunde ritterlicher Sitten! Wie kamt ihr bei mir angeritten!
Ich muß in Wahrheit euch gestehn, ich habe manchen Schild gesehn,
der besser hing an einer Wand, als eurer vor dem Hals euch stand.
Noch ist es früh, drum kommt ins Feld, zu sehn, wie man sich schicklich hält!
Holt ihm sein Roß und mir das meine und jedem Ritter hier das seine!
Ihr Jungherrn, folget unsrem Ritt, bringt neue starke Schäfte mit! —
Im Feld erwies er ihm die Gunst und lehrt' ihn rechte Reiterkunst.
Das Roß, das in Galopp ihn trug, mußt' er mit Sporn und Schenkelflug
zum schärfsten Anlauf lenken, den Speer gehörig senken,
den Schild zur Abwehr vor sich halten: so könnt Gewandtheit ihr entfalten. —
Er lehrt' ihn, was unziemlich sei, bracht ihm die Kunst in Güte bei
und besser, als des Meisters Härte die Kinder zieht mit schwanker Gerte.
Dann stellt er einen Degen als Kämpen ihm entgegen,
führt selbst den Gast zum Ring heran. Da brachte denn der junge Mann
die erste Tjost durch einen Schild, daß alle staunten im Gefild;
so mächtig ward vom Roß des Jungen der starke Mann vom Roß geschwungen.
Gleich mußt' ein andrer Gegner kommen; schon hatte Parzival genommen
einen neuen, festen Schaft voll Jugendmut und Jugendkraft.

---

1) Bettler vor den Türen. Diebe, die durchs Fenster einsteigen.

Den jungen Süßen ohne Bart, ihn trieb da seines Vaters Art,
die Mannheit, die ihm angeboren. Er jagt das Streitroß mit den Sporen
und zielt beim Anprall nach der Regel zwischen die vier Schildesnägel,
daß schnell der Mann den Sitz vergaß und langgestreckt den Acker maß.
Im Stoß zerkrachte Speer auf Speer, die Splitter stoben ringsumher. —
(Wilh. Hertz.)

Wochenlang blieb Parzival bei dem edlen Gurnemanz, lauschte seinen weisen Lehren, lernte Schildesamt in ritterlicher Weise mit Meisterschaft pflegen und ließ sich die zarte, aufmerksame Pflege von des Burgherrn einzigem Töchterlein Liasse dankbarlich gefallen.

Liasse war gar tugendlich und sah errötend unter sich,
wie holde Scham es ihr gebot, und auch der Fremdling wurde rot,
doch sah er kaum verstohlen an die Maid, mit Liebreiz angetan.
Die Tafel war nicht allzulang; es gab an ihr nicht großen Drang.
Herr Gurnemanz sich niederließ, den Jüngling drauf er sitzen hieß
geziemend in die Mitte, Liasse war die dritte.
So zwischen Vater saß und Kind der einz'ge Gast nicht ungelind.
Wie es der Vater ihr gebot, zerschnitt die Maid das Fleisch und Brot
und schenkte aus der Kanne Wein in Züchten für die beiden ein
mit ihren blanken Händen; sie wußt' es wohl zu wenden. —
So ging dahin gar mancher Tag, an dem des Gasts man treulich pflag.
Als wie das eigne Kind im Haus ging Parzival jetzt ein und aus.
Getreulich horchte früh und spat er auf des Meisters Wort und Rat.
Von seiner Mutter sprach er nicht, doch dachte ihrer er nach Pflicht
jedweden Tag aufs neue im Herzen voller Treue. — (Em. Engelmann.)

Als er endlich von hinnen schied, da klagte Gurnemanz: „Mir geht in euch ein vierter Sohn verloren! Drei fraß das Schwert in ritterlichen Kämpfen, und ihr, den ich so gern an Sohnesstatt behalten, zieht von dannen!"

Der Jüngling gelobte, wiederzukehren und um Liasse zu werben, wenn er ritterlichen Preis gewonnen habe.

Viertes Buch: Parzival und Kondwiramur.

1. Ankunft in Pelrapäre.

So schied von dannen Parzival, der mit Freuden nun zumal
Ritters Kleid und Sitte führte. O weh nur, daß ihn rührte
manche unsüße Strenge! Ihm war die Weite zu enge
und auch die Breite zu schmal, alles Grüne deucht' ihm fahl,
sein roter Harnisch deucht' ihm blank, so tät sein Herz den Augen Zwang!
Seit er der Einfalt ledig ward, da wollt' ihn Gahmuretens Art
Sehnens nicht verlassen nach der schönen Liassen,
dieser tugendreichen Maid, die ihm mit Geselligkeit
Ehre geboten ohne Minne. Wohin sein Roß zu laufen sinne,
er kann den Zügel nicht gehaben vor Leid, mag's springen oder traben.
Kreuzen und umhegter Flur, tiefer Wagengleise Spur
blieb sein Waldweg ungesellt: er ritt auf ungebahntem Feld,
wo wenig Wegerich stand; ihm war nicht Berg noch Tal bekannt.
(Simrock.)

In einem Tage ritt Parzival wie auf Flügeln des Windes von der Burg Graharz bis in das Königreich Brobarz. Abends langte er

vor der festen Hauptstadt Pelrapäre[1]) an und drang auf einer schwankenden Brücke über tosenden Wassersturz in die Stadt. Ritter mit aschfarbenen Gesichtern, schlotternden Knien und eingeschrumpften Gestalten wollten ihm den Eintritt in die Stadt wehren, wichen aber matt und kraftlos vor ihm zurück. In der Stadt herrschte eine furchtbare Hungersnot, denn der Seneschall des Königs Klamide von Brandigan belagerte sie mit einem großen Heere, weil die jungfräuliche Königin Kondwiramur (Conduire amour = Liebe führen) die Hand seines Herrn ausgeschlagen hatte. Die Not in der Stadt erinnert den Dichter an seine eigene ärmliche Lage:

Mein Herr, der Graf von Wertheim, traun,
wär' ungern Söldner hier im Haus; mit ihrem Sold käm' er nicht aus[2]),
denn sie verzehrt des Hungers Not. Da war nicht Käse, Fleisch und Brot.
Das Zähnestochern ließ man sein. Fettig wurde da kein Wein
von ihrem Mund, wenn sie getrunken.[3]) Der Bauch war allen eingesunken,
und spitze Hüften zeigte jeder. Eingeschrumpft wie ungrisch Leder
hing die Haut um ihre Knochen. Zu selten troff beim Überkochen
ihnen etwas in die Kohlen, und nie vergossen sie beim Holen
den Met aus Zuber oder Kanne. Von keiner Trühendinger Pfanne
von Krapfen hörte man den Schrei[4]), der Ton sprang ihnen längst entzwei.
Doch wollt' ich sie darob verlachen, würd' ich mich selbst zum Toren machen.
Denn wo ich oft bin eingekehrt, und wo man mich als Herren ehrt,
daheim in meinem eignen Haus erlabt sich selten eine Maus.
Die müßte ihre Speise stehlen; mir brauchte niemand sie zu hehlen;
da ist ja offen nichts zu sehn. Nur gar zu häufig ist's geschehn,
daß ich, Wolfram von Eschenbach, erduldete solch Ungemach. —
(Wilh. Hertz.)

Der Gast wurde durch allerlei Jammergestalten hindurch zu der Königin geführt, die ihn an den Stufen des Palastes empfing und im Saale sich neben ihn setzte.

Doch Parzival mit dumpfem Sinn saß schweigend bei der Königin.
Was — dacht' er bang —, was ward mit mir? Liasse ist dort, Liasse ist hier!
Liassens Schönheit war ein Wind
doch gegen die, die vor ihm saß. Wie triefend von dem süßen Naß
des Morgentaus die junge Rose sich aus der Knospe zartem Schoße
hervor mit neuem Glanze bricht von Lilienweiß und Rosenlicht,
so war die Königin ihm erschienen. (San Marte.)

2. **Bedrängnis der Königin.** Die schüchterne Fürstin nahm endlich als Wirtin das Wort und erkundigte sich nach des Gastes Reise. Da sie hörte, daß er heute schon von Graharz komme, rief sie erstaunt: „Wie mag das sein? Mein schnellster Bote braucht dazu zwei Tage! Wohl kenne ich Graharz und den edlen Gurnemanz. Sein Sohn war mein Verlobter; ich und die blonde Liasse klagen ihn nun manchen Tag, seitdem der grausame Klamide ihn erschlug. Nun liegt des grimmen

1) Schöne Burg.
2) Der reiche Graf von Wertheim war Lehnsherr der Eschenbacher.
3) Das wäre auch ein schlimmer Verstoß gegen die Tafelsitte gewesen.
4) Das Städtchen Wassertrüdingen ist heute noch durch seine Krapfen (Kräpfeln), kleine Kuchen in Fett gebacken, berühmt.

Mannes Heer seit Monden vor der Stadt und läßt nicht Huf, nicht Horn herein. Wir leiden bitteren Mangel, und beklagen muß ich's, daß ich so edlen Gast nicht würdig zu bewirten vermag; nur schmale Schnittchen Fleisch und Käse blieben übrig."

„Hier seht ihr unser letztes Brot, das mir der Herzog Manfilot,
mein Ohm, samt einem Legel Wein gesandt hat aus dem Wald herein.
Herb wird's euch sein, bei uns zu bleiben!" Sie schnitt das Brot in dünne Scheiben
und schenkte aus dem Fäßchen klein dem Gaste einen Becher ein.
Der aber sprach: „Nicht, Herrin, mir zuerst gebt von der Labung hier,
des wär' fürwahr mir Schmach und Sünde; erst denkt an euer Ingesinde!"
Nach seinem Worte ward getan, manch eines sah ihn dankend an,
von dem den Tod er so gewehrt. Der Vorrat war gar bald verzehrt,
und drüber ward es mählich Nacht. Da wurden Kerzen angefacht,
und Urlaub nahm der Ritter nun, dem Schlafe auch sein Recht zu tun.

(Em. Engelmann.)

Parzival wurde zur Nachtruhe in ein herrliches Gemach geleitet. Früh weckte ihn leises Schluchzen aus süßem Schlummer. Erschrocken sah er vor sich die Königin in Tränen auf den Knien liegen, durch die offene Pforte aber im Frührot die schimmernden Berghäupter herein leuchten. Parzival bat die Fürstin aufzustehen, denn nur vor Gott dürfe sie so knien. In sittsamer Scheu erhob sie sich und klagte ihm nun alle Bedrängnis, in die Klamide sie gestürzt, und wie am Morgen ein neuer Sturm auf die Stadt anheben solle; doch eher würde sie sich vom höchsten Turme herabstürzen, als dem Mörder ihres Bräutigams die Hand zur Ehe reichen. Innig bewegt schwur ihr Parzival Hilfe zu, und dankbar schied die Königin von ihm. Durch Glockenklang ließ sie das Volk zum Münster laden, um für den werten Gast den Sieg zu erflehen.

Die Sonne eilte aufzusteigen; durch die Wolken drang ihr Schein.
Da hört' er Glocken schallen: Kirchen und Münster sucht' das Volk,
das Klamide von Freuden schied. Nun erhob sich unser Held.
Der Kapellan der Königin sang Gott zu Ehren und der Herrin [1]).
Da konnt' er sie beschauen, bis der Segen war gespendet.
Seinen Harnisch heischt' er dann; damit ward er gewappnet.
Man sah's ihm an, er konnte streiten mit Manneskraft und Rittermut.

(Bötticher.)

3. **Parzivals Kämpfe und Siege.** Den Scharen der Feinde zog Parzival mutvoll entgegen.

Es war sein erster Ritterstreit; den Anlauf nahm er keck und weit,
daß stracks von seines Speeres Stoß des Gegners Tier zu Boden schoß
und auf den Hechsen [2]) saß das seine. Flugs funkelten im Sonnenscheine
die beiden Schwerterklingen licht. Es hagelten die Streiche dicht,
doch bessere gab und schärfern Schall das Schwert des starken Parzival,
das schuf dem Feinde bittre Not. Bald war Kingron von Wunden rot.
Hoch pries man seine Streitergaben: zehn sollt' er jüngst erschlagen haben,
die auf ihn ritten in dem Feld. Doch heut' vergalt's ihm unser Held:
sein Schwert durch Kingrons Stahlhelm drang, daß dem's im Haupt so dumpf erklang,
als ob vom Berg ein Felsenstein dumpf donnernd flög auf ihn herein.
Ihm bebten Haupt und Glieder, und stöhnend sank er nieder.

(Em. Engelmann.)

---

1) Zu Ehren der Jungfrau Maria, der Mutter des Herrn. 2) Kniebug.

So überwand Parzival in furchtbarem Zweikampfe den Seneschall Kingron und gebot ihm, sich Gurnemanz als Gefangener zu stellen. „Lieber gebt mir den Tod!" rief der Überwundene. „Ich kann nicht zu dem Manne ziehen, dessen Sohn ich erschlagen habe!" „So bietet der Königin Kondwiramur euere Sicherheit!" fuhr Parzival fort; aber der Seneschall rief: „Den Stäubchen gleich in der Sonne schnitten die drin in der Stadt mich mit ihren Schwertern klein für all das Herzeleid, das ich ihnen getan!" Drauf sandte er ihn an Artus' Hof als Gefangenen der seinetwegen mißhandelten Kunneware. Artus und seinem Ehgemahl ließ er Gruß und Dienst entbieten, dem vorlauten Seneschall Kei aber sagen, daß er nicht ruhen würde, bis er dem zuchtlosen Manne den Schild durchbrochen habe.

Allgemeine Freude rief Parzivals Sieg in der Stadt hervor. Mit hohen Ehren wurde er empfangen, und die Königin gelobte öffentlich, keinen anderen als ihn zum Gemahl zu wählen. Etliche verschlagene Schiffe brachten unerwartet reichlich Lebensmittel, und Parzival verteilte alles mit weiser Sorgfalt unter die Hungernden. Nun wurde Parzivals und der Königin Hochzeit mit großer Pracht und Freude gefeiert. Klamide aber, da er das Mißgeschick Kingrons erfuhr, eilte wutentbrannt mit neuen Scharen herbei und bedrängte die Stadt ärger als zuvor. Die Bürger aber leisteten unter Parzivals Führung den tapfersten Widerstand. Die Stürmenden wurden von Wurfgeräten jämmerlich gespießt, zermalmt oder zurückgejagt, ihre Schleudermaschinen und Belagerungstürme durch griechisches Feuer in Brand gesteckt. Auch in offener Feldschlacht wurden die Belagerer überwunden und viele gefangen. Parzival ließ die Gefangenen gut verpflegen und sandte sie dann in Klamides Lager zurück. Dort rühmten sie, wie Pelrapäre Speise die Fülle habe, und wie der Königin Mann so schön, tapfer, großmütig und von edler Art sei.

Da aber Klamide hörte, daß die Königin vermählt sei, kannte sein Zorn keine Grenzen. Er forderte Parzival zum Zweikampf, und freudig folgte der Held der Herausforderung. Im Angesichte beider Heere wurde der Streit ausgefochten. Lange schwankte der Sieg; die müden Rosse dampften; Feuer lohte aus den Helmen; die Schilde splitterten, als ob jemand Federbälle in den Wind würfe, und die Schwerthiebe hagelten hernieder, als ob Schleudersteine aus der Stadt flögen. Endlich stürzte Klamide besinnungslos zu Boden. Schon wollte ihm Parzival den Todesstoß geben, rufend: „Nun bleibt mein Weib wohl von dir frei! Lerne jetzt, was sterben sei!" da kam der Überwundene zu sich, hielt flehend die Hände empor und rief: „Was kann deinen Ruhm noch mehren, da du mich bezwangst? Was hilft dir mein Sterben? Du hast den Preis, Kondwiramur und ihr Land! Ich aber trage den Tod im Herzen, da ich für immer von ihr geschieden bin, die mir Herz und Sinn gefangen nahm!" Da gedachte Parzival an Gurnemanzens Rat, schenkte dem Besiegten das Leben und sandte ihn wie vor ihm seinen

Seneschall als Gefangenen zu Kunneware an Artus' Hof. Mit allgemeinem Erstaunen wurde er dort empfangen und mit Ehren bewirtet. Nur dem hämischen Kei kam er sehr ungelegen; immer unbehaglicher wurde diesem; denn alle erkannten, daß er der Jungfrau schweres Unrecht getan habe.

4. **Parzivals Abschied.** In Pelrapäre herrschte Glück und Frieden. Parzival war dem Volk ein milder und weiser Herr, seinem Weibe aber Sonne und Schild, Ehre und Freude.

Das wüste Land ward neu bebaut, wo Parzival die Krone trug.
Da sah man eitel Freud' und Lust.
Sein Schwieger Tempentäre ließ dort in Pelrapäre
licht Gestein und rotes Gold:
das teilt' er so, daß man ihn pries um sein reiches Spenden.
Von Bannern, neuen Schilden ward sein Land ringsum geziert,
fleißig auch turniert von ihm und den Seinen.
Auch zeigte oftmals seine Kraft an der Grenzmark seines Landes
der junge Degen ohne Furcht.
Seine Gäste priesen immer seine Taten als die besten. (Bötticher.)

Nach einiger Zeit nahm Parzival Urlaub von der jungen Gattin, um nach seiner Mutter zu schauen, von deren Tod er nichts wußte, und auch wohl einige Abenteuer auf dem Wege zu bestehen. Unter Tränen willigte die Gattin, die ihm nichts versagen konnte, in die Trennung. Nach innigem Abschiede verließ er sie und seine Mannen und ritt wieder in die Welt hinaus.

Wenn ich die Märe nun berichte, daß sie sich scheiden müssen,
so wird's zu Leide beiden. Auch dauert mich das süße Weib!
Ihr Volk, ihr Land, dazu sie selbst schied seine Hand von großer Not;
dafür bot sie ihm Minne.
Mit Züchten sprach er eines Morgens, daß es mancher Ritter hörte:
„Gefällt's euch, liebe Herrin, so gebt mir Urlaub, daß ich schaue,
wie's um meine Mutter steh'; ob ihr wohl ist oder weh,
das ist mir leider nicht bekannt.
Nun will zu ihr ich kurze Frist, dazu auch Abenteuer suchen.
Kann ich euch mit Taten dienen, so vergilt's mir eure Minne!"
Er war ihr lieb — die Märe sagt's —, drum wollte sie's ihm nicht versagen.
Von allen seinen Mannen schied er da und ritt von dannen. (Bötticher.)

Fünftes Buch: Parzival bei Anfortas in der Gralsburg.

1. **Der Fischerkönig.** In tiefen Gedanken zog Parzival seines Weges. Mit der Schnelle eines Vogels flog das edle Roß ziellos dahin. Abends kam er an einen See, wo Kähne ankerten und Fischer ihr Gewerbe trieben. Einen hohen, traurig blickenden Mann in herrlichen Gewanden bat er, daß er ihm um Gottes und ritterlichen Pflichtgebots willen sage, wo er Herberge finden könne.

Da sprach zu ihm der traur'ge Mann: „Herr, mir ist wahrlich nicht bekannt,
daß innerhalb von dreißig Meilen bebaut sei Wasser oder Land.
Nur eine Burg liegt nah hiebei, dahin geht, ich rat's euch treulich.

Wohin sonst wollt ihr reiten? Dort, wo die Felsen enden,
wendet euch zur rechten Hand; und kommt ihr oben an den Graben,
da müßt ihr stille halten. Bittet, daß man euch die Brücke
senke und das Burgtor öffne!" So tat er, wie der Fischer riet.
Mit Urlaub schied er von dannen. Der sprach noch: „Kommt ihr richtig hin,
so sorg' ich selbst noch heut' für euch; das sollt ihr uns dann danken.
Doch hütet euch vor falschen Wegen! Dort, wo die Halde abwärts geht,
da könnt ihr leichtlich irre reiten, das möcht' ich wahrlich euch nicht wünschen."

2. **Die Ankunft.**

Da hub sich Parzival von dannen und fand bei munterm Traben
den rechten Weg bis an den Graben. Da war die Brücke aufgezogen!
Die Burg stand fest und wohlgefügt, wie auf der Drechselbank gedreht.
Mit Sturm drang da niemand ein, er würde denn vom Wind geweht.
Viel Türme, mancher hohe Saalbau stand dort wunderbar bewehrt.
Drängten sie auch alle Heere, sie kümmerten sich nicht darum,
und lägen sie auch dreißig Jahre. — Da nahm ein Knappe seiner wahr
und fragte, was er suchte, und wo er her des Weges käme.
„Der Fischer", sprach da Parzival, „hat mich her zu euch gesandt.
Herberg ließ er hier mich hoffen, das dankt' ich ihm; ich sollt' euch heißen
die Brücke niederlassen und ein zu euch dann reiten."
„Herr, ihr sollt willkommen sein, da der Fischer so befohlen.
Ehr' und Pflege beut man euch seinethalb, der euch gesandt."
Da ließ der Knapp' die Brücke nieder. (Böttcher.)

Der Held ritt in die Burg nun ein auf einen Hof, gar weit und breit. Da stund viel kurzes, grünes Gras, als ob hier nie turniert und gestritten würde. Ernste Ritter empfingen ihn, aber kein frohes Willkommen kam von ihren Lippen. Kleine Junker faßten das Roß am Zaume, hielten den Steigbügel, führten den Gast in ein Ruhgemach und entwappneten ihn. Als er den Eisenrost[1]) von Gesicht und Händen gewaschen, da wunderten sich alle seiner lichten Schönheit. Die Königin Repanse sandte ihm durch den Kämmerer ihren köstlichen arabischen Mantel, um den Gast des Fischers damit zu bekleiden. Der Bote sprach dabei:

„denn ihr seid ein werter Mann, wenn ich's recht ermessen kann."

Parzival dankte und erwiderte: „Gott lohne euch, Herr, die gute Meinung! So ihr richtig von mir urteilt, hab' ich Glück gefunden; solche Gaben sind von Gott!"

Jetzt beschied ein Mann keck und gebieterisch den Gast zum Könige. Da ergrimmte Parzival und gedachte ihm mit geballter Faust sein Botenbrot zu geben. Er beruhigte sich jedoch, da er erfuhr, daß dieses Mannes Amt es heische, durch Scherze die Ritter in ihrer Traurigkeit zu erheitern.

3. **Anfortas und der Gral.** Im Geleite der Ritter kam Parzival in den hohen Saal. Staunend sah er seine wundersame Pracht. Hundert Kronleuchter hingen von der Decke, und Hunderte von Lichtern strahlten

---

1) Das Kettenhemd färbte die Haut schwarz; hatte darum der Ritter die Waffen abgelegt, wusch er sich zuerst Gesicht, Hals und Hände vom Harnischruß rein.

von den Wänden. Darunter standen hundert Ruhebetten, alle mit vierteiligen gepolsterten Sitzen, und vor jedem lag ein prächtiger Teppich mit allerlei eingesticktem Bildwerk. In drei goldverzierten Marmorkaminen verbrannte im Feuer köstliches Aloeholz. An der mittleren Feuerstatt lehnte auf einem Spannbett krank und bleich der Fischer vom See, dicht eingehüllt in kostbares Pelzwerk. Er winkte den Gast näher heran, und dieser verharrte in ehrfürchtigem Schweigen neben ihm.

Des Wirtes Siechtum heischte leider große Feu'r und warme Kleider,
weit und lang, von Zobel fein. So mußte aus und innen sein
der Mantel und der Pelz darauf. Der geringste Balg war teu'r zu Kauf.
Schwarz- und Grauwerk fand man da. Um das Haupt des Wirtes sah
man die gestreifte Mütze gehn, von Zobel teuer zu erstehn.
Arab'sche Borten gingen oben in goldnen Ringen;
und von der Spitze nieder schien als Knopf ein leuchtender Rubin.

Durch die Tür kam jetzt ein Knappe mit einer bluttriefenden Lanze, trug sie schweigend die vier Wände des Saales entlang und dann wieder hinaus. In dieser Zeit brach alles in Weinen und Wehklagen aus.

Als dies gestillt war, begannen die Zurüstungen zum Mahle. Am Ende des Saales öffnete sich eine Stahltür. Zwei liebliche Jungfrauen mit Kränzen in den goldlockigen Haaren und in braunen Scharlachgewändern trugen goldene Leuchter mit brennenden Kerzen, zwei andere Elfenbeinstollen herbei, die sie mit zierlichem Verneigen zu Füßen des Fischers niederlegten. Viele edle Jungfrauen in grünem Samt trugen vier große Kerzen, vier andere eine kunstvolle Tischplatte aus einem kostbaren Granat herbei und setzten sie auf die Elfenbeinstollen. Wieder kamen zwei Jungfrauen in Begleitung von vier Kerzenträgerinnen und legten zwei scharfe silberne Messer auf der Tischplatte nieder. Sie trugen kostbare Gewänder aus zweierlei Stoff. Noch einmal öffnete sich die Tür, und herein schritten in gleichen Gewanden sechs Jungfrauen mit Glasschalen, in denen köstlicher Balsam brannte. Ihnen folgte, schön wie der lichte Tag, die jungfräuliche Königin R e p a n s e; sie trug mit reiner Hand und reinem Herzen den G r a l, eine wundersame Schale voll Sonnenglanz und Gabenfülle, setzte ihn vor dem Könige nieder und trat in den Kreis der 24 Jungfrauen zurück. Hundert Tische, je einer für vier Ritter, wurden herbeigetragen und mit herrlichem Goldgeschirr besetzt. An jedem Tische reichte ein Kämmerer in goldenem Becken das Handwasser und ein Junker eine weiße Zwickel zum Abtrocknen. Hundert Knappen nahmen kniend von dem Gral in weißen Tüchern das Brot und verteilten es auf die Tische.

Nun begann das wunderbare Mahl. Was jeder wünschte, das stand durch die Kraft des Grals sogleich vor ihm, Fleisch und Fisch, Wildbret und Zugemüse, Wein und Moraß[1]), Gewürz und Früchte.

Denn der Gral war alles Segens Born, weltlicher Süße volles Horn.
Er tat es dem beinahe gleich, was man erzählt vom Himmelreich.

---

1) Maulbeerwein.

Parzival sah staunend dieses Wunder, aber eingedenk der Lehre des Gurnemanz kam keine Frage über seine Lippen. Der Wirt schenkte seinem Gaste ein kostbares Schwert und pries dessen Eigenschaften.

Er sprach: „Es half mir in der Not manchesmal, bevor mich Gott
so schwer am Leben hat verletzt. Ich hoffe, daß es euch ersetzt,
was hier fehlt an eurer Pflege; führt es künftig allerwege!
Ihr seid, erkennt ihr seine Art, im Streite wohl damit verwahrt!"

Parzival neigte dankend das Haupt, fragte aber auch jetzt nicht. Das Mahl war zu Ende; die Tische wurden abgeräumt; die Jungfrauen entfernten sich mit den Geräten in gleicher Ordnung, wie sie gekommen waren, nur machten die letzten den Anfang. Parzival sah ihnen nach und erblickte durch die offene Tür auf einem Spannbette einen schneeweißen, wunderschönen Greis. Auch nach ihm fragte er nicht. Parzival verabschiedete sich hierauf von dem schmerzensreichen Wirte, ward in ein herrliches, kerzenhelles Schlafgemach geleitet und nochmals mit Obst und Getränken bewirtet.

Der Dichter seufzt in der Erinnerung an seine Armut:

Wie mich die Armut schmerzlich müht, da der Erde solcher Reichtum blüht!

4. **Abschied.** Schwere Träume ängstigten Parzival in der Nacht.

Er lag im Bette nicht allein: gesellt bis zu des Morgens Schein
war ihm strenges Herzeleid; es hatte alles künft'ge Leid
Boten ihm vorausgesandt, daß Schreck den Blüh'nden übermannt.

Bang erwachte er im Morgengrauen, entschlummerte aber wieder und schlief nun bis in den lichten Tag. Vor dem Bette fand er Kleider und Rüstung, aber niemand zu seiner Hilfe; so wappnete er sich selbst. Leer fand er Hallen und Treppen, öde den Burghof, sein Roß am Tor angebunden, Schild und Speer daneben gelehnt. Wie er auch pochte und rief, niemand hörte, niemand kam. Durch das offene Tor ritt er hinaus, und schallend flog hinter ihm die Zugbrücke in die Höhe. Der verborgene Torwärter rief ihm Scheltworte als Scheidegruß nach: „Ihr seid nicht wert, daß euch die Sonne bescheint! Warum habt ihr nicht das Maul aufgetan und den Fischer gefragt? Ihr seid eine Gans! Große Ehren und köstlichen Preis habt ihr verpaßt!"

Der Gast rief um Erklärung: da ward ihm nicht Gewährung.
Wieviel er bat, wie lang er rief, der Knappe tat, als ob er schlief',
und schlug die Pforte vor ihm zu. Allzufrüh für seine Ruh'
schied da hinweg, der nun mit Leid entgalt seiner frohen Zeit:
die blieb ihm jetzt verborgen. Er hatt' um schwere Sorgen
gedoppelt, als den Gral er fand, mit seinen Augen, ohne Hand
und ohne Würfel zumal. Weckt ihn Kummer nun und Qual,
des war er früher ungewohnt; ihn hatte Trübsal noch verschont.

In trüben Gedanken ritt Parzival den Hufspuren nach, die aus der Burg in den Wald führten, aber sie zerteilten sich und verloren sich endlich ganz im Walde.

5. **Sigunens Fluch.** Plötzlich hörte Parzival eine Frau jämmerlich klagen. Er fand sie unter einer Linde mit einer einbalsamierten Leiche in den Armen. Mit höflichem Gruß bot er ihr teilnahmvoll seine Dienste an. Sie dankte und fragte, woher er komme, und wo er zur Herberge in der Nacht gewesen sei.

Parzival erzählte, daß er in einer wunderbaren Burg genächtigt habe. Das Weib meinte: „Kränkt mich nicht mit Lügen! Der Wald ist wild und öde, und die einzige Burg, die darin steht, findet niemand, der sie sucht. Das ist die Burg Montsalvage.[1]) Der traurige, kranke Wirt, der dort die Krone trägt, heißt Anfortas. Groß Unheil hat ihn nicht verschont. Wenn ihr zu der grambeschwerten Schar gekommen wäret, so möchte nun vielleicht der Wirt von seinem langen Leide genesen sein."

Parzival rief: „Wohl war ich dort und schaute große Wunder!"

Da sprach sie: „Du bist Parzival! Nun sage, sahest du den Gral
und den Wirt, den Freudeleeren? Laß mich liebe Kunde hören!
Ist sein Jammer noch zu stillen? Wohl dir, der sel'gen Reise willen!"

Der Rede des Weibes verwunderte sich Parzival über die Maßen und erfuhr endlich, daß es seine Base Sigune war, die noch immer ihren erschlagenen Geliebten beklagte.

„Weh!" rief Parzival, „wo bleibt dein roter Mund und dein langes, braunes Lockenhaar? Laß uns den Toten begraben und verlaß diese Trauerstätte!"

Sie aber sprach weinend: „Laß mich mit meiner Liebe und meinem Leide hier beisammen! Nur die eine Freude ersehne ich noch, daß du mir kündest, wie dem unseligen Manne, dessen Schwert du im Gürtel trägst, durch dich Hilfe geworden ist. Die Krone des höchsten Glückes wird dir zuteil, wenn du droben auf der Burg die Frage recht getan hast!"

Traurig sprach Parzival:

„Keine Frage tat ich da!" — „O weh, daß euch mein Auge sah",
sprach die jammersreiche Magd, „da ihr zu fragen habt gezagt!
Ihr sahet doch den hehren Gral, saht edler Frauen reiche Zahl,
schneidendes Silber, blutigen Speer, o weh, was kommt ihr zu mir her?
Unseliger, verfluchter Mann, ihr tragt des gift'gen Wolfes Zahn,
an dem die Galle bei der Treue so früh sich zeigt zu später Reue!
Euch hätt euer Wirt erbarmen sollen, an dem Gott Wunder wirken wollen:
so fragtet ihr nach seiner Not! Ihr lebt und seid am Heile tot!"

Bestürzt versprach Parzival, er wolle alles büßen. Sie aber erwiderte ernst:

„In Montsalvage verloret ihr ritterlichen Preis und Ehr'!
Kein Wort für euch hab' ich mehr!"

6. **Versöhnung von Orilus und Jeschute.** In Trauer und Reue ritt Parzival weiter. Den Helm lüftete er, um die heiße Stirn zu kühlen. Halb willenlos folgte er Pferdespuren, auf die er zufällig kam,

---

1) Der wilde Berg (Mont sauvage).

und holte eine Frau ein, die in elendem Aufzuge auf einer hinkenden Mähre dahingeschleppt wurde.

Da sah er Hufspur; durch den Tann ging ein beschlagnes Roß voran;
ein barfuß Pferd kam hinterdrein mit einer Frau, die holt' er ein.
Das Tier war wie ein Wiesel hell, die Rippen zählt' man durch das Fell;
von Bast sein Halfter; seine Mähne schwankt' bis zum Huf in mancher Strähne;
die Augen tief, die Höhlen weit; schwach war's von langer Fastenzeit
und ausgemergelt von der Mühe. Oft weckt' es Hunger in der Frühe;
es war so dürr wie Zunder; sein Gehen war ein Wunder.
Auch hat die Herrin, die es trägt, selten wohl ein Pferd gepflegt.
Ihr Ritt ließ alle Zier vermissen: schmal war das Reitzeug, abgerissen
die Schellen, die es einst geschmückt, der Sattelbogen ganz zerstückt,
der Obergurt ein Seil von Bast. Schlimm zerzaust von Dorn und Ast
hing ihr Hemde, das sie flickte, indem die Fetzen sie verstrickte;
so hatte sie nur Knoten an; wo die sie deckten, schaute man
schwanweiß die Haut, die drunter lag; doch wo sie schutzlos kam zu Tag,
litt sie vom Brand der Sonne Not; trotz alldem glüht ihr Mund so rot. —

Das arme Weib war Jeschute, die seit einem Jahre also von ihrem Manne Orilus gepeinigt und beschimpft ward. Und doch schmerzten ihre Leiden sie weniger als der Zorn des geliebten Mannes. Parzival bot ihr Gruß und gutes Wort. Mit Erröten erkannte die Jammersreiche den Jüngling, der sie durch seine Unbedachtsamkeit in solche Not gebracht hatte. Aber sie zürnte ihm nicht und bat nur, daß er rasch vorüber reiten möge, damit sein Leben nicht durch ihren zorngemuten Gatten in Gefahr komme. Parzival aber rief:

„Sterben will ich gerne, wenn ich jemals fliehen lerne!"

Er wappnete sich, um ihr Leid zu rächen. Und hohe Zeit war's! Orilus hatte die Zwiesprach gemerkt und sprengte mit eingelegter Lanze zornig heran. Ein unvergleichlicher Kampf entspann sich zwischen den beiden Helden. Waffensplitter und Panzerringe stoben wie Hagelkörner umher. Zuletzt umfaßte Parzival den Orilus mit beiden Armen, schwang ihn aus dem Sattel wie eine Hafergarbe und preßte ihn über einen Baumstamm, daß das Blut durch den Helm schoß. Da bat der grimmgemute Held um sein Leben. Parzival ließ ihn geloben, sich als Gefangener zu Kunneware an Artus' Hof zu begeben. Feierlich schwur Parzival in einer nahen Klause auf das Heiligtum, einen Reliquienschrein, daß Jeschute rein und schuldlos wie der Sonnenstrahl sei, und versöhnte so die entzweiten Ehegatten, die auch in der schweren Zeit sich immer als Herztraute geliebt, obgleich sie sich so viel Leid angetan hatten. Folgendes ist der Eid, den Parzival schwur:

Sind Rittersehren mir erkoren, bei diesen Ehren sei's geschworen,
mein Teil sei fortan Schimpf und Schande; mein ganzes Heil setz' ich zum Pfande,
und möge Gott mir nie vergeben; in diesem und in jenem Leben
will ich des Meineids Lohn empfangen, wenn diese Frau hier sich vergangen,
als ich dereinst im Zeltgemach von ihrem Hemd die Spange brach
und mit noch anderm Gold entrann. Ich war ein Tor und noch kein Mann,
unwissend, was zu meiden. Sie mußt' es weinend leiden
und härmte sich mit Seel' und Leib. Glaubt mir, sie ist ein schuldlos Weib;

dafür verpfänd' ich Ehr' und Glück. Da, gebt ihr Ringlein[1]) ihr zurück!
Die Spange ging verloren durch mich, den jungen Toren. (Wilh. Hertz.)

Der Herzog Orilus begann zu Parzival, dem kühnen Mann:
„Held, mir verschafft dein freier Eid große Freud' und kleines Leid.
Die Niederlage, die ich litt, macht mich alles Kummers quitt.
Wohl mit Ehren darf ich nun der werten Frau Genüge tun,
die ich aus meiner Huld verstieß. Als ich die Süße einsam ließ,
war's ihre Schuld, was ihr geschehn? Nein, ich hab' unrecht ihr getan!
Gott lohn' dir, sie ist Falsches frei! Ich wähnte nur, sie sei nicht treu."

Das versöhnte und neubeglückte Ehepaar wurde an Artus' Hoflager mit großen Ehren und Freuden aufgenommen. In Kunneware erkannte Orilus seine Schwester. Übel zu Mut war dem Seneschall Kei. Mit bösem Gewissen und nicht wenig Furcht vor Orilus' Zorn übertrug er die Pflege der Gefangenen dem Seneschall Kingron.

Sechstes Buch: Artus' Tafelrunde und der Fluch.

1. **Die drei Blutstropfen.** Artus war von seiner Hofburg Karidöl in Bretagne aufgebrochen, um den ruhmreichen Parzival zu suchen und in die Tafelrunde aufzunehmen. Wegen der Nähe von Montsalvage verbot er seinen Rittern, ohne seine Erlaubnis sich in einen Kampf einzulassen. Seinen Falknern war der beste Falk entflogen und über Nacht im Walde geblieben. Er stieß auf eine Gans und verwundete sie. Bei der Flucht des Tieres in das Geäst eines Baumes entfielen ihm drei Blutstropfen, die den leichten Schnee färbten, der in des Maien Blütentagen gefallen war.

Parzival war pfadlos über Stock und Stein durch die Wildnis fortgeritten. Er sah die drei Blutstropfen im Schnee und verfiel in tiefes, sehnsüchtiges Sinnen.

Seine Treue sah man da. Als er die Blutszähren sah
auf dem Schnee, der war so weiß, da gedacht' er: „Wer hat seinen Fleiß
gewandt auf diese Farben klar? Kondwiramur, dir fürwahr
nur gleichen diese Farben. Mich läßt Gott an Glück nicht darben,
da ich hier dein Gleichnis fand. Gepriesen möge Gottes Hand
und seine ganze Schöpfung sein!"

So in Gedanken versunken und wie im Traume fand ihn ein Knappe und meldete im Lager, daß ein fremder Ritter herausfordernd mit erhobener Lanze draußen lehne. Segramors, der tolle, streitlustige Neffe Artus', erbat sich in wildem Drange die Erlaubnis, mit dem Ritter tjostieren zu dürfen. Stolz und wild sprengte er ihn an und führte allerlei kecke Reden, aber Parzival achtete sein nicht, weil ihn Minnezauber gefangen hielt. Doch als es der Fant zu toll trieb, da warf ihn Parzival mit einem Stoß hinter das Roß in den Schnee und versank dann wieder in die Betrachtung der drei Tropfen im Schnee, die ihm das liebe Antlitz seiner fernen Gattin abbildeten.

---

1) Den geraubten Ring hat Parzival noch und gibt ihn zurück, die Spange aber hat er dem Fischer für ein Nachtlager gegeben.

Scheltend kam Segramors ins Lager.

Zum Schaden stets gesellt sich Spott; dem Glücklichen half immer Gott!
Er sprach: „Habt ihr noch nicht gewußt, daß Kampf Gewinn hat und Verlust
und einer meist bei Tjosten fiel? Im Sturm sinkt halt der beste Kiel!“

Nicht besser erging es Artus' Seneschall.

Keie, der kühne Mann, bracht' es bei dem König an,
daß Segramors verloren habe. Draußen halt' ein übler Knabe,
der Tjost begehre wie vorher. „Mir läg' es auf der Seele schwer,
ging' es ungestraft ihm hin! Wenn ich euch so würdig bin,
so laßt mich fragen, was er begehrt, der dort den Speer empor gekehrt
noch hält vor eurem Weibe! Versagt ihr mir's, ich bleibe
in eurem Dienste keine Stunde; beschimpft ist all die Tafelrunde,
wenn man ihm nicht beizeiten wehrt; seine Kraft an unserm Ruhme zehrt.
Gebt mir zu streiten Urlaub! Wären wir alle blind und taub,
ihr müßtet's wehren, es ist Zeit!“ Artus erlaubte Kei'n den Streit. —

Doch ein Stoß Parzivals warf ihn vom Roß gegen einen Stamm, so daß er den rechten Arm und das linke Bein bei diesem Sturze brach. —

Also zahlte der werte Held für zweierlei Schläge zugleich Entgelt,
für die, die um ihn eine Jungfrau erhalten, und jene, die ihm selber galten. —
Parzival, der Bosheit Zwinger, achtete dies jedoch geringer.
Es wandte die Treue seinen Blick zu den Blutstropfen im Schnee zurück,
die seine Gedanken wie zuvor wieder umhüllten mit dichtem Flor.
Sie entführten sie zu dem Gral und zu dem geliebten Ehgemahl.
Und beide fügten ihm harte Not, deren größere doch die Lieb' ihm bot.
Ja, Trauer und Minne schmilzt harte Sinne,
und nennt man beide Pein, kann das ein Wunder sein? —
Klagen sollten Keies Not wackre Leute; ihm gebot
seine Mannheit kühnlich manchen Streit. Jedoch man spricht auch weit und breit,
daß Artus' Seneschall Herr Kei ein sittenlos Verworfner sei.
Meine Sage doch spricht ihn davon los; er war der Würdigkeit Genoß.
Man stimme bei mir oder nicht, gleichviel, ich sag's euch ins Gesicht:
Treu ist und mutvoll Kei zu preisen; durch seine Taten will ich's beweisen.
Der Hof von Artus war ein Ziel, nach dem der fremden Ritter viel
von groben und von feinen Sitten, unwerte gleich wie werte ritten.
Wer gern auf krummen Wegen ging, den hielt Herr Keie stets gering;
doch dem von adligem Betragen
und würdiger Genossenschaft erwies er stets sich ehrenhaft
und mochte Dienst ihm nie versagen.
Ich mache ferner kund euch aber, er war ein Merker, ein Achthaber.
Mit rauhem, strengem Wesen stand er nützlich seinem Herrn zur Hand.
Den Speichellecker und den Schleicher, den feigen, falschen Wangenstreicher
unterschied er wohl vom Ehrenmann. Schonungslos griff er jene an
mit scharfer Geißel; schärfer sticht der zornigen Biene Stachel nicht.
Seht, diese besudelten nun mit Geifer Keies Preis und treuen Eifer,
wodurch er Hasses viel gewann. — Von Thüringen Fürst Hermann,
dein Ingesinde auch lernt' ich kennen, das besser doch Aus-gesinde zu nennen.
Dir täte auch ein Keie not, der wahre Milde dir gebot, —
so reichen Hof zu halten, wohin so mancherlei Gestalten,
geschmähte und geehrte, dringen, darum muß nun Herr Walther singen:
„Bös' und Gute, guten Tag!“ doch wo man solch Lied singen mag,
da sind die schlechten auch geehrt. — (San Marte.)

Der wunde Keie wurde in Artus' Zelt getragen und besonders lebhaft von Gawan bedauert. Keie aber höhnte: „Wollt ihr wie alte Weiber

klagen? Überlaßt mich meiner Pein! Was nützen eure leeren Worte? Den Helden, der draußen noch das Feld behauptet, möget ihr doch nicht bestehen, denn eurer Mutter Art lehrt euch stille Demut üben!"

Da fuhr Gawan heftig auf, forderte sein Roß und sprengte ohne Waffenrüstung hinaus.

2. **Parzivals Aufnahme in die Tafelrunde.** So langte er auf dem Kampfplatz an, erkannte, daß der Minne Not des Ritters Augen und Sinne gefangen hielt, und bedeckte Blut und Schnee mit einem Tuche. Da kam Parzival zu sich und erfuhr, was er unbewußt getan, und wie er Kunnewarens Schmach an Kei gerächt habe. Er begab sich mit Gawan zu Artus, wurde von allen Tafelrundern aufs herzlichste begrüßt, von der dankbaren Kunneware mit köstlichen Kleidern geschmückt und von Artus feierlich in die Tafelrunde aufgenommen. Ein rundgeschnittenes Tuch auf dem Rasen vertrat die Stelle der berühmten Rundtafel, die in Nantes zurückgelassen war.

3. **Kondries Fluch.** Als die Helden und schönen Frauen nun fröhlich bei dem Festschmause aßen, da kam auf einem häßlichen, aber kostbar aufgezäumten Maultiere eine seltsame Jungfrau geritten, ebenso kostbar gekleidet wie häßlich gestaltet.

Über den Hut ihr Zopf sich schwang bis auf das Maultier, der war lang,
schwarz und fest, nicht allzu klar, lind wie der Schweine Rückenhaar;
genaset war sie wie ein Hund; so ragten auch ihr aus dem Mund
zwei Eberzähne spannenlang. Jedwede Augenbraue schwang
sich in langen Zöpfen nieder.

Sie hatte Ohren wie ein Bär, ein rauhes Antlitz, Hände wie der Affen Haut, Nägel wie Löwenklauen und schwang eine Geißel in der rechten Hand. Das war Kondrie la sorcière (Zauberin), die gelehrte und sprachenkundige Botin des Grals. Sie ritt in den Kreis und wandte sich an Artus:

„Du hast geworben Schande! Die Besten aller Lande
säßen hier, ein würd'ger Kreis, fiel' nicht dies Gift in euern Preis.
Hin ist die Tafelrunde! Ein Falscher ist im Bunde!
König Artus, hoch erhob über deine Genossen sich dein Lob;
dein steigender Preis nun sinkt, deine schnelle Würde hinkt,
dein hohes Lob wird tief geneigt, da Falsch an deinem Preis sich zeigt.
Der Preis der Tafelrunde muß erlahmen seit der Stunde,
daß ihr aufnahmt Parzivalen, an dem die Ritterzeichen prahlen.
Ihr nennt ihn nach dem Ritter rot, der vor Nantes fand den Tod;
doch ungleich sind die zwei gewesen. Von niemand ward noch je gelesen,
der so höchlich wär' zu preisen." — Vom König ritt sie zum Waleisen.
Sie sprach zu ihm: „Ihr sollt mir büßen, daß ich versagen muß mein Grüßen
Artusen und den Rittern sein. Verflucht sei euer lichter Schein
und eures Wuchses Männlichkeit! Hätt' ich Heil und Seligkeit,
so blieben sie euch teuer. Ich dünk' euch ungeheuer
und bin geheurer doch als ihr! Herr Parzival, nun saget mir,
wie sich das begeben hat, da ihr den traur'gen Fischer saht
freudlos sitzen, ungetröstet, daß ihr des Leids ihn nicht erlöstet?
Er zeigt' euch seines Jammers Last! O ihr ungetreuer Gast!
Da sollt' sich euer Herz erbarmen der Not des schmerzbeladnen Armen.

O daß die Zung' euch schwinde hin! Ein Herz, so leer an rechtem Sinn!
Hinabstößt von des Himmels Schwelle die Gotteshand euch zu der Hölle.
Verachtung wird, solang auf Erden ihr wandelt, euch von Guten werden.
Ihr Glücksverwiesner, Heilverbannter, vom Preis Verlaßner, Ungekannter,
ihr seid an Ehre lahm und schwank und an der Würdigkeit so krank,
euch kann kein Arzt mehr Heil gewähren. Ich will auf eurem Haupte schwören,
stabt[1]) mir jemand solchen Eid, nie sah man größern Trug bis heut'
in einem also schönen Mann. Ihr tück'sche Angel, Natterzahn!
Gab euch nicht der Wirt das Schwert, des ihr niemals wurdet wert?
Doch statt zu fragen, schwiegt ihr still! Ihr seid des Höllenhirten Spiel!
Ehrloser Mann, Herr Parzival! Trug man nicht vor euch hin den Gral,
schneidendes Silber, blut'gen Speer? Ihr Freudenziel, — des Leids Gewähr!"
(Simrock.)

Weiter verglich die erzürnte Gralsbotin Parzival mit seinem weiß und schwarz gefleckten Bruder Feirefiß im Heidenlande, an dem nie Ritters Kraft verdorben, und mit seinem Vater Gahmuret, „der die Welt erfüllt mit Schalle, großes Herz und kleine Galle!" Jammernd, weinend und die Hände ringend, schloß sie:

Nun ist eu'r Preis zu Fall gekommen! O weh mir, hätt' ich's nie vernommen,
daß der Sohn von Herzeleiden sich vom Preise mochte scheiden!

Zuletzt forderte Kondrie die Ritter der Tafelrunde auf, vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen zu befreien, die der Zauberer Klinschor in dem Schatelmerveil (Chateau merveil = Wunderschloß) seit langem gefangen halte; dann ritt sie hinweg.

4. **Parzivals Verzweiflung.** Parzival aber starrte trübselig zu Boden, und viele schöne Augen schauten mitleidig auf den geschmähten Helden. Da sprengte ein kostbar gewappneter, fremder Ritter in den Kreis und rief also: „Heil dir, König Artus! Dir und allen deinen Rittern und Frauen biete ich dienstbaren Gruß; nur einem muß ich ihn versagen, das ist Herr Gawan, der den Vater meines Herrn, des Königs Vergulaht von Askalon, meuchlings erschlagen hat. Ich Landgraf Kingrimursel, lade ihn von heute in 40 Tagen nach unserer Hauptstadt Schamfanzon und fordere ihn auf Leben und Tod!" Stolz ritt er fort, Gawan aber, der sich unschuldig an dem Morde wußte, nahm freudig die Herausforderung an. Alle Ritter drängten sich teilnehmend um ihn und Parzival, der wortlos in dumpfem Brüten vor sich niedersah. Da trat König Klamide zu ihm und bat, sein Freiwerber bei Kunneware zu sein. Gern willfahrte Parzival, und willig legte die errötende Jungfrau als Braut ihre Hand in die starke Rechte des tapferen Klamide.

Hierauf schied Parzival aus der Tafelrunde, weil er sich derselben unwürdig dünkte. Unter den edlen Frauen, die ihn zu trösten suchten, war auch die heidnische Königin Ekuba, die der Ruhm von Artus' Tafel-

---

1) Einen Eid staben heißt: den Eid vorsprechen oder abnehmen, wobei der Richter seinen richterlichen Stab feierlich vorhielt.

runde aus weiter Ferne herbeigelockt hatte. Sie erzählte ihm von seinem mächtigen und ruhmreichen Bruder Feirefiß und erhob dessen Rittertugenden. Er sei der Preis der Heiden wie Parzival der Ruhm der Christen.

Also sprach er zu ihr: „Gott lohn' euch, Herrin, daß ihr hier
mich so freundlich trösten wollt; mir zahlt doch Kummer nur den Sold!
Warum? laßt euch bescheiden! Ich mag das Leid nicht leiden,
das sich mir angekündigt: daß sich mancher nun versündigt
an mir, der meinen Schmerz nicht rät und mich mit seinem Spott belädt.
In Frieden sieht mich niemand mehr, ersah ich nicht den Gral vorher,
es wäre kurz oder lang. Mich jagt dahin der Seele Drang;
auch wendet nichts mehr den Entschluß, solang ich bin und leben muß."

Besonders bewegten Abschied nahm Gawan. Er sprach:

„Ich weiß wohl, Freund, du mußt nun fahren, darfst dich in manchem Kampf nicht sparen.
Gebe Gott dir Glück im Streit und mir einst noch Gelegenheit,
dir zu dienen, wie ich es begehre! Daß seine Kraft mir das gewähre!"
Der Waleis sprach: „Weh, was ist Gott? Wär' der gewaltig, solchen Spott
gäb' er uns beiden nicht, fürwahr, wär' er nicht aller Kräfte bar!
Ich war mit Dienst ihm untertan, solang ich bin und beten kann.
Ich will ihm künftig Dienst versagen! Hat er Haß, den will ich tragen.
Freund, kommt deine Kampfeszeit, ein Weib beschütze dich im Streit!
Die müsse segnen deine Hand, an der du Keuschheit hast erkannt
und weibliche Güte, ihre Minne dich behüte!
Weiß nicht, wann ich dich wiedersehe; ich wünsche, daß dir Heil geschehe."

5. **Das Scheiden.** Alle brachen nun auf, und nach allen Seiten liefen die Wege auseinander. Kunneware ritt Parzival nach und bat ihn, noch einmal in ihr Zelt zu kommen. Hier fand Parzival sein Roß in funkelnder Rüstung, einen kostbaren, lichtweißen Stahlharnisch und einen edelsteingeschmückten Wappenrock als Dank für treue Ritterschaft und für die Vereinigung mit Klamide. Traurig, in Zweifel, ja Verzweiflung, ritt Parzival hinaus, um den Gral und seine Mutter aufzusuchen.

Und hin auf unbekannten Wegen trabt er mühevollem Ziel entgegen.
Euch aber wird von seinen Taten fürs erste nichts durch mich verraten.
Fragt nicht, was ferner ihm sei beschieden, wohin er eilte, und wo er weilt,
Wer daheim in behaglichem Frieden ungern nur ritterlich Leben teilt,
verfolge nicht des Helden Spur. Dein nur gedenkt er, Kondwiramur,
wie dich er feire durch Abenteuer, und unauslöschlich glüht das Feuer
in seiner Brust, dem Gral zu dienen, bis ihm sein Anblick neu erschienen.

(S. M.)

Siebentes Buch: Gawan und Obilot.

Während Parzival ruhelos und von Sehnsucht verzehrt die Lande durchirrte, ohne zu finden, was er suchte, bestand sein Freund Gawan allerlei merkwürdige Abenteuer. Auf seiner Fahrt nach Schamfanzon erfuhr er, daß der König Meljanz ein Heer gegen seinen Erzieher und Lehensmann Lippaot führe, weil dessen Tochter Obie seine Minnewerbung höhnend abgewiesen habe.

An einem Tag — ich weiß nicht mehr, wie lange schon der Recke hehr
vom Plimizöl geschieden war — ward reis'ge Scharen er gewahr,
die breit wie eines Stromes Wogen vom Tale nach dem Walde zogen.
Sie zogen langsam ihre Bahn in wirren Haufen bunt heran,
bald Ritter stolz mit Schild und Speer, bald flinker Knappen blanke Wehr,
bald Rosse, die die Brünnen trugen, und Knechte, die die Rosse schlugen.
Schwer schwankten hochbepackte Wagen, drauf sah man Zelt und Rüstung ragen,
und hinterher der Krämertroß, herbergbedürftig Mann und Roß.
Auch Spielmannsvolk mit losen Frauen, mit reichgeputzten, gab's zu schauen,
kurz, viel Gesindel mannigfalt, der eine jung, der andre alt.
Wohl manchem ziemte ums Genick ein festgewundner hänfner Strick
als würd'ger Lohn schon lang genug, der mitkam in dem Heereszug.
Zu einem Reis'gen, der allein auf seinem Roß zog hinterdrein,
ritt an den Waldrand Herr Gawan mit Gruß und Fragen da heran.
„Sagt, Junker, mir", sprach er mit Bitten, „wo kommt ihr alle hergeritten?"
Der Knappe sprach: „Es führt dies Heer in wilder Hast ein Jüngling her,
der nennt sich König Melianz. Im Jähzorn nur ward dem der Kranz.
Noch niemals hatt' er Tugend inne beim Streit sowohl wie bei der Minne.
Wohl hat er oftmals Ritterschaft getan mit unverzagter Kraft,
doch wenig frommt sein roher Brauch, der wilde Eber wehrt sich auch.
Wer Kraft und Zucht nicht einen kann, der ist kein wahrer Rittersmann
von echter tugendlicher Reine. Ihr könnt euch denken, was ich meine:
Ihr seht ja selber Mann und Roß und das Gesindel bei dem Troß. —
Nicht recht fürwahr war es getan von ihm, dem König von Lian,
und wenig wohl wird es ihm frommen, daß er den Heerzug unternommen
aus Hochmut nur und blindem Zorn. Verschmähte Liebe ist der Born
und Ursprung dieser tollen Fahrt. Hört nur! Als einst Herr Skot gewahrt,
Meljanzens Vater, daß sein Tun zu Ende sei auf Erden nun,
rief er die Fürsten zu dem Thron und kürte sich für seinen Sohn
aus ihnen einen Ritter wert, der treu sich allezeit bewährt;
den hieß den Jungherrn er erziehn. „Bewahre", sprach er, „gegen ihn
wie gegen mich die Treu' aufs beste, und lehre ihn, daß er die Gäste
gleichwie die Seinen halte wert! Und wenn ein Dürft'ger es begehrt,
dem teil' er mit von seiner Habe!" Befohlen wurde so der Knabe
der Hut von Herzog Lippaot. Der tat getreulich, was Herr Skot
ihm auf dem Totenbett befahl. Er führte aus dem Königssaal
fern von des Hofes Lustgebraus den Jüngling in sein eigen Haus.
Sein Schloß ist gar ein stiller Ort. Zwei holde Kinder hat er dort,
zwei Töchter, lieblich von Gestalt, dreizehn und achtzehn Jahre alt,
Obie genannt und Obilot. Die ältre, Obie, schafft uns Not.
Schön ist und zier die schlanke, lose, doch scharfe Dornen hat die Rose.
Voll Spott ist sie und Übermut und gleich wie Eis so kalt ihr Blut,
und keiner wagt es, ihr zu nah'n, doch das zog just den Jungherrn an.
Von ihrem Reiz bezaubert ganz, warb flehentlich Herr Melianz,
der jugendliche Fant, um Minne. Doch sie sprach spottend: „Kommt zu Sinne,
o junger Herr, euch solches schon? Ihr werbt zu früh um Minnelohn.
Seht erst euch um in andern Dingen! Ihr müsset vorher Preis erringen
durch eures Armes junge Kraft in tugendlicher Ritterschaft.
Wo sind die Narben eurer Wunden? Frischauf, den Helm aufs Haupt gebunden
und in die weite Welt hinaus zu mannlichem Turnei und Strauß!
Seid ihr in Ritterzucht erfahren, kann's sein, daß ich dereinst nach Jahren
auch euer Werben mag belohnen. Doch vorerst mögt ihr mich verschonen;
ihr seid dazu noch allzu jung!" Dies Wort, das schuf des Leids genug
dem ungestümen Königssohn. „Ihr lohnet mir", rief er, „mit Hohn!
Wer Dienste recht zu schätzen weiß, schenkt gnädiglich der Treue Preis;
doch ihr erlaubt euch allzuviel, ihr treibt mit meinem Herzen Spiel.

Ihr solltet mich nicht also kränken! Ihr solltet stets daran gedenken,
daß ich als König lohnen kann. Herr Lippaot, der ist mein Mann[1]),
und was er hat, so Burg wie Land, das hat er nur von meiner Hand!"
„Wen ihr belehnt, der mag euch dienen", entgegnet sie mit kühlen Mienen,
„doch ich hab' dessen nicht begehrt. Mir ist die Freiheit mehr noch wert
und keine Krone stolz genug, die je ein Haupt auf Erden trug!"
„Wenn euer Vater so euch lehrt", rief er, „daß sich nur einzig mehrt
die Hoffart euch durch seinen Rat, so büßt er mir die Missetat.
Gebt acht! Ich werd' in Kampf und Strauß erproben mich an diesem Haus
und erstmals hier die Waffen tragen! Bald wird vor euch manch Schwert zerschlagen,
und mancher Speer bricht hier entzwei, dann habet Streit ihr und Turnei!"
Im Zorne schied er von der Maid, Herr Lippaot, dem war es leid.
Vor ein Gericht von edeln Herrn hätt' er gebracht den Zwiespalt gern,
da er ganz ohne eigne Schuld verloren seines Königs Huld.
Doch Meljanz, wie sein Zorn ihm riet, vom Schlosse ohne Urlaub schied.
Ohn' Säumen rief er die Vasallen und zieht nun, wie ihr seht, mit allen
den Herrn und Knappen hoch zu Roß vor seines Pflegevaters Schloß,
um „Beau-Rosche"[2]) kampflich zu erstürmen. Dort liegt's am Wald mit seinen Türmen!"
Der Pfad zog sich den Berg hinan, da wandte sich vom Herrn Gawan,
der langsam und gemächlich ritt, der Knappe: „Meines Rosses Schritt",
sprach er, „darf hemmen ich nicht hier, vergönnet darum Urlaub mir!"
Er schied. Was soll, sagt an, wohl nun Gawan, der edle Ritter, tun?
Er sprach für sich: „Hier wird geschehn Gewalt für Recht. Soll das ich sehn
und dulden, so geht mir fürwahr der Ruhm dahin für immerdar.
Doch hebe ich zu kämpfen an, ist's auch um meinen Preis getan.
Ich komm', wenn hier die Zeit vergeht, nach Askalon gewiß zu spät." —
So sann der Recke hin und her, das Bleiben fiel, das Ziehn ihm schwer.
„Mög' Gott", so rief er, „in Gefahren die tugendliche Kraft bewahren,
daß ich das Rechte hebe an!" — Die Sporen gab dem Roß Gawan.
Da sah er vor sich nahe ganz die Burg und Stadt, vom ersten Glanz
der Morgensonne rot umglänzt, mit hohen Türmen reich umkränzt.
Der festen Burgen Krone war die Burg Herrn Lippaots fürwahr.
Gelagert hatte auf dem Plan das Heer sich schon bei seinem Nahn.
Von Bannern bunt und mannigfalt war zu erschau'n ein ganzer Wald,
und bei den Bannern Schar um Schar. Gawan noch immer schwankend war;
doch mocht' er jetzt nicht mehr zurück und ritt drum weiter auf gut Glück.
Und wer ihn grüßt': „Willkommen hier!" zu dem sprach er: „Ich danke dir!"
Hin ritt er durch das Lager frei, doch niemand fragt' ihn, wer er sei,
und niemand ihn zu bleiben bat. So kam ganz nah er zu der Stadt,
die war gen Stürme wohl verwahrt. Auf Turm und Zinnen da gewahrt
er Schützen mit der Armbrust Wehr, scharf spähend nach dem Feindesheer.
Die Brücken waren aufgezogen, verrammelt fest der Tore Bogen.
Da Einlaß er mit seinem Troß hier nirgends fand, so wandt' sein Roß
er wieder nach dem nahen Walde. Da kam er nun an eine Halde,
von der den Söller man der Feste betrachten konnte auf das beste.

(E. Engelmann.)

Hier machte er Halt mit den Seinen und belauschte das Gespräch von Herrn Lippaots Ehegemahl mit ihren beiden Töchtern, die auf dem Söller Umschau hielten.

Obie hielt den Fremden für einen Kaufmann, die jüngere Schwester Obilot aber, ein frisches, herziges Mägdlein von dreizehn Jahren, für

1) Lehnsmann, also abhängig. 2) Schönfels.

einen Ritter. Sie erklärte, ihn zu ihrem Helden machen zu wollen. Obie schickte einen Knappen an den vermeintlichen Kaufmann, um allerlei Waren zu erhandeln, derselbe wurde aber von Gawans Zorn hinweg gescheucht. Da wollte Obie ihren Vater bewegen, Gawan als Falschmünzer aufgreifen zu lassen. Lippaot hatte aber in Gawan den Ritter erkannt und bat um seinen Beistand. Doch erst die Bitten Obilots bestimmten ihn zur Teilnahme am Kampfe. Das Mägdlein eilte freudenvoll heim und suchte nun nach einem passenden Kleinod für ihren Ritter. Sie sandte ihm endlich einen Ärmel ihres neuen Kleides, den Gawan auf den Schild heftete. Gawan machte Meljanz nach tapferem Widerstande zum Gefangenen und übergab ihn der Obhut Obilots. Auf Meljanz' Seite erschien ein fremder, roter, Ritter, der mehrere Städter zu Gefangenen machte und sie zur Auswechselung des Königs Meljanz in die Stadt schickte. Es war Parzival, der hierauf ohne Aufenthalt weiterzog. Meljanz versöhnte sich mit Lippaot, und Obilot söhnte ihn mit Obie aus, die ihn immer heimlich geliebt hatte, ohne es jedoch in ihrem Stolze gestehen zu wollen.

Die Hochzeit wurde festlich begangen. Gawan nahm Abschied und zog weiter.

Achtes Buch: Gawan und Antikonie.

Gawan kam in das Land Askalon, traf den König Vergulath auf der Jagd und wurde gebeten, in Schamfanzon auf der Burg bei seiner Schwester Antikonie seiner baldigen Heimkehr zu warten. Gawan wurde aufs freundlichste empfangen und warb um die Minne der Jungfrau. Ein alter Ritter aber hetzte die Burgleute gegen ihn auf, indem er schrie: „Das ist der Mann, der des Königs Vater erschlagen hat und nun seine Schwester entführen will!" Das Volk stürmte heran gegen den waffenlosen Gawan, dieser aber flüchtete in einen anstoßenden Turm mit engem Zugange und verteidigte sich mit einem herausgerissenen Türriegel, wobei er ein großes Schachbrett als Schild benutzte. Die Jungfrau stand ihm bei und schleuderte die schweren Schachfiguren unter die Angreifer. Auch der heimgekehrte König Vergulath wurde so aufgereizt, daß er des Gastrechts vergaß und die Seinen zu neuen Angriffen auf den eingeschlossenen Gast anfeuerte; nur Landgraf Kingrimursel, der Gawan freies Geleit zugesichert hatte, nahm sich des Gastes an, eilte zu seinem Beistande in den Turm, schalt den König hart über den Bruch des Gastrechts und beruhigte endlich die Gemüter. Der Zweikampf wurde auf ein Jahr hinausgeschoben, die Austragung des Streites an Meljanz' Hof nach Barbigöl verlegt. Bei den Beratungen darüber erzählte Vergulath, daß ihn ein fremder Ritter, es war Parzival, besiegt und ihm das Versprechen abgenommen habe, entweder den heiligen Gral zu erwerben oder sich der Königin Kondwiramur in Pelrapäre zu stellen. Gawan wurde unter der Bedingung entlassen, für den König diese Verpflichtung zu übernehmen. Kingrimursel begleitete den Helden und versprach, für die Rücksendung von dessen Knappen in die Heimat zu sorgen.

Neuntes Buch: Parzivals Belehrung bei Trevrezent.

1. **Parzival und Sigune.** Parzival fuhr von Land zu Land und bestand siegreich einen Kampf nach dem anderen. Weiter und immer weiter trieben ihn Unruhe und Sehnsucht, aber Frieden und Glück fand er nirgends.

Eines Tages sah er im Walde eine neuerbaute Kapelle über einer sprudelnden und brausenden Quelle. Hier fand er Sigune als Klausnerin im härenen Gewande. Noch immer hütete sie mit Tränen und Gebeten den toten Geliebten. Aus der Wurzel alter Treue blühte ewige neue Trauer in ihrer Brust.

Im Wechselgespräch erkannte sie Parzival und fragte:

„Wie, ihr seid's, Herr Parzival? Sagt an, wie steht es mit dem Gral?
Habt ihr nun seine Kraft erkannt? Wie ist's um eure Fahrt bewandt?"
Er sprach zur Jungfrau wohlgeboren: „Ich habe Freud' und Glück verloren;
der Gral gibt Sorgen mir genug! Das Land, wo ich die Krone trug,
ließ ich, dazu das schönste Weib. Geboren ward so schöner Leib
auf Erden nie von Menschenfrucht. Ich sehne mich nach ihrer Zucht;
um ihre Minne trau'r ich viel, doch mehr noch nach dem hohen Ziel,
wie ich Montsalvas mög' ersehn und den Gral: das ist noch ungeschehn!"

Da Sigune seinen Schmerz sah, verzieh sie ihm seine frühere Unterlassungssünde und riet ihm, Kondrie nachzureiten, die ihr sonntäglich Speisen vom Gral bringe und eben fortgeritten sei. Parzival folgte dem Rate, verlor aber die Spur, traf einen Gralsritter, besiegte ihn in ritterlichem Kampfe und nahm ihm sein Roß ab, da sein eigenes gefallen war.

2. **Die Waller.**

Wer's hören will, dem geb' ich Kunde, was ihm widerfuhr nach dieser Stunde.
Doch weiß ich nicht der Wochen Zahl, wie lang hernach noch Parzival
auf Abenteuer ritt wie eh'. — Eines Morgens war ein dünner Schnee
doch wohl so dicht herabgeschneit, daß Frost daraus ward prophezeit.
Es war in einem tiefen Wald, da begegnet' ihm ein Ritter alt;
dem war ergraut des Bartes Haar, jedoch das Antlitz licht und klar;
klar und licht war auch sein Weib. Die beiden auf dem bloßen Leib
trugen Röcke rauh behaart auf ihrer Buß- und Bittefahrt.
Ihre Kinder, zwei Jungfrauen, die man gerne mochte schauen,
gingen auch in solchem Kleid. Ihnen riet Bescheidenheit,
daß sie barfuß waren allzumal. Seinen Gruß bot Parzival
dem grauen Ritter, der da ging, von dem er sel'gen Rat empfing.
Er mocht' ein Landesfürst wohl sein. Den Frauen folgten Hündelein.
Demütig schritten, nicht zu hehr, Ritter noch und Knappen mehr
sittig auf der Gottesfahrt, noch mancher jung und ohne Bart.
Parzival, der Weigand[1]), trug am Leibe solch Gewand,
daß sein reiches Ritterkleid ihm herrlich stand wie allezeit.
Er fuhr so stolz gerüstet, daß er sich anders brüstet,
als jener graue Mann sich trug. Aus dem Wege früh genug
wandt' er mit dem Zaum sein Pferd. Gern hätt' er fragend sich belehrt
über der frommen Leute Fahrt; sie beschieden ihn mit guter Art.
Das war des grauen Ritters Klage, daß er die heiligen Tage
nicht also ehrte nach der Sitte, daß er unbewappnet ritte
oder barfuß ginge und des Tages Fest beginge.

1) Kämpfer, Kriegender.

Da gab ihm Parzival Bescheid: „Herr, ich weiß zu keiner Zeit,
an welchem Ziel das Jahr nun steht, und wie der Wochen Zahl vergeht.
Wie die Tage sind benannt, das ist mir alles unbekannt.
Ich diente Einem, der heißt Gott, eh' seine Ungunst solchen Spott
mir gab und solchen Ungewinn, da noch nie von ihm gewankt mein Sinn.
Man sagte mir, er helfe gern, doch bleibt mir seine Hilfe fern."

Da sprach der Ritter, grau von Haar: „Meint ihr Gott, den eine Magd gebar?
Glaubt ihr, daß er Mensch geworden und heut' für uns am Kreuz gestorben,
weshalb wir diesen Tag begehn, so muß solch Kleid euch übel stehn.
Denn es ist Karfreitag heut', des alle Welt sich billig freut
und doch in Leid befangen ist. Sprecht, ob ihr höh're Treue wißt,
als die Gott an uns beging, da man für uns ans Kreuz ihn hing?
Habt ihr die Tauf' empfangen, so muß euch Leid umfangen!
Er hat sein heiliges Leben um unsere Schuld dahingegeben,
sonst wär' der Mensch verloren, zu der Hölle Pein erkoren.
Wofern ihr nicht ein Heide seid, Herr, so heiligt diese Zeit!
Reitet eures Weges fort! Nicht ferne wohnt von diesem Ort
ein heil'ger Mann, der gibt euch Rat, wie ihr büßet eure Missetat.
Wollt ihr ihm Reue künden, er spricht euch los von Sünden."

3. **Die Umkehr.** Auf die Bitte seiner Töchter lud der graue Ritter Parzival als Gast in sein Zelt ein, aber dieser lehnte es ab. Die herzlichen Worte des edlen Greises und die fromme Demut der ganzen Familie, die Gott zu Ehren Frost und Entbehrung trug, rührte jedoch sein Herz.

„Herr und Frau", hub er an, „laßt euern Urlaub mich empfahn!
Das Glück verleih' euch volles Heil, und Freude werd' euch stets zuteil!
Ihr süßen Jungfrau'n beide, eure Zucht euch Lohn bescheide,
daß ihr's so gut gemeint mit mir! Nun gebt mir euern Urlaub hier!"
Da neigt er sich, und jene neigen; sie konnten Klage nicht verschweigen. —
Hin reitet Herzeleidens Frucht. Den lehrte mannliche Zucht
Demut und Barmherzigkeit. Dem die junge Herzeleid
angeboren Treu' und Güte, traurig ward sein Gemüte.
Jetzt zuerst gedacht' er Seiner Macht, der die Welt aus nichts gemacht,
der ihn erschaffen und erhalten, wie der gewaltig müßte walten.
„Wie, wenn Gott doch sendete, was meinen Jammer wendete?
Ward er jemals einem Ritter hold, erwarb ein Ritter seinen Sold,
hält er seiner Hilfe wert, die da führen Schild und Schwert
unverzagt und mannhaft, so lös' er mich aus Sorgenhaft!
Ist heute seiner Hilfe Tag, so helf' er, wenn er helfen mag!"
Er ritt zurück, daher er kam. Noch standen jene wie im Gram,
daß er so von ihnen schied. Wie ihr getreuer Sinn es riet,
blickten ihm die Jungfrau'n nach. Doch auch das Herz des Ritters sprach,
daß er sie gerne möchte sehn, denn sie waren hold und schön.
Er sprach: „Ist Gottes Kraft so groß, daß sie beide, Mann und Roß,
mag rechte Wege weisen, seine Hilfe will ich preisen.
Kann von Gott uns Hilfe nah'n, so weis' er diesem Roß die Bahn,
daß meine Reise glücklich sei! Seine Güte steh' mir hilfreich bei!
Nun geh nach göttlichem Bescheide!" — Zaum und Zügel legt er beide
frei zu des Rosses Ohren und trieb es mit den Sporen. —

4. **Die Einkehr.** Das Pferd trug ihn nach der wilden Quelle zu dem Einsiedler Trevrezent, der mit Fasten, Gebet und frommer Betrachtung Gott diente. Parzival erkannte die Klause, wo er vor Jahren

Orilus den Eid geschworen und ihn mit seiner Gattin versöhnt hatte. Der Einsiedler empfing ihn mit ernstem Wort: „O weh, Herr, daß ihr also tut in dieser heiligen Zeit! Hat euch gefährlicher Streit in diesen Harnisch getrieben, oder seid ihr um Minnesold auf Abenteuer ausgeritten, so lasset jetzt solche Vermessenheit, steigt vom Pferde nieder und nehmt die heilige Minne[1]) dieses Tages zum Ziel!"

Gehorsam stieg Parzival ab und stand demütig vor dem heiligen Manne.

Da sprach er: „Herr, nun gebt mir Rat! Ich bin ein Mann, der Sünde tat."
Als diese Rede geschah, wieder sprach der Gute da:
„Euch zu raten bin ich wohl geneigt, nun sagt mir, wer euch hergezeigt!"

Als ihm Parzival seine Begegnung mit den frommen Wallern erzählt hatte, sagte der Einsiedler:

„Er stammt aus königlichem Hause; jährlich besucht er meine Klause." . . .
Zum Wirte sprach der Fremdling da: „Als ich euch vor mir stehen sah,
hat euch Furcht da übernommen, erschrakt ihr, als ich angekommen?"
Da sprach der Alte: „Glaubt mir, Herr, der Hirsch erschreckt mich und der Bär
wahrlich öfter als ein Mann. Mit Wahrheit ich euch sagen kann,
ich fürchte nichts, was menschlich ist; ich hab' auch Menschenkunst und List.
Selbstruhm sei fern, doch in dies Leben hätt' ich aus Furcht mich nicht begeben.
Nie ist mir so das Herz erkrankt, daß ich von tapfrer Wehr gewankt.
In meiner wehrlichen Zeit war ich ein Ritter, wie ihr seid,
der auch nach hoher Minne rang. Manch sündiger Gedanke schlang
sich durch mein keusches Leben. Es war mein höchstes Streben,
daß ein Weib mir gnädig wär'; vergessen bin ich des nunmehr.
Gebt den Zaum in meine Hand! Dort unter jener Felsenwand
soll euer Roß sich ruhend stehn. Nach einer Weile laßt uns gehn
und brechen Grün und Farnkraut ab, da ich kein ander Futter hab';
ich hoffe doch, daß wir's ernähren." Da wollte Parzival sich wehren,
daß er den Zaum nicht sollt' empfangen. „Die Zucht[2]) kann nicht von euch verlangen,
wider euern Wirt zu streiten! Laßt Unfug nicht die Zeit verleiten!"[3])
Also sprach der gute Mann, da ließ er ihn den Zaum empfahn.
Der zog das Roß nun vor den Stein, den selten traf der Sonne Schein:
das war ein wilder Marstall; hindurch ging einer Quelle Fall.
Parzival stand auf dem Schnee; einem kranken Manne tät' es weh,
wenn er Harnisch trüge und der Frost so schlüge.
Ihn führt' der Wirt in eine Gruft, die nie durchwehten Wind und Luft.
Hier lagen glühende Kohlen, da mochte sich der Gast erholen.
Eine Kerze ward auch angebrannt, da entwappnete sich der Weigand.
Unter ihm lag Reis und Stroh; da erwarmten ihm die Glieder so,
daß seine Haut gab lichten Schein. Er mochte wohl waldmüde sein.
Lang war er Straßen ferne, nur die lichten Sterne
sein Obdach, Nachts umhergeirrt! Hier fand er nun getreuen Wirt.
Da lag ein Rock, den zog ihm an der Wirt und führt' ihn mit sich dann
zu einer zweiten Gruft, wo aufgeschlagen des Einsiedlers Bücher lagen.
Entblößt stand nach des Tages Brauch der Altar, jene Kapsel auch
darauf, die ihm gar wohlbekannt; sie war's, auf der einst seine Hand
schwur den ungefälschten Eid, der Jeschutens langes Leid
in Freude verkehrte und ihr neues Glück gewährte.

1) Gottesliebe. 2) Ritterliche Sitte.
3) Die Zeit mit unnützem Streit verlieren.

5. Parzivals Klage.

Zum Wirte sprach der Held sofort: „Herr, die Heiltumskapsel dort
erkenn' ich, weil ich einst drauf schwur, da ich hier vorüberfuhr.
Einen farb'gen Speer, der bei ihr stand, Herr, den nahm hier meine Hand.
Viel Preis hab' ich damit erjagt, zum mind'sten ward es mir gesagt.
Der Gedanke war's an mein Gemahl, der mir die Besinnung stahl.
Zwei Tjoste rannt' ich doch damit, die unbewußt ich beide stritt;
Gleichwohl fand ich Sieg und Ehr'. Ach, jetzt hab' ich der Sorgen mehr
als wohl je zuvor ein Mann. Bei eurer Zucht, sagt mir an,
von jener Zeit wie lang ist's her, daß ich hinweg nahm jenen Speer?"
Da sprach zu ihm der gute Mann: „Den Speer vergaß hier Taurian;
mein Freund erhob darum auch Klage. — Fünfthalb Jahr ist's und drei Tage,
seit ihr den Speer euch nahmt zu eigen. Glaubt ihr's nicht, ich will's euch zeigen!"
Da las er ihm im Psalter all der Wochen und der Jahre Zahl,
die seitdem vergangen waren. Er sprach: „Nun hab' ich erst erfahren,
wie lang ich irre weisungslos und aller Freuden bar und bloß",
sprach er, „mir ist Freud' ein Traum; ich trage Kummers schweren Saum.[1])
Herr, ich tu' euch mehr noch kund: Wo Münster oder Kirche stund,
darin Gott Ehre soll geschehn, da hat kein Auge mich gesehn
in allen diesen Zeiten. Ich suchte nichts als Streiten;
zu Gott auch trag' ich Haß und Zorn, denn er ist meiner Sorgen Born;
er hat sie allzu hoch erhaben; lebendig ist mein Glück begraben.
Wollte Gott mir Hilfe leih'n, so ankerte die Freude mein
so tief nicht in des Kummers Grund. Mir ist mein mannlich Herz so wund!
Wie wär' es auch wohl heil und ganz, da Trübsal ihren Dornenkranz
mir drückt auf alle Würdigkeit, die mir Schildesamt erstritt im Streit
wider wehrliche Degen. Das darf ich dem zu Last wohl legen,
der aller Hilfe mächtig ist und hilfreich Hilfe nie vergißt;
mir alleine half er nicht, was man von seiner Hilf' auch spricht."

6. Des Klausners Belehrung über Gott.

Mit Seufzen sah der Wirt ihn an. „Herr", sprach er, „laßt von eurem Wahn!
Lernt besser Gott vertrauen! Ihr sollt noch Hilfe schauen.
Gott mög' uns helfen beiden! Herr, wollet mich bescheiden —,
aber setzt euch doch dabei! — und sagt mir unumwunden frei,
wie dieser Zwiespalt sich entspann, da Gott euern Haß gewann!
Bei eurer Zucht, hört mit Geduld von mir erst seine Unschuld,
eh' ihr über ihn mir klagt. Seine Hilf' ist allen unversagt.
Ob ich gleich ein Laie[2]) bin, blieb mir wahrhafter Bücher Sinn
nicht fremd, die alle schreiben, wie der Mensch getreu soll bleiben
in dessen Dienst, des Hilfe groß steter Hilfe nie verdroß,
daß unsre Seele nicht versank. Seid getreu ohn' allen Wank,
da Gott selbst die Treue ist! Verhaßt war stets ihm falsche List.
Das soll bei uns zugut ihm kommen und was er tat zu unserm Frommen,
da der Allerhöchste mild uns zuliebe ward zum Menschenbild.
Gott heißt und ist die Wahrheit, drum bleibt ihm Falschheit ewig leid.
Das bedenket immerdar! Er verläßt uns nicht fürwahr.
Lehrt ihr auch die Gedanken, nicht mehr von ihm zu wanken!
Ihr nötigt Gott nichts ab durch Zorn. Wer sieht, ihr habt ihm Haß geschwor'n,
wähnt euch gewiß am Hirne krank." —

Weiter zeigte der fromme Einsiedler, wie Satan und seine Genossen durch Hochmut zu Fall kamen, wie die ersten Menschen durch Eigensucht das Paradies verloren und Ungemacht über die Erde brachten, wie Gott

1) Last. 2) Nichtgeistlicher.

aus hoher Mildigkeit durch die heilige Jungfrau menschliche Gestalt nahm, wie er für unsere Schuld ein hohes Pfand zahlte, und wie er uns nun zu heiliger Gottesminne ruft. Er schloß:

7. **Seine Mahnung.**

Ihr sollt den Zorn vergessen! Ihr verwirkt das Heil vermessen!
Für Sünde sollt ihr Buße tun, und laßt verwegne Rede ruhn!
Wer sein Leid will rächen mit ungezähmtem Sprechen,
von dessen Lohne sei euch kund: ihn richtet der eigene Mund! . . .
Der Sündige sonder Reue flieht die göttliche Treue;
wer aber büßt seine Schuld, der verdient des Höchsten Huld.
Dem Höchsten wehrt keine Schranke. Dem Blick der Sonne wehrt Gedanke:
Gedank' ist ohne Schloß versteckt, vor aller Kreatur verdeckt;
Gedank' ist finster ohne Schein, doch Gottes Klarheit blitzt hinein.
Sie leuchtet durch die finstre Wand, sie kommt verhohlnen Sprungs gerannt,
der nicht toset, der nicht klingt, wenn er in die Herzen dringt.
Sei Gedanke noch so schnelle, eh' er von des Herzens Schwelle
kommt, ist er durchgründet. Gott wählt, die er würdig findet.
Da Gott Gedanken selbst durchspäht, weh dem, der sünd'ge Tat begeht!
Wer mit Werken seinen Gruß verwirkt, daß Gott sich schämen muß,
was hilft dem weltliche Zucht? Wo ist seiner Seelen Zuflucht?
Wenn ihr Gott entgegen seid, der zu beidem ist bereit,
zur Minne wie zum Zorne, so seid ihr der Verlorne.
Nun wendet eu'r Gemüte, daß er euch dankt, zur Güte!"
Parzival versetzte so: „Herr, von Herzen bin ich froh,
daß ihr mich über Den beschieden, der nichts läßt ungelohnt hienieden,
das Laster und die Tugend. Mit Sorgen meine Jugend
hab' ich bis diesen Tag durchlebt, mit Treue Jammer nur erstrebt."

8. **Die Kunde vom Gral.** Als der Einsiedler den Gast mahnte, alle Sorgen, die sein Herz bedrückten, ihm zu offenbaren, da sprach Parzival: „Meine höchste Not ist um den Gral und um mein ehelich Gemahl; nach denen trage ich sehnliches Verlangen."

Darauf sprach der Wirt: „Nach eurem Gemahl dürft ihr der Sehnsucht Qual im Herzen tragen, aber den Gral kann niemand erjagen, den der Himmel nicht ernannt und in den Dienst des Grals gesandt hat. Das habe ich selbst erfahren." „Waret ihr dort?" fragte Parzival, und: „Ja!" antwortete der Wirt. Parzival aber schwieg von seinem Dortsein und fragte weiter, wie es mit dem Gral bewandt sei.

Da gab ihm der Alte getreue Kunde und sprach: „Der Gral ist ein Stein von edler Art, der vom Himmel kam und Himmelskräfte hat. Von seiner Kraft verbrennt der Vogel Phönix und erhebt sich jung und schön aus der Asche. Kein Siecher stirbt, der den Stein anschaut; licht und klar bleibt die Farbe seines Antlitzes eine Woche lang. Und säh' er den Stein zweihundert Jahre, ergrauen würde nicht sein Haar, noch seine Kraft verfallen. Jeden Karfreitag schwebt vom Himmel eine Taube nieder, legt eine kleine, weiße Oblate auf den Stein und schwingt sich dann mit glänzendem Gefieder wieder himmelwärts. Von dieser Himmelsgabe empfängt der Gral seine Wundermacht. Was die Erde Gutes und Köstliches an Speisen und Getränken trägt, das spendet der Stein. Seine

Hüter, die ritterliche Brüderschaft der Templeisen, leben allein von seiner Fülle. Wen der Wille des Himmels zum Dienste des Grals beruft, dessen Namen und Geschlecht erscheint in leuchtender Schrift auf dem Stein. Niemand kann sie hinwegschaben; ist sie aber gelesen, so verschwindet sie von selbst. Aus allen Landen und Ständen beruft der Gral seine Erkornen, Knaben und Mägdlein, und läßt sie in heiliger Zucht auf der Gralsburg erziehen. Sie bleiben vor übel bewahrt und erben nach diesem Leben das ewige Heil im Himmel. — Nicht die tapfere Hand, sondern der demütige Sinn macht würdig zum Dienste des Grals; Hoffart muß stets fallen. Der Gralkönig Anfortas ließ sich durch Jugend und reiches Gut verlocken, mit ungezähmtem Sinne um weltliche Minne zu werben, ward aber im Kampfe tödlich durch eine vergiftete Lanze verwundet. Seitdem büßt er durch schweres Siechtum solchen Leichtsinn und solche Hochfahrt. Die Qual und Herzensnot des Armen ist ohnegleichen und muß jedermann erbarmen. Einst kam ungenannt ein Mann zum Gral, aber in Sünden schied der Einfältige von hinnen. Mit keinem Worte fragte er nach des Ärmsten Ungemach. Vor Jahren drang der kühne Held Lähelin, des Orilus Bruder, bis zum Gralsee vor, erschlug einen Templeisen und nahm sein Roß als Beute, aber der Weg zum Gral blieb ihm verborgen. Auf dem Sattel eures Rosses steht wie auf allen Gralrossen die Turteltaube als Wappen; sagt an, ob ihr nicht selbst jener Lähelin seid? Ihr gleicht dem edlen Frimutel, dem Vater des siechen Anfortas und dem Sohne des milden Titurel, der die Burg des heiligen Gral baute."

9. **Das Erkennen.** Parzival sprach: „Herr, ich bin nicht Lähelin. Mein Vater hieß Gahmuret, von Geschlecht ein Anschewein. Das Roß gewann ich einem Templeisen in ehrlichem Kampfe ab, er selbst jedoch entkam. Wohl aber schlug meine sündhafte Hand einst Ithern, den roten Ritter, streckte ihn tot ins Gras und nahm, was er besaß!"

„Wehe dir!" rief der Klausner. „Dein eigen Fleisch erschlugst du. Der preiswerte Ither war deines Vaters Neffe. Warum schufst du solche Not? Auch deiner Mutter Tod hast du verschuldet; dein Abschied brach ihr das Herz. Du warst der Drache, den sie säugte, und der dann von ihr flog."

„Haltet ein!" jammerte Parzival in Verzweiflung; „woher kam euch diese Kunde?"

„Ich bin Trevrezent, deiner Mutter Bruder!" antwortete der Klausner ernst. „Der unglückliche Anfortas ist unser Bruder und die jungfräuliche Repanse unsere Schwester. Die älteste Schwester war dem Herzog Kiot vermählt, starb aber bei der Geburt ihres Töchterleins Sigune. Nach dem frühen Tode unseres Vaters Frimutel ward Anfortas zum Vogt[1]) des Grals berufen. Im weltlichen Minnedienste

1) Verwalter.

traf ihn der giftige Speer eines Heiden in die Weichen. Ein kundiger Arzt zog ihm die zersplitterte Speerspitze aus der Wunde, aber das Gift war in das Blut gedrungen und bedrohte das Leben des unglücklichen Mannes. Mich jammerte seine Not, und betend gelobte ich, aller Ritterschaft zu entsagen, wenn Gott sein Leben fristen würde. Man trug ihn vor den Gral, da konnte er nicht sterben, aber auch nicht genesen. Alle Heilmittel wurden versucht, aber keines half. Die Wunde blieb vom Gifte naß und verursachte unsägliche Qualen, wenn schlimme Gestirne am Himmel standen. Die Schmerzen milderten sich nur dann ein wenig, wenn die Speerspitze in die Wunde gebracht wurde. Der giftige Fieberfrost schlägt sich dann an dem Speere nieder, legt sich wie Glas um das Eisen und kann nur mit silbernen Messern weggeschabt werden. Der kranke König kann nicht reiten, nicht gehen, nicht stehen, nicht sitzen, nur mit Seufzen liegen oder lehnen. Wenn bei Mondeswechsel die Pein am heftigsten ist, dann tragen sie ihn an den Gralsee, damit ihn die milde Luft beim Fischen erquicke. Darum heißen sie ihn den Fischer, wiewohl außer Schmerzen er wenig Beute heimbringen wird. Oftmals haben wir auf den Knien betend den Gral umringt, um Erlösung für den jammerreichen Kranken zu erflehen. Da stand einst geschrieben, ein Ritter werde zum Gral kommen; wenn der in der ersten Nacht, ohne von jemand gemahnt zu sein, den König um sein Leid frage, dann solle Anfortas genesen, der Ritter aber Gralkönig werden. Damals zog ich büßend hierher, um in Einsamkeit durch Fasten und Beten den Retter herbeiführen zu helfen. Der Ritter ist gekommen, hat des Fürsten bitteres Ungemach gesehen, ohne doch nach seiner Not zu fragen, und ist mit Schanden wieder von dannen gezogen."

10. **Das Bekenntnis.** T r e v r e z e n t verhüllte sein Haupt mit den Händen und saß lange schweigend neben Parzival, der finster zu Boden starrte. Endlich mahnte er: „Laß uns Nahrung holen! Du und dein Roß seid übler Herberge befohlen. Meine Küche raucht selten, laß uns Wurzeln suchen und deinem Roß Eibensprossen geben!"

Unter dem Schnee im Walde gruben sie nach Wurzeln, wuschen sie an der Quelle rein und bereiteten an der Feuerstätte das karge Mahl. Und doch letzte sich Parzival vortrefflich daran, denn des treuen Wirtes Güte würzte alles.

Als sie im Stall nach dem Roß sahen, das an den Eibenknospen kaute, da faßte sich Parzival ein Herz zu einem Bekenntnis:

Herr und lieber Ohm, vernehmt! begann nun Parzival beschämt,
getraut' ich mir's vor Scham zu sagen, möcht' ich euch meinen Kummer klagen.
Zeigt güt'ge Nachsicht meinem Leid, da ihr doch meine Zuflucht seid!
Ich bin so sehr zu schelten; laßt ihr's mich streng entgelten,
so bleib ich alles Trostes bar, bleib unerlöst auf immerdar
von Herzenspein und Reue. Nun ratet mir in Treue,
klagt menschlich meine Torheit mit! Der einst nach Montsalvage ritt,
der dort die große Trübsal schaute und doch sich nicht zu fragen traute
und seitdem trägt der Sünde Lohn: das bin ich selbst, ich Unglückssohn!

11. **Der Trost.**

Was sagst du, Neffe? rief im Leide der Wirt, dann mögen wohl wir beide
herzlichen Klageruf erheben und allen Freuden Abschied geben.
Wie ließest du dein Glück entfliehn! Fünf Sinne hat dir Gott verliehn;
sie dachten wenig, dir zu dienen. Wie ward dein fühlend Herz von ihnen
so schlecht bewahrt in jener Stunde bei Anfortas und seiner Wunde!
Doch will ich Rat dir nicht versagen; du selber auch sollst nicht verzagen.
Macht dir mein Trost die Seele kühn und deine Jugend wieder grün,
daß du des Herzens Unmut stillst und nicht an Gott verzweifeln willst,
Darfst auf Ersatz du freudig hoffen, und Gottes Gnaden stehn dir offen.

(Wilh. Hertz.)

Nach langer, herzlicher Zwiesprach gingen die beiden zur Ruhe. Laub und Moos war der Pfühl, ein Stein das Kissen, aber tief und lange schlief Parzival, denn Frieden hatten seines Oheims Worte in sein Herz gegossen. Vierzehn Tage blieb Parzival bei dem Klausner Trevrezent, und Tage des Segens waren es durch Gebet, Belehrung und fromme Betrachtung. Ärmlich war des Leibes Atzung, reichlich der Seelen Pflege. Er lernte, daß weltliche Rittertat erst durch göttliche Gesinnung Wert und Weihe erhalte. Über den Gral sprachen sie häufig. Parzival erfuhr, daß der Greis mit weißem Haar und hellem Antlitz sein Ahnherr Titurel sei, der zwar durch das Podagra[1]) gelähmt wäre, aber durch den Anblick des Grals immer neue Lebenskraft empfange und die Seinen mit seiner Weisheit berate. Ein neuer Mensch ward Parzival in der Klause seines frommen und getreuen Oheims.

Nun kam der beiden Scheidetag. Ihn küßte Trevrezent und sprach:
„Deine Sünden laß mir hier; Gottes Huld erfleh' ich dir.
Leiste, was ich dir gesagt, halte fest dran unverzagt!"
Voneinander schieden sie, ihr mögt euch selber denken, wie!

Zehntes Buch: Gawan und Orgeluse.

Während Parzival wieder wochenlang Berg und Tal durchritt und und nach der Gralburg forschte, bestand sein Freund Gawan, der leichte, lebenslustige Weltritter, allerlei Abenteuer. Nachdem sich seine Unschuld an dem Tode von Vergulahts Vater und seine Verwandtschaft mit diesem herausgestellt hatte, war der Zweikampf beigelegt worden. Nach dem Grale forschend, zog Gawan weiter umher. Auf der Fahrt traf er eine Frau mit einem verwundeten Ritter im Schoße. Er brachte ihn zum Bewußtsein und verfolgte seine Gegner bis Logrois. Hier traf er Orgeluse, die schöne, aber übermütige und spottsüchtige Herzogin des Landes. Er warb um sie, ward aber von ihr schnöde mit Spott und Hohn abgewiesen. Doch nichts vermochte, ihn ihrem Minnedienste zu entfremden. Sie befahl ihm, ein Pferd aus einem Baumgarten zu holen, dann wolle sie mit ihm reiten, doch übel genug werde er dabei fahren und nichts als Schande finden. Gawan drang in den Garten und holte

[1]) Fußgicht.

das Pferd, ward aber herzlich von den dort spielenden und tanzenden Rittern und Frauen bedauert und vor ihrer falschen Herrin Orgeluse gewarnt. Als Gawan das Pferd brachte, bestieg es die Herzogin, verschmähte aber dabei unter Hohnworten seine Hilfe. Unterwegs pflückte Gawan ein Heilkraut für den wunden Ritter, wurde aber deshalb abermals als Medizinmann verspottet. Ein mißgestalteter Knappe ritt ihnen nach und beleidigte Gawan, wurde zwar von diesem dafür gezüchtigt, biß und kratzte aber den Arm des Ritters blutig. Auch dafür hatte Frau Orgeluse nur Spott.

Im Walde fand Gawan den wunden Ritter, stärkte ihn wunderbar durch die Wurzel, hörte seinen Dank und seine Warnung vor der herzlosen Orgeluse, die auch ihn ins Verderben gestürzt habe, half ihm auf sein eigenes Streitroß und wollte ihn etliche Stunden begleiten. Das litt die Herzogin nicht. Sie brauche seine Dienste; auch zu Fuß müsse er sie begleiten. Sie sprach: „Wollt ihr um meine Minne werben, so fügt euch in den Dienst, den herben!"

Auf ein junges Bauernroß lud Gawan Harnisch und Speer und zog das Tier am Zaume nach. Wieder verspottete ihn die Herrin als einen Krämer, der umherzöge und allerlei Kram im Lande feil böte. Doch ein Blick in ihre Augen sänftigte den aufsteigenden Groll in ihm. So kam Gawan an einen Fluß, an dessen Ufern sich eine stolze Burg erhob. Er übernachtete in dem Hause des Fährmanns und erfuhr von dessen anmutiger Tochter, daß dies das Wunderschloß (Château merveil) sei, in welches der Zauberer Klinschor vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gelockt und durch Zauber eingeschlossen habe.

Elftes Buch: Gawan im Wunderschloß.

Rasch entschlossen und allen Warnungen trotzend, drang Gawan in die wunderbare Burg und bestand die furchtbarsten und abenteuerlichsten Kämpfe, besonders mit dem Wunderbette, das auf Rädern in einem Zimmer mit spiegelblankem Estrich wie toll umherfuhr. Er sprang hinein und wurde nun furchtbar hin und her geschleudert. Endlich stand es still. Da drang ein Hagel von Steinen und Pfeilen auf ihn ein und verwundete ihn durch den Schild hindurch. Sodann kam ein ungeschlachter Bauer mit einer riesigen Keule, der ihn bedrohte, ohne sich an ihn zu wagen. Aber einen entsetzlichen Löwen ließ er auf Gawan los. Es entbrannte mit dem Ungeheuer ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich gelang es Gawan, dem Ungetüm ein Bein abzuschlagen und auf dem blutgetränkten Estrich nun festen Fuß zu fassen. Tot stürzte der Löwe zu Boden, aber auch der völlig erschöpfte Held sank bewußtlos auf der Löwenleiche nieder. Die eingeschlossenen Frauen, welche Gawans Sieg vom Zauber befreit hatte, fanden ihn und pflegten ihn so hingebend, daß er bald gesundete. Unter ihnen war seine Großmutter Arnive und seine Schwester Itonje, denen er sich aber nicht zu erkennen gab.

Zwölftes Buch: Gawan und Gramoflanz.

Gawan bestieg einen Wartturm, auf dem eine wunderbare Spiegelsäule stand, die alles abspiegelte, was im Umkreise von sechs Meilen geschah. Da sah er, wie ein Ritter mit Orgeluse zum Kampfe dahersprengte. Sofort eilte Gawan hinzu, besiegte den Gegner, fand aber auch jetzt nur Hohn von der Herzogin. Sie forderte von ihm einen Kranz aus Klinschors Garten. Auch diesen holte Gawan mit Lebensgefahr, entzweite sich aber dabei mit dem tapferen König Gramoflanz, der nie mit einem Gegner allein, sondern stets mit zweien zugleich kämpfte. Mit Gawan wollte er eine Ausnahme machen, da dessen Vater den seinen erschlagen habe. Es wurde ein Zweikampf in Joflanze, im Beisein des Königs Artus, verabredet. Zugleich versprach Gawan, einen Ring des Königs an seine Schwester Itonje zu befördern, da Gramoflanz sie zur Herrin seines Herzens erkoren hatte. Gawan kehrte nun zu Orgeluse zurück. Dieselbe bat ihn aufs rührendste um Verzeihung wegen ihrer Härte. Sie habe ihn nur zum Kampfe mit Gramoflanz aufstacheln wollen, der ihren ersten Verlobten erschlagen habe. Unzählige Helden habe sie um Sold oder Minnelohn schon zur Rache aufgeboten, aber keiner habe obzusiegen vermocht. Einer habe sie verschmäht und sei ungerührt weiter gezogen, Parzival. Gawan und Orgeluse zogen nun nach dem Wunderschloß und wurden von Klinschors Leuten herrlich empfangen. Das Wunderschloß mit allem Zubehör war ihm als Preis seiner Heldentaten zugefallen.

Dreizehntes Buch: Der Artushof in Joflanze.

Durch ein glänzendes Fest wurde Gawans Vermählung mit Orgeluse gefeiert. Der lieblichen Itonje überreichte Gawan den Ring des Königs Gramoflanz und erfuhr dabei, daß sie den König heimlich liebe, obgleich sic ihn nie gesehen hatte.

Als Gawan nach einigen Tagen mit Arnive am Fenster saß und sich — immer noch unerkannt — ihre und Klinschors Geschichte erzählen ließ, da nahete ein glänzendes Heer. Bald erkannte er das Artusheer und weinte vor Freude. Aber noch gab er sich nicht zu erkennen, sondern ließ das Heer nach Joflanze weiterziehen, befahl aber seinem Marschall, dort sein Zelt neben dem seines Oheims aufzuschlagen.

Mit einer glänzenden Schar, Ritter und Frauen paarweise gestellt, zog Gawan nach dem Lager seines Oheims. Groß war die Freude des Wiedersehens, unbeschreiblich die Wonne des Wiederfindens und Wiedererkennens der so nahen Verwandten.

Am anderen Morgen traf auch Orgelusens Ritterschaft ein und schlug neben den beiden Zeltlagern ein drittes Sonderlager von gleicher Pracht und Kostbarkeit auf. Gramoflanz wurde durch Boten zum Zweikampfe eingeladen. Gawan aber bestieg sein Roß, um sich draußen auf dem Plane umher zu tummeln, seine Glieder zu üben und zu prüfen,

ob die kaum vernarbten Wunden dem Kampfe nicht hinderlich sein würden. Als er hinauskam, sah er einen Ritter von gewaltiger Erscheinung am Flusse halten und sprengte auf ihn los.

Vierzehntes Buch: Parzival und Gawan.

Gawan kämpfte mit dem unbekannten Ritter, der wie er ein Gralpferd ritt. Es war ein Kampf ebenbürtiger Helden.

Die Freunde, die Gesellen mußten einander fällen
mit Roß und Zeug zur Erde. Beide erwarben sie Beschwerde.
Jetzt die Schwerter schnell gezückt und der Schilde Rand zerstückt!
Grünes Gras und Schildes Scherben sah man vermischt den Boden färben,
seit sie da kämpften beide. Sie harrten dessen, der sie scheide,
zu lang; sie hatten's früh begonnen. Sie zu scheiden wollte niemand kommen.

Die Gesandtschaft des Königs Artus hatte inzwischen ihren Auftrag bei Gramoflanz ausgerichtet, die Fährmannstochter diesem einen Ring von Itonje übergeben und er mit reichem Gefolge den Zug nach Joflanze angetreten. Sie trafen auf die beiden Kämpfer in dem Augenblicke, als Gawan von seinem Gegner überwältigt werden sollte, und klagend riefen sie seinen Namen. Bestürzt hielt der siegreiche Gegner beim Klange dieses Namens ein.

Weit aus der Hand warf er das Schwert. Unselig bin ich und entehrt!
rief warnend aus der edle Gast, allem Glück bin ich verhaßt,
daß meiner frevlerischen Hand dieser Streit je ward bekannt.
Hier kommt es wieder recht zutage, daß ich des Unglücks Wappen trage.
Wenn ich dem trefflichen Gawan mit Feindschaft hier Gewalt getan,
hab' ich mich selber überwunden und nichts als Herzeleid gefunden.
Weh, da der Streit begann, war schon Glück und Stern von mir geflohn.
Gawan horcht auf die Klage des Feindes und tat die Frage:
Ach, Herr, sagt an! Wie heißet ihr, der ihr so freundlich sprecht mit mir?
Hätt' ich die Rede doch vernommen, bevor von Kräften ich gekommen!
So wär' mir nicht mein Preis geraubt. Der krönt nun euer Siegeshaupt;
daher ich gerne wüßte, bei wem ich suchen müßte,
wenn ich ihn wiederfinden wollte. Sonst hielt ich, bis mein Glück mir grollte,
im Einzelkampf noch jedem stand .— Ich mache gern mich dir bekannt!
Mein Dienst steht allzeit dir zur Wahl: ich bin dein Vetter Parzival. —
Ha, sprach Gawan, ein schönes Spiel! Hier ging die Torheit grad zum Ziel,
da sich zwei Herzen Haß erzeigt, die sich doch arglos zugeneigt.
Uns beide zwangest du in Streit; so sei dir's um uns beide leid.
Wohl hast du selbst dich hier besiegt, wenn Treue dir am Herzen liegt. —

(Wilh. Hertz.)

Vergebens erbot sich Parzival, den Zweikampf mit Gramoflanz für den erschöpften Freund zu übernehmen. Die Ehre zwang diesen, den Kampf selbst zu bestehen. Die Tafelrunde nahm Parzival mit Freuden wieder in ihre Mitte auf. Ehe es zu dem Zweikampfe zwischen Gawan und Gramoflanz kam, besiegte Parzival den letzteren. Trotzdem bestand derselbe auf seinem Zweikampfe mit Gawan. Da flehte die anmutvolle Itonje, die entweder den Geliebten oder den Bruder zu verlieren fürchtete, Artus um seine hilfreiche Vermittelung an. Diesem gelang es endlich,

eine Versöhnung zwischen Gawan und Gramoflanz sowie zwischen diesem und Orgeluse zu stiften. Eine vierfache Hochzeit setzte alles in freudigste Bewegung.

Nur einem schuf die Festeszeit statt Freude bittres Herzeleid:
das war der edle Parzival. Er dachte an sein treu Gemahl,
an der er hing mit Seel' und Leib; denn niemals nahm ein ander Weib
sein Sehnen und sein Denken hin. Nur seine Herzenskönigin,
die Blüte von der Minneflur, sein Ehgemahl Kondwiramur,
hielt ihn in stetem Minnebann. Er seufzte: „Weh mir armem Mann!
Mein Minneglück ging all verloren, weil ich den Gral mir auserkoren,
und da nach ihm ich rastlos ringe, so wirft der Kummer seine Schlinge
nach mir, und Sehnsucht, die verzehrt mein Herz; denn immer bleibt verwehrt
mir meines treuen Weibes Gruß und ihres süßen Mundes Kuß.
Soll rings mein Auge Freude sehn, und ich soll einzig einsam stehn?
Doch nichts frommt mir all die Beschwerde; Gott will nicht, daß ich glücklich werde!
Da dies mein Los, so gilt mir gleich, was andre fröhlich macht und reich.
Das Glück sei denen all gegeben, die nach dem Glücke sehnlich streben.
Gott schenke Freude diesen Scharen! Ich muß aus diesen Freuden fahren."
Er griff nach seinem Schild und Speer und hing um sich der Rüstung Wehr,
sich wappnend also ganz allein. Erwerben will sich neue Pein —
schon ist der Harnisch umgetan — der freudenflücht'ge, trübe Mann.
Rasch sattelt er sein wiehernd Roß, und als das Frührot kaum ergoß
vom Himmel her die ersten Strahlen, sprengt fort er aus des Sabins Talen.
(E. Engelmann.)

Doch auch für den freudelosen Mann nahte die Zeit des Heiles.

Fünfzehntes Buch: Parzival und Feirefiß.

1. Der Kampf.

Ihm, den zum Helden ich erkor, steht nun sein schwerster Kampf bevor.
Er siegte wohl zu allen Zeiten, doch hieß das nur mit Kindern streiten.
Glaubt, wollt' es nicht die Märe[1]) jetzt, nie hätt' ich ihn aufs Spiel gesetzt.
Doch seinem Herzen sei sein Leben und sein Geschick anheimgegeben,
dem Herzen, das nie zaghaft schlug, das Kühnheit bei der Demut trug.
Das stähl' ihn auch am Leibe, daß er am Leben bleibe.
Denn einen Gegner lernt' er kennen, der alles Streites Fürst zu nennen.
Das war ein Mann vom Heidenland, dem nichts von Taufe war bekannt.

Parzival folgte dem Laufe des Flusses und sah plötzlich durch eine Lichtung des Waldes das Meer im Sonnenglanze wie Silber flimmern und leuchten. Am Ufer ankerten zahllose Schiffe, deren Wimpel im Winde flatterten. Er ritt näher, um zu erfahren, woher die große Flotte komme. Da sperrte ihm ein Ritter in kostbarer Waffenrüstung mit vorgehaltenem Speere den Weg. Da Parzival nie einem Gegner wich, so rannten die beiden Helden, Löwen an Heldenmut und Lämmer an Demut, ohne viel Worte aufeinander los. Der Zusammenstoß war so gewaltig, daß die Erde erdröhnte, die Schäfte zerkrachten und die Schilde zersplitterten. Aber keiner räumte den Sattel, wie auch die Rosse dampften und keuchten.

1) Erzählung, Nachricht, Sage, wie sie z. B. der Franzose Chrestien von Troyes berichtet.

Tot wird der Leu zur Welt gebracht, der von des Vaters Ruf erwacht[1]).
So leben die vom Schäftekrachen, die in der Tjost zum Preis erwachen[2]).
Sie können wohl sich Tjost gewähren, einen Wald vertun von Speeren.
Den Zügel kürzend mit Bedacht, rennen sie und haben acht,
indem sie tjostieren, das Ziel nicht zu verlieren.
Da ward genau gemessen, da wurde festgesessen,
alles wohl zur Tjost geschickt, die Rosse mit dem Sporn gezwickt.
Diese Tjost ward so geritten, daß sie die Koller sich zerschnitten
mit starkem Speer, der sich nicht bog, und mancher Splitter aufwärts flog.
Der Heide war verdrießlich, daß ihm jener noch im Sattel saß:
ihm war noch keiner festgesessen, mit dem er sich im Kampf gemessen.
(Simrock.)

Herab sprangen endlich beide von den heißen Rossen und zerhieben sich mit sausenden Klingen Helme, Koller und Schilde. Mit furchtbarer Kraft und Gewandtheit focht der fremde Ritter. Seine beiden Helfer in der Not waren sein wunderkräftiger Schild und der Name Sekundille, der Name seiner Herzenskönigin.

Hier stritt der Treue Lauterkeit: große Treue focht mit Treue Streit.
Um Minne haben sie ihr Leben an des Kampfs Entscheidung hingegeben,
der ihnen Gottes Urteil ist. Wohl vertraute Gott der Christ,
seit er bei Trevrezent verweilt, der ihm so herzlich Rat erteilt;
er soll auf dessen Hilfe denken, der in Sorgen Freude möge schenken.
Stark war der Heide, der hier stritt: wenn er ausrief Thabronit,
wo die Königin Sekundille saß vor dem Berge Kaukasas,
so ward sein hoher Mut erneut wider den, der nie bis heut'
erlegen war von Feindeshieben; Unsieg[3]) war ihm fremd geblieben.
Er hat ihn nie empfangen und ließ ihn manchen doch erlangen. —
Man sagt mit Recht, so stritten sie,
wenn man als Zwei sie will betrachten, die doch für Eins nur sind zu achten.
Ich und mein Bruder sind ein Leib, wie guter Mann und gutes Weib. —
Die Arme schwangen sich mit Kunst; aus den Helmen lohte Brunst;
von ihren Schwertern fuhr der Wind. Gott schütze Gahmuretens Kind!
Der Wunsch gilt ihnen beiden, dem Getauften und dem Heiden:
denn ich rechne sie für einen. Sie würden's selber meinen,
wären sie sich recht bekannt; sie setzten nicht so viel zum Pfand,
denn nicht minderm gilt ihr Streit als Ehre, Freude, Seligkeit.
Wer auch hier den Preis gewinnt, doch hat er, wenn er Treue minnt,
die Freude dieser Welt verloren und dauernd Herzeleid erkoren.[4])
(Simrock.)

Hoch warf der Heide jetzt sein Schwert empor, und schwer getroffen sank Parzival in die Kniee. Da gedachte er in seiner höchsten Not, die ihn je getroffen, des Wertesten, das sein Herz kannte. Mit dem Rufe:

Du hehrer Gral, das wende du! Kondwiramur, das gib nicht zu!

erhob er sich zu neuen hallenden Schwertschlägen, also daß Feuer aus den Helmen lohete und des Fremden Arm zu ermatten begann. Zu einem

1) Die mittelalterliche Sage berichtet, daß der junge Löwe tot zur Welt komme und erst am dritten Tage durch das Gebrüll des Vaters zum Leben erweckt werde.
2) „So ward dies Paar vom Lanzenkrach zu kühnem Heldenleben wach."
3) Niederlage. 4) Durch die Trauer über den Tod des Bruders.

letzten furchtbaren Schlage holte Parzival aus, und wie vom Blitz getroffen sank der Fremde vor ihm auf die Kniee; aber Parzivals Schwert, das er einst Ither, dem roten Ritter, geraubt, war zersprungen, und wehrlos stand er vor dem Gegner. Doch dieser senkte edelmütig sein Schwert und sprach:

Wohl seh' ich, wehrlicher Mann, dein Streit wird ohne Schwert getan!
Wie erwürb' ich dann wohl Preis an dir? Stehe still und sage mir,
wer du seist, wehrlicher Held! Fürwahr, du hättest mich gefällt
und mir den alten Preis entrungen, wär' dir nicht dein Schwert zersprungen.
Ein Friede gelt' uns beiden nun, daß wir uns die Glieder ruhn.

2. **Das Erkennen.** Sie ließen sich zur Rast ins Gras nieder, und wiederum begann der Fremde: „Nie im Leben sah ich einen Mann so würdig, den Kampfpreis zu erringen, als dich. Sag mir deinen Namen und dein Geschlecht, dann freut mich meine Fahrt erst recht."

Parzival zögerte, da jetzt Gehorsam wie Furcht oder Zugeständnis der Niederlage aussehen könnte.[1]) Da sprach der Fremde: „Nun, so will ich beginnen! Ich bin Feirefiß Anschewein. Manches Reich und manches Land ist mir dienstbar. Dort ankert meine Flotte am Gestade, und die Helden von fünfundzwanzig Völkern und Sprachen sind mit mir übers Meer gekommen!"

Staunend rief Parzival: „Woher seid ihr ein Anschewein? Anschau heißt das Erbe mein! Ihr könnt nicht diesen Namen führen, oder wäret ihr gar mein Bruder, von dem mir dunkle Kunde kam, daß er im Heidenlande wohne und mit ritterlicher Kraft viel hohen Preis gewonnen habe? Laßt mich euer Antlitz schauen! Mit Streit verschont euch derweil meine Hand." „Wenig ficht dein Streit mich an!" erwiderte stolz der Fremde. „Dein Schwert ist zerbrochen, das meine ganz. Doch wozu das Schwert? Es sei weder mein noch dein!" und damit warf er's weit weg in den Wald. Er fuhr hierauf fort: „Und nun sag an bei deiner Ehre, wie deines Bruders Antlitz aussehen soll!"

„Wie beschrieben Pergament, schwarz und weiß dort und hier!" war die Antwort. „So bin ich dein Bruder!" rief der Fremde, löste den Helm, zeigte sein Antlitz, das wie Elsterngefieder gefleckt war.

In Herzensfreude umarmten und küßten sich da der heidnische und der christliche Bruder.

Mit Freuden sprach der Heide da: „O wohl mir, daß ich dich ersah,
Sohn Gahmurets, du werter Degen! Dank meinen Göttern allerwegen!
Hochgepriesen sei der Stern, bei dessen Schein hierher so fern
meine Reise ward getan zu dir, du schrecklich-süßer Mann,
die schier durch deine Kraft mich reute. Heil der Luft, dem Tau, der heute
niederfiel und kühlte mich, Minneschlüssel wonniglich!"[2]) . . .

---

1) Der Unterliegende war nach ritterlicher Sitte gezwungen, zuerst seinen Namen zu nennen.

2) Du gewinnst alle Herzen durch deine Schönheit und Ritterlichkeit.

Doch die hohe Freude des brüderlichen Findens ward gedämpft und in Klagelaute umgestimmt, als Feirefiß erfuhr, daß sein Vater, Gahmuret, der Preis der Heidenschaft und der Stolz der Christenheit, schon früh im Kampfe durch Verrat gefallen sei.

„O weh der ungestillten Not!“ sprach der Heide, „ist mein Vater tot,
so ist die Freude mir zerronnen, und hatte Freude kaum gewonnen!
Ich hab' in wenig Stunden Glück verloren, Glück gefunden!“

3. **Die Brüder an Artus' Hofe.** Parzival ließ den Bruder sich ausweinen. Dann fragte er ihn, auf die Flotte deutend, ob er seiner Scharen ganz sicher sei, so daß sie seiner harren würden, auch wenn er einige Zeit verzöge zu kommen.

Zuversichtlich sprach Feirefiß:

Und blieb' ich aus ein halbes Jahr, mein harrte arm und reich fürwahr.
Keiner dürfte von dem Ort. Speise haben sie an Bord
genug, kein Mangel ficht sie an. Von den Schiffen darf nicht Roß noch Mann,
als sich mit Wasser zu versehn und sich am Strande zu ergehn.

„Wohlan“, sprach Parzival, „so folge mir an Artus' Hof, der hier reiches Hofgelage hält! Tapfere Ritter und wonnesame Frauen sind da in großer Zahl zu schauen.“

„Wohl habe ich von Artus' Hof gehört, daß nichts seinem Glanze gleiche“, sprach Feirefiß, und einträchtig ritten die Brüder zum Zeltlager des Königs.

Dorthin war schon die Kunde von dem furchtbaren Kampfe der beiden unvergleichlichen, ebenbürtigen Gegner gedrungen. Der Wächter auf dem Turme hatte ihn in der wunderbaren Spiegelsäule gesehen und gemeldet, Artus aber sogleich in einem der Kämpen Parzival vermutet.

Von Gawan wurden die Helden mit Freuden und Ehren empfangen, ihrer Rüstungen entledigt und in Festgewande gehüllt. Auch die Frauen des Hofes, die anfänglich Scheu vor dem gefleckten Antlitz trugen, grüßten Feirefiß mit Herzlichkeit und räumten ihm und Parzival bei Tische den Ehrenplatz ein.

Nach dem Mahle kam Artus mit Ginovera und reichem Gefolge, um den Helden Ehre zu bieten. Feirefiß erzählte ihm sein Leben, seine Fahrten, seine Abenteuer und den Zweck seiner Reise. „Meinen Vater, den ruhmvollen Fürsten Gahmuret, suchte ich, aber niemals wird ihn mein Auge sehen!“ sprach der Heide und bedeckte sein Antlitz, um die rinnenden Tränen zu verbergen. Alle waren gerührt und bemühten sich, den dunkelfarbigen Fürsten zu trösten, zu erfreuen und zu ehren.

Herr Artus sprach: „Vom Vater her, Herrn Gahmuret, dem Helden hehr,
ist angestammt euch wohl die Art, nach Reckenweise weiter Fahrt
zu pflegen zu dem Preis der Frauen und fremde Lande zu erschauen.
Auch Gahmuretens andrer Sohn, Herr Parzival, hat lange schon
gleich euch die weite Welt durchfahren. Wie er sich nirgend wollte sparen,
das macht er euch wohl selber kund. Er sucht gar einen hohen Fund:
er ringt und streitet um den Gral!“ Da sprach in Trauer Parzival:
„Dahin ist all mein Glück und Frieden; vom Grale bin ich längst geschieden.

Wohl hat in Nähe und in Weite mein Arm in manchem scharfen Streite
sich stark und ritterlich gezeigt und manchem Mann das Haupt geneigt,
der nicht gewöhnt war an den Fall. Doch wollt' ich sie benennen all,
die in Tjosten ich bestritt, solang ich nach dem Grale ritt,
so käm' ich nimmer heut' ans Ziel; des Guten wär's fürwahr zu viel,
drum will ich besser mich bescheiden!" Des Bruders Tugend freut den Heiden,
daß er, der Preis in jedem Streit erwarb von seiner Würdigkeit,
so wenig sprach von seiner Ehre. (E. Engelmann.)

4. **Die Heilsbotschaft.** Plötzlich erscholl die Kunde, eine dicht verschleierte Jungfrau mit goldenen Turteltauben, den Wappenzeichen des Grals auf dem Mantel, sei gekommen und begehre Artus zu sprechen. Sie wurde vor ihn geführt, verneigte sich und bat um seine Fürsprache bei Parzival, den sie einst arg gescholten, jetzt aber durch frohe Botschaft zu erfreuen habe.

Als Parzival nahte, riß sie die Binde vom Haupte, und Kondries' häßliches Antlitz ward sichtbar. Sie fiel weinend vor ihm nieder und bat um Verzeihung, daß sie ihn einst übermäßig gescholten habe. Willig verzieh ihr der edle Held.

Zu Parzivalen kehrt sie sich: Doch du in Demut freue dich!
Wohl dir des hohen Teiles, du Krone Menschenheiles!
Die Wunderschrift erschien am Stein: du sollst des Grales König sein!
Kondwiramur soll mit dir ziehn und auch dein Sohn Loherangrin.
Sie hat, eh' du von ihr gegangen, ein Zwillingspaar von dir empfangen.
Dem andern Söhnlein, das sie trug, Kardeiß, bleibt Land und Macht genug.
Und würde dir im ganzen Leben die eine Freude nur gegeben,
daß du den Werten, Süßen nun sollst mit Rede grüßen,
sollst Anfortas von seinen Leiden mit deines Mundes Frage scheiden:
wer möcht' in allen Reichen sich dir an Glück vergleichen?
An dir ist Sorge nun verwaist. Was der Planeten Lauf umkreist
und überglänzt, ist alles dein. Des Herzens wilde Gier allein
und sündige Genossenschaft verbietet dir des Grales Kraft.
Was dich bedrängt in jungen Tagen, in Wonnen wandeln sich die Klagen. —
In Sorg' und Streit erharrtest du des Leibes Lust, der Seele Ruh'. —
(Wilh. Hertz.)

Die Mär verdrießt den Degen nicht. Vor Freud' aus seinen Augen bricht
Wasser aus des Herzens Bronnen. Da sprach er: „Herrin, hohe Wonnen
hat mir euer Mund genannt. Bin ich so vor Gott erkannt,
daß ich sündiger Mann, und wenn ich Weib und Kind gewann,
sie alle mit mir Gnad' empfahn, so hat Gott wohl an mir getan . . .
Nun sagt mir, Herrin, wie und wann
ich soll zu meinen Freuden fahren, und laßt mich das nicht lange sparen!"
Da sprach sie: „Lieber Herre mein, ein Mann soll dein Geselle sein,
den wähle! Ich geleite dich! es gilt zu helfen, spute dich!" (Simrock.)

Parzival wählte als Begleiter seinen Bruder Feirefiß. Willig folgte dieser, ließ aber vorher von seiner Flotte reiche Geschenke für Artus und die Tafelrunde holen. Groß war die Freude über die herrlichen Ehrengaben, innig der Dank der Beschenkten, herzlich der Segenswunsch, mit dem man das edle Brüderpaar scheiden ließ. Artus hatte Parzival versprochen, durch Eilboten die Königin Kondwiramur mit ihren Zwillingssöhnen Lohengrin und Kardeiß herbeizurufen.

Sechzehntes Buch: Parzival als Gralkönig.

1. **Anfortas' Erlösung.** Anfortas mit den Seinen trug die ganze Zeit Jammers genug. Im Übermaß der Schmerzen rief er jammernd: „Wie lange soll die Qual noch währen? Erlöset mich und laßt mich sterben; befreiet mich und euch!"

„O wär' euch rechte Treue kund, erbarmtet ihr euch mein zur Stund'.
Wie lang soll denn die Qual noch währen? Wollt ihr der Untreu' euch erwehren
an mir, der treu in jeder Not euch hilfereich war zu Gebot,
laßt ihr in dieser Pein mich nicht! Ich fleh' bei eurer Ordenspflicht
euch an und bei des Schildes Ehre, beim Helme und des Schwertes Wehre.
Wie bin ich doch so manches Mal mit euch dereinst durch Berg und Tal
zum frohen Männerstreit geritten und hab' zur Ehr' des Grals gestritten,
daß es den Feind mußt' schwer verdrießen! Ihr aber laßt mich's nicht genießen.
Wollt ihr nicht, daß am jüngsten Tage ich euch vor Gottes Thron verklage,
so bitt' ich, daß ihr mich befreit! Es ist fürwahr die höchste Zeit
für mich jetzo herangekommen; auch ist's zu eurem eignen Frommen:
ich taug' zum König länger nicht. Drum auf und tut, was eure Pflicht,
und lasset baldig es geschehn, sonst dürft's euch selbst noch übel gehn!"

(E. Engelmann.)

Sein Jammer zerriß den Templeisen das Herz, aber sie wagten ihm nicht den Anblick des Grals zu entziehen, der sein elendes Leben fristete. Da schloß Anfortas vier Tage die Augen, um zu sterben, aber des Grals Wunderkraft zwang ihn, die Augen dem lichten Glanze zu öffnen und weiter zu leben. Mit innigem Danke und heiligem Jubel las man endlich die Inschrift am Gral, daß Parzival zum Retter des Anfortas bestimmt sei.

Die beiden Helden Parzival und Feirefiß sprengten, von Kondrie auf verborgenen Pfaden geführt, herbei, wurden von den Templeisen mit Freuden begrüßt und mit hohen Ehren in die Gralsburg geführt.

Ein Haufe der Templeisen harrte schon an der Grenze auf der Warte.
Da hebt sich Staub am Waldesrande! Kaum hat der Turteltaube Zeichen
der Rottenmeister am Gewande Kondriens erblickt, mit Freud' ohngleichen
ruft er aus: „Wohl uns, vor Sorgen sind wir nun immerdar geborgen!
Auf den vergeblich unser Hoffen, solang der Jammer uns umstrickt,
geschaut, er ist nun eingetroffen mit dem Wappen des Grals geschmückt.
Seid still denn, große Freud' ist nah!" — Als Feirefiß die Helme sah,
da mahnet' er, es scheine Zeit, sich zu bereiten hier zum Streit.
Kondrie doch nahm ihn beim Zügel und sprach: „Bleibt ruhig im Bügel!
denn frohen Späheramtes walten, die dorten auf der Warte halten.
Sie stehn im Dienst des heil'gen Grals und ihres Herren — Parzivals."
Kondrie ritt voran und sprach, des Grales König folg' ihr nach.
Da stiegen alle schnell vom Roß; entblößten Haupts empfing der Troß
ehrfürchtig Parzivaln zu Fuß. Ein Segen dünkte sie sein Gruß.
Auch ward von ihnen Feirefißen, dem bunten, würdig Ehr' erwiesen.
Ihr Aug' ward von Tränen der Freude naß. Drauf brachen sie auf nach Montsalvas.
Das Volk in ungezählten Haufen, edle Junker, Rittergreise,
Waffenknechte reiten, laufen, springen all in gleicher Weise
den Kommenden auf ihren Wegen mit lautem Jubelruf entgegen.
Man führt die Fremden in den Saal, wo wieder wie beim erstenmal,
als der Waleise ihn betrat, hundert Teppiche von Palmat

den Boden decken, lange Gefäße
von samtnen Polstern drauf gelegt. Indem sie hier verweilen, trägt
ein Kämmrer goldene Gefäße
mit dem Trunk herbei, empfängt von ihnen Harnisch, Panzerhos' und Schienen
und legt, geziemend ihrem Stande, ihnen an die prächtigsten Gewande,
worauf Parzivaln mit Feirefiß der kranke Anfortas vor sich ließ.
(San Marte.)

Die Schmerzen des Anfortas hatten den höchsten Grad erreicht, denn die feindlichen Sterne Jupiter und Mars regierten am Himmel. Weithin hörte man sein Stöhnen und sein Jammern, aber vergeblich suchte man durch allerlei Mittel die Pein zu mildern.

Anfortas, in sein Bett gelehnt, empfing den Gast, den er ersehnt,
froh und doch mit Schmerzgebärden. Er sprach: Durch euch erfreut zu werden,
drauf harrt' ich lang in bittrer Qual. Ihr gingt von mir das letzte Mal;
Herr, fühlt ihr menschlich, hilfbereit, so ward es euch wohl selbst zum Leid.
Beim Preis, den man von euch gesagt, wer hier ist: Ritter oder Magd,
erwirkt bei ihnen nur den Tod und lasset enden meine Not!
Ist euer Name Parzival, so haltet ferne mir den Gral
in sieben Nächten und acht Tagen; dann schwinden alle meine Klagen.
Mir ist kein weitres Wort gegönnt; doch wohl euch, wenn ihr helfen könnt!
Der Fremde, den ich bei euch sehe [1]), ich kann nicht dulden, daß er stehe —
schafft ihm Behagen bei den Meinen! — Doch Parzival begann mit Weinen:
Wo liegt der Gral? Belehret mich! Vor aller Augen zeige sich,
ob ich von Gott begnadigt bin. — Dreimal nach jener Seite hin
warf er sich nun der Trinität [2]) zu Ehren nieder im Gebet,
daß sie den Mann von Qualen rette. Dann trat er an des Kranken Bette
und sprach ihn an: Was fehlt dir, Ohm? — Und der Silvesters Stier in Rom [3]),
den toten, hieß von dannen gehn, der Lazarus hieß auferstehn,
der half auch Anfortas zur Stund', daß er ward heil und ganz gesund.
(Wilh Hertz.)

Ja, in solcher Jugendkraft erstrahlte sein Leib, daß selbst Parzivals Schönheit daneben erbleichte. Dankbar reichte er Parzival die Hand, rief alle Ritter zusammen und legte die Krone in seines Neffen Hand. Willig und freudig ward dieser als Herr und Gebieter anerkannt.

2. **Das Wiedersehen.** Am anderen Morgen verkündete ein Bote, daß Kondwiramur mit großem Gefolge unten am Walde ihres Gemahls harre. Es war an demselben Orte, wo einst Parzival die drei Blutstropfen im Schnee fand und so sehnsüchtig seines Weibes gedachte. Eilends ritt Parzival seinem holden Gemahl entgegen. An Trevrezents Klause machte er Halt und verkündete seinem Oheim des Anfortas' Erlösung von seinem Siechtum. Hocherfreut faltete dieser dankbar die Hände und sprach:

„Gottes Kraft ist unermessen! Wer hat in seinem Rat gesessen?
Wer weiß ein Ende seiner Macht? Zu Ende wird es nie gedacht
von allen Himmelschören dort. Gott ist Mensch und seines Vaters Wort;
Gott ist Vater und Sohn zugleich, sein Geist ist aller Hilfe reich."

---

1) Feirefiß. 2) Die göttliche Dreieinigkeit.
3) Nach einer Legende tötete ein Jude in Rom einen wilden Stier, indem er ihm einen geheimnisvollen Namen Gottes ins Ohr raunte. Der Papst Silvester aber rief ihn durch den Namen Christi wieder ins Leben.

Zu Parzival sprach der ehrwürdige Einsiedler: „Ein Wunder ist's, daß Gottes ewiger Rat dein Trachten gelingen ließ;

euch kam von oben der Gewinn; zur Demut wendet nun den Sinn!“

Als ihm Parzival sagte, daß er zum Wiedersehen mit seinem teueren Weibe eile, die er fünf Jahre nicht gesehen, aber täglich im treuen Herzen getragen habe, da legte der gute Klausner segnend seine Hände auf des Neffen Haupt und befahl ihn Gott.

Endlich sah Parzival die Banner von Brobarz auf den Gezelten wehen. Herzog Kiot, der treue Oheim und Beistand seiner Gattin, empfing ihn und führte ihn in das Gezelt, wo Kondwiramur, noch ermüdet von der langen, eiligen Fahrt, in festem Schlafe lag. Lange betrachtete Parzival sein jugendschönes, wonnevolles Weib mit seliger Lust.

Die beiden Knaben traulich liegen zur Seite ihr. Da mußte siegen
die Freude über alles Weh. — So in der Betten weißem Schnee
sah er drei rosige Gesichte verkläret in des Morgens Lichte
nun vor sich ruhen, lächelnd mild, wie hier er einst gemalt entzückt
von dreien Tropfen Bluts das Bild Kondwiramurs im Schnee erblickt.

Mit einem Kuß auf die Stirne weckte er die Reine. Sie blickte empor, sah den geliebten Mann und empfing ihn lachend und weinend.

Sie sprach: „Dank sei des Himmels Gnad', die endlich dich gesendet hat!
O du Herzensfreude mein, sollst mir froh willkommen sein!
Nun sollt' ich zürnen, kann nicht, ach! Heil sei der Stunde, sei dem Tag,
die mir brachten diesen Kuß, davon mein Trauern schwinden muß!
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt, den Sorgen ist der Sieg verwehrt.“

(S. M.)

Jetzt hob sie den Vorhang auf, der das Zelt teilte, und zeigte dem Gatten die Zwillinge, die ein halbes Jahr nach seinem Scheiden von Brobarz geboren wurden.

Die süßen Kindlein schlugen drauf erwachend auch die Augen auf.
Nackt, wie sie in den Kissen lagen, hob mit erhöhtem Herzensschlagen
zu sich empor sie Parzival und küßte ein- ums andremal
Kardeiß und Loherangrin, beide, liebreich mit reinster Vaterfreude.

Unbeschreiblich war des Vaters Glück, und immer wieder küßte er die holden Knaben. Wie einst die drei Blutstropfen im Schnee seine Sinne bezaubert hatten, so nahm jetzt die süße Drei, Kondwiramur und ihre beiden Knaben, sein Herz gefangen. In herzlichem Geplauder tauschten die Gatten ihre Erlebnisse aus. Mit Teilnahme hörte Parzival, daß die blonde Liasse zu Gurnemanz' Freude einen edlen Gatten in dem Sohne des Herzogs Kiot gefunden habe.

Nach der Frühmesse verkündete Parzival mit bewegter Stimme seiner Ritterschaft aus Brobarz, daß er zum Könige des Grals berufen sei, und daß er seinem Sohne Kardeiß seine weltlichen Reiche übertrage. Sein Oheim Kiot solle sie bis zu dessen Mündigkeit verwalten. „Empfangt nun schon heute euere Lehen von meinem Sohne, und huldigt ihm als euerem künftigen Herrn!“ schloß Parzival. Dies geschah mit Herz und Hand, und mit Wehmut zogen die aus Brobarz wieder heim.

Als schon zur Fahrt das Königspaar nach Montsalvas gerüstet war,
sprach Parzival zu den Waleisen:
„Eine Klaus' hab ich einst hier geschaut, im Wald, über einem Bach erbaut,
dahin sollt ihr vorerst mich weisen!"
„Wohl", ward von ihnen ausgesagt, „ist sie bekannt uns; eine Magd,
klagend an ihres Freundes Sarg, bewohnt sie; größre Treue barg
kein Herz als ihres. Nah vorbei führt uns der Weg. Von Jammer frei
ist nie die Arme noch gefunden." Der König sprach: „Ich will sie sehen!"
Sie ritten bis zur Abendstunde, da sahen sie die Hütte stehen,
doch niemand trat heraus gefällig; verschlossen blieb sie ungesellig.
Sie brachen drauf die Pforte ein; da lag Sigune auf dem Stein
des Sarges betend hingegossen; gefaltet noch sind ihre Hände,
jedoch ihr Auge ist geschlossen, der Tränenquell versiegt; ein Ende
hat ihre Klag' und lange Not; die treue Magd Sigun' ist tot.
Kondwiramur schrie auf mit Schmerzen, als sie die Unglückliche sah;
denn teuer war sie ihrem Herzen; sie stand im Leben ihr so nah.
Joisiane, Mutter dieser Toten, ja hatte ihr als Kind zugleich
mit Sigunen Pfleg' entboten und Erziehung. Jammersreich
und klagenvoll ward so die Fahrt, die so freudig begonnen ward.
Vom Grab Schionatulanders hieß abnehmen Parzival den Stein:
Und sieh! schön wie im Leben ließ, einbalsamiert mit Spezerein,
ganz unverwest des Toten Leib sich sehn. — Sie, treu ihm wie sein Weib,
die ihm mit jugendfräulichem Lieben durch ihre ganze Lebenszeit
bis in den Tod selbst hold geblieben, der sie erlöste von dem Leid —:
sie ließ nun Parzival, der Degen, ins Grab zu dem Verlobten legen.
So fanden nun ein Ruhebette die Liebenden in Grabesstätte.

(San Marte.)

In ernstem Schweigen zogen sie nach Montsalvage und langten dort Abends an. Kerzen und Fackeln erhellten den Wald, als stünde er in Feuer. Reisige Scharen geleiteten den edlen Helden und begrüßten die holde Königin, besonders herzlich geschah dies von Feirefiß. Sie küßte ihren Schwager, aber das Knäblein Loherangrin versteckte den Mund vor dem farbigen Manne.

3. **Feirefiß' Taufe und Vermählung.** Beim herrlichen Festmahl bewährte der Gral seinen Glanz und seine Kraft, aber Feirefiß sah nichts davon, denn einem Ungetauften blieb er verborgen. Wohl aber sah er mit Staunen die jungfräuliche Trägerin des Grals, die holdselige Repanse de Joie, und ein heißes Verlangen nach ihr regte sich in seinem Herzen. Um ihre Minne und den Anblick des Grals zu gewinnen, erklärte er sich rasch zur Taufe bereit. Repanses Herz neigte sich dem fremden, farbigen Manne mit dem heldenmütigen Herzen und der ritterlichen Ehrenhaftigkeit zu. Sie gelobte, sein Weib zu werden und ihm in die Ferne zu folgen, wenn er seinen Göttern entsagen und durch die Taufe in den Bund der Christen treten würde. Dringend bat nun Feirefiß um die Gnade der Taufe.

„Wodurch ich sie erwerben kann", sprach der Heide, „das wird all getan
und getreulich bald vollendet." Ein wenig ward gewendet
der Taufnapf hin zu dem Gral, da ward er Wassers voll zumal,
nicht zu warm noch zu kalt. Da stand ein grauer Priester alt,
der manch heidnisch Kindelein schon getauft hatte darein.

Der sprach: „Ihr sollt glauben, wollt ihr dem Feind die Seele rauben,
an den höchsten Gott alleine. Dreifaltig ist der Eine,
doch eins und einig immerfort. Gott ist Mensch und seines Vaters Wort.
Da er Vater ist und Kind, die beide gleich gewaltig sind
und an Macht dem Geiste gleich. In der dreien Namen wehret euch
dieses Wasser Heidenschaft durch der Dreieinigkeit Kraft.
Die Tauf' im Wasser mied er nicht, der Adam lieh sein Angesicht.
Vom Wasser kam der Bäume Saft; befruchtend gibt das Wasser Kraft
aller Kreatur der Welt; vom Wasser wird das Aug' erhellt:
Wasser gibt mancher Seele Schein, daß kein Engel lichter möchte sein."

Nach der Taufe fiel es wie Schuppen von Feirefiß' Augen, so daß auch er den Gral in seiner Herrlichkeit erschaute.

Eine neue Schrift am Gral gebot: Wenn künftig ein Gralritter in fremde Lande zur Hilfe für Unterdrückte entsandt wird, wie es häufig geschah, so soll er jede Frage nach seinem Namen und Geschlecht verbieten. Wird diese Warnung außer acht gelassen und die Frage der Neugier doch getan, dann soll der Ritter von dem Lande und Volke scheiden. Dies Gebot ergehe, weil Anfortas so lange in seinen herben Schmerzen saß, ohne daß ihn die Frage der Teilnahme erlöste.

Weil die Frage nicht geschah so lange, ist ihnen jetzt vor Fragen bange.
An des Grales Dienstgesellen darf man keine Frage stellen.

Mit großer Pracht wurde Feirefiß' Hochzeit mit Repanse gefeiert. Doch vergeblich bat er seinen Schwager Anfortas, mit ihm in den Orient zu ziehen. Ihm wurde die Antwort: „Ich möchte mir nicht den freudigen Mut, Gott aufs neue zu dienen, verderben lassen. Durch Hoffart verlor ich des Grals Krone; nun hab' ich Demut mir erkoren und will im Dienste des Grals leben und streiten. Doch Kondrie, die kluge Botin, mag mit euch ziehen und uns einstens Kunde von euch bringen."

Am zwölften Tage schied das junge Paar von Montsalvage und wurde bis zum Meeresstrande geleitet; heller Jubel auf der Flotte empfing den König und sein Gemahl. Feirefiß erfuhr hier, daß die heidnische Königin Sekundille, um die er früher geworben, inzwischen gestorben sei. Nun ward Repanse erst ganz ihrer Reise froh. In Indien gebar sie ihrem Gatten einen Sohn, den späteren Priester Johannes, der wegen seiner Tugend und Frömmigkeit hohen Preis erwarb. In allen seinen Landen ließ Feirefiß das Christentum verbreiten. Kondrie brachte aus Indien Botschaft nach dem Gral, daß Repanse Herrin weiter Lande und glücklich sei. —

4. **Schluß.** Das war Titurels letzte Freude; selig schlummerte der lebensmüde Greis hinüber zu einem besseren Leben. Anfortas diente dem Gral mit keuschem Herzen und kühner Hand. Noch manchen Streit bestand er zu seiner Ehre und zum Schutze der Landesmark. Oft weilte er bei seinem Bruder Trevrezent, der seine Klause nicht verließ und heiliger Gottesminne getreu blieb. Parzival und Kondwiramur pflegten den Gral mit reinem Herzen und heiligem Wandel und erzogen ihre Söhne zu frommen, starken Helden.

Loherangrin erwuchs in Kraft. Seitdem er sann auf Ritterschaft,
erwarb sein kühnes Heldentum im Dienst des Grals ihm hohen Ruhm.
Hört ihr mich gern noch weiter an, von einer Fürstin meld' ich dann;
die war vor allem Falsch bewahrt, von Erbe reich und hoher Art.
Sie lebte rein und keusch dahin; kein irdisch Wünschen kannt' ihr Sinn.
Der Freier hatte sie genug, von denen mancher Krone trug,
manch Ebenbürt'ger reich an Land; doch ihre Demut widerstand.
Drob ward sie viel gescholten; denn ihre Grafen grollten,
daß sie nicht einen Würd'gen wähle, dem sie als Herr das Land befehle.
So wucherte des Hasses Keim; sie stellte alles Gott anheim
und ließ in Unschuld sich verdammen. Des Landes Herrn rief sie zusammen,
zum Hoftag zogen sie heran, und dort verschwur sie jeden Mann:
Nur jenem werde sie zu eigen, den Gottes Hand ihr würde zeigen!

Es war die verwaiste Herzogin von Brabant, die also von Feinden und Freunden gedrängt wurde. Ihr sandte der Gral in Loherangrin den starken Helfer. Ein Schwan führte ihn auf einem Nachen bei Antwerpen ans Land. Der Held gewann das Herz, die Hand und das Land der jungen Fürstin, verbot ihr aber, je zu fragen, woher er gekommen sei, sonst müsse sie ihn verlieren. Lange lebte das edle Paar in Glück und Frieden und freute sich der heranwachsenden Kinder. Da tat die Gattin die verhängnisvolle Frage, die ihr Glück zerbrach und sie für immer von dem geliebten Manne schied. Der Schwan schwamm mit dem Nachen herbei und führte Loherangrin nach Montsalvage zurück; sein Geschlecht aber blühte weiter in den Niederlanden.

Wes Leben so sich endet, daß Gott nicht wird gepfändet[1])
der Seele durch des Leibes Schuld und er dennoch sich die Huld
der Welt erhielt mit Würdigkeit, der blieb vom rechten Ziel nicht weit.

III. Vertiefung.

1. Schauplatz, Szenenwechsel und Situationsgemälde.

Als Schauplatz der Parzivaldichtung denkt sich Wolfram das nordwestliche Frankreich. Nach der Bretagne weist uns die Artussage; ohne festen örtlichen Anhalt ist die Gralsage. Die Namen sind häufig derartig, daß sie geographisch nicht zu bestimmen sind. Sie stammten teilweise aus Britannien, gingen in allerlei Sprachen und Mundarten bunt durcheinander, wurden von französischen Dichtern französisch und von Deutschen deutsch umgeformt. Um die wirklichen geographischen Verhältnisse bekümmert sich die Sage nicht im mindesten. Geographische Möglichkeiten und Unmöglichkeiten grenzen da dicht aneinander. Nur Nantes als Hauptstadt der Bretagne, Valois in den Departements Oise und Aisne und Anjou auf beiden Seiten der unteren Loire geben einen

---

1) Abgepfändet, genommen, entrissen. W. Hertz übersetzt:
Wes Leben so sich endet, daß er Gott nicht entwendet
die Seele durch des Leibes Schuld und er daneben doch die Huld
der Welt mit Ehren sich erhält, der hat sein Leben wohlbestellt.

sicheren Anhalt. Ganz in der Luft schweben Montsalvage, Chatelmerveil (Château de merveille), Salvaterre usw. Die Vorgeschichte des Helden in den beiden ersten Büchern führt uns in den Orient und nach Spanien. Letzteres denkt sich Wolfram so nahe bei Frankreich, daß er Gahmuret nach seiner Landung in Spanien geradeswegs zum Turnier nach Kanvoleis in Waleis (Valois) reiten läßt. Vergeblich sucht man Karidöl, Artus' Hofburg in Bretagne, die Einsamkeit Soltane, Gurnemanz' Burg Graharz, Kondwiramurs Residenz Pelrapär, den Fluß Plimizöl im Bistum Barbigöl, Orgelusens Burg Logrois und die Stadt Joflanze usw. Es genügt, sich alle diese Örtlichkeiten in der Bretagne und deren weiterem Umkreise zu denken. Ein ein- bis zweitägiger Ritt führte meist aus einem Reiche in das andere, und in allzu weite Fernen wird Artus mit seinem gesamten Hofstaate nicht haben reisen können.

Wir wollen uns in gedrängter Übersicht den Wechsel der Szene im „Parzival" vergegenwärtigen!

Gahmuret, Sohn des Königs Gandein von Anschau (Anjou), verläßt sein Heimatland, kommt zu dem Baruch von Baldag (Kalifen von Bagdad), kämpft in seinem Dienste und durchzieht dann abenteuernd noch andere Länder des Orients. In der Hafenstadt Patelamunt gewinnt er durch seine Heldentaten die Hand der Königin Belakane und wird Herr der Reiche Zaßamank und Aßagog. Heimlich verläßt er zu Schiffe seine Gattin und landet zu Sevilla in Spanien. Da er dort den gesuchten Vetter Kailet nicht findet, so reitet er ihm nach zum Turnier in Kanvoleis, der Hauptstadt der Reiche Waleis und Norgals, und gewinnt die Hand der Königin Herzeleide. Von seiner Residenz zieht er zu vielen Turnieren im weiten Umkreise umher und eilt endlich seinem Freunde, dem Kalifen von Bagdad, zu Hilfe. Dort fällt er durch Verrat und wird in Bagdad herrlich nach Christensitte bestattet.

Parzival wird in Kanvoleis geboren, aber in der Wildnis Soltane erzogen. Auf seiner Fahrt nach Artus' Hofe kommt er im Walde von Brezilian an das Zeltlager des Herzogs Orilus und raubt Jeschuten Ring und Spange. In demselben Walde trifft er seine Base Sigune mit dem Leichnam ihres Verlobten Schionatulander. Ein Fischer geleitet ihn nach Nantes. Vor den Toren der Stadt tötet er Ither, den roten Ritter, reitet auf dessen Roß nach der Burg Graharz und empfängt von Gurnemanz, dem „Hauptmann wahrer Zucht", seine ritterliche Erziehung. In einem Tage trägt ihn sein Roß von Graharz nach Pelrapär, der Hauptstadt des Königreichs Brobarz, wo er seine Gattin Kondwiramur gewinnt. Auf seiner nächsten Ritterfahrt kommt er nach Montsalvage, an den Gralsee Brumbane, auf die Gralsburg und in den Gralsaal. Ohne nach all dem Wunderbaren in der Burg zu fragen, reitet er wieder hinaus in den Wald, findet abermals seine Base Sigune, wird von ihr heftig

ob seiner Einfalt gescholten, trifft auf der weiteren Fahrt Jeschuten, beschwört ihre Unschuld in einer Waldkapelle und versöhnt sie mit ihrem Gatten Orilus. Am Ufer des Plimizöl versinkt Parzival beim Anblick der drei Blutstropfen im Schnee in Liebeszauber. Er wird in Artus' Tafelrunde aufgenommen, von der Gralsbotin Kondrie aber verflucht. Ruh- und friedlos reitet er nun jahrelang in der Welt umher und besteht allerlei Abenteuer. So kommt er im Lande Li nach Beurosche, der festen Stadt des Herzogs Lippaot, wo Gawan im Dienste der kleinen Obilot kämpft, beteiligt sich auf Meljanz' Seite am Kampfe, reitet aber bald wieder davon. Gawan besteht zu Schamfanzon im Lande Askalon neue Abenteuer, verteidigt sich und des Königs Schwester Antikonie in einem Turme gegen den Ansturm der Ritter, einigt sich aber endlich mit dem Könige Vergulaht über eine Sühne; dabei erfährt er, daß Parzival den Vergulaht im Kampfe besiegt und verpflichtet habe, entweder ihm den Gral zu erwerben oder sich in Pelrapär als Gefangener zu stellen. Indessen zieht Parzival ohne Rast und ohne Frieden umher und sucht allerorten nach dem Gral. Abermals trifft er Sigune, die in härenem Büßergewande eine Klause über dem Grabe des Geliebten bewohnt. Parzival folgt Kondries Spuren nach der Gralsburg, besiegt einen Gralsritter und nimmt ihm sein Roß, begegnet dem grauen Ritter auf einer Bittfahrt und wird von ihm zu Trevrezents Klause gewiesen, wo er vierzehn Tage weilt und zur rechten Erkenntnis kommt. Auf seinen Fahrten kommt er auch durch Logrois, verschmäht den Minnedienst der Herzogin Orgeluse, läßt sich über den Fluß setzen, fragt aber nicht nach den Wundern des Chatelmerveil und reitet suchend weiter. Auf dem Plane von Joflanze schlagen Artus, Gawan und Orgeluse mit ihrer Gefolgschaft gesonderte Zeltlager auf. Gawan rüstet sich und übt sich zum Kampfe mit Gramoflanz am Flusse Sabins, trifft hier mit Parzival zusammen und kämpft unerkannt mit ihm. Nach Lösung aller Mißverständnisse und Versöhnung aller Entzweiten wird eine vierfache Hochzeit gefeiert, Parzival aber verläßt heimlich den Kreis der Glücklichen. Am Meere trifft er mit seinem Bruder Feirefiß zusammen und besteht mit ihm einen furchtbaren Kampf, der mit der Erkennung der Brüder endet. Zusammen reiten sie an Artus' Hof nach Joflanze und werden mit Ehren und Freuden empfangen. Kondrie führt sie auf geheimen Wegen nach der Gralsburg. Hier endet Parzival durch seine Frage die Leiden seines Oheims Anfortas, und die Templeisen huldigen ihm als Gralkönig. Er reitet seiner Gattin an den Plimizöl entgegen, besucht auf dem Wege seinen Oheim Trevrezent in seiner Klause und wird von ihm gesegnet. In dem Zeltlager am Plimizöl findet er Morgens seine Gattin und ihre Zwillingssöhne noch schlafend. Herzerquickend ist das Wiedersehen. Auf dem Wege nach der Gralsburg besuchen sie die treue Sigune in ihrer Klause und finden sie tot auf dem Grabe ihres Bräutigams. Mit hohen Ehren werden sie auf der

Burg empfangen und in ihre heiligen Ämter eingesetzt. Feirefiß läßt sich taufen, gewinnt Repanse als Gattin und zieht mit ihr zurück nach Indien. Parzival und Kondwiramur pflegen des Grals, und Anfortas hütet das heilige Gebiet mit dem Schwerte. Kardeiß wird Herr der Reiche Waleis und Norgals, Lohengrin aber Schützer und Gatte der verwaisten Herzogin von Brabant. Er kehrt nach der Gralsburg zurück, als sein Weib die verbotene Frage nach seiner Herkunft an ihn richtet. —

Von den malerischen Situationen des „Parzival" mögen folgende hervorgehoben werden:

A. **Das Grab Gahmurets.** Es ist auf „ungesparte" Kosten des Kalifen in Bagdad als Denkmal von Gahmurets Heldentaten und Heldencharakter errichtet worden. Mit Gold und edlen Steinen ist es reich geschmückt. Der Leib war einbalsamiert und konnte im Sarge durch einen köstlichen durchscheinenden Rubin, der oben die Wölbung der Gruft schloß, gesehen werden. Nach Christenbrauch war ein Kreuz von köstlichem Smaragd auf seinem Grabe angebracht. In dasselbe war sein unvergleichlicher Helm aus einem Diamanten eingefügt. Dieser Helm war die Ursache seines Todes geworden. Als er einst in der Mittagsglut einschlief und den Helm ablegte, da übergoß ihn ein Verräter mit Bocksblut, so daß er dadurch weicher als ein Schwamm wurde. Im Kampfgetümmel durchschnitt ihm dann ein Speer Helm und Stirn, Haupt und Hirn. Auf den Diamantenhelm ließ ihm der Kalif eine ehrenvolle Grabschrift schreiben. Siehe S. 142!

B. **Parzivals Zusammentreffen mit dem Ritter Karnakarnanz.** Es ist im weiten Walde von Soltane. Durch die Hallen der hohen Baumstämme zieht sich ein Reitweg. Vier gewappnete Ritter halten auf ihren Rossen, die ungeduldig in das Gebiß schäumen. Einer der Ritter hat eine besonders kostbare Rüstung an. Er sitzt auf einem kastilischen Hengste. Sein Wappenrock steht an Glanz dem Tau kaum nach. An Armen und Beinen erklingen goldrote Schellen. Vor ihm auf dem Rasen der kleinen Lichtung kniet der schöne Jüngling Parzival. Sein Gabilot, den schlichten Wurfspeer, hat er in die Erde gestoßen, Hand und Auge aber wie betend zu dem herrlichen Ritter erhoben, der ihm in seiner Einfalt Gott zu sein scheint. In der Ferne lichtet sich der Wald, und Bauern pflügen mit ihren Ochsen das Feld der Königin Herzeleide. Während der Anführer der kleinen Schar mit Parzival spricht, verraten seine Gefährten in Mienen und Bewegungen ihre Ungeduld.

C. **Parzival in Jeschutens Zelt.** Es ist an einem Sommermorgen auf einem Wiesenplane, den ein Bach durchfließt und ein Wald umrahmt. Weiter oben verdunkeln Gebüsch und Blumen des Baches Wasser, hier aber hat er sich zu einer Furt mit klarem Wasser verbreitert. Lichter Tau blinkt an allen Grashalmen, aber eine Spur von Männertritten und Rosseshufen zieht sich durch das tauige Gras. An einen Baum ist

ein elendes Roß gebunden. Auf dem Plane sind mehrere Zelte aufgeschlagen, wie es Fürsten auf Reisen mit ihrem Hofstaate zu tun pflegten; ein besonders prächtiges Zelt aus dreifarbigem, zusammengestücktem Samt zeichnet sich vor anderen aus. Seine Hauptstütze in der Mitte ist eine Zeltstange aus Elfenbein, die auf dem First des Zeltes ein herzogliches Wappen in Gold getrieben trägt. Die vier Zeltwände werden durch seidene Schnüre an Pflöcken gehalten. Sie sind mit Goldstickereien, die Nähte mit reichen Borten bedeckt. Der kostbare Stoff trägt oben als Schutz gegen das Wetter eine Art Hut oder Überzug, unten aber Vorhänge. Schnüre grenzen das Zelt ab. Durchbrechen derselben gilt als Hausfriedensbruch. Jetzt sieht man die Schnüre an einer Stelle zerrissen und den Vorhang zurückgeschlagen. Ein junges Weib von großer Schönheit liegt schlafend unter einer Zobeldecke auf ihrem Ruhelager. Zwischen den roten Lippen schimmern kleine, weiße Zähne durch. Eine Spange hält das Hemd am Halse zusammen. An einem Finger der schmalen, weißen Hand glänzt ein Ringlein. Auf einem Tische in der Zeltecke stehen Brot, Wein und zwei gebratene Rebhühner. In das Zimmer ist ein hoher, schöner, noch bartloser Jüngling mit blondem Lockenhaar, weißer Haut und roten Wangen eingedrungen. Er ist in einem lächerlichen Aufzuge. Hemd und Hosen sind aus einem Stück groben Sacktuches und enden oben in einer Narrenkappe für Haupt und Ohren. Haarige Kalbshäute bilden Strümpfe und Schuhe. Der fremde Gesell streckt eben seine Hand aus, um der schlafenden Frau Ring und Spange zu entreißen.

D. Der Tod des roten Ritters. Vor den Toren der Stadt Nantes dehnt sich ein weiter Wiesenplan als Turnierplatz der Ritter aus. Viele bunte Blumen bilden eine anmutige Stickerei auf dem grünen Grasteppich. Von fern schauen die Türme der Stadt und die Burg des Königs Artus herüber. Auf dem Rasen liegt regungslos ein stattlicher Ritter mit langen, roten Haaren. Es ist Ither von Gahevieß, der berühmte rote Ritter. Die roten Wangen sind im Tode erbleicht. Blut ist einem Auge und einer Wunde am Nacken entströmt; ein Speerwurf hat ihm das Haupt durchbohrt. Helm und Rüstung, Schwert und Schild sind ihm genommen. Sein Leib ist mit Blut beronnen und mit Blumen bestreut. Ein schlichter Wurfspeer ist mit dem Stiel in die Erde gebohrt; oben durch die Schneide schiebt eben ein Knappe ein Querholz, um ein Kreuz herzustellen. Es ist der Knappe Iwanet, den das Wiehern der Rosse aus seinem Versteck herbeigelockt hat. In der linken Hand hält er einen goldroten Becher, den er dem König Artus bringen soll. — Auf des Gefallenen kastilischem Roß mit roter Samtdecke und rotfunkelndem Geschirr sitzt der Sieger Parzival. Seine eigene klägliche Mähre hat er frei laufen lassen, und sie letzt sich eben am saftigen Grase. Mit Hilfe des Knappen hat Parzival dem Toten seine Rüstung abgezogen und sie als Siegesbeute über seinem Narrenkleide angelegt. Von Kopf bis Fuß ist er in blanken, roten Stahl gehüllt. Rot glänzt sein Helm, sein scharfes Schwert, sein fester Schild, sein guter Speer. Noch einen Blick wirft

er auf den toten Ritter, und noch einen Scheidegruß ruft er dem Knappen zu, dann trägt ihn das Roß wie mit Vogelflug in die Weite. —

E. Parzivals Ankunft bei Gurnemanz. Es ist gegen Abend. Die Sonne will zur Rüste gehen, vergoldet die Türme und Dächer der Burg Graharz und spiegelt sich blendend in den Fenstern derselben. Auf einer grünen Wiese am Fuß der stolzen Burg wiegt eine alte Linde ihren breiten Wipfel. Im Schatten derselben ruht auf einer Bank der ehrwürdige Burgherr in grauen Locken, Fürst Gurnemanz, und freut sich des herrlichen Abends. Vor ihm hält hoch zu Roß Parzival. Von fernher hat ihn eine gangbare Straße bis an den Fuß der Burg geführt. Grüßend hat er sich vor dem Greise geneigt und ihn um Herberge gefragt. Der Greis wirft aus seiner Hand einen jährigen abgerichteten Sperber mit goldenen Schellen in die Luft, damit er Botschaft in die Burg trage und die Knappen herbeirufe.

F. Parzivals Ankunft in Kondwiramurs Stadt Pelrapär. Die Stadt ist mit Mauern und Gräben umgeben. Hohe Türme erheben sich über die Häuser. Vor allem springt die prächtige Königsburg in die Augen. In der Ferne zeigt sich das blaue Meer; im Hintergrunde zeichnen sich die kühnen Linien eines wilden Gebirges ab; die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergolden die Gipfel. Aus dem Gebirge stürzt in wilden Sprüngen und schäumenden Fällen von Fels zu Fels ein Fluß, rauscht an der Stadt vorüber und ergießt sich ins Meer. Seine Mündung erweitert sich zum Hafen der Stadt. Eine schaukelnde Hängebrücke, mit Flechtwerk überdeckt, führt in die Stadt. Die Pforte in der Mauer steht offen, und durch dieselbe sieht man gewaffnete, aber kraftlose und abgemagerte Gestalten durch die Straßen schwanken. Das Königsschloß scheint wie ausgestorben. Den Zugang zur Stadt über die Brücke bewachen sechzig Ritter mit aufgebundenen Helmen, geschwungenen Schwertern und Drohworten, aber alles zeigt, daß sie schwach und kraftlos sind. Auf der Brücke steht der furchtlose Held Parzival, zieht sein furchtsames Roß am Zaume über die schwankende Brücke und das tobende Wasser und scheucht durch seine Stimme und seine heldenhafte Erscheinung die kraftlosen Ritter zurück.

Auf den anderen Seiten der Stadt, wo eine Zufuhr von Lebensmitteln möglich wäre, lagern die unzähligen Scharen des Königs Klamide, dessen Seneschall Kingron Land und Burgen verwüstet, die Stadt seit langem belagert und in die äußerste Hungersnot gebracht hat. Er will auf diese Weise die jungfräuliche Königin Kondwiramur zwingen, die bislang verschmähte Hand seines Herrn anzunehmen.

G. Der Gralstempel (nach dem „jüngeren Titurel"). „Derselbe war rund (wie die Kirchen und Burgen der Tempelherren) und maß 100 Klafter im Durchmesser. An der Rotunde standen 72 Chöre und Kapellen, sämtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Turm, so daß ihrer 36 waren. Dieselben standen rund herum, hatten sechs Stockwerke,

in jedem drei Fenster und waren durch eine von außen sichtbare Spindeltreppe zu ersteigen. In der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher und doppelt so weiter Turm. Das Werk war auf ehernen Säulen gewölbt, und wo sich die Gewölbe mit den Schwibbogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darein gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine bestanden aus blauen Saphirsteinen, als Symbolen der Sündentilgung, und auf ihnen waren grüne Samtdecken gebreitet. Alle Edelsteine fanden sich zusammen vereinigt in den Verzierungen über den Altären und Säulen. Die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppe in reinstrahlenden Diamanten und Topasen dargestellt, so daß das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete. Die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Kristallen und anderen farbigen Edelsteinen. Um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf diesen Steinen entworfen. Der Estrich war wasserheller Kristall und unter diesem, von Onyx gefertigt, alle Tiere der See, als ob sie lebten. Die Türme waren von edlem Gestein, mit Gold ausgelegt, die Dächer der Türme und des Tempels selbst von rotem Golde mit Verzierungen aus blauem Schmelzwerk. Auf jedem Turme stand ein kristallenes Kreuz und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen aus rotem Golde geschlagen und weithin funkelnd, so daß er von ferne, da man das kristallene Kreuz nicht sehen konnte, fluglings zu schweben schien. Der Knopf des Hauptturmes war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Templeisen zum Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues (der an das neue Jerusalem Offenb. 21, 10—23 erinnert) unter dem Kuppelgewölbe stand der ganze Bau noch einmal im kleinen, und darum noch prächtiger glänzend, als Ziborium und Sakramentshäuslein; in diesem wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt.“ — (A. F. C. Vilmar.) Nach dieser glühenden und wunderbaren Baumeisterphantasie ließ Karl IV. die Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag zur Aufbewahrung der böhmischen Reichskleinodien bauen. —

H. Das Mahl im Saale der Gralsburg. Vgl. S. 160—161!

J. Am Ufer des Plimizöl. König Artus ist Parzival nachgezogen, um den Helden, der ihm so viel Ehre bot, in die Tafelrunde aufzunehmen. Am Ufer des Plimizöl, unfern dem Gralgebiete, hat er mit seinem Hofstaate sein Zeltlager aufgeschlagen. Kampf ist den Rittern untersagt, aber der Jagd dürfen sie obliegen. Es ist im wonnigen Monat Mai, aber schneidig weht ein kalter Wind, sogar ein leichter Schnee ist gefallen und hat auf Gras und Blumen der Landschaft eine weiße Decke gebreitet. Drei Blutstropfen im Schnee heben sich lebhaft von der weißen Frühlingsdecke ab. Sie sind einer verwundeten Wildgans entfallen; ein verflogener Falke von Artus' Rittern war auf sie gestoßen, sie ihm jedoch in das

belaubte und beschneite Geäst der Bäume entflohen. Vor den drei Blutszähren im Schnee hält hoch zu Roß in seiner Rüstung Parzival, starrt wie von Zauber gebunden unverwandt auf sie hin, sieht in ihnen ein Abbild der geliebten fernen Gattin und bemerkt nicht, was um ihn vorgeht. Auf dem Platze liegt ein mächtiger gefällter Baum und neben demselben der besiegte Seneschall Kei mit zerbrochenem Arm und Bein. Ohne es selbst zu wissen, hat ihn Parzival mit kräftigem Speerstoß vom Roß geworfen. Schnobernd und wiehernd steht das Roß neben seinem hilflosen Herrn. Dem in der Minne Zauber versenkten Parzival naht jetzt waffenlos sein Freund Gawan mit einem Tuche, um die drei Blutstropfen zu verdecken und den Zauber zu brechen.

K. Gawan unter den Mauern von Beurosche. Auf einer Anhöhe im Lande Li erhebt sich Beurosche (Schönfels), die Krone aller Festen.

So vor ihm lagen Burg und Stadt, daß niemand bessern Wohnsitz hat.

Vgl. S. 169—170!

L. Sigunens Klause. So weit das Auge reicht, dehnt sich dichter, wegeloser Wald aus. Felsblöcke liegen zerstreut umher. Dazwischen finden sich kurze Rasenstrecken. An einem Abhange ist eine schlichte Klause neu erbaut. Brausend stürzt sich ein Felsenquell hindurch. Eine Bank steht davor. Ein kleines Fenster erhellt das Innere. An eines gefällten Baumes Ast ist ein Streitroß gebunden, ein zerhauener Schild und ein Schwert daneben gelehnt. Durch das Fensterlein der Klause schaut von außen Parzival. Eine balsamierte Leiche sieht er in einem Sarge. Als seine fragende Stimme durchs Fenster schallt, da erhebt sich vom Gebet eine bleiche, fahle Jungfrau. Ein härenes Büßerhemd trägt sie auf dem Leibe und darüber ein grau Gewand. Ein schwarzes Band hat sie ums Haupt gewunden. Einen Psalter hält ihre Hand. An derselben trägt sie ein Ringlein mit einem Granaten, der durch das Dunkel glüht. Die Jungfrau ist Sigune, die noch immer ihren Verlobten also betrauert.

M. Trevrezents Klause. Es ist am Karfreitag, kahl der Wald und beschneit die Erde. Tiefe Stille liegt auf dem weiten, wilden Walde. Nur ab und zu taucht von fern ein Hirsch oder Bär im Gewälde auf. Unter einem überhängenden Felsen, wohin selten der Sonne Schein trifft, steht ein edles Roß, dessen Sattel und Bug das Gralswappen trägt. Farnkraut und Eibensprossen sind ihm als Futter hingestreut. Durch den wilden Marstall braust schäumend die Fontaine sauvage (die wilde Quelle). In einer Felsenkluft daneben, die niemals Wind und Luft durchweht, wohnt der Klausner Trevrezent. Glühende Kohlen auf dem Herde verbreiten eine behagliche Wärme. Felsensitze daneben laden zur Rast ein. Eine angebrannte Kerze erhellt den düsteren Raum. Reisig und Stroh liegen auf dem Boden; sie sind wohl das Bett des Einsiedlers. Auf einem Felsvorsprunge bemerkt man Kraut und Wurzeln, seine einzige

Nahrung. Hier ist Parzival als Gast eingetreten, hat froststitternd den Harnisch abgelegt und sich in einen Rock des Klausners gehüllt. Eine Nebenkluft ist zur Kapelle eingerichtet. Der Altar ist entkleidet, und aufgeschlagene Bücher und eine Heiltumskapsel (mit Reliquien) bemerkt man. Parzival hat den Ort erkannt, wo er den Reinigungseid für Jeschute schwur und einen bunten Speer mit hinweg nahm. Der ehrwürdige Klausner in grauem Gewande, grau von Haar und Bart, hat einen Psalter aufgeschlagen und liest dem Gaste die Jahre, Monate und Tage, die seit jener Zeit vergangen sind.

2. Charakteristik der Personen.

1. **Der Dichter Wolfram von Eschenbach selbst.** Für Wolframs Charakter haben wir in seinen Dichtungen klare und vollwichtige Zeugnisse; denn der Mann und seine Werke sind eine Einheit wie Leib und Seele. Für seine Lebensschicksale haben wir keine andere Quelle als vereinzelte Bemerkungen in seinen Werken, besonders im Parzival. Obgleich der Dichter darin ziemlich gewissenhaft einer fremden Quelle folgt, so ist doch alles derart von seinem Geiste und seiner Persönlichkeit durchtränkt, von seinem Empfinden belebt und mit seinem eigenen Lebensgeschick verknüpft, daß wir das Gedicht getrost sein eigenstes Werk nennen und darin den Spiegel seines eigenen Lebens und Entwickelungsganges sehen dürfen. Folgendes erfahren wir über den Dichter:

Wolfram war nach seiner Stammeszugehörigkeit ein Bayer. Bei Parzivals erster Begegnung mit den Rittern im Walde von Soltane heißt es:

Ein Lob, das wir Bayern tragen, muß ich von Waleisen sagen:
Sie sind täppischer als bayrisch Heer und leisten doch gleich tapf're Wehr.
Wen dieser Länder eins gebar, wird der gefüg', ist's wunderbar.

Wolframs Heimat war der Hof Wildenberg in Franken. Bei der Beschreibung des Gralsaales sagt er:

Wer hat so große Feuer je hier gesehn zu Wildenberg?

Nach den Untersuchungen der Forscher soll dies der heutige Weiler Wehlenberg, im Volksmunde Willenberg genannt, sein. Derselbe besteht aus vier Bauernhöfen und liegt auf einer Anhöhe bei dem Dorfe Altenmuhr zwischen Gunzenhausen und Ansbach. Auf dem nördlichen Abhange der Anhöhe soll nach der Volkssage eine Burg gestanden haben und eine Eiche noch heute deren ehemalige Stätte bezeichnen. Irgendwelche Spur der Burg findet sich nicht mehr.

Daß hier Wolframs Heimat war, sucht man aus dem Umstande zu beweisen, daß alle übrigen Ortsangaben Wolframs auf die Umgegend passen. Eine Meile davon nach Ansbach zu liegt der „Markt Eschenbach", woher Wolfram stammt, und wo er begraben liegt. Der Abenberg mit seinen fröhlichen Ritterspielen liegt zwei Meilen östlich,

Truhendingen mit den „kreischenden Krapfen" südwestlich, der Dollnstein, „wo die Marktweiber zu Fastnacht tapfer stritten", an der Altmühl, eine Meile von Eichstädt, der Wald Virgunt zwischen Ansbach und Ellwangen, der Sand, eine sandige Gegend, nach Nürnberg hin, Pleinfelden drei Meilen östlich von Eschenbach. Bei Schilderung der Hungersnot in Pelrapär meint Wolfram:

> Keine Truhendinger Pfanne
> mit Krapfen hörte man erschrein; ihnen schuf der Mißlaut keine Pein.

Über den Burghof der Gralsburg sagt Wolfram:

> In die Burg ritt der Kühne; auf weiten Angers Grüne,
> unzerstampft im Ritterspiel, kurzen Grases stand da viel.
> Da ward nicht oft turniert, gestritten, mit Panieren hin und her geritten
> wie auf dem Anger zu Abenberg.

Daß von den drei Eschenbachs Ober-Eschenbach Wolframs Familiensitz sei, bezeugen der Ritter Püttrich von Reichertzhausen und der Patrizier Kreß von Nürnberg. Ersterer erzählt in seinem 1462 verfaßten „Ehrenbriefe", daß er Wolframs Grab in „Unser Frauen Münster zu Eschenbach dem Markt" gefunden habe. Letzterer stand — nach der Erzählung in seinem „Reisebuch" — am 5. August 1608 zu Ober-Eschenbach in der Deutschherrenkirche an Wolframs Grab und las die Inschrift: „Hie liegt der streng Ritter Herr Wolfram von Eschenbach ein Meister Sänger." Nur Ober-Eschenbach ist ein Markt und hat eine Frauenkirche, die den Deutschherren gehörte.

Wolfram war ein Lehensmann der Grafen von Wertheim, wie folgende Stelle in der Schilderung der Not zu Pelrapär bezeugt:

> Auch war die jämmerliche Schar all' wie Asche grau fürwahr
> oder wie ein falber Leim. Mein Herr, der Graf von Wertheim,
> wär' ungern Landsknecht da gewesen. Wie möcht' er bei dem Sold genesen?

Die Grafen von Wertheim hatten ihren Familiensitz zu Wertheim an der Taubermündung und waren urkundlich die ältesten Besitzer von Eschenbach, woselbst sie im 13. Jahrhundert eine Komturei des deutschen Ritterordens stifteten. Wahrscheinlich gehörte das nahe Wildenberg zu ihren Besitzungen.

In dem altertümlichen Städtchen Ober-Eschenbach, als dem zweifellosen Heimat- und Begräbnis- und mutmaßlichen Geburtsorte Wolframs, hat darum König Maximilian II. von Bayern dem großen Dichter ein Denkmal errichten lassen. Dasselbe bildet eine Brunnenausschmückung. Aus einem Sandsteinbecken erhebt sich ein viereckiger Sockel, an dessen Kanten vier Schwäne Wasser speien. Auf dem Sockel steht der Dichter lebensgroß in Erz gegossen. Ein Lorbeerkranz ziert sein Haupt; der Wappenrock umkleidet, ein weiter Mantel umwallt ihn. Das linke Bein setzt er leicht vor; die rechte Hand stützt er auf die Harfe, und die linke hält das Schwert. Auf dem Sockel steht als Inschrift aus dem XVI. Buche des „Parzival" Str. 817, Vers 25—30:

Vom Wasser kommt der Bäume Saft; befruchtend gibt das Wasser Kraft
aller Kreatur der Welt; vom Wasser wird das Aug' erhellt;
Wasser gibt mancher Seele Schein, daß kein Engel lichter möchte sein.

(Dr. A. Schreiber hat eine Fülle von Stoff gesammelt, aus dem erhellt, daß die Ruine Wildenburg bei Amorbach im östlichen Odenwalde wohl die von Wolfram erwähnte Burg Wildenberg ist.)

Wolfram gehörte dem Ritterstande an. Stets wird er von den Zeitgenossen Herr und nicht wie Gottfried von Straßburg Meister genannt. Mit stolzem Selbstgefühl sagt er im 3. Buche des „Parzival", (115, 11—20):

Zum Schildesamt bin ich geboren! Sind Kraft und Mut an mir verloren: —
die mich um Sang will minnen, dünkt mich nicht kluger Sinnen.
Trag' ich edler Frau Begehr, mag ich nicht mit Schild und Speer
erwerben ihrer Minne Sold, so sei sie mir mit nichten hold.
Es ist doch hoch genug gespielt, wer mit Ritterschaft nach Minne zielt.

Als Dienstmann der Grafen von Wertheim trug er den Hof Wildenberg zu Lehen, fand aber nur kümmerliche Nahrung auf der kleinen Besitzung. Heiter spottet er selbst über seine Armut bei Schilderung der Hungersnot in Pelrapär:

„Denn wo ich oft bin eingekehrt, und wo man mich als Herren ehrt,
daheim in meinem eignen Haus, freut auch sich selten eine Maus.
Die Maus muß ihre Speise stehlen; die braucht man nicht vor mir zu hehlen;
ich finde keine offen. Zu oft da hat betroffen
mich, Wolfram von Eschenbach, zu erdulden solch' Gemach."

Als er Parzivals herrliches Schlafgemach in der Gralsburg schildert, da gedenkt er gleichfalls seiner Armut:

Da führten sie den jungen Mann in ein Schlafgemach hindann;
das war also ausstaffiert, mit einem Bette geziert,
daß mich meine Armut schmerzlich müht, da der Erde solcher Reichtum blüht.

Den Ritterschlag empfing Wolfram zu Maßfeld bei Meiningen vom Grafen zu Henneberg. So berichtet eine Erzählung des Wartburgkrieges. Auch mit Roß und Gewand rüstete der Graf den jungen Ritter aus. Gleichzeitig mit ihm wurde der tugendhafte Schreiber oder Heinrich der Schreiber in den Ritterstand erhoben. Auf der Burg Heitstein im bayrischen Walde genoß er Gastfreundschaft und pries die Milde und Güte der Markgräfin, einer bayrischen Prinzessin, die bis 1204 dort Hof hielt.

Nicht sicher ist Wolframs Adel erwiesen. Der Adel ist durch die Ritterwürde noch nicht bedingt, sondern erst durch einen adeligen Geschlechtsnamen und ein erbliches fürstliches Lehen, auf dem das Geschlecht seßhaft war. Es gab zwar im 13. und 14. Jahrhundert Herren von Eschenbach, aber weder ihr erblicher Adel noch Wolframs Zugehörigkeit zu ihnen ist erwiesen. Besitzer einer adeligen Herrschaft in Eschenbach können sie nicht wohl gewesen sein, da es die Grafen von Wertheim schon 1250 den Deutschrittern übermachten. Der Zusatz „Eschenbach"

bei Wolframs Namen bezeichnete wahrscheinlich nur sein Dienstverhältnis zu den Grafen von Wertheim, in deren Herrschaft Eschenbach er diente und seinen Hof Wildenberg zu Lehen trug. Sein Zeitgenosse und Anhänger Wirnt von Grafenberg nennt ihn deshalb „Wolfram, den wisen man von Eschenbach“. Hartmann von der Aue macht uns das Verhältnis zwischen der Ritterwürde und dem Adel im „Armen Heinrich“ klar, indem er erzählt, daß sein Ahne „von Aue geboren“, er aber nur „Dienstmann zu Aue“ gewesen sei.

Manche nehmen allerdings ohne sichere Begründung an, daß Wolfram ein jüngerer Sohn der adeligen Familie von Eschenbach gewesen sei, den Nebensitz Wildenberg geerbt oder erheiratet, wegen der kümmerlichen Nahrung aber sein Glück in der Fremde versucht habe. Eine dahin gehende Andeutung findet K. Bartsch in der Stelle des „Parzival“, wo Gahmurets Enterbung als jüngerer Bruder erzählt wird: „Des pflegt auch deutscher Erd' ein Ort:.. daß der ält'ste Bruder sollt' empfahn des Vater Erbschaft allzumal; das schuf den jüngern Söhnen Qual.“

Als Ritter führte Wolfram ein Wappen. Darüber berichten der Ritter Püttrich von Reichertzhausen, der den Dichter „Wolfram von Eschenbach und Pleinfelden“ nennt, und der Nürnberger Patrizier Kreß, der das Wappen abzeichnete, folgendes: Das Wappen zeigte einen goldenen Schild, den ein Helm krönte, und darin einen roten Topf oder Hafen mit einem Gießschnabel am Grunde und einer bogenförmigen Handhabe über der oberen Öffnung; aus der letzteren ragten fünf tulpenartige Blumen. Wolframs Grabstein mit dem Wappen ist wahrscheinlich im 18. Jahrhundert bei einem angestellten Umbau der Kirche entfernt und auch bei der stilvollen Wiederherstellung derselben nicht wieder aufgefunden worden.

Wolframs Erziehung war die gewöhnliche ritterliche, aber keineswegs eine gelehrte. Des Waffenhandwerks ist er in allen Stücken kundig, in höfischer Zucht und Sitte wohl erfahren, aber spöttlich erwähnt er mehrmals, daß er nicht lësen und nicht schreiben könne und um Bücher sich wenig kümmere.

Ich kenne keinen Buchstaben. An Büchern mag, wer will, sich laben.

Die ritterliche Tüchtigkeit stellte er darum über die poetische Begabung und Leistung. So hoch er „Schildesamt“ preist, so leichthin urteilt er über gelehrtes Wissen und Bücherweisheit.

Trotzdem zeigt er sich mit dem Wissen seiner Zeit vertraut. Zahlreiche Bemerkungen über naturkundliche, geographische, mythologische, literarische, theologische und andere Dinge bezeugen, daß er sich auf allen Gebieten des Wissens fleißig umgehört und einen achtungswerten Schatz von Kenntnissen erworben hat. Nicht selten legt er die kritische Sonde an überliefertes Wissen und zeigt sein gesundes Urteil. Die französische Sprache hat er im Umgange gelernt, mischt nach der Sitte der Zeit häufig Phrasen daraus in seine Gedichte, mißversteht aber

auch manches, wie er z. B. das Adjektiv soltaine = einsam, zum Substantiv Soltane = Einsamkeit macht.

Einen besonders bildenden Einfluß auf ihn hat das Reisen ausgeübt. Als fahrender Ritter scheint er in seiner Jugend ganz Deutschland durchzogen zu haben. So läßt er den Einsiedler Trevrezent sprechen:

Wer Ritterschaft recht üben will, der muß durchstreichen Lande viel.

Aus eigener Anschauung scheint er den Spessart, Odenwald, Schwarzwald, den Bodensee, Thüringen usw. gekannt zu haben.

Sein Gedächtnis muß erstaunlich, seine geistige Fassungskraft ungewöhnlich scharf gewesen sein. Durch öfteres Vorlesenlassen wurde er so vertraut mit dem Inhalt seiner Quellen, daß er das Heer von Namen behielt, die Tatsachen völlig beherrschte, sich bei seinen Dichtungen an den Gang der Quellen anschloß, fortwährend aus allen Teilen zitierte und eine überlegene Kritik übte. Was für ein reicher Geist und was für ein sicheres Gedächtnis gehörte dazu!

Bis 1203 hat Wolfram wohl in seiner fränkischen Heimat, dann aber auf kürzere oder längere Zeit in Thüringen am Hofe zu Eisenach gelebt. Bis zum 5. Buch des Parzival finden sich viele Anspielungen auf heimatliche Verhältnisse, im 6. Buche aber werden schon thüringische erwähnt. Zu der Schilderung des Treibens an Artus' Hofe hat Wolfram sicher die Farben vom Thüringer Hofe entlehnt. Siehe S. 165!

Im Hinblick auf die Kriegsverwüstung von Beaurosche erwähnt er die 1203 im Kampfe zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben stattgehabten Verheerungen des Erfurter Gebietes.

Der kam mit solcher Heereskraft, wär' im Schwarzwald jedes Reis ein Schaft,
da könnte dicht'rer Wald nicht stehn, als in seiner Schar zu sehn.
Er kam sechs Fähnlein stark geritten, von denen wurde bald gestritten.
Posaunen hört' man krachend tönen, so pflegt der Donner zu erdröhnen,
wenn er die Welt in Schrecken setzt. Wirbelnd stimmten Trommeln jetzt
in der Posaunen Blasen. Blieb noch ein Halm am Rasen
unzerstampft, so weiß ich's nicht. Der Erfurter Wingert spricht
noch von solcher Tritte Not, dem mancher Huf Verwüstung bot.

Er hat diese Verwüstung jedenfalls mit eigenen Augen gesehen, muß also 1203 schon in Thüringen gewesen sein. Dort traf er mit Walter von der Vogelweide zusammen, der aber erweislich 1203 wieder nach Wien zurückkehrte. Mancherlei Erwägungen lassen annehmen, daß Wolfram ums Jahr 1200 etwa ein dreißigjähriger Mann, also um 1170 geboren war. Er heißt „Herr", hat ein Lehen, verrät einen gereiften Geist, hat schon vierlerlei erfahren und mancherlei von der Welt gesehen usw.

Der Mangel an irdischen Gütern drückte und verbitterte ihn nicht. Mit Würde und Frohsinn trägt er Armut und Mißgeschick. Er bewahrt seine heitere Laune, eine frische Empfänglichkeit für die mannigfaltigsten Interessen, offene Augen für alles Schöne, ein warmes Herz für alles Gute, neidlose Freude an fremden Glück. Nur ein

heiteres, unverbittertes, edles Gemüt kann so wie Wolfram über Menschen, Dinge und Ereignisse urteilen und über die eigene Armut scherzen. Sein Reichtum war seine Kunst, die ihm überall eine freundliche Aufnahme und einen Ehrenplatz sicherte.

Die Untreue einer Frau schmerzte ihn aufs tiefste. In den Jahren seiner fahrenden Ritterschaft diente er auch der Frau Minne und dichtete zu ihrem Preise manches Liedlein. Von seinen „Tageliedern" sind acht als unzweifelhaft echt nachgewiesen. Sie zeugen von einem lebhaften, starken Gefühl und von ehrenhafter Gesinnung.

Daß Frauenanmut ihm leicht Herz und Auge fesselte, bekennt er selbst. „Die Minne benimmt auch mir oft die Sinne und faßt das Herz gar unsanft. Ach, ein Weib bringt mir die Not." Nicht verwinden kann er eine schmerzliche Erfahrung im Minnedienste: die Geliebte ward ihm untreu und erbitterte ihn durch eine Falschheit derart, daß er das 3. Buch des „Parzival" mit einer leidenschaftlichen Äußerung des Hasses beginnt.

Wer nun von Frauen besser spricht, fürwahr ich hass' ihn darum nicht;
ich vernehme gern, was sie erfreut. Nur Einer bin ich unbereit
hinfort zu dienstlicher Treu', ihr ist mein Zorn immer neu;
ihr Fehltritt schafft mir Ungemach. Ich bin Wolfram von Eschenbach,
nicht unerfahren im Gesange, und halte fest wie eine Zange
meinen Zorn wider ein Weib, denn sie hat mir Seel' und Leib
betrübt durch solche Missetat; sie zu hassen, anders ist kein Rat.
Trifft mich darum der andern Haß, o weh, warum denn tut sie das?

Auch aus der folgenden Stelle im 8. Buch klingt noch des Dichters Groll über der Einen Falschheit und Untreue:

Es betrübt mir Seel' und Leib, daß so manche heißet Weib.
Die Stimme lautet allen hell, doch viele sind zum Falle schnell,
andere frei vom falschen Wandel: so teilt sich dieser Handel.
Daß die mit gleichem Namen prangen, das hat mein Herz mit Scham befangen.
Weibheit, dein ordentlicher Brauch, Treue hielt und hält der auch.

Wolfram muß in einer glücklichen Ehe gelebt haben. Mit dem 3. Buche verklingt des Dichters Unmut über Minne ohne Treue und Falschheit ohne Reue. Im 4. Buche folgt das zarte, duftige Gemälde einer innigen, treuen Liebe und eines jungen, morgenschönen Eheglückes. Der Dichter malt mit solcher Wärme des Herzens und solchem Farbenglanz der Sprache, daß man ihm unschwer eine besonders innige persönliche Beteiligung abfühlt. Der Schluß liegt nahe, daß er in dieser Zeit Heilung seiner Herzenswunde durch eine beglückende Liebe in der Ehe gefunden hat. In Kondwiramur hat er die eigene herzgeliebte Gattin gezeichnet. Als er das Drängen und Liebeswerben an Artus' Hofe schildert, da denkt er beglückt an das eigene liebe Weib und an das Glück des Beisammenseins mit ihr in stiller Einsamkeit.

Wolfram redet gerade im 4. Buche von seinem Weibe, seinem Hause, wo er daheim ist, widersagt in einem Liede, das wohl dieser Zeit entstammt, dem höfischen Minnedienste und erhebt die rechte eheliche Liebe weit über die heimliche Minne, die sich verbergen und allerlei

Gefahr gewärtigen müsse. Kondwiramurs Bild mag noch andere Züge aus des Dichters eigenem Leben entlehnt haben. Wie Parzival, so verläßt auch er die junge Gattin, um an dem Hofe zu Eisenach ritterliche Abenteuer, Sangesgenossenschaft und Ehre zu suchen. Wie jener überläßt er der Gattin die Sorge um das Hauswesen und die Erziehung der Kinder. Wie jenem, so macht ihm die Sehnsucht nach dem teuern Weibe Herzensnot. Wie Kondwiramur den Gatten ob seines Schweifens in der Welt nicht schalt, sondern durch einen Kuß des Geliebten alles gesühnt fand, so wird es die eigene Gattin auch gehalten haben. Die Freude des Wiedersehens und der Wiedervereinigung wird in der Dichtung nur das Echo der Wirklichkeit sein. Am Ende des 6. und am Schluß des 16. Buches spricht es der Dichter aus, daß er das ganze Werk einer Frau zuliebe gedichtet habe. Und am Ende der ganzen Dichtung:

Mich sollten billig gute Frauen, verständ'ge, desto lieber schauen,
wenn noch ein Weib mir freundlich lacht, weil ich dies Werk zum Schluß gebracht.
Geschah das einer Frau zu Ehren, die soll mir süßen Dank gewähren.

Nach Wolframs ernster Auffassung der Ehe, der Sitte und Sittlichkeit kann die Frau, die ihm süßen Lohn für sein Werk gewähren sollte, nur die eigene Gattin gewesen sein.

Auch mit Kindern, und zwar Töchtern, scheint Wolframs Ehe gesegnet gewesen zu sein. Die reizende, eigenartige Figur der kleinen Obilot konnte nur ein achtsamer, liebevoller Vater so zeichnen. Bei der Unterredung des alten Lippaot mit Gawan scheint in der Stelle, wo ersterer sich darüber tröstet, daß er keinen Sohn, sondern nur zwei Töchter habe, der Dichter seinem eigenen Herzen Luft gemacht zu haben. An einer Stelle des 15. Buches sagt er:

Kinder, keuscher Eh' entblüht, wohl laben die des Mann's Gemüt.

Im Willehalm spricht er von „seiner Tochter Tocke" (Puppe), im Titurel von dem „Gehenlernen der Kinder" usw. Bei Wolframs ausgesprochener Neigung, sich selbst, sein Denken, Empfinden und Leben in lebendige Wechselwirkung zu seinem Stoffe zu setzen, ist es zulässig, aus allen diesen Anspielungen Schlüsse auf des Dichters eigene häuslichen Verhältnisse zu machen.

Auf der Wartburg bei Eisenach am Hofe des sängerfreundlichen, milden Landgrafen Hermann von Thüringen traf Wolfram mit Walter von der Vogelweide und anderen Dichtern der Stauferzeit zusammen und empfing lebhafte Anregungen für seine Kunst. Was an der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts für die deutsche Dichtkunst der Hof zu Weimar und sein Fürst Karl August wurde, das war für die höfische Poesie 600 Jahre früher der Hof zu Eisenach und sein Landgraf Hermann. Letzterer spielt in der Geschichte des Vaterlandes keine rühmliche Rolle, denn er schwankte zwischen dem Welfen Otto IV. und dem Staufer Philipp hin und her, aber für die deutsche Dichtkunst ist er ein Freund und För-

derer wie wenige Fürsten geworden. Er liebte den Gesang, lud die Dichter aus allen Gauen nach der Wartburg ein, pflog ihrer mit unbeschränkter Milde, gab ihnen dichterische Aufgaben (so Wolfram den Stoff zum Willehalm), veranstaltete Wettgesänge und lohnte die Sieger reichlich mit Ehren und Gaben. Das Leben und Treiben an seinem gastlichen, kunstsinnigen, aber auch unruhigen Hofe schildert Wolfram bei der Verteidigung des strengen Seneschall Kei, Walter aber in dem folgenden Gedichte:

> Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
> der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt:
> käm er dahin, er würde ganz betöret.
>
> Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag.
> Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag;
> ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.
>
> Der Landgraf hat so milden Mut,
> daß er mit stolzen Helden, was er hat, vertut,
> von denen jeder wohl als Kämpe stände.
>
> Mir ist sein hohes Tun wohl kund:
> und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
> doch niemand leer der Ritter Becher fände.

Wolfram erhielt vom Landgrafen Hermann als Stoff zu seinem Willehalm das französische Gedicht Wilhelm von Orange zugewiesen, erwähnt aber darin schon den 1216 in Gotha erfolgten Tod seines Gönners. Da Hermanns Sohn und Nachfolger Ludwig, der Gemahl der heiligen Elisabeth, gegen die Dichter weniger freigebig mit Gunst und Gaben war, so ist nicht anzunehmen, daß Wolfram in Eisenach blieb und dort den Willehalm vollendete. Wahrscheinlicher ist, daß er in seine fränkische Heimat zurückkehrte, dort noch lebte und dichtete und zwischen 1219—1225 starb. Begraben liegt er in der Liebfrauenkirche zu Eschenbach.

Wolframs Dichtungen sind der Aus- und Abdruck seines eigenen edlen Charakters. Die Grundzüge desselben sind ritterlicher Sinn, männliche Festigkeit und Unabhängigkeit, religiöse Tiefe, sittlicher Ernst und daneben gesunder Realismus und sprudelnder Humor.

Im Parzival zeichnet Wolfram das Ritterideal, wie es in seiner Seele lebte, und wie er's im Leben zu verwirklichen trachtete. Es gipfelt in den Begriffen der Ehre, Treue, Minne und Zucht.

Die Ehre als Inbegriff aller ritterlichen Tugenden wird erworben durch „unverzagten Mannesmut", der keinem Feinde weicht, vor keinem Kampfe zurückbebt, in keiner Widerwärtigkeit verzweifelt und jedem Geschick kühn die Stirne bietet. Das sagt Wolfram in der Einleitung des Parzival und beweist es bei jeder neuen Kampfesschilderung.

Die Treue ist das gesinnungsfeste Ausharren in der Liebe, in der Pflicht, in allem sittlich Guten. Die Herrentreue bewährten die bur-

gundischen Könige, die Mannentreue Hagen und Rüdiger, die Muttertreue die jammerreiche Herzeleide, die Gattentreue Kondwiramur und Parzival, die bräutliche Liebestreue Sigune, die Brudertreue der Einsiedler Trevrezent, die Freundestreue Gawan und Parzival, die Verwandtentreue der Herzog Kiot und Gurnemanz, die Treue im Worthalten Gawan (und Friedrich der Schöne von Österreich gegen Ludwig den Bayer). Gott ist der Inbegriff der Treue, der Teufel aber heißt der Ungetreue. Der Bruch der Treue bringt unauslöschlichen Schimpf über einen Menschen. Parzival beklagt es als Fluch und schwere Schuld, daß er unwissentlich mit seinem Vetter Ither gekämpft und ihn erschlagen, seinen Freund Gawan und seinen Bruder Feirefiz im Kampfe bestanden habe. Treue ist von alten Zeiten her eine echt deutsche Tugend, die Seele des deutschen Charakters, und diese Seele hat Wolfram auch seiner Dichtung eingehaucht, denn in dem französischen Originale fehlt sie.

Die Minne (von dem altnordischen minni = Andenken, Erinnerung, Gedächtnis) ist zunächst jedes herzliche, liebende Gedenken. Als Hagen rief: „Nun trinken wir die Minne!" da meinte er einen Gedächtnistrunk für die Toten. Gottesminne ist die liebevolle Hingabe an das höchste Gut. Die Frauenminne in ihrer edelsten Form, wie sie Wolfram vorschwebt, ist das sehnsüchtige, liebende Gedenken an und innige Werben um ein Weib. Solch hehres Bild und inniges Sehnen im Herzen läutert die Gedanken, gibt Kraft zu edler Tat, erzieht und veredelt. In diesem Sinne spricht Wolfram: „Rechte Minne ist wahre Treue." — „Soll ich wahre Minne kennen, die muß aus Treu' mir werden." — „Deine Minne hilft mir treu, daß keiner Art unedles Tun jemals an mir gefunden sei." — „Neue Kraft gewann der Christ. Er dachte noch zu rechter Frist an die Königin, sein Gemahl, wie er ihre Minne dazumal sich im Schwerterspiel errang. Mit dem Feldruf: Pelrapär! über vier Königreiche her kommt Kondwiramur, dem Degen der Minne Kräfte beizulegen." — „Minne hat auf Erden Haus; sie ist ein rein Geleit vor Gott zum Himmelssaal." — Diesem hohen, idealen Begriff von Minne entspricht Wolframs Verehrung keuscher, treuer Frauen und sein zartes Werben um ihre Gunst.

Die Zucht und Maße bedeutet zunächst die Formen des geselligen, höfischen Anstandes, sodann aber auch die sittlichen Grundlagen derselben. Die französische Courtoisie bleibt in den äußeren Formen hängen, die deutsche Zucht aber erfordert ein inneres Zusammennehmen, ein maßvolles Zurückhalten des eigenen Ich mit Rücksicht auf andere. Wahre Zucht und Maße ist gewandt und gefällig in den äußeren Umgangsformen infolge der inneren sittlichen Durchbildung. Bei den Frauen erscheint diese Zucht hauptsächlich als Keusche, d. h. als Reinheit des Herzens, als schönes Maßhalten und sittliche Selbstbeherrschung im Wandel. Rechte kiusche zeigt Jeschute in ihrer Unschuld, Sanftmut und Geduld. Aber auch Trevrezent heißt stets der kiusche, weil er die

sinnlichen Leidenschaften ganz in die Zucht des Geistes genommen und die Weltlust durch die Gottesminne überwunden hat.

Wenngleich Wolfram ein armer, fahrender Ritter und Sänger und als solcher auf die Freigebigkeit der Großen angewiesen war, so ist doch niemals von Zeitgenossen oder Späteren seine männliche Festigkeit und Unabhängigkeit des Charakters angetastet worden. So preist er „echten Mannes Mannheit, die nie vor hartem Stein sich bog“, streut nirgends einem Fürsten Weihrauch, widmet keinem seine Dichtungen, buhlt nicht um Fürstengunst und Gold, sagt stets, was er denkt und wie er's meint, ja verschont selbst seinen Gönner, den Landgrafen Hermann, nicht mit seinem Tadel. Der tiefste Grund von Wolframs Leben und Dichten ist seine religiöse Gesinnung. Eine klare Erkenntnis des eigenen Ich, ein reumütiges Bekenntnis der Schuld, ein felsenfester Glaube an die Heilstatsache der Erlösung durch Jesum Christum, eine demütige und innige Hingabe an Gott, die Selbstüberwindung als höchste sittliche Aufgabe und eine selbstlose Liebesbetätigung als Ziel der Heiligung: das ist seine Religion. Auf diesem Grunde stehend, hält er die Kultusformen der Kirche heilig, läßt aber weder Marienkultus noch Heiligenverehrung hervortreten; er heißt das asketische Einsiedlerleben gut, läßt aber das Ziel der sittlichen Wiedergeburt und Heiligung ebensogut in der Gemeinschaft erreichen; nicht durch äußere Werke, sondern durch den Wechsel der Gesinnung läßt er die innere Reinigung sich vollziehen; den Zweifel hält er für ein Durchgangsstadium zum Heil, zwar für eine Erschwerung der Heiligungsarbeit, nicht aber für ein absolutes Hindernis des Heiles; nach seiner Meinung haben Himmel und Hölle an jedem teil, und nur im Kampfe erringt man das himmlische Erbteil als freies Besitztum; Stetigkeit und Treue führen zum Himmel, Schwanken und Untreue zur Hölle; er freut sich über das Palladium seines Glaubens, übt aber die weitherzigste Duldung sogar gegen Heiden, die er mit Christen brüderlich und gleichberechtigt verkehren läßt; er weiß nichts von der unfehlbaren Autorität des Papstes, empfiehlt aber die Verehrung des Priesters.

Sein Mund verkündet uns das Wort, das unser Heil ist, unser Hort.
Auch greift er mit geweihter Hand an das allerhöchste Pfand,
das je für Schuld verliehen ward[1]). Ein Priester, der sich so bewahrt,
daß er sich ganz ihm hat ergeben, wer könnte heiliger leben?

Der religiösen Überzeugung Wolframs entspringt und entspricht sein sittlicher Ernst. Feigheit wie Gewalttat, Falschheit wie Untreue, Geiz wie Verschwendung, charakterloses Rennen nach Genuß wie lieblose Härte geißelt er mit gleicher Schärfe. Die Stimme des Gewissens und die Vorschriften des göttlichen Wortes sind ihm die untrüglichsten sittlichen Maßstäbe. Aus dieser sittlichen Grundanschauung ist sein hohes, herrliches Ritterideal, seine Begeisterung für edle Weiblichkeit und sein geläuterter Minnedienst, der das Ehe- und Familienglück als Ziel hat, erwachsen.

1) Es ist damit die geweihte Hostie bei der Messe gemeint.

Dieser sittliche Ernst verleitet ihn aber nicht zur Weltflucht, sondern läutert seine Weltfreude. Er lebt in der Welt und mit der Welt, freut sich an ihren bunten Schauspielen, genießt ihre Freuden, kämpft ihre Kämpfe, ringt nach ihren Zielen, aber das Gewebe des Welttreibens durchschießt er mit reichen und tiefen Gedanken, weiht es durch sein tiefes, inniges Gemüt, beherrscht es durch seinen sittlichen Willen und hebt es in eine reinere Höhe durch seine christliche Weltanschauung. Auch die springenden Lichter von Humor und Witz gießt er darüber. Die drollige Verkettung der Umstände und das eigentümliche Gehaben der Menschen reizen ihn oft genug zum Spotten und Lachen, aber dabei behält er die Menschen herzlich lieb. In dem einen Augenblick weint er mitleidig über das Unglück, in dem anderen lacht er neckisch über die Torheit der Menschen. Aus Unglück und Torheit der Menschen webt ja der Humor seine bunten Fähnlein. (Vergl. Parzival in Jeschutens Zelt und in der Unterredung mit Sigune!) Besonders gebraucht Wolfram den Spott auch als Waffe im Dienste der Freunde. „Gebrauch' ich meinen Mund zum Spotten, will ich durch Spott den Freund mir schützen."

2. **Parzival** ist der Hauptheld der Dichtung. In ihm sehen wir einerseits Wolframs Ritterideal verkörpert und anderseits die Entwickelungs- und Läuterungsgeschichte einer suchenden und findenden Menschenseele dargestellt. Sein Name heißt wörtlich: „Dring durchs Tal!", wird aber von Sigune sinnig so gedeutet: „Groß Lieben schnitt ins Mutterherz so tiefe Furchen mit der Treue." Durch Kosenamen wie „Bon fils, cher fils, beau fils!" soll ihm sein eigentlicher Name verborgen werden. Parzival wird nach dem Tode seines Vaters unter unsäglichen Leibes- und Seelenschmerzen seiner Mutter geboren. Als Pfand der Liebe des toten Gatten, als einzigen Ersatz für ihn, säugt und pflegt sie ihn selbst, und „ihre Augen regnen oft genug auf den Knaben an ihrer Brust". Das Kind ist stark von Gliedern und erwächst in wunderbarer Schönheit und Kraft. „Gar Liebes hatte Gott im Sinn, als Parzival er bildete." — „Nie geriet ein Mannesantlitz so schön wie sein's seit Adams Zeit." Er wird „der Mannesschöne Blumenkranz", „der wahren Minne Stern" genannt. Seine Mutter erzieht ihn in der Einsamkeit, fern den Menschen, in Unwissenheit über seine Herkunft und über „Ritterschaft", um den ritterlichen Geist seines Vaters nicht in ihm zu erwecken und ihn vor den Gefahren des ritterlichen Lebens zu hüten. Bogen und Bolzen schnitzt er sich zur Jagd auf Vögel. Jammernd rauft er sich die Haare, wenn der Pfeil einen Vogel getötet und so den Quell froher Lieder geschlossen hat. Tatenlust und zart Empfinden, starker Arm und mildes Herz einen sich schon in dem Knaben. Als die Mutter alle Vögel, die ihm so Lust und Leid im Herzen wecken, verfolgen läßt, da bittet er dringend für die unschuldigen Sänger. Eine Belehrung über Gott nimmt er kindlichgläubig und wörtlich auf. Früh steht er jeden Morgen auf, wäscht sich sauber im Bache, geht auf die Jagd, „ob Laub, ob Schnee den Wald

bedeckt", lockt das Wild durch Blatten, ist geschickt im Schießen und stark im Tragen der Jagdbeute.

Aber ein Sehnen schwellt seine Brust, er weiß nicht, wonach. Ein Zufall bringt seine adelige Natur zum Durchbruch und zeigt seiner Sehnsucht das Ziel. Glänzende Ritter kreuzen im Walde seinen Jagdpfad. Erst stellt er sich voll Streitbegier auf, um den „üblen Wirt der Hölle" zu bestehen, dann aber wirft er sich vor den Lichtgestalten nieder und betet sie als Gott an. Begierig lauscht er der Belehrung, treuherzig fragt er, neugierig befühlt er den „Rittergott". Der Anführer seufzt: „O wäre deine Schönheit mein! Alles hätte dir Gott gegeben, wär' dir auch Verstand beschert." Seine Begleiter nennen ihn einen täppischen Waleisen und belächeln seine Einfalt.

Der Jüngling stürmt zu seiner Mutter und fordert ungestüm, daß sie ihn sofort zur Fahrt an Artus' Hof rüste, damit er sich dort Ritterschaft erwerbe. Gegen den Jammer der Mutter macht ihn sein glühendes Verlangen nach der glänzenden Ritterwelt draußen taub; willig läßt er sich in Narrenkleider stecken; aufmerksam hört er die letzten Mahnungen der zärtlichen Mutter; aufwallend gelobt er, ihre Bedränger und Landräuber mit seines Spießes Eisen zu züchtigen; fort reißt es ihn aus dem grünen, dunkeln Waldhause und aus den Armen der Mutter in die lichte, bunte Welt der ritterlichen Kämpfe, Siege, Landfahrten und Abenteuer. So eilig hat er's, daß er nicht merkt, wie sein Abschied der Mutter das Herz bricht, und wie also eine Schuld als dunkler Schatten seinen Schritten folgt.

Stilles Heimatgefühl und unruhige Wanderlust, tiefes Gemüt und kindisches Torentreiben, kindliche Unschuld und gewaltiger Tatendrang, träumerische Sehnsucht und frische Entschlossenheit wohnen noch ungetrennt in ihm, werfen eine Art Helldunkel auf seinen Charakter und sein Tun und lassen ihn der Welt als Toren erscheinen. Als der tumbe clâre, „der Einfalt Spielgenoß", „keusch wie die Taube und mild wie Rebentraube", erscheint der junge Held im Gedichte, tumb, d. h. einfältig, ja töricht in den Dingen der Klugheit und Erfahrung, clâr in den Impulsen des Herzens und der Ehre.

Mit gläubiger Einfalt führt er alles wörtlich aus, was ihn seine Mutter geheißen hat, führt sie bei jedem Gruß als seine Auftraggeberin an, reitet lange am dunklen Bache fort, raubt keck der Frau Jeschute Kuß, Ring und Spange und stürzt sie dadurch in tödliche Schmach, verschlingt in seinem Hunger gierig die vorhandenen Speisen, ruft keck: „Was fürcht' ich eures Mannes Zorn?" fügt aber höflich hinzu: „Doch kränkt's euch an den Ehren, will ich von hinnen kehren." Voll Teilnahme erkundigt er sich nach Sigunens Geschick und redet ritterliche Worte, die seltsam von den Torentaten in Jeschutens Zelt abstechen. Jung und alt höflich grüßend, zieht er weiter, gibt dem groben Fischer die Spange für eine Nachtherberge, kann kaum den Tag erwarten und wird endlich von dem Fischer nach Nantes geleitet. Höfische Sitten kennt er nicht; kein „Kurne-

val" (Gouverneur oder Hofmeister) hat ihn erzogen. Willig erwidert er bei Ithers Auftrag an Artus: „Ich werbe dir, was du mir aufgetragen hast." Schnell schließt er mit Iwanet Kameradschaft. Ungeduldig ruft er bei dem Zögern des Königs Artus: „Mich dünkt es wie ein ganzes Jahr, eh' ich ein Ritter werden soll! Nun haltet mich nicht länger hin, tut mir nach Ritters Ehren!" Wie eine scheue Trappe trippelt er und dreht er sich rechts und links. Den Spott der Hofleute merkt er nicht. Teilnehmend sieht er Kunnewarens Schmach und Kummer, und von Herzen leid ist ihm ihr Weh. Aufbrausend in heftigem Zorn, greift er nach seinem Spieß. Mit kindischer Zuversichtlichkeit fordert er Ithers Rüstung; zornig erhebt er sich auf dem Plan, erfaßt und schleudert seinen Spieß, als ihn Ither vom Rosse niederstößt. Einfältig und unkundig weiß er dem Besiegten die Rüstung nicht abzuziehen. Ohne Gewissensbisse begeht er Leichenraub an dem erschlagenen Verwandten und häuft so unwissentlich neue Schuld auf sich. Pietätvoll ehrt er jede Gabe und jedes Wort seiner Mutter, darum will er das Narrenkleid nicht ablegen. Die Türme von Graharz hält er in seiner Einfalt für Gewächse des Landes. Er will nicht vom Rosse steigen, weil Artus es ihm verliehen habe. Willig und achtsam hört er die Lehren des zuchterfahrenen Gurnemanz und macht unglaubliche Fortschritte im Gebrauche des Rosses und der Waffen. „Da ward mit Reiten Kunst erzeigt. Er gab dem Gaste guten Rat, wie er das Roß stracks im Galopp mit dem spitzen Sporengruße und fliegender Schenkel Druck zum Anlauf mußte lenken, den Schaft gehörig senken, den Schild dem Stoß entgegenhalten." Da er der kirchlichen Gebräuche noch ganz unkundig ist, „da lehrt' der Wirt ihn bei der Messe, was das Menschenglück vermehre, opfern, mit dem Kreuz sich segnen und dem Teufel Schaden sinnen". Nach Art der Jugend ist er immer mit gutem Appetit gesegnet: „Einen guten Kropf er aß; danach er schwere Trünke trank." „So tapfer schafft' er an der Krippe, daß bald die Speise vor ihm schwand. — Er tat den Speisen alle Ehre."

Als vollendeter Ritter, voll angeborener Kraft und Mannheit und erlernter Kunst, verläßt er den trauernden Gurnemanz. „Er schweigt hinfort von seiner Mutter, wenn er spricht, doch nicht im Herzen, wie's treuem Sinn noch heut' geschieht." Des Fragens enthält er sich auf Gurnemanzens Rat hinfort gänzlich. Des kindischen Überfalls in Jeschutens Zelt schämt er sich jetzt. Nicht übereilt gelobt er sich der holden Liasse, so empfänglich er für Frauenanmut ist. Zu eng ist ihm die weite Welt, zu schmal, was um ihn ist, der grüne Wald so fahl, der rote Harnisch weiß. Der Einfalt ist er ledig, die Torheit hat er abgelegt, aber ein herzlich Sehnen zwingt seine Gedanken zu der holden Jungfrau zurück. Achtlos läßt er sein Roß auf ungebahnten Wegen traben. Furchtlos springt er auf die schwankende Brücke vor dem belagerten Pelrapäre, und mutig geht er den drohenden Wächtern entgegen. Willig tritt er in den Dienst der bedrängten Königin Kondwiramur, deren Anmut ihn bezaubert, und neben der er stumm sitzt. Lieb ist ihm das Vertrauen, leid der Jammer der

Königin. Gottesdienst und Gebet weiht den Kampf. Mit unwiderstehlicher Kraft wirft er die Feinde nieder, aber edelmütig schont er ihr Leben und geht auf ihre Wünsche ein. Unermüdet im Kampfe, fühlt er „ein streng Gelüsten, Feuer im Helme Klamides zu suchen", aber mildherzig erwidert er auf die Bitte des besiegten Feindes: „So will ich deine Sorgen sänften." Mildtätig läßt er Speisen unter die Hungernden verteilen. Weise, maßvoll und vorsichtig verfährt er bei der Verteilung, um die Ausgehungerten nicht am Leben zu gefährden. Klug und edel behandelt er die Gefangenen. Als weiser und gütiger Regent tilgt er durch unermüdliche Tätigkeit bald die Spuren des verheerenden Krieges.

Die Sehnsucht nach der Heimat und der Mutter, nach fremden Gegenden und Abenteuern führt ihn fort von der Seite der holden Gattin und aus der Mitte dankbarer Untertanen. Süße und doch leide Gedanken an die geliebte Gattin begleiten ihn. Er versinkt in Träumereien und läßt achtlos das Roß traben. Den traurigen Fischer am See bittet er höflich um Herberge und folgt pünktlich seiner Weisung. Dankbar, aber schweigsam läßt er sich die Gastfreundschaft gefallen. Zornig fährt er über die Späße des Schalksnarren auf, doch leicht ist er beruhigt, da er über des Narren Amt, zu erheitern, belehrt wird. Staunend sieht er die Wunder der Burg, aber keine Frage nach den Dingen des Heiles kommt über seine Lippen. Erschüttert sieht er die Qualen des Königs Anfortas, seines gütigen Wirtes, aber keine Frage des Mitgefühls wird laut. Wörtlich, wie einst die Mahnungen seiner Mutter, befolgt er jetzt den Rat seines väterlichen Freundes Gurnemanz: „Fragt nicht zu viel!"

Die Dinge des Heiles sind ihm nur ein Schauspiel für die Augen, nicht aber ein Gegenstand der Herzenssehnsucht und des Heilsverlangens. Die ritterlichen Schicklichkeitsvorschriften unterdrücken die Regungen seines guten, mitleidigen Herzens, umpanzern und erdrücken die einfache, warme Menschlichkeit zwischen äußerlichen Formen und Rücksichten. Die höfische Zucht und Sitte ist so wenig wie die mütterliche Erziehung ein zuverlässiger Führer in den Fragen des Heiles und der Heiligung. Nur auf dem Wege der eigenen schmerzlichen Erfahrung wächst das Heilsverlangen, läutert sich das Herz und kräftigt sich der Trieb nach selbstloser Liebesbetätigung. Nur auf diesem Boden entspringt die Frage nach dem Heil und die Frage des herzlichen Mitgefühls, also die Glaubens- und Liebesfrage.

Wie im Traum verläßt Parzival die Stätte, wo er dem Heil so nahe war und doch nicht nach ihm fragte. Ahnungslos sieht er in ängstlichen Träumen künftiges Unheil. Mit Schande scheidet er aus der Burg. Ergeben und reuevoll nimmt er es hin, als ihn Sigune ob seiner Einfalt und Herzlosigkeit hart schilt. Ein altes Unrecht sühnt er, da er Jeschutens Unschuld mit einem heiligen Eide bekundet und sie mit ihrem überwundenen Gatten versöhnt. In sehnsüchtige Erinnerung an die ferne, geliebte Gattin versinkt er bei dem Anblick der drei Blutstropfen im Schnee. So stark

ist der Liebeszauber, daß er nicht weiß, was um ihn vorgeht; mechanisch erwehrt er sich der Angriffe. Glücklich und stolz tritt er als Ritter in Artus' Tafelrunde und ersteigt damit die höchste Stufe weltlicher Ritterehre, aber niederschmetternd, ja vernichtend treffen ihn die Vorwürfe und Verwünschungen der Gralsbotin Kondrie, und nur wenig tröstet und erhebt ihn die Anerkennung der Heidin Jansuse, der Zuspruch seines Freundes Gawan, die Dankbarkeit Kunnewarens und die Teilnahme der Hofleute. Nur halb erkennt und beklagt er seine Schuld, aber den festen Entschluß faßt er, den Gral zu suchen und ihn um jeden Preis zu erringen. Von Gott und seiner Hilfe will er nichts mehr wissen. „Weh, was ist Gott?" ruft er Gawan klagend und vorwurfsvoll zu. „Wäre der gewaltig, so hätte er uns beiden solche Schmach nicht gegönnt. Aber er ist aller Kräfte bar. Ich habe ihm gedient, nun will ich ihm widersagen und seinen Haß tragen!" Traurig und mit Gott hadernd, scheidet er sich von den Glücklichen und bittet sie nur um die Dauer ihrer Liebe. Die Sehnsucht nach dem Gral, d. h. nach dem Heil, und nach seinem Weibe, d. h. nach dem Glück der Familie, füllt hinfort seine Seele und ist die treibende Kraft seiner Taten. Fünf Jahre währt die Zeit des Zweifels und des friedlosen Suchens. Er fragt nichts nach der Zeit, nichts nach heiligen Orten und Bräuchen, nichts nach Gott. Freude und Glück hat er verloren; der Gral macht ihm Sorgen. „Nun bist an Freuden du verzagt; dein hoher Mut ist nun dahin; dein Herz pflegt schwerer Sorgen!" spricht Sigune zu ihm, an deren Klause ihn der Zufall führt, und von deren Fenster er mit Scham ungestüm sein Roß zurückwirft, dieweil sich's nicht zieme, also nahe an das Fenster einer Frau zu reiten.

An einem Karfreitag, den er durch Waffentragen entheiligt, begegnet er einem grauen Ritter im Walde auf einer Bittfahrt und wird von ihm zurecht gewiesen, auf Gottes Treue und unversiegliche Hilfe verwiesen. Noch ohne Kraft und Zuversicht, zu diesem Gott demütig zurückzukehren, empfängt Parzival doch einen starken Eindruck von der Macht des schlichten Gottesglaubens. Der inneren Öde und Zerrissenheit müde, sehnt er sich nach Rettung und Frieden. Halb hoffend und halb zweifelnd ruft er: „Hat Gott Hilfe noch, so scheide er mich von Sorgen! Ist heute seiner Hilfe Tag, so helf' er, wenn er helfen mag! Er führ' mein Roß die rechte Bahn!"

Der graue Ritter weist und das Roß trägt ihn zu dem Einsiedler Trevrezent. Diesem klagt er sein Geschick und seine Gewissensnot und bekennt ihm endlich seine Sünden. Er klagt: „Nur Streiten suchte ich; Gott trag' ich Haß; meine Sorgen ließ er allzu gut gedeihen; lebendig ward mein Glück begraben; der Anker der Freude versinkt in meines Leides Tiefe; mein mannlich Herz ist wund; Trübsal hat ihren Dornenkranz auf meinen Ruhm gedrückt." Der Einsiedler belehrt ihn über das Wesen Gottes, über die Bedeutung des Grals, über die Pflicht eines christlichen Ritters und über den Ungrund seiner Klagen und Anklagen. Im

Lichte von Trevrezents Belehrung sieht Parzival die Bedeutung seiner Sünden und die Schwere seiner Schuld ein. Seiner Mutter brach seine lieblose Flucht das Herz. Der treuen Jeschute brachte sein kindischer Überfall Schmach und Leid. Seinen Vetter Jther erschlug er in kindischem Protzentum und beraubte die Leiche. Anfortas' Qual sah er, ohne tatkräftiges Mitgefühl und ohne eine Frage der Teilnahme für ihn zu haben. Nur auf eitles Ritterwerk und Mehrung seines Ruhmes war sein Sinn gerichtet gewesen. Gott führte er im Munde, aber sein Herz ließ er nicht von ihm überwinden.

Mit der klaren Erkenntnis seiner Sünde und dem Schmerz darüber kommt der Mut zum Bekenntnis. Trevrezent beklagt seine Schuld, doch versagt er ihm nicht Trost und Rat, ja verheißt ihm herrlichen Lohn der Selbstüberwindung. Er meint, „die Jugend sei vorschnell und selbstüberhebend und müsse durch Schaden klug werden. Wenn ein durch das Geschick Geläuterter seine Erfahrungen nicht nutze, so würde die Leuchte der Weisheit trübe und welk das grüne Reis der Kraft." Der Held lernt von dem weisen Einsiedler, in dem er einen Oheim erkennt, demütige Unterwerfung unter den göttlichen Willen, wird seiner Sünden ledig und verläßt ihn als ein neuer Mensch. Hinfort ist Gottvertrauen die Seele seiner Taten. Indem er seinen Freund Gawan im Zweikampf unerkannt besteht, siegt das durchgeistigte, veredelte Rittertum über das weltliche. In dem letzten und schwersten Kampfe mit seinem Bruder Feirefiß bewährt sich der neue Talisman, die Liebe zum Gral und zur Gattin; seine Läuterung ist vollbracht, die Zeit seiner Prüfungen ist zu Ende. Die Gralsbotin, die ihm einst den Fluch gebracht, verkündigt ihm nun den höchsten Segen, seine Berufung zum Gralkönig. „Er hat der Seele Ruh' erstritten und Freud' erharrt im Drang der Sorgen." Demütig nimmt er die Gnade an; willig folgt er dem Rufe; treugesinnt gönnt er dem heidnischen Bruder Teil an seinem Glücke; liebreich erlöst er Anfortas durch die Frage der helfenden Liebe von seinen Leiden und vollendet sein Glück durch die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattin. Drei Tränen standen wie Perlen auf Wangen und Kinn, als er sie einst verließ; drei Blutstropfen im Schnee weckten die Erinnerung an sie wie ein übermächtiges Heimweh; drei Lieben, die Mutter und ihre Zwillingssöhne, fand er nach Jahren an derselben Stelle wieder und damit die Erfüllung seiner Sehnsucht, seiner Wünsche und Träume. „So erkennen wir Träume und Gedanken der Kindheit wieder, wenn sie uns lange hernach im Leben eintreffen, oder wie ein alter Mann, als er die aufgehende Sonne anschaut, sich heimlich besinnt, daß er sie schon einmal ebenso als ein Kind, sitzend auf einem Hügelchen, und seitdem nicht wieder so, betrachtet hat; er weiß, daß sie vor ihm geschienen, ehe er zur Welt geboren wurde, und denkt daran, daß sie bald auf sein Grab scheinen wird." (J. Grimm, Altdeutsche Wälder I. 5.)

Mit Erlangung der Gralskrone hat Parzivals weltliches Rittertum die christliche Weihe und einen höheren Beruf erhalten. Die Pflege des

Heiligen und Hilfespendung an Bedrängte ist fortan seine Lebensaufgabe, der er treulich obliegt.

3. **Gawan**, Artus' Neffe, ist der glänzende Vertreter des weltlichen wie Parzival der Repräsentant des durchgeistigten christlichen Rittertums. Während Parzival in der Zeit des Zweifels und der Seelenkämpfe in das Dunkel untertaucht und unserem Blick entschwindet, kommt Gawan in der Dichtung zu voller Geltung. In einer langen Reihe von Abenteuern ohne tieferen Gehalt, aber in zierlich breiter Darstellung wird die Herrlichkeit, aber auch die Leerheit des weltlichen Rittertums gezeigt. Erst durch die poetische Kristallisation dieser beiden Hauptströmungen in dem Ritterleben ist der „Parzival" zu einem Totalgemälde des Rittertums in seiner Blütezeit geworden.

Parzival ist eine tiefgründige, Gawan eine oberflächliche Natur. Ersterer bleibt seiner Gattin treu, letzterer verliebt sich in jedes schöne Gesicht. Parzival erringt den Gral, weil er dessen innerlich würdig geworden, Gawan sucht ihn vergeblich, weil ihn sein Herz nicht bedarf. Parzival zieht ernst und gesammelt an den lockenden Abenteuern von Château merveil vorüber, Gawan stürzt sich voller Drang und Lust hinein. Parzivals Kraft wächst in dem gesammelten Streben nach dem einen Lebensziel, die Gawans verflacht und zersplittert sich in dem Haschen und Jagen nach allerlei Lust und Abenteuern. Um Parzival steht ein Kreis ernster, edler Männer und keuscher, treuer Frauen, um Gawan gruppieren sich kampf- und lebenslustige Männer und weltlich gesinnte Frauen. Parzivals Gruppe stellt die Kinder Gottes, Gawans die Kinder der Welt dar. Trotz schneidender Gegensätze sind Parzival und Gawan aber Freunde, und wenn Wolfram jenem den Preis zuerkennt, so ist er doch weit davon entfernt, diesen zu verdammen. Trägt doch jeder Mensch den Stoff zu einem Parzival und zu einem Gawan in sich! —

Noch einige Worte der Charakteristik über die Personen der Parzivalgruppe:

4. Seine **Mutter Herzeleide** fügt sich sanft und willig in den Willen des Gatten, bewahrt ihm in lebenslänglicher Trauer die Treue über das Grab hinaus, entsagt der Macht, dem Reichtum und der Lebensfreude, pflegt, behütet und erzieht mit Aufopferung ihren Sohn und stirbt an dem Schmerz der Trennung.

5. Seine **Gattin Kondwiramur** ist das Bild lieblicher Frauenanmut. Sie erduldet lieber die schwersten Bedrängnisse, als daß sie an ihrem Herzen frevelt und sich einen ungeliebten Gatten aufzwängen läßt. Mit rührendem Vertrauen fleht sie den Fremdling um Hilfe an. Mit dem raschen Instinkt und Mut des Herzens wählt sie ihn zum Gatten. Geduldig und treu erträgt sie eine lange, schwere Trennung. Ohne ein Wort des Vorwurfs empfängt sie liebreich den Wiederkehrenden. Treulich teilt sie seine Lebensaufgaben und hilft sie erfüllen.

6. Seine **Base Sigune** hat gemäß der höfischen Sitte der Zeit durch ein unsinniges Verlangen nach der Aufschrift eines Bracken-Halsbandes

ihren Geliebten in den Tod getrieben. Mit einer Treue sondergleichen hütet sie nun seine Leiche, entsagt allen Freuden der Welt, ersehnt nur die Läuterung ihrer Seele und die Wiedervereinigung mit dem Geliebten, weint und grämt sich ihm endlich in das Grab nach.

7. Sein **Erzieher Gurnemanz** ist ein ernster, welterfahrener, hart geprüfter, frommgesinnter, milder und gastlicher Ritter, ein „Hauptmann höfischer Zucht und ritterlicher Tugend". Schwere Verluste haben ihn gebeugt, aber seine Freude an der schönen Natur, sein Wohlwollen gegen die Menschen und seine Fürsorge für andere nicht zerstören können. Wehmütig, aber gefaßt entsagt er dem Herzenswunsche, seine holde Tochter Liasse mit Parzival, der ihm lieb wie ein Sohn geworden, zu vereinigen.

8. Sein **Oheim Trevrezent** hat aus Liebe zu seinem Bruder Anfortas und um seines Seelenheiles willen das ritterliche Leben, das ihm eine Lust und dem er eine Zierde war, aufgegeben und ist im wilden Walde Einsiedler geworden. Entschlossen hat er der Welt, ihren Ehren und Freuden entsagt; mutig und ausdauernd trägt er die schwersten Entbehrungen. Nur der Heilung seines unglücklichen Bruders, der Wahrung des Grals und dem Heil seiner Seele gelten seine Gedanken, seine Gebete, seine Sorgen und Wege. Umfänglich ist sein Wissen, tief eindringend sein Verstand, mild sein Urteil, innig sein Anteil an dem Ergehen der Menschen, treu und unverrückt sein Heiligungsstreben.

9. Sein **Halbbruder Feirefiß** ist der edle Heide, der wie der Hauptmann Kornelius nicht fern vom Reiche Gottes war und rasch zufuhr, als ihm das Heil angeboten wurde. Er ist ein vollkommener Ritter, der edelste Vertreter der nichtchristlichen Ritterschaft. Große Kraft, außerordentliche Gewandtheit in der Waffenführung, ritterliche Treue, inniges Gefühl, Freigebigkeit, Großmut und rasche Entschlossenheit zeichnen ihn aus.

In der Gawangruppe steht voran

10. **König Artus.** Er ist das vielbewunderte Ideal der Ritter, sein Hof die Heimat wahrer Zucht und sein Urteil die höchste Instanz in allen ritterlichen und höfischen Ehrenfragen. In stiller Würde steht er als unantastbare Autorität von fern. Aus seinen Worten und Taten im „Parzival" kann man diese hohe Stellung nicht erklären. Eher könnte man nachweisen, daß er bequem, vergnügungssüchtig, schwach und schwankend wäre.

11. Sein **Seneschall Kei** ist eine originelle, wenn auch nicht liebenswürdige Figur. Er erscheint wie der Pritschmeister bei einem wilden Gelage. Anders als scheltend und strafend tritt er selten auf. Hämisch und schadenfroh redet er Artus zu, den Kampf zwischen Ither und Parzival zu gestatten. „Tut ihm den Willen und laßt ihn auf den Plan hinaus! Soll jemand uns den Becher bringen, hier ist die Peitsche (Parzival), dort der Kreisel (Ither)! Ich frage nichts nach beider Leben, man opfert Hunde (Parzival) um den Eber (Ither)!" Es würde ihm recht sein, wenn der Hof mit einem Schlage den Narren und den Gegner los würde.

Gallig, roh, bösartig und aller höfischen Zucht bar verfährt er mit Kunneware, als diese über Parzivals lächerlichen Aufzug lacht. „Der Seneschall Herr Kei nahm die Jungfrau bei dem blonden Haar; ihre langen, lichten Zöpfe wand er sich um seine Hand; er spängt' sie ohne Spangen; er brachte — freilich nicht zum Eid! — dem Rücken einen Stab so nah, daß er durch Kleid und Haut ihr drang, eh' noch sein Sausen ganz verklang." Spöttisch und höhnisch meint er dabei: „Nun ist eu'r Preis, der unbewahrte, in meinem Netz beschlossen. Ich will ihn wieder in euch schmieden, daß ihr's an euren Gliedern merkt."

Unbehaglich bang, ja zuletzt unheimlich zumute wird ihm, als ein besiegter Ritter nach dem anderen anlangt, sich in Kunnewarens Sicherheit begibt und drohende Botschaft von Parzival bringt. Als sogar ihr Bruder Orilus sich stellt und der Hof immer lauter für die Mißhandelte Partei nimmt, da möchte er sich beschämt und verlegen in den dunkelsten Winkel verkriechen. Mit rauhen Worten fährt er seinen gütigen Herrn Artus an, als er am Plimizöl Parzival, den unbekannten Ritter, bestehen will. Sein Poltern und Prahlen endet mit einer kläglichen Niederlage. Arm und Bein bricht er, als Parzivals Lanze ihn aus dem Sattel gegen einen Stein schleudert. Schmerzlich entgilt er den Schimpf, den er einer Jungfrau angetan. Seinem Herrn ist er wie ein treuer Hund ergeben. So säubert er den Hof von manchen zweifelhaften Landfahrern.

12. Die **Frauen**, die bedeutsam in Gawans Leben eingreifen, vermögen samt und sonders kein tieferes Interesse einzuflößen. Sie sind schön, liebenswürdig, aber ohne tieferen Gehalt. Antikonie ist entgegenkommend, sinnlich, entschlossen und sicher, Orgeluse eine herausfordernde, berechnende, dämonische Kokette, seine Schwester Itonje ein schwärmerisch verliebtes Mädchen, Obie eine spröde, launische, eigensinnige, endlich vom Gefühl überwältigte Braut, Obilot dagegen „ein entzückender Backfisch", eine so frische, naiv-kecke, reizende Erscheinung, wie wir sie zum zweitenmal vergeblich in dem Gawankreise suchen.

3. Gedankengang.

In der mittelhochdeutschen Ausgabe des „Parzival" von K. Bartsch lauten die Überschriften der Bücher: 1. Gahmuret und Belakane. 2. Gahmuret und Herzeleide. 3. Parzivals Jugend und Eintritt ins Leben. 4. Parzival und Kondwiramur. 5. Parzival kommt zum Gral. 6. Parzival an Artus' Hofe. 7. Gawan und Obilot. 8. Gawan und Antikonie. 9. Parzival bei Trevrezent. 10. Gawan und Orgeluse. 11. Gawan und das Wunderbett. 12. Gawan und Gramoflanz. 13. Klinschor. 14. Parzival und Gawan. 15. Parzival und Feirefiß. 16. Parzival wird Gralkönig.

Ein ausführlicher Gedankengang ist als Parzival-Auszug in der unmittelbaren Darbietung (II) und eine innere Gedankengliederung in der

Charakteristik Parzivals (III, 2) gegeben. Die tiefste Unterlage und Verknüpfung der Gedanken erschließt sich aber erst durch die geistige Deutung aller symbolischen Vorgänge im Parzival.

Die Gralssage durchwächst wie ein Baum mit seinen Wurzeln und Zweigen die Parzivaldichtung. Die Gralssage ist die Hauptsache, die Artussage nur Gegensatz, jene — nach Wolframs Ausdruck — der Stamm der Märe, diese das Geäst. Dieser Gegensatz entspricht dem wirklichen Leben, das eine beständige Verflechtung weltlicher und geistiger Bestrebungen zeigt. So breit, planlos und mannigfach verzweigt die Abenteuer Gawans und so einheitlich die Lebensziele Parzivals sind, so vielgestaltig regel- und ziellos ist das Weltleben und so einheitlich und zielbewußt das Heiligungsstreben.

In den Orient führt uns der Anfang der Dichtung. Dort ist die Urheimat des Grals, d. h. von dorther kam uns das Heil. Dorthin locken Wanderlust und Tatendrang den Helden Gahmuret. Er ist ein typischer Vertreter der christlichen Ritterschaft des Abendlandes, die in den Kreuzzügen begeistert nach dem Morgenlande zog und in den geistlichen Ritterorden ihr Ideal verwirklichte.

Die morgenländische Christenheit hat sich der Gralshut nicht würdig gezeigt, darum ist der Gral von Engeln ins Abendland getragen worden. Off. 2, 5: „Ich werde deinen Leuchter wegstoßen von der Stätte.“ An den Stätten, die Christi heiliger Fuß geweiht, herrschten die Ungläubigen; aber neue Ausbreitungsgebiete gewann das Christentum im Abendland. Gahmurets Weg aus dem Orient durch das Mittelmeer nach Frankreich und Spanien ist derselbe Weg, den die Verkündigung des Evangeliums nahm.

Einst, wenn das Abendland sich seiner hohen Gralsaufgabe nicht mehr würdig zeigt, kehrt der Gral in den Orient zurück. Das Ende reicht dem Anfang die Hand: der Heide Feirefiß bekehrt sich zum Christentum, und sein Sohn Johannes breitet das Reich des Herrn in Indien aus.

Unablässige Berührungen zwischen Christen und Heiden kommen im „Parzival“ vor, so daß die Heidenschaft die Christenheit schier umrahmte. Dieser Umstand sowie die Bekehrung des Feirefiß, das Wirken seines Sohnes, des Priesters Johannes, und die Aussendung der Gralsboten sind Bild und Vorbild der fortgesetzten Missionstätigkeit der christlichen Kirche.

In stiller Weltferne entwickelt und sammelt sich Parzivals eigenartige Kraft. „Es bildet ein Talent sich in der Stille —“. Der breite Strom der Weltlust und Vielgeschäftigkeit verfrüht, verflacht und schwächt die Jugend. In der Stille und einer gewissen Einseitigkeit liegt eine Sammlung und Mehrung der Kraft.

Die Tatenlust treibt Parzival zum Erlegen der Vögel, das Mitgefühl aber zu Tränen über ihren Tod. Das ist der Zwiespalt in jeder Brust. In dunklem Tatendrange schlägt die Hand Wunden, das Herz aber sucht sie zu heilen.

Die Belehrung über Gott nimmt Parzival wörtlich und gläubig hin und stellt sich den Getreuen sinnlich und kindlich als Lichtgestalt vor. So folgt der kindliche Glaube ohne Mäkeln aufs Wort und bildet sich eine Vorstellung von Gott nach seinem Erkennen.

Parzival lebt im Sonnenschein der Liebe und im Schoße des Glückes, und doch zieht ein unbestimmtes Sehnen ihn hinaus nach hohen, fernen Lebenszielen. So wohnt in dem Herzen des deutschen Jünglings die Heimatliebe und Wanderlust, die Friedenssehnsucht und der Tatendrang noch ungeschieden beieinander.

Parzivals edle Natur bricht infolge eines Zufalls durch seine Verhüllung. Mächtiger als alle Erziehungskünste ist die Kraft der Natur. Lange Unterdrückung derselben rächt sich durch desto heftigeren Durchbruch. Was im Menschen als Anlage schlummert, das ringt sich meist zum Lichte durch, wenn die Stunde und die Gelegenheit kommt.

Im Narrenkleide schickt ihn seine Mutter in die Welt und will ihn durch Spott von seiner Wandersehnsucht heilen. So erscheint die fromme, deutsche Einfalt der Welt als Torheit.

Die Vorschriften seiner Mutter befolgt Parzival wörtlich. Das ist das Wesen des kindlichen Autoritätsglaubens, der kein Warum und keine Anpassung an die Umstände kennt. „Dies riet mir meine Mutter!" damit ist alles erklärt.

Ein dunkler Drang zerstört Parzivals Kinderglück und stürzt ihn in Kämpfe, in Not, Leid und Trübsal, Zweifel und Verzweiflung. So gewährt eine schöne, liebereiche Jugend das Glück der Herzensreinheit und des Seelenfriedens ungesucht; aber unbewußter Besitz ist kein Genuß, und gleichmäßige Ruhe und Stille weckt die Sehnsucht nach Veränderung. Der Taten- und Entwickelungsdrang stürzt den werdenden Menschen in allerlei innere und äußere Kämpfe. Aber durch dies Läuterungsfeuer gelangt er endlich zum bewußten Besitz des früher in Einfalt verscherzten Glückes. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!"

In Gurnemanz' Schule ward Parzival der Einfalt ledig, geriet aber in den Bann des Gelernten und der Lehrerautorität. Äußerliche Ritterpflicht, starke Rittertat und höfische Zucht sind fortan die höchsten Rücksichten für ihn. Die ritterliche und höfische Etikette unterdrückt sogar die Stimme des Herzens. Befangen in den äußeren Gesetzen des Rittertums, fragt Parzival nicht nach dem Heil im Gral und nicht nach dem Leiden des kranken Königs. Er ist noch nicht gereift zur Frage des Glaubens und der Liebe. Dem angebotenen Heil kommt noch kein Heilsverlangen entgegen.

Der Gral war ein köstlicher Edelstein von himmlischem Ursprunge. So ist das Heil in Jesu die herrlichste Gnadengabe des Himmels für die Menschheit.

Aus dem Paradiese begleitete der Stein als Tröster die Menschen in das Elend des Erdenlebens, wurde aber nur einzelnen Erwählten zur Hut anvertraut. So begleitete die Verheißung eines Erlösers die gefallenen Menschen aus dem Paradiese in die Not und den Kampf des Erdenlebens; die messianischen Weissagungen wurden das Licht des alttestamentlichen Dunkels.

Der Gral enthielt die Fülle himmlischer und irdischer Gaben und spendete sie freigebig den Seinen. Er ist das Sinnbild der durch Christi Blut erworbenen und durch die Kirche dargebotenen Erlösung der sündigen Menschheit. Diese allgemeine Bedeutung verengert und verdichtet sich gleichsam im heiligen Abendmahl.

Himmlische und irdische Gaben zugleich spendet der Gral. Diese Auffassung des christlichen Heiles entsprach so ganz „dem tiefen Sinnen und dem heiteren Spiel, dem ernsten Glauben und der fröhlichen Weltfreude der Hohenstaufenzeit".

Der Edelstein ist zu einem Gefäß verarbeitet und wird in einem Heiligtum aufbewahrt. „Wir haben solchen Schatz (des Heiles) in irdischen Gefäßen." Das himmlische Heil kleidet sich in irdische Formen, paßt sich den menschlichen Bedürfnissen an und wird durch geordneten Brauch und Dienst den Empfängern vermittelt.

Weiter, dichter Wald umgab den Gralstempel und erschwerte die Erreichung desselben. Wie vielerlei Gestrüpp der Welt trennt uns vom Reiche Gottes! „Es kostet viel, ein Christ zu sein und nach dem Sinn des reinen Geistes leben."

Die Templeisen (von templensis = Tempelhüter) bewahrten das Heiligtum, breiteten die Herrschaft des Grals aus und genossen seine Segensfrüchte. Wolfram hat bei der Schilderung der Templeisen zweifellos an den Orden der Templer gedacht. Ihre Besitzungen lagen im südlichen Frankreich. Bei dem Vernichtungsprozeß, den Philipp der Schöne gegen sie führte, kamen Beschuldigungen vor, die an die Gralssage erinnerten. So sollten sie ein Idol, ein Haupt auf einer Schüssel, verehren, sich dreimal vor ihm niederwerfen, Reichtum und Überfluß von ihm erwarten und bei Taufe und Abendmahl einen eigenen Brauch haben.

Die Pflege des Grals ist ein geistliches Rittertum edelster Art, das sich durch Demut und Herzensreinheit bei unerschrockener Mannheit, durch Selbstverleugnung bei selbstloser Liebeserweisung, durch Treue gegen den Herrn des Himmels bei zartem Dienste bedrängter Frauen betätigt.

Niemand kommt zum Gral ohne besondere Berufung. Er ist ein Geschenk göttlicher Gnade. So kann niemand zu Jesu kommen, er werde denn berufen. (1. Kor. 12, 3 Niemand kann —.)

Kein Ungläubiger sieht den Gral. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Torheit und kann es nicht begreifen, denn es muß geistlich gerichtet sein."

Der Gral hat die Kraft, den Vogel Phönix zu verbrennen und wieder neu zu beleben und zu verjüngen. Das ist ein Bild der Wiedergeburt durch Buße und Glauben. „Der alte Adam in uns soll durch tägliche Reue und Buße ersäufet werden und sterben, herauskommen und auferstehen aber ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe."

Wer den Gral ansiehet, kann nicht sterben und bleibt ewig jung. So gibt die innige Lebensgemeinschaft mit Gott als wahrer Jungbrunnen ewiges Leben und ewige Jugend. Wer die eherne Schlange im Glauben ansah, der starb nicht am Schlangenbiß.

Durch Inschriften offenbarte der Gral den Willen des höchsten Herrn. Das bedeutet die göttlichen Offenbarungen, die von den heiligen Menschen Gottes niedergeschrieben worden sind.

War die Schrift gelesen, so verschwand sie wieder. Wer Gottes Wort im Glauben und heiligen Geiste liest, der klebt nicht mehr am toten Buchstaben, sondern das Wort ist zur inneren Lebensmacht geworden.

Wer dem Gral dienen wollte, mußte weltlicher Minne entsagen. Matth. 6, 24: Niemand kann zwei Herren dienen. — Matth. 16, 24: Will mir jemand nachfolgen —.

Die Templeisen brauchten nicht um ihren Unterhalt zu sorgen. Matth. 6, 33: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen."

Die Gralgemeinde zeigte sich unabhängig von der äußeren Kirche und stand in freierer Auffassung des Christentums abseits von ihr. Das erinnert an das Wort des Glaubensartikels: „Ich glaube an eine Gemeinschaft der Heiligen."

Den Stein hob die ganze sündige Menschheit nicht, aber eine Jungfrau reinen Herzens trug ihn mit leichter Hand. So ist nicht die physische Kraft, sondern die Herzensreinheit wundermächtig.

Jeden Karfreitag brachte eine weiße Taube eine Hostie vom Himmel, legte sie auf den Gral und erneuerte dadurch seine Wunderkräfte. Bei jeder Feier des heiligen Abendmahls erneuert sie die Kraft seines Karfreitag-Opfers und das Herabsteigen der Himmelskräfte.

Die Herrlichkeit der Gralsburg war gedämpft durch das Leid über den siechen König Anfortas, der gegen seinen geistlichen Beruf gesündigt hatte. „Die Erde ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Die Sünde vergiftet wie der Schlangenbiß in der Wüste Frieden und Glück.

Allerlei Mittel schufen eine kurze Linderung und ein zeitweiliges Vergessen, aber keine Heilung des Siechtums. So sucht der Sünder die Qual seines Gewissens durch allerlei ablenkendes Welttreiben zu betäuben, aber der Wurm stirbt nicht, und das Feuer verlöscht nicht.

Volle Heilung und Befreiung findet das Herz nur in der Wiedergeburt durch den Glauben und in der Heiligung durch die Liebe.

Die Gralssage entsprang der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, erwuchs auf heidnischem Boden im Orient, entwickelte sich in Spanien und wurde endlich in Frankreich und Deutschland durch den tief innerlichen Geist des Christentums im Mittelalter mit christlichem Gehalte erfüllt und zur tiefsinnigsten christlichen Mythe umgestaltet. Wie ihr äußerer Entwickelungsgang den Verkündigungsweg des Evangeliums nahm, so zeigt ihre innere Umwandlung den Heilsweg Parzivals und jeder Seele. Er fängt in der Zeit der Einfalt oder Gottentfremdung an mit einer geheimen Sehnsucht, führt zu äußerlichem Lernen, zu gesetzmäßiger Zucht, zu innerer Erfahrung und endlich zu seligem Frieden in Gott.

Mit Schande schied Parzival aus der Gralsburg. So folgt Scham und Schande immer der Schuld. Schon Adam und Eva versteckten sich nach dem Sündenfall unter die Bäume im Garten.

Sigune schalt und verwünschte Parzival wegen seiner Blindheit und Lieblosigkeit. Ihr hatte der Schmerz die Augen für die Dinge des Heiles geschärft, während Parzival nicht über ein verständnisloses Verwundern kam.

Beim Anblick der drei Blutstropfen im Schnee überfiel Parzival eine heftige Sehnsucht nach seiner verlassenen Gattin. So wird die Seele auf ihren Irrfahrten durch die fremde Welt von einem brennenden Heimweh nach dem Glück und Frieden der Heimat befallen.

Parzival wurde in Artus' Tafelrunde aufgenommen und kurz darauf von der Gralsbotin verflucht. So grenzen oft im Leben Ehre und Schmach, Glück und Unglück, weltlicher Gewinn und Heilsverlust zusammen.

Die Gralsbotin war ebenso häßlich und abschreckend wie scharfsichtig und klug. Das ist das Wesen jedes Bußpredigers. Er blickt in die Tiefen der Seele, sagt schonungslos die Wahrheit und erscheint dem Sünder meistens häßlich und abstoßend. Vergleiche: Nathan: Du bist der Mann! — Elias: Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus! — Johannes der Täufer: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast!

Parzival sagte sich von Gott los und kündigte ihm Vertrauen und Dienst auf. Wer die eigene Schuld nicht erkennt, der schilt Gott. Wer in sich nicht die Wurzel der Mißerfolge sucht, der klagt andere an.

Er suchte den Gral, aber mit Erbitterung und Eigensinn. Wer so sucht, der wird in der Leere umherfahren, immer mehr verbittern und verwildern, aber das Heil nicht finden. Hochmut und Zweifel sind schlechte Führer und stumpfe Waffen.

In der Zeit des Zweifels und der Verzweiflung verschwand Parzival von dem Schauplatze, und Gawan trat in den Vordergrund. Der Dichter will das Gewühl und Gewirr des vollen Weltlebens im Gegensatz zu der stillen Heilsarbeit an einer Seele darstellen.

Ein Karfreitag bildet die Wende in Parzivals innerer Entwickelung. Christi Tod, bei dem der Vorhang im Tempel zerriß, war die Wende zwischen der alten und neuen Welt. Der Glaube an seinen Opfertod und das damit verbundene Sterben unserer Selbstsucht ist der entscheidende Punkt bei der Bekehrung eines Menschen.

Der graue Ritter wies Parzival zu dem Einsiedler Trevrezent. Wer uns die rechten Wege und die rechten Führer zeigt, der wird unser wahrer Wohltäter. Paulus wurde an Ananias, der Hauptmann Cornelius an Petrus gewiesen.

Bei Trevrezent in der Waldeinsamkeit wurde Parzival über Gott und den Gral treulich berichtet und belehrt, erkannte, bereute und bekannte sein Schuld, empfing Lossprechung, Trost und Rat und begann ein neues Leben. Das ist der Heilsweg noch heute für jede Seele, die von der Finsternis zum Licht, von der Welt zu Gott, vom Kampf zum Frieden kommt. Stolzes Pochen auf die eigene Kraft führt zum Sturz in die Tiefe, Demut und Gottvertrauen führen auf die Höhe. Aus den Schmerzen der Buße sprießen die Freuden des neuen Lebens. Bei dem Bekehrten wandelt sich der Fluch in Segen.

Im Kampfe überwand Parzival den tapferen Gawan und dann seinen heidnischen Bruder Feirefiß. Demut und Gottvertrauen sind ein neues, unwiderstehliches Kampfprinzip. Erst nachdem Parzival im Kampfe das Liebste: Freund und Bruder, überwunden hatte, war seine innerliche Läuterung vollbracht und seine Würdigkeit als Gralkönig erwiesen.

Daß Parzivals Schwert bei dem entscheidenden Schlage zersprang, ist nicht bedeutungslos; es war durch Leichenraub von Ither gewonnen; fortan durfte es in der reinen Hand des Gralkönigs nicht mehr dienen.

Parzival erlöste durch seine Frage den siechen Anfortas von seinen Qualen. Die Frage des Glaubens, die ihn selbst von Zweifel und Gottentfremdung erlöste, hatte er bei Trevrezent getan. Die Frage der Liebe, die dem Heiligungsstreben entquillt, mußte noch getan werden, damit der Glaube seine Lebenskraft in Werken der Liebe betätige.

Parzival wurde Gralkönig und vereinigte sich mit seiner Gattin und seinen Kindern. So waren die Ideale seines Lebens und Strebens, das Glück der Gottes- und Familiengemeinschaft, erreicht; durch den Zweifel war er zum Glauben, durch Kreuz zur Krone gelangt.

Die Gralsritter durften fortan nicht nach ihrer Herkunft gefragt werden. Ist es nicht ein Widerspruch, daß das früher verlangte Fragen nun verboten wurde? Nein, denn die verbotene Frage ist eine ganz andere, die Frage der Neugierde und des Zweifels! Wer die Hilfe des Herrn sichtbar erfahren hat, der darf nicht mehr zweifeln und neugierig nach dem Warum und Woher fragen. Wie bei Parzival das Nichtfragen einen Mangel an Heilsverlangen, Glauben und Liebe bekundete, so offenbart das Fragen der durch Gralsboten Geretteten gleichfalls einen Mangel an Glauben und Liebe. Gebot und Verbot haben also die gleiche Begründung.

Parzivals Entwickelungsgeschichte zerfällt in vier Perioden: a) der Einfalt, b) des Zweifels, c) der Bekehrung, d) des neuen Lebens. In der ersten Periode genießt er ungesucht und unbewußt das Glück der Mutterliebe und Herzensreinheit, dann gefällt er sich in einem wilden Kraftstreben und äußerlicher Rittertugend. In der zweiten Periode zerfällt er mit Gott und Welt, hadert und zürnt, irrt hochmütig und trotzig umher. In der dritten Periode stutzt er, steht still, fragt nach Gott und dem Heil, kehrt um und überwindet den Hochmut durch Demut. In der letzten Periode besiegt er die Gegner mit neuen Waffen, hilft den Elenden, gewinnt die Gralskrone, findet das Glück des Hauses in der Liebe der Seinen und sendet die Gralsritter als Helfer zu den Bedrängten.

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten der Dichtung.

Wolfram folgte bei der Wahl seines Stoffes der Doppelrichtung der Zeit, die ihre helle Freude an Rittertaten und eine tiefe Verehrung für die Geheimnisse des Christentums hatte. Die erstere klingt aus der Artussage, die zweite aus der Gralssage. Wie waren nun die Stoffe, die Wolfram als Baumaterial vorfand? „Die alten wallisischen Erzählungen von König Artus enthalten eine Menge rohen und wüsten Stoffes: Abenteuer auf Abenteuer gehäuft, von denen man nicht begreift, weder warum sie angefangen werden, noch wohin sie zielen, Anfänge ohne Ende und Endstücke ohne Anfang, voll Kleinlichkeiten und Äußerlichkeiten, sämtlich in dem trockensten und dabei doch wichtig und geheimnisvoll tuenden Stil erzählt; für unsere deutsche Art zu denken, zu empfinden, zu erzählen und sich erzählen zu lassen, auf das gelindeste gesagt, ermüdend, in vielen Fällen völlig unerträglich." — „Der Sagenkreis vom heiligen Gral ist eine Welt voll Wunder, ein Zauberkreis voll der seltsamsten, abenteuerlichsten Gestalten, voll phantastischer Gebilde, bald der glühendsten Einbildungskraft, bald des ernstesten Tiefsinns, bald in den brennendsten Farben strahlend und in dem buntesten Schmelz der reichen Phantasie des glänzenden Mittelalters schillernd, bald Grau in Grau gemalt, in farblosem Nebel und fahler Dämmerung fast verschwindend. Zu kühnerem Fluge hat die Dichterphantasie ihre Regenbogenschwingen niemals entfaltet." (Vilmar.)

Wolfram verknüpft die beiden Sagenkreise, indem er die Gralsage zum Mittelpunkt, die Artussage und andere Märchenstoffe aber zur Umrahmung und zum Gegensatze macht. Auf diese Weise zeichnet er ein volles, treues Bild des ritterlichen und religiösen Lebens seiner Zeit.

In dem Gange seiner Dichtung folgt er nach seiner eigenen Angabe — gemäß der Dichtergewohnheit der Zeit — einer französischen Quelle, nämlich dem „Provenzalen Kyot oder Guyot", den er als zuverlässigen Führer bezeichnet, erwähnt aber auch den französischen Dichter Chrestien de Troyes, „welcher der Märe unrecht getan", sie also entstellt habe. Nun weiß man aber weder von dem Dichter Kyot noch von seiner Dichtung etwas, während Chrestien ein unvollendetes Parzivalgedicht geschrieben hat, das mit Wolframs Parzival vom III. bis XIII. Buche eine genaue Übereinstimmung der Tatsachen, ja stellenweise dieselbe Ausdrucksweise zeigt. Entweder ist Wolfram Chrestien gefolgt und hat Kyot nur als fingierte Quelle für seine Kritik angegeben, oder Kyot und Chrestien haben aus derselben älteren Quelle geschöpft; Kyots Werk ist aber verloren gegangen, sein Name wie so mancher andere von Wolfram entstellt worden. Die bei Chrestien fehlenden Tatsachen und vielleicht auch den Grundgedanken der Dichtung müßte Wolfram dann von Kyot entlehnt haben.

Wolframs Eigentum ist jedenfalls die Einheit des Grundgedankens, dessen folgerichtige Durchführung, die Durchgeistigung des toten Stoffes, die kunstvolle Verknüpfung, die sinnlich-plastische Darstellung, der sittengeschichtliche Unter- und Hintergrund, das persönlich gefärbte Zwischengewebe und die subjektiven Betrachtungen. Trotz der verschiedenartigen Bestandteile ist das Werk eine originelle Schöpfung eines überlegenen, selbständigen Geistes, aus einem Gusse, frisch, eigen- und gleichartig im Ton, Stil und Gehalt, keine Übersetzung oder Nachahmung.

Wie weit Wolfram seiner eigentlichen Quelle gefolgt ist, kann nicht festgestellt werden. Nur eine Vergleichung mit Chrestiens noch vorhandenem Werke ist möglich. Darin sind die Tatsachen von Parzivals Geburt bis zu seinem Aufenthalt beim Einsiedler und bis kurz vor seinem Kampfe mit Gawan fortgeführt. Diese Abschnitte sind von Wolfram in Form einer ergänzenden Überarbeitung unter Zufügung einer Einleitung und eines organischen Schlusses behandelt.

Aber wie weit übertrifft Wolfram den Chrestien an edler Gesinnung, planvoller Gruppierung und künstlerischer Ausführung! Wieviel feine psychologische Züge schießt er gleich Goldfäden hinein! Wie genau verbindet und wie sinnig begründet er! Wie ist er mit seinen Gestalten verwachsen und haucht ihnen Geist von seinem Geiste, Leben von seinem Leben ein! Wie hat er dem ganzen Epos durch tiefere Erfassung der Gralssage, als des irdischen Abbildes von dem ewigen Heile, erst eine Seele eingehaucht! Welche bedeutsame Rolle spielt die Frage in den verschiedenen Entwickelungsstadien Parzivals! Wie erschütternd wirkt der Hereinbruch des Verhängnisses über die glänzende Tafelrunde in dem

Augenblick, als Parzival in ihren Kreis eingetreten ist! Mit welch ergreifender Wahrheit wird Parzivals Seelenzustand, die Bittfahrt des grauen Ritters, Trevrezents Bekehrungsarbeit und der Aufenthalt in der Klause geschildert! „Wolfram gelingt alles, das Naive wie das Bewußte, die Idylle wie das Hoffest, das Melancholische wie das Heitere. Er ist ein sicherer Menschendarsteller wie Shakespeare und ein Dichter der Duldung und Versöhnung wie Goethe." (Scherer.)

Wie nach Hes. 37 das Feld voll verdorrter Totengebeine durch den Geist des Herrn Fleisch, Adern und Haut, Odem und Leben bekam, so hat Wolfram durch einen großartigen Gedankengehalt die toten Stoffe der Gral- und Artus-Sage belebt. Sein Parzival ist ein psychologisches Epos von den Taten des Geistes, dem Leben der Seele, dem Wachstum des inneren Menschen, dem Streben nach himmlischen Zielen, und das alles in lebenswahrer, naturfrischer, menschlich schöner Einkleidung. Welt und Geist, Hochmut und Demut, Weltlust und Himmelssehnsucht, Ritterziele und Herzensstreben, Tatenlust und Herzensleiden sehen wir in vielgestaltigem Verschlingen und Ringen miteinander. Das Epos schildert den Heldenkampf der Seele, die Läuterungsgeschichte des Herzens, die Lösung der tiefsten Verwickelungen und zeichnet dabei die treffendsten Typen des weltlichen und geistlichen Rittertums in Gawan und Parzival und der sittlichen Gegensätze in dem Welt- und Teufelsreiche Châtel merveil und dem Gottesreiche Montsalvage. Parzival gewinnt das letztere, weil er sich selbst überwindet, durch Gottesminne läutert und jeder Verlockung widersteht; Gawan kann es nicht gewinnen, weil er der Versuchung unterliegt und in dem leichtherzigen Genuß der Weltlust den Blick auf das höhere Ziel verlernt.

Dem Reichtum der Gedanken entspricht die Mannigfaltigkeit, Kraft und Eigentümlichkeit von Wolframs dichterischer Sprache. Er beherrscht sie meisterhaft und regiert sie wie ein feuriges Roß mit starker Hand und geschicktem Schenkeldruck. Bald rast er wild zwischen Felsblöcken und Baumstämmen dahin, bald trottet er gemächlich, bald plaudert er vertraut mit seinen Zuhörern, scherzt und schäkert mit ihnen, neckt und spottet sie, selbst die Damen, spielt auf alte Heldensagen, vergessene Bücher, gleichzeitige Dichter an und flicht allerlei persönliche Erlebnisse und aufschießende Gedanken hinein. Alles lebt und ist persönlich, Geist von seinem Geist, Fleisch von seinem Fleisch. Er selbst lebt in seinen Personen und Stoffen. Sein Dichten ist sein Denken und sein Leben, ist er selbst, ein Spiegelbild seines Innern. Nicht der Waleise Parzival, sondern der Franke Wolfram ist der Typus der christlichen Ritterschaft, der Held, der die Schlacht des Geistes schlägt und auch die Welt in den Dienst seiner Persönlichkeit nimmt. „Alles ist euer, ihr aber seid Gottes!" könnte Wolframs Wahlspruch sein.

Schranken kennt sein Sprachgenius nicht; wie ein wildes Wasser zerreißt er die Dämme und sucht sich eigene Wege. Es kümmert ihn wenig, wenn manche Reime unrein, manche Verse durch die Gedanken-

fälle auseinander gezerrt, manche Redewendungen nicht rednerisch zugespitzt geraten. Er ist nicht zimperlich in der Wahl des Ausdruckes, nennt die Dinge schlecht und recht, ja derb beim Namen, verhüllt nichts und verschweigt nichts und läßt sich von keiner Mode in eine Schnürbrust zwängen. Leidenschaftlich und lebendig, farbig und greifbar rückt er uns alles vor die Augen, so daß wir's atmen, leben, handeln sehen. Er vereinigt glücklich die von Schiller unterschiedene sentimentale und naive Dichtweise. Sentimental ist er in seinem Idealismus, naiv in der sinnlich packenden Darstellungsweise. Trotz der Betrachtungen ist er überall plastisch und anschaulich und äußerst mannigfaltig in der Darstellung ähnlicher, mehrfach wiederkehrender Stoffe, wie z. B. der Kämpfe und Feste.

Mit Chrestien de Troyes hat er rücksichtslose Kühnheit, Humor und Scherz, seltsame Sprünge und gewagte Bilder gemein. Gleichnisse und Bilder quellen ihm gleichsam unter dem Fuße auf. Er wählt sie mit Vorliebe aus dem ritterlichen Leben und dem Würfelspiele, greift aber auch ohne langes Besinnen nach dem Nächsten wie nach dem Abgelegensten. Unerschöpflich ist sein Reichtum an Vergleichen und Beispielen. Sie sind oft überraschend und treffend, streifen aber auch nicht selten dicht an die Grenze der Geschmacklosigkeit. Die Treue des Falschen gleicht dem zu kurzen Schwanze der Kuh, die von Bremsen gestochen wird, der schlanke Wuchs einer Frau einem ausgestreckten Hasen am Spieße, Kondries Zopf dem weichen Rückenhaar eines Schweines, eines Ritters Augen einer Zisterne, die das Wasser nicht hält, Parzival einer Geißel und Ither einem Topfe, ihr Kampf einem Kreiselspiele. Gurnemanz klagt, daß sein Herz von Jammerstichen löchricht wie ein loser Zaun sei. „Wie der Pflug in das Land, so schnitt Herzeleidens Liebe in ihr Herz tiefe Furchen.“ „Unter den Schlägen wand er sich wie Weidenholz.“ „Wie die Sehne streckt die Armbrust, so sein Streitgelust die Brust.“ „Leid und Freude setzen sich zu Pferde.“ „Frau Aventiure klopft an und begehrt Einlaß.“ Getrübte Freude gleicht dem verhauenen Schild und der zersprungenen Klinge, der Jammer einer Lanze, die Treue empfängt Scharten usw.

Auch die Mängel in Wolframs dichterischer Darstellung sollen nicht unerwähnt bleiben. Der gedankenschwere Ausdruck ist oft dunkel, zu wenig klar und durchsichtig, der Satzbau unregelmäßig, manches Bild gewagt, manche Anspielung unverständlich und mancher Gedankenfortschritt ein kühner Sprung. Die dichterische Freiheit braucht er schrankenlos. Er hat seine eigenen Gedanken- und Sprachwege, auf denen ihm nicht jeder folgen kann. Er greift die Kernpunkte heraus, legt das übrige lose darum, überspringt Mittelglieder und Begründungen, malt auch manches zu weitläufig aus, z. B. in der Geschichte des Grals und bei Aufzählung der Heilversuche in Anfortas' Krankheit.

Am schärfsten hat sein großer Zeitgenosse Gottfried von Straßburg, der gewandte, leichtfertige Dichter der Weltfreude und Wolframs

schroffes Widerspiel, über ihn geurteilt, zwar ohne ihn zu nennen, aber doch so, daß man ihn nicht verkennen kann. Im „Tristan“ läßt er bei der Schilderung der Schwertleite die zeitgenössischen Dichter sich um den Preis bewerben. Wolfram nennt er nicht, stellt ihn aber ungenannt in scharfen Gegensatz zu Hartmann von Aue. Die für Gottfried, Hartmann und Wolfram gleich bezeichnende Stelle heißt:

Herr Hartmann der Auwäre, ahi! wie der die Märe
so außen als auch innen mit Worten und mit Sinnen
durchfärbet und durchschmücket! Wie seine Rede zücket
auf der Aventüre Sinn! Wie hell und klar von Anbeginn
sind seine Wörtlein von Kristall und bleiben es auch immer all!
Mit Sitten treten sie heran und schmiegen nahe sich uns an
und heimeln einem reinen Mut. Die gute Rede für gut
nehmen und verstehen können, die müssen dem von Aue gönnen
den Kranz und seinen Lorbeerzweig. — Wer aber einem Hasen gleich
auf der Wortheide hohe Sprüng' und ferne Weide
mit Würfelworten sucht und jagt, und ohne daß er andre fragt,
das Lorbeerkränzlein sich verspricht, der versäume unsre Stimmen nicht;
wir sind immer bei der Wahl gewesen. Wir, die die Blumen helfen lesen,
womit durchflochten und geschmückt, das Lorbeerreis wird aufgedrückt,
wir fragen nach des Manns Begehr; will er das Reis, so tret' er her
und bring' uns seiner Blumen Zier: an den Blumen dann erkennen wir,
ob sie den Kranz so lieblich schmücken, daß sich der Auer vor ihm bücken
und ihm das Reis soll zugestehn. Doch weil noch keiner ward gesehn,
dem es so wohl steht zu Gesicht, helf Gott! so nehmen wir's ihm nicht;
und soll das Kränzlein keiner haschen, seine Worte sei'n dann wohl gewaschen
und eben seine Red' und schlicht, daß man den Hals nicht drüber bricht,
wenn man aufrecht kommt gegangen, nicht will mit Hahnenschritten prangen.
Doch die in Mären wildern, uns wilde Märe schildern,
mit Kettenrasseln lügen und stumpfen Sinn betrügen,
die Gold aus schlechten Sachen den Kindern wollen machen,
die ihre Büchse rütteln, statt Perlen Staub entschütteln:
die möchten schatten mit der Stange, nicht mit dem grünen Laubbehange,
mit Zweigen noch mit Ästen. Ihr Schatte tut den Gästen
gar selten an den Augen wohl, wenn ich die Wahrheit sagen soll.
Er füllt uns nicht mit Mut die Brust, er gießt ins Herz uns keine Lust.
Ihre Rede hat die Farbe nicht, die froh zu edeln Herzen spricht.
So wilder Märe Jäger müssen Ausleger
mit ihren Mären lassen gehn: wir können so sie nicht verstehn,
wie man sie lesen hört und liest; den Klugen auch die Zeit verdrießt,
daß er im schwarzen Buche nach der Glosse suche. —

Wolfram kennt die abfälligen Urteile über seine Dichtweise und sagt deshalb in der Einleitung des „Parzival“:

Wer raufet mich, da nie kein Haar mir wuchs, in meiner innern Hand?
Sie wissen nah zu greifen! Wird mir bang von solcher Not,
so hat's Erfahrung mich gelehrt. Wohlwollen werd' ich schwerlich finden. —

Im „Willehalm“ sagt er:

Was ich, Wolfram von Eschenbach, von Parzival gesungen,
wie mir's die Aventür gebot, das pries man hie und da.
Doch viele gab's auch, die drob schmälten und ihre Worte besser wählten.

Zu Wolframs Verehrern, die seine großartige Dichterbedeutung erkannten, gehört sein Landsmann und Zeitgenosse Wirnt von Grafenberg, der erst ein Nachahmer Hartmanns war und dann ein begeisterter Nachfolger Wolframs wurde. Er sagt:

Das Lob gibt ihr Herr Wolfram, ein weiser Mann von Eschenbach;
sein Herz birgt einen ganzen Sinn; Laienmund nie besser sprach.

Sein Urteil sprachen die folgenden Jahrhunderte nach. Wolframs Name war hochberühmt; seine Werke standen in der Wertschätzung nur der heiligen Schrift und den Kirchenvätern nach. Man erkannte in ihm den größten, tiefsinnigsten und gedankenreichsten Vertreter seiner Zeit, an dessen Breite und Tiefe der Anschauung und Höhe der Lebens- und Kunstideale keiner hinan reichte. Ritterlichkeit und Volkstümlichkeit, Weltfreude und Himmelssehnsucht waren in ihm vereinigt und in ihrem tiefsten Gehalte durch seine Dichtungen künstlerisch verewigt worden.

Wolframs Spuren folgten verschiedene Dichter (so in Freidanks Bescheidenheit, Lohengrin, Wartburgkrieg, dem jüngeren Titurel u. a.), aber keiner reichte auch nur entfernt an sein großes Muster hinan. Sie glaubten Wolframs Jünger zu sein, wenn sie dunkel, geschraubt, schwülstig und mystisch schrieben. Von seinem Geiste und seinem Gedankenreichtum war wenig auf sie gekommen.

Mehr und mehr wurde Wolframs Name als der eines Magus der Poesie zur Mythe. Er wurde bewundert, aber nicht gelesen. So konnte es geschehen, daß der jüngere Titurel von Albrecht von Scharfenberg lange Zeit für ein vielbewundertes Werk Wolframs galt, obgleich nichts von seinem Geist darin zu spüren ist.

Nach der Erfindung des Buchdrucks gehörte der „Parzival" unter die ersten Druckwerke (1477). Dann aber verklang Wolframs Name und verstäuble sein Werk immer mehr. Erst Myller, der Herausgeber des Nibelungenliedes, der von dem großen Friedrich so schlechten Dank für seine Mühe erntete, zog auch den Parzival ans Licht (1784). Aber erst K. Lachmann erkannte Wolframs Größe und die Bedeutung des Parzival in vollem Maße und gab dem deutschen Volke, was ihm als dichterisches Spiegelbild seiner Eigenart und als Erbe seiner Väter gehörte. Von den neuhochdeutschen Übersetzungen verdienen die von K. Simrock, San Marte und Dr. G. Bötticher sowie die Umdichtungen von Wilhelm Hertz und Emil Engelmann besondere Erwähnung.

IV. Verwertung.

A. Vergleichung und Verknüpfung mit verwandten Stoffen.

1. Wie ist Parzivals Geschichte ein Spiegelbild der Erziehungsgeschichte des Volkes Gottes in der heiligen Schrift? Die Vorgeschichte des Helden entspricht der Urgeschichte 1. Mos.

Kap. 1—11. Wie Herzeleide mit zarter Muttersorge ihren Sohn in der Einsamkeit erzog, so erzog Gott mit Vaterweisheit in der Absonderung von den Heiden die Väter seines Volkes, die Patriarchen. Wie Parzival das Mutterhaus verließ und in seiner „tumbheit“ allerlei Torheiten beging, so verließ Israel sein Vaterland und versank in Ägypten in allerlei Sünden und Übel. Wie Gurnemanz auf Schloß Graharz dem ungefügen, jugendlichen Helden ritterliche Zucht und Maße lehrte, so nahm Moses als Gottes Vertreter das entartete Volk Israel am Sinai in scharfe Zucht. Wie die ritterlichen Ordnungen und Ehren hinfort Parzivals Handlungen bestimmten, so wurde das Gesetz Gottes fortan Israels Gurt der Lenden und Stab in den Händen. Wie die ritterliche Etikette das natürliche Mitleid erstickte, so daß Parzival für das Elend des kranken Anfortas keine Frage der Teilnahme hatte, so verfiel Israel in äußerliche Gesetzeserfüllung und ließ die Liebe dahinten. Wie Kondries Fluch Parzival aufschreckte, ihn in Zweifel und Verzweiflung stürzte und fünf Jahre in die Irre trieb, so traf Gottes Fluch das sündige Volk, das seine Schuld leugnete und sich seiner äußerlichen Werkgerechtigkeit rühmte, und führte es in siebzigjährige Gefangenschaft. Wie die Sehnsucht nach dem Gral Parzivals Leitstern auf seinen Irrfahrten war, so gaben die messianischen Weissagungen dem abgefallenen Volke Gottes Licht in der Dunkelheit. Wie Parzival dem Heile nahe kam, ohne es zu erkennen und zu ergreifen, so hatte Israel das Heil in seiner Mitte, aber sie erkannten es nicht und wollten es nicht (Matth. 23, 37). Wie ein Karfreitag die Wende in Parzivals innerem Leben bildete, so war der erste Karfreitag, da bei Jesu Tode der Vorhang im Tempel zerriß, der große Wendepunkt im Leben der Völker. Wie Parzival rief: „Ist heute seiner Hilfe Tag, so helf' er, wenn er helfen mag!“ so schlugen die Zuschauer bei Jesu Tode an ihre Brust und kehrten wieder um. Der Hauptmann unter dem Kreuze rief erschüttert: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen. Der wachhaltende Germane unter Jesu Kreuz sah (nach Geibels „Tod des Tiberius“) dies Kreuz als Siegeszeichen über seinen heimatlichen Eichen erhöht. Wie Parzival durch des Einsiedlers Belehrung zu Buße, Glauben und neuem Leben kam, so verkündigte Petrus diesen selben Heilsweg der Menge, indem er perdigte: Tut Buße und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes (Apostelg. 2, 38). Wie das neue Lebensprinzip Parzival zum geduldigen Ertragen seines Geschickes und zu erfolgreichem Kampfe stählte, so stärkte das neue Leben in Gott die Bekenner zu rechtem Tun und zu geduldigem Leiden. Wie Parzivals Bekehrung ihn geläutert zu dem Königtum des Grals führte, so rechtfertigt der Glaube die Bekenner Jesu und macht sie zu einem auserwählten Geschlecht, zu einem königlichen Priestertum und zu einem heiligen Volke (1. Petri 2, 9). Wie der Gral eine Gemeinde aus allen Landen sammelte, so die Predigt des Evangeliums und die Spendung der Sakramente die Kirche des Herrn aus allen Völkern

und Zungen der Erde. Wie Parzival nach seiner Berufung zum Gralkönig in der Liebesbetätigung seine Lebensaufgabe fand, so will der Herr die Seinen erkennen an dem Glauben, der in der Liebe tätig ist (Gal. 5, 6). Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele (Apostelg. 4, 32). Wie die Gralgemeinde als heilige Genossenschaft mitten in einer Welt der Sünde und Unruhe das Kleinod des Heils und den Frieden von oben bewahrte, so sind die wahren Jünger Jesu „eine Gemeinschaft der Heiligen" in dieser Welt, ein köstlicher Sauerteig, der diese Welt vor gänzlichem Verderben bewahrt. —

2. Weiset nach, welche Verwandtschaft Parzivals Läuterungsgeschichte mit Pauli Bekehrung hat, indem ihr zu den nachstehenden Sätzen die entsprechenden Tatsachen aus Parzivals Leben aufsucht! Pauli Eltern wohnten zu Tarsus, mitten unter den Heiden. Er ward mit allem Fleiß gelehrt im väterlichen Gesetz. Er saß zu Füßen des weisen Gamaliel. Er wurde ein Eiferer für das väterliche Gesetz. An Stephanus' Tode hatte er Wohlgefallen. Die Christen verfolgte er mit fanatischem Haß. Die Botschaft des Heiles hörte er aus dem Munde des Blutzeugen Stephanus, aber sie war ihm eine Torheit und ein Ärgernis. Auf einer Verfolgungsfahrt nach Damaskus trifft ihn wie ein Blitz des Herrn Wort: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" „Alsobald fährt er zu und bespricht sich nicht mit Fleisch und Blut." Ananias öffnet ihm die Augen über seine Schuld und Gottes Gnade. In der Einsamkeit der arabischen Wüste rüstet er sich auf sein Apostelamt. Seine Selbstgerechtigkeit ist zerbrochen wie ein brüchig Schwert. Das Gesetz bringt ihn zur Erkenntnis seiner Sünde. Die Gnade hat ihn berufen. Die Reue und Buße führt ihn zu dem Sünderheiland, den er im Glauben umfaßt. Der Glaube rechtfertigt ihn und wird zum neuen Lebensodem. Täglich wächst er in der Heiligung. In der Kraft Gottes arbeitet er „mehr denn sie alle" und sammelt dem Herrn aus allerlei Volk Gemeinden. Er verwaltet das Geheimnis des Evangeliums zum Heile der Seelen und rüstet immer neue Sendboten aus, die das Reich des Herrn ausbreiten. — „Aus den Briefen des Apostels Paulus, vornehmlich aus dem Römerbriefe, tritt uns eine Persönlichkeit entgegen, welche, einst bildungsgesättigt, mit der Bildung allein gemeint hatte auskommen zu können und bis zu fanatischem Christushaß sich verirrt hatte, dann aber, wiedergeboren zum Glauben und hineingetaucht in seine Tiefen, der gewaltigste Bekenner der evangelischen Wahrheit und der beredteste Zeuge des neuempfangenen Lebens wurde." (Dr. O. Frick.)

3. Wie sind die folgenden Tatsachen aus Luthers Leben Anklänge an Parzivals Entwickelungsgeschichte? Mit großer Strenge und Sorgfalt erzieht ihn sein Vater. In die Armut und Einsamkeit seines Schülerlebens fällt wie ein Lichtstrahl das Wohlwollen der Frau Cotta, das er sich ersungen. Mit Lust genießt er Freiheit und Freude des Studentenlebens. Ein Freund wird an seiner Seite vom Blitze erschlagen. Es wird ihm bange um sein Seelenheil. Gegen den

Willen seines Vaters verläßt er die Welt und geht ins Kloster. Durch Werke äußerer Frömmigkeit und Ehrbarkeit sucht er Gottes Huld und den Frieden des Gewissens zu gewinnen. Aber Frieden und Glück findet er nicht; sein Gewissen martert ihn ob seiner Sünden. Ein Klosterbruder spricht ihm tröstlich zu und erinnert ihn an den dritten Artikel: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden." Joh. v. Staupitz weist ihn auf den rechten Weg und bringt ihn an den rechten Platz. Durch Sündenpein und allerlei Gedanken-Irrfahrten kommt er zum Glauben, findet darin Versöhnung seiner Sünden, Rechtfertigung vor Gott, Frieden im Herzen und Kraft zu neuem Leben und Ringen. In der Einsamkeit der Wartburg festigt sich sein Glaube. Tapfer streitet er mit dem Schwerte des Evangeliums gegen Teufel, Welt und Fleisch. Um ihn sammelt sich aus allerlei Volk eine Schar von Mitstreitern, deren Führer er wird. In der Gemeinschaft mit Gott und den Seinen, in Seelenfrieden und Familienglück findet er die Ziele des Lebens und Strebens erreicht. „Den Schluß der Reihe sittlich geläuterter Persönlichkeiten, die den Stempel der religiösen Weihe des Willens tragen, macht Luther, der große deutsche Reformator, der durch verwandte innere Kämpfe sich hindurch ringend, sie vornehmlich an seinem Gewissen erfuhr, zugleich aber auch dem Gewissen seines Volkes und seiner Kirche eine Sprache lieh und dadurch das, was der Parzival schon fühlen ließ, zu voller Klarheit brachte, daß die Stufen und Krisen in den Kämpfen jener einzelnen Größen auch von dem Herzen d e s g a n z e n d e u t s c h e n V o l k e s erfahren und durchlebt wurden." (Dr. O. Frick.)

4. W a r u m k a n n m a n d e n „a b e n t e u e r l i c h e n **Simplizissimus**" C h r i s t o p h v o n G r i m m e l s h a u s e n s d e n P a r z i v a l d e s 17. J a h r h u n d e r t s n e n n e n? Der Roman ist ein Spiegelbild der Zeit, einer Zeit der tiefsten Verkommenheit. Der Dichter schildert Selbsterlebtes mit äußerer und innerer Naturwahrheit. Er erscheint als ein Mann von großer Lebenserfahrung, gereiftem Urteil, ernster Gesinnung, frischem Humor, großer Belesenheit und genauer Bekanntschaft mit dem damaligen Bildungsgehalt der Zeit. Er schreibt keck und frei, zwanglos und ohne Scheu, aber jedes Wort ist getragen von seiner bedeutenden Persönlichkeit und entsprungen aus der eigenen reichen Herzens- und Lebenserfahrung. In der Form schließt er sich zwar den damals beliebten spanischen Schelmenromanen an, aber das Gewirr der Abenteuer belebt er durch lebendige Erfahrungen und haucht ihnen durch bedeutsame Gedanken eine lebendige Seele ein. Das gelehrte Wissen der Zeit verwebt er häufig wie fremdartige Prunkstücke in die Dichtung.

Der Name des Helden „S i m p l i c i u s" bezeichnet seinen Charakter. Er ist von vornehmer Geburt, erfährt dies aber erst spät. Seine Geburt kostete seiner Mutter das Leben. Sein ritterlicher Vater vergrub sich weltmüde als Einsiedler in den dichtesten Wald. Weltfremd wächst unser Held in der Einsamkeit des Spessart in den einfachsten Verhältnissen auf. Das Hirtenleben beglückt ihn; seine Pfeife ist seine Lust. Im Wolfe sieht

er den ärgsten Feind und will ihn mit Pfeifen vertreiben. Ein Kriegerhaufe verscheucht den Knaben aus der bisherigen Heimat. In der Waldeinsamkeit trifft er einen Einsiedel, der sich seiner mit herzlicher Liebe annimmt. Erst nach dem Tode desselben erfährt er, daß es sein Vater gewesen ist. Noch mehrfach trifft er unerkannt mit Verwandten zusammen. Auf die Frage des Einsiedels nach seinem Namen weiß er keinen anderen als „Bub". Auf andere Fragen gibt er die drolligsten und einfältigsten Antworten. Was ihm aufgetragen wird, versteht er immer wörtlich und führt es so aus. Unter eigentümlichen Umständen wird er in der Waldeinsamkeit von dem Einsiedler über Gott belehrt. Nach einem schmerzlichen Abschiede von dem Einsiedler, der sich sein eigenes Grab gräbt, wird Simplicius wieder hinaus in die Welt gestoßen. Er kommt zu dem Gubernator von Hanau und wird Zeuge des wüsten Treibens der Kriegsleute im Dreißigjährigen Kriege. Noch immer ist er der Einfalt nicht ledig. Roß und Mann hält er für ein Geschöpf. Man steckt ihn in Narrenkleider, macht ihn zum „Kalbe" und treibt allerlei Mutwillen mit ihm. Das Kriegsgeschick reißt ihn hin und her und stößt ihn von Sünde zu Sünde, so daß er mehrmals schier in dem Schandpfuhl versinkt. Dabei bleibt er aber freundlich und dienstwillig und verbindet sich durch Großmut sogar Feinde. Seines Gottes vergißt er gänzlich. Endlich reißt ihn die Freundschaft aus dem Verderben, richtet seinen Blick nach oben und läutert ihn nach und nach. Auf einer Wallfahrt nach Maria Einsiedeln mahnt der Freund: „Laß Gott nur walten, so wird er uns hinführen, wo unsere Seele Ruhe findet!" Er beichtet reumütig seine Sünden, erhält Lossprechung und fühlt sich wie neugeboren. Als katholischer Einsiedler widmet er Gott auf einer Insel den Rest seines Lebens.

5. Vergleichung von Wolframs „Parzival" mit Goethes „Faust". „Parzival" ist ein psychologisches Epos, die größte poetische Schöpfung in der ersten Blütezeit unserer Literatur, „Faust" ein psychologisches Drama, die größte Dichtung unserer zweiten Literaturblüte. Wie der Dichter des „Parzival" in sich wie in einem Mittelpunkte alle Anschauungen und Bestrebungen seiner Zeit sammelte und poetisch kristallisierte, so war der Dichter des „Faust" der treueste und strahlengewaltigste Brennspiegel seiner Zeit und seine Dichtung der klassische Ausdruck des Lebens und Strebens einer gärenden Zeit und einer ringenden Menschenseele. Weil beide Dichter die treuesten Typen ihrer Zeit und die kundigsten Dolmetscher tief angelegter Menschenleben sind, darum sind ihre Dichtungen als treue Zeit- und Seelenbilder zugleich unvergängliche Weltbilder. In beiden suchen Menschen von ursprünglicher Kraft aus innerem Drange das höchste Glück, Lösung der Welträtsel, Versöhnung der Widersprüche des Lebens, sie irren und fehlen, bereuen und büßen, raffen sich auf zu zielbewußtem Suchen und finden endlich, jeder auf seine Weise, Frieden.

Vilmar sagt: „Hat das Drama den Vorzug rascherer Handlung,

schlagender Tatsachen, ergreifender Momente für sich, so gewährt das Epos größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwickelung. Gerät das Epos Wolframs in Gefahr, den lang ausgesponnenen Faden der Erzählung in unaufmerksamen Händen zum Wirrnis werden und in scheinbar unauflöslichem Knäuel sich verlieren zu sehen, so ist das Drama Goethes seiner Wirkung auch auf den weniger Teilnehmenden, ja auf den Ungeneigten in jedem Augenblicke sicher; und wiederum: gelangt das Drama, wie wir es haben, darum nicht zum Abschlusse, weil es sich scheut, das letzte Wort auszusprechen, so schreitet das Epos im ruhigen Bewußtsein seiner inneren Wahrheit oder im vollen Bewußtsein der siegenden, ewigen christlichen Wahrheit seinem Abschlusse, seiner Vollendung und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen. Ist Goethes Faust das treue, wahrhaftige, lebenswarme Bild einer Zeit, welche suchte, mit allen Kräften einer ebenso starken wie beweglichen, einer ebenso energischen wie erregten Seele suchte, aber nicht fand, so ist Wolframs Parzival das gestaltenreiche, farbenglühende Produkt eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte und im Vollgenuß des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war."

Die innere Entwickelungsgeschichte beider Helden wird uns in drei Perioden vorgeführt. Während wir Parzival in der ersten befangen, aber glücklich sehen in seiner tumbheit, naiven Gläubigkeit und ritterlichen Gesetzmäßigkeit, bäumt sich Faust in „scharfangeschlossenem Kettenschmerz" auf unter den Fesseln der herkömmlichen, unzulänglichen Schulgelehrsamkeit und sucht die engen Schranken des Genusses und der Erkenntnis gewaltsam zu durchbrechen.

In der zweiten Periode hat Parzival den Kinderglauben verloren, ist an der Kraft weltlicher Ritterschaft verzagt, irrt in Zweifel umher, stürzt von Abenteuer zu Abenteuer und findet nirgends Befriedigung. Das Doppelsehnen in ihm nach reiner Gottesminne im Heiligtum des Grals und nach süßer Gattenminne im Heiligtum des Hauses klingt ungestillt in ihm weiter. Faust dagegen durchläuft in dem Doppeldrange nach Erkenntnis und Genuß die ganze Skala des Sinnengenusses vom rohsten bis zum feinsten, findet aber nirgends eine solche Befriedigung, die zum Augenblicke sagt: „Verweile doch, du bist so schön!" Leer bleibt das Herz, ungestillt der Wissensdrang, und mit einem Verzweiflungsschrei erwacht er aus dem Taumel.

In der dritten Periode kommt Parzival zur Erkenntnis seiner Schuld, bereut und bekennt sie, erhält Vergebung, beginnt ein neues Leben und gelangt schon hienieden zum Vollgenuß des Glückes. „Die sich verdammen, heilet die Wahrheit." Die Ideale des Glückes in der Gottes- und Familiengemeinschaft sowie in der Liebesbetätigung verwirklichen sich ihm in der Gewinnung des Gralkönigtums und in der Wiedervereinigung mit der Gattin. Faust geht nicht unter in Verzweiflung, kommt aber auch nicht zu demütigem Glauben und zu Frieden und Glück. „Himmlische Mächte besänftigen des Herzens grimmen Strauß, entfernen des

Vorwurfs glühend bittre Pfeile und reinigen sein Inneres von erlebtem Graus." In einem tätigen Leben und in reinem Kunstgenuß sucht er das Ziel des Daseins und die Versöhnung der Widersprüche: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Aber nimmer schweigt in ihm das Begehren; Frieden findet er erst jenseits des Grabes. „Weil an ihm die Liebe hat von oben teilgenommen, begegnet ihm die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen." Der „Parzival" klingt aus: „Wer treu in Gottes Treue ruht, der hat das gesuchte Glück gefunden!" Der „Faust": „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!"

B. Zusammenfassendes Ergebnis der Lektüre und Besprechung in Rede- und Stilübungen

(an der Hand von Dr. O. Fricks „Aphorismen zur Theorie eines Lehrganges, betreffend die Klassenlektüre der Gymnasial-Prima". Pädagogische und didaktische Abhandlungen Bd. I S. 461 ff.).

1. Was erfahren wir über das **Völkerleben** jener Zeit im allgemeinen?

Das Epos führt uns in die Blütezeit des Rittertums im Mittelalter, besonders in das Zeitalter der Kreuzzüge. In den geistlichen Ritterorden spiegeln sich die ritterlichen Bestrebungen am reinsten; den stärksten Einfluß auf Phantasie und Leben im Abendlande übte der Templerorden aus. Zwischen Christen und Heiden (den Sarazenen im Orient, in Ägypten und in Spanien) fanden fortwährend freundliche Berührungen oder feindliche Reibungen statt. Unter dem Gesichtspunkte des Rittertums galten tapfere und edle Heiden als ebenbürtige Helden. Eine Ehe mit heidnischen Frauen hatte aber keine Gültigkeit. Der Baruch (Kalif) von Bagdad, der alle geistliche und weltliche Macht der „Heiden" in sich vereinigte, wird mit dem Papste in Rom, dem Oberhaupte der Christen, verglichen. Die britannischen und französischen Ritter sehen wir in den innigsten Beziehungen, so daß sie in ihren Zielen und Zügen fast als Einheit erscheinen. Es ist die Zeit, da die englischen Könige einen großen Teil Frankreichs als Lehn besaßen. Frankreich erscheint in viele kleine Herrschaften zerspalten; die Fürsten befehden sich unablässig. Die Nordländer nehmen teil an den Orientfahrten. So wollten die Schotten unter Fridebrant den Tod Isenharts rächen. Gahmuret begegnete ihnen auf dem Meere, als sie Isenharts kostbares Zelt und unvergleichliche Rüstung aus dem Norden geholt hatten.

Durch die Kreuzzüge kam eine ideale Begeisterung in Ritter und Volk; die Bildung hob sich durch den neuen und regen Verkehr. Orientalische Waren, wie Gold, Seide, Borten usw. aus Arabien, Ninive, Neu-Babylon, d. i. Kairo in Ägypten, usw. fanden Eingang in allen ritterlichen Haushaltungen, ebenso Degenklingen von Toledo, gewirkte Stoffe von Gent, Hüte mit Pfauenfedern von London, Gemälde aus Köln

und Mastricht, starke Renner aus Ungarn usw. Als verbreitete Sprachen werden Latein, Französisch und Heidnisch (Arabisch), als viel gepflegte Wissenschaften Mathematik, Dialektik, Astronomie, Arzneikunde und Theologie erwähnt. Die Bayern werden als täppisch, aber tapfer, Fischer und Bauern als gering geachtet, die französische Mode als tonangebend dargestellt. Die deutsche Dichtung entlehnte den Franzosen, die einen unzweifelhaften Bildungsvorsprung hatten, die Dichtungsarten, die dichterischen Stoffe und allerlei Redewendungen, erfüllte sie aber mit neuem, tieferem Geiste. Besonders war es die Artussage, die alle Kreise beherrschte und alle dichterischen Talente in Bewegung setzte. Die Minnepoesie der französischen Troubadoure reizte zur Nachahmung und brachte durch ihre Phantasiegebilde nicht selten einen Widerspruch zwischen Poesie und Leben.

2. Welche besonderen Züge hat das **Kulturbild** dieser Zeit im Gegensatz zu den S. 16—26 und S. 113—114 gezeichneten des Nibelungen- und Gudrunliedes?

a) Das kirchliche Leben hat das weltliche ganz durchdrungen. Bei vielen ist es nur Sitte und Gewohnheit geblieben, andere sind zu hoher Erkenntnis und tiefer Herzenserfahrung durchgedrungen (Trevrezent). Das Christentum ist mehr Leben als theologische Wissenschaft. „Christum lieb haben gilt für besser denn alles Wissen." Jeder Tag beginnt mit einer Frühmesse. Gurnemanz erklärt Parzival die Bedeutung der Zeremonien. Jede Burg hat ihre Kapelle und ihren Kaplan. Das Kreuz glänzt überall als Glaubens- und Siegeszeichen. Die christliche Moral wird mehr und mehr zur Sitte und Sittlichkeit. Fromme Seelen fühlen sich von dem Welttreiben abgestoßen, ziehen sich in die Waldeinsamkeit zurück und dienen Gott mit Fasten und Beten. (Trevrezent, die Oheime Kondwiramurs und Sigune.) In der allgemeinen Kirche bilden sich engere Kreise Erwählter, die mit einer gewissen Freiheit ihr Verhältnis zu Gott und Menschen gestalten (Gralgemeinde). Vor dem Kampfe (z. B. in Pelrapär) suchen die Helden im Gottesdienste und im Gebete Weihe der Waffen und Gottes Segen. Der Ausgang des Kampfes gilt als Gottesurteil. Die Toten begräbt man gern an geweihter Stätte und ehrt ihr Grab und ihr Gedächtnis. Der Karfreitag gilt als Tag tiefer Trauer und heiligen Dankes. Der Altar wird entkleidet, weil Christus am Kreuz aller Gestalt und Schöne beraubt war. Als hohes Glück wurde es betrachtet, daß Gahmuret vor seinem Tode gebeichtet und die Absolution empfangen hatte. Der Glaube ist noch vielfach mit Aberglauben gemengt. Es spuken noch Drachen und Lindwürmer. Bocksblut erweicht einen demantnen Helm. Träume haben große Bedeutung; allerlei Zaubermittel werden angewandt. Zauberer wie Klinschor üben allerlei Zauberspuk.

b) Rittertum, Krieg und Jagd. Alle Ritter, wie verschieden sie auch nach Rang, Vermögen, Bildung und Nationalität sein mögen, bilden einen bevorzugten Stand mit einer gewissen Solidarität der Interessen, einem gleichartigen sittlichen Soll und festgeregelten Lebens- und

Verkehrsformen. Nur in diesem Stande sieht auch der vorurteilsfreie Wolfram die einzig würdige Lebensform. Treffend zeichnet er verschiedene Typen des Ritterstandes: den ruhelosen Gahmuret, den raublustigen Lähelin, den sittenlosen Mädchenräuber Meljakanz, den eifersüchtigen und gewalttätigen Orilus, den ehrwürdigen, bewährten Gurnemanz, den prahlerischen Draufgänger Segramors, den hämischen Kei, den starken, leicht entzündlichen Gawan, den edlen, starken Heiden Feirefiß, die Blüte aller Ritterschaft Parzival usw.

Aus Parzivals ritterlicher Erziehung bei Gurnemanz sehen wir, daß dieselbe in Waffenübungen und in Belehrung über höfische und sittliche Pflichten bestand. Die edlen Knaben (Kinde, Knappen, Junker) mußten Fremde empfangen, Rosse besorgen, Ritter entwappnen und wappnen, die Tafel bedienen, Gerichte auftragen, Speisen vorschneiden, Becher füllen, Gäste ins Schlafzimmer geleiten und entkleiden, Botenwege machen, beim Turnier die Rüstung anlegen helfen, Waffen reichen, die Namen der Kämpfer ausrufen, erbeutete Rosse einfangen usw. Stufen ihrer Erziehung bezeichnen wohl die Namen (unbewaffnete) Kinde, (geharnischte) Knappen und (bewährte) Meisterknappen. In Lehrturnieren wurden sie im Gebrauch der Waffen und des Rosses fleißig geübt.

Die wichtigste Angriffswaffe war die Lanze oder der Gêr. Erst wenn sie verstochen war, wurde zum Schwerte gegriffen. Sie bestand aus dem leichten, elastischen Schafte (meist aus geglättetem und bemaltem Eschenholze) und der scharfen, breiten, oft dreikantig geschliffenen Eisenspitze. Entweder trug der Ritter die Lanze unter den Arm geschlagen oder gegen den Schenkel gestemmt. Beim Kampfe flattert unterhalb des Eisens die Fahne, meist ein langer Seidenstreif mit dem eingestickten oder gemalten Wappen. Ein aufgepflanzter Speer bedeutet eine Herausforderung, eine aufwärts gekehrte Schildesspitze eine Trauerbotschaft. Das Schwert war zweischneidig und zugespitzt, der Griff von der Klinge durch die querlaufende Parierstange geschieden. Der Griff war oben durch den Knopf, meist aus einem kostbaren Edelstein, abgeschlossen. Die dicke Mitte der Klinge zwischen den beiden Schneiden hat eine rinnenartige Längsvertiefung, den Falz. Die Schwertscheide war aus Gold, Holz oder Leder und hing an einem kostbaren, meist seidenen Gürtel. Das Schwert wurde wie ein lebendes Wesen behandelt, hatte einen Namen, eine Geschichte, witterte Feinde, lechzte nach Blut, suchte Feuer im Helm des Gegners, biß, sang, letzte sich an Blut usw. Allerlei Aberglaube verband sich damit; es trug Zaubersprüche, Reliquien usw., und die Waffenschmiede standen in hohen Ehren, denn an der Güte des Schwertes hing Ehre und Leben des Ritters.

Die Halsberge oder der Halsberg war ursprünglich ein schuppiger Schutzkragen für Hals und Schultern, wurde aber später zu einem Panzerhemde aus Stahlringen erweitert und reichte bis zu den Knien. Das Hersenier war eine Kappe aus Eisenringen, über die man den Helm stülpte und unter dem Kinn festband. Es bildete mit der Hals-

berge ein Stück. Panzerhosen, die der Ritter sitzend über die aufgehobenen Beine streifen ließ, reichten bis zum Leibe hinauf und waren dort an einem Gürtel befestigt.

In häufigen Kampfspielen ergötzten sich die Ritter und tüchtigten sich für den Krieg. Buhurde waren die ursprünglichen deutschen Ritterspiele, oft ohne Rüstung, zu Ehren und zur Belustigung der Gäste. Das Turnier (von tourner = drehen, wenden) in voller Rüstung ist französischen Ursprungs und bestand hauptsächlich in künstlerischen Wendungen. Die Tjoste (von justa sc. pugna = Kampf) war ein Zweikampf, besonders mit Lanzen, bei dem es darauf ankam, rasch und sicher zu reiten, richtig zu zielen und kräftig zu stoßen. Zielpunkte des Stoßens waren die vier Nägel, welche den Buckel inmitten des Schildes hielten, und die Helmschnur unter dem Kinn. Traf der eine oder andere Stoß, so wurde der Angegriffene schild- oder helmlos und so überwunden. Besiegte wurden „hinter das Roß oder auf den Sand gesetzt oder gestochen“ und verfielen dem Sieger. Mit den Worten: „Min sicherheit sî dîn“ ergaben sie sich als Gefangene.

Es wurde turniert um Ehre (oft nur um einen Sperber, ein Band u. dgl. als Preis), um Lösegeld, um Gut. Zuchtbeflissene Knappen machten die Turniere wenigstens drei Wochen vorher bekannt und luden die ritterlichen Kämpfer ein. Der beliebteste Turniertag war der Montag während des Sommers. Schon den Sonnabend fanden sich die Gäste ein und wurden durch ein Preisgericht gemustert, damit sich kein Unberufener einschleiche und alle Waffen in Ordnung seien, sodann gleichmäßig in Scharen und Rotten abgeteilt. Sonntag nachmittags fand meist eine Vesper als Vorspiel statt, die nicht selten (wie bei den Kämpfen um Herzeleidens Hand) zur Entscheidung führte. Das eigentliche Turnier unterblieb dann. Eine Messe eröffnete den Turniertag. Es fanden Buhurde und Tjoste statt. Knappen überwachten die Ordnung, dienten nach der Weisung der Ehrenwächter und schrien das Ende aus. Darauf entschied das Preisgericht über den Preis. Was auf dem Turnierplatze lag, gehörte den Knappen.

Gern ritten die Ritter nach Abenteuern (ungewöhnlichen Ereignissen) aus. Besonders günstige Gelegenheit dazu gaben die Kreuzzüge. Fahrende Ritter suchten ihr Glück in der Fremde, halfen Unterdrückten und Bedrängten und gewannen nicht selten Lehen oder die Hand fürstlicher Erbinnen. Oft zogen Ritter mit ihren Damen und großem Gefolge aus (wie Artus, Orilus usw.). Kein Ritter durfte einem anderen aus dem Wege gehen. Unerkannt kämpften oft Freunde und Verwandte auf Leben und Tod miteinander (Parzival mit Gawan und Feirefiß). Der Überwundene gelobte Sicherheit und wurde (wie Gurnemanz riet) meist mit Schonung und Großmut behandelt.

Der Zug eines Kriegsheeres wird uns bei der Belagerung von Beaurosche gezeigt. Rotten ohne Zahl zogen hinter ihren Bannern ohne große Ordnung einher. Ihnen folgten die Ritter mit kostbar ge-

zierten Helmen und die Junker mit bemalten Reservespeeren. Dahinter war ein groß Gedränge von Maultieren und Wagen mit Waffen und Waren, ein wahrer Markt, und zuletzt der Troß von Dirnen und Landstreichern, „von denen mancher besser an der Weide hinge, als daß er das Heer vermehrte und das werte Volk verunehrte".

Als Belagerungsmaschinen führte das Heer mit sich rollbare Türme oder Ebenhöhen (d. h. in gleicher Höhe der Mauern) mit Fallbrücken, Igel oder Katzen als eine Art Schutzdächer bei den Belagerungsarbeiten und Wurfmaschinen oder Mangen, die Felsblöcke kräftig und weit fortschleuderten. Die Belagerten hatten gleichfalls Schleudermaschinen, nicht selten auch das griechische Feuer, eine Zündmasse, welche zwischen die Belagerungsmaschinen geworfen wurde und sie in Brand steckte.

Bei Belagerungen (wie in Pelrapär und Beaurosche) wurden die Brücken aufgezogen, die Tore nicht selten vermauert, alle Bürger zu den Waffen gerufen und häufig Ausfälle gemacht. Gelang der Sturm auf die belagerte Feste nicht, so hungerte man sie aus. —

Ein besonderer Teil der ritterlichen Pflichten war — nach französischem Muster — der Minnedienst. Der Liebewerbende sah sich als Lehensmann seiner Dame an, gehorchte ihren Wünschen, ja Launen, trug ihr Kleinod und ihre Farben, rief ihren Namen im Kampfe, verherrlichte sie durch ritterliche Taten, sandte ihr die Gefangenen usw. Bei dem offenen Minnedienste trat der Ritter in den Dienst einer bedrängten Dame und erhielt als Siegespreis meist Hand und Land. Ehrlich und ehrenhaft, offen und edel war solches Werben. Der geheime Minnedienst rang um „Gnade" oder „Lohn" der umworbenen Herrin, war nicht selten unsittlich und verletzte das Heiligtum der Ehe. Vielfach diente ein Ritter seiner Dame aus reiner Verehrung oder um eines Gelübdes willen wie Parzival der mißhandelten Kunneware. Wer der Macht der Minne sich nicht unterwarf, den Gesetzen des Minnedienstes nicht folgte, der versündigte sich gegen höfische Zucht. Frauengunst und -ungunst war neben der Ehre eine besonders bewegende sinnliche und sittliche Macht in jener Zeit.

Die Jagd nennt Wolfram von „königlicher Art". Das Jagdzeremoniell war ein Hauptstück der höfischen Erziehung, wie es Gottfried von Straßburg in „Tristan und Isolde" ausführlich beschreibt. Am beliebtesten war die Falkenbeize, über die Kaiser Friedrich II. ein kostbares Buch geschrieben hat. Die Jagdfalken durften nicht überfüttert werden, sonst stießen sie nicht auf das Wild und kehrten nicht auf die Faust der Falkner zurück. Sie trugen Schellen an den Füßen, damit man merkte, wo sie einfielen, auch, ob sie unruhig auf der Stange würden. Sie dienten auch als Boten (bei Gurnemanz) und als Spielzeug der Damen.

c) Häusliches Leben, Verkehr, Reisen usw. Die Ritterburgen (zum Bergen) hatten bei ihrer Erbauung den Schutz als Hauptzweck und ließen darum manche Schönheit und Bequemlichkeit vermissen. Sie lagen

meist auf Anhöhen und waren von Wallgräben umgeben. Eine Zugbrücke führte auf den Schloßhof. Der Torwächter ließ sie nieder, wenn ein Gast Einlaß begehrte, ihn anrief oder den Klopfring anschlug. Auf einer schönen Freitreppe kam der Wirt dem Gaste meist halben Weges entgegen. Vor dem Saal war eine Galerie mit großen Bogenöffnungen, die sogenannten Lauben, wo die Damen dem Turnier im Hofe zuschauten und sich mit Vorliebe im Sommer aufhielten. In den tiefen Fensternischen der dicken Mauern waren Sitze angebracht. Fensterscheiben waren noch nicht allgemein bräuchlich; mit Blei und Zinn verlötet, gaben sie nur gedämpftes Licht. Da die Fensteröffnungen häufig nur durch Läden geschlossen waren, die offenen Kamine aber nur mangelhaft heizten, so war es in den Sälen zur Winterszeit oft unbehaglich.

Die **Möbel** waren zum Teil sehr kostbar aus Ebenholz und Elfenbein mit Schnitzerei und eingelegter Arbeit. Gemälde schmückten die Wände. Wandspiegel fehlten, wohl aber waren Handspiegel im Gebrauch. In den Kemenaten oder in besonderen Badezimmern wurden täglich Bäder genommen.

Die **Kleidung** stand unter der Herrschaft der französischen Mode. Als Fußbekleidung werden Bundschuhe (Ribbalein), als Überkleid für Männer und Frauen Mäntel, als Unterkleider lange Hemden, als Kopfputz Kränzlein, Schapel, Hüte mit Pfauenfedern und eine Art Schleier erwähnt. Gürtel schnürten die Taille der Frauen oft so ein, daß Wolfram sie spöttisch mit Ameisengelenken vergleicht. Falsche Haare, künstliche Frisuren und Schminke waren nicht unbekannt.

Die Formen des Verkehrs waren durch die höfische Sitte streng geregelt. Bei jedem Gruße war **Gott**. Je nach dem Grade der Verwandtschaft oder Vertraulichkeit duzte oder ihrzte man sich. Bei der Begrüßung erhob man sich. An eine Dame heran zu reiten, war unschicklich. **Gäste** waren immer erwünscht, wurden durch einen Kuß bewillkommnet, dann gebadet und frisch gekleidet, reichlich bewirtet und sorglich gepflegt; sie waren unverletzlich, und Bruch der Gastfreundschaft (z. B. bei Vergulaht) eins der größten Vergehen. Erst nach der Bewirtung wurde der Gast nach dem Zweck seiner Reise gefragt.

Die Tagesordnung auf Burg Graharz war folgende: Es wurde ziemlich lange geschlafen. Nach dem Erwachen folgte ein Bad, das hineingestreute Rosen wohlriechend machten, das Ankleiden und die Messe in der Burgkapelle. Die erste Mahlzeit bestand aus Brot, Fleisch und Wein. Alsdann folgten die Tagesgeschäfte (Waffenübungen). Die Hauptmahlzeit fand gegen Abend statt. Bei Kerzenlicht ergötzte man sich Abends an Spiel, Gesang, Erzählungen usw.

Zur Essenszeit wurden die Tische in den Saal getragen; sie bestanden aus Böcken mit geschnitzten Füßen und aufgelegten Tafeln. Feines Tischzeug ward darüber gebreitet. Die Sitzordnung bestimmte der Wirt. Gäste ehrte man durch Plätze neben dem Wirt oder der Wirtin. Tischgeräte waren: Schüsseln, Teller, Messer, Salz- und Gewürzfässer, Wein-

kannen, Pokale und Becher; sie waren meist aus edlen Metallen künstlich gefertigt. Bei Festgelagen wurden die Tischgeräte aus der Schatzkammer auf kleinen Wagen geholt und vom „Schreiber" aus- und später eingezählt.

Lieblingsspeisen waren Geflügel und Wild, Fische und Obst. In Truhendingen kreischten die berühmten Krapfen in den Pfannen. Bei keiner Speise fehlte Brot. Mit dem Wein durfte nicht gekargt werden. Vor und nach dem Essen wurde Waschwasser und Handtuch herumgereicht. Bei Tische wurde wenig gesprochen, doch unterhielten sich Ritter und Damen fleißig durch Blicke. Immer zwei aßen von einem Teller. Häufig wurde das Mahl durch Lieder und Mären von fahrenden Sängern gewürzt. Das Ende des Mahles war ein Wegschaffen der Tische und Tischgeräte, also wörtlich ein „Aufheben der Tafel".

Nach Tische folgte ungezwungene Unterhaltung, manchmal auch Würfelspiel und Tanz. Ein Nachttrunk gab das Zeichen zur Ruhe. Mit zierlichem Verneigen trennte man sich. Diener mit Kerzen geleiteten die Gäste in ihre Schlafzimmer und bedienten sie.

Feste (z. B. in Château merveil) verliefen meist in folgender Weise: Der Festraum wurde ausgeschmückt, der Fußboden und die Wand mit Teppichen belegt. Im Freien zog man durch Teppiche gleichsam Wände um den luftigen Festraum. In Gläsern brannte köstlicher Balsam und verbreitete Wohlgeruch. Die Damen erschienen in großer Toilette, die Ritter in festlichem Schmuck im Saal und hielten sich getrennt. Erschien der Wirt, so geschah die Begrüßung und Vorstellung. Ebenbürtige wurden durch Küsse willkommen geheißen. Während die Tische aufgestellt und gedeckt wurden, bewegte sich frei die Unterhaltung. Hofnarren in bunter Tracht mit Schellenkappen ergötzten nicht selten die Gäste durch ihre Späße. Ein Zeichen des Wirtes eröffnete das Mahl. Sank der Tag, so erleuchteten Kerzen auf Kron- und Tischleuchtern den Raum. Nach dem Festmahl spielten Fiedler zum Tanze auf. Zwischen zwei Frauen ging ein Ritter. Die Tänze waren keine Rund-, sondern Reihentänze in der Weise unserer Polonäsen. Bekannt durch seine fröhlichen Tänze war Thüringen. Instrumente bei Turnier und Tanz waren Posaunen, Flöten, Trommeln, Fiedeln und Rotten (ein Saiteninstrument).

Reisen waren umständlich und gingen langsam vonstatten. Wenn ein fürstlicher Reisezug rastete, so entstand eine Zeltstadt mit förmlichen Straßen. Der Bezirk eines Zeltes mit seinen verschiedenen Abteilungen war durch Schnüre abgegrenzt. Vgl. S. 190 C.

Im öffentlichen Verkehr galten die eigenartigen Rechtsverhältnisse des Lehnswesens. Unter diesen Gesichtspunkt fällt Gahmurets Verhältnis zum Baruch, die Krönung des kleinen Kardeiß u. a. Als welsches Recht wird das Majorat bezeichnet, nach dem der älteste Sohn alle Güter des Vaters erbte. Rechtsansprüche auf Länder, Burgen usw. machte man (wie Ither) geltend durch Verschütten von Wein, durch Wegnahme eines Bechers oder durch Umwenden eines angebrannten Stroh-

wisches. Verpfändung von Kleinoden bei Juden zur Erlangung von Geld kam damals wie heute vor. Das oberste Gesetz für den ritterlichen Verkehr war die Ehre, die Treue und Wahrhaftigkeit, welche der junge Ritter bei der Schwertleite feierlich gelobte. Entehrend war, einem Gegner auszuweichen, den Tag einer Herausforderung nicht pünktlich einzuhalten, im Kampfe Hinterlist zu üben, die gelobte Sicherheit zu brechen, Freunde und Verwandte zu bekämpfen usw. Ehrengerichte entschieden über ritterliche Streitfragen.

Roß und Rüstung des Überwundenen gehörten dem Sieger. Mädchenräuber wie Meljakanz waren verachtet. Ein Vergehen gegen eine Jungfrau wurde damit bestraft, daß der Übeltäter vier Wochen mit den Hunden essen mußte. So hoch geachtet die Frauen waren, so galten sie doch als erworbener Besitz, über den der Mann unbedingte Gewalt hatte (Orilus und Jeschute). Schläge um geringer Ursache willen waren nicht allzu selten. Die Mißhandlung Kunnewarens durch den galligen Kei ist indes eine rohe Überschreitung seiner Amtsgewalt und ein sagenhafter Nachklang aus früheren barbarischen Zeiten.

3. Welche Vorbilder sind im „Parzival" besonders geeignet zur Pflege einer **charaktervollen Persönlichkeit?** (Vgl. S. 201—219: Charakteristik der Personen!)

„Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt kein anderes Unrecht als den Widerspruch" (Schiller). Widerspruch im Charakter und Schwanken im Leben sind die Todfeinde jeder Persönlichkeit. In dem Dichter des „Parzival" erscheint uns als typischer Vertreter der geistigen und poetischen Bestrebungen seiner Zeit eine Persönlichkeit, die sich durch Frische der Auffassung aller Lebensverhältnisse, durch Klarheit und Unbefangenheit des Urteils, durch Wärme und Tiefe der Empfindung und durch Festigkeit und Stetigkeit des Willens als ganzer Mann kennzeichnet.

In Parzival, dem Helden, der über alle Feinde obsiegt, und der sich selbst überwindet, sehen wir die ritterliche deutsche Eigenart, durchdrungen und geheiligt durch das Christentum; er ist im schönsten Sinne ein christlich-deutscher Held. Er bleibt sich in allen Lagen des Lebens selbst getreu, ist stet im Wollen und ohne Wanken im Tun. Seine Schönheit als äußerer Schlüssel zu den Herzen, seine unwiderstehliche Kraft und Gewandtheit im Kampfe, seine in schweren Seelenkämpfen geläuterte christliche Gesinnung, seine Treue gegen Gott, die Gattin und die Freunde machen ihn zum Ritterideal seiner Zeit und zu einem Vorbilde für unsere Zeit.

Wie rechte Weiblichkeit in Anmut, Keuschheit, Treue, Sanftmut und Geduld sich erweist, zeigen Herzeleide, Jeschute, Sigune und Kondwiramur.

Wie ein Weltkind leibt und lebt, liebt und haßt, tapfer und mutig streitet, gewissenhaft alle äußeren Ritterpflichten erfüllt, liebenswürdig alle Welt bezaubert, in vielen Stücken sich freundlich mit den Kindern

Gottes begegnet, aber im tiefsten Grunde leer und friedlos ist, das zeigt Gawan. Wie wenig äußerlich und doch wie unendlich viel innerlich scheidet ihn von Parzival! Bei Anfortas sehen wir das Leiden als Strafe und Läuterungsmittel, bei Trevrezent den freiwilligen Verzicht auf die Freuden der Welt und die innigste Versenkung in das Heil, in selige Gottesgemeinschaft.

4. Wo und worin finden wir den Gedanken-Mittelpunkt der ganzen Dichtung? (Vgl. S. 127—130: Vorbereitung, und S. 219 bis 226: Gedankengang!)

5. Wodurch wird die Bildung der Anschauung gefördert? (Vgl. S. 196—201: Situationszeichnungen!)

Die Schüler müssen lernen, mit den Augen achtsam in die Nähe, mit ihrer Phantasie in die Ferne zu schauen und die sinnlichen Dinge harmonisch sich gruppieren oder allmählich werden zu sehen. Zu der äußeren muß die innere Anschauung kommen, die das Niegeschaute, Überirdische mit geistigen Augen sieht. (Vgl. Trevrezents Belehrung über Gott, den Kampf der Engel, den Gral usw.).

6. Welche Bereicherung erfährt die begriffliche Erkenntnis?

Das Wesen des psychologischen Epos S. 137 und 228, der Frage S. 127—129, der Einfalt S. 145 und 212, des Zweifels S. 132, 168 und 215, der Ehre S. 162 und 208, der Treue S. 209, der Minne S. 141 und 209, der Zucht und Maße S. 152 und 209, des Mitleids S. 156, der Sehnsucht S. 164, Gottes S. 175, der Buße und Bekehrung S. 176—179, der Heiligung S. 183.

7. Wodurch wird das Naturgefühl gebildet?

Zwischen der Natur und unserer Stimmung besteht die innigste Wechselwirkung. Wie sich die Welt nach unserer Stimmung färbt, so spiegeln sich die Farbentöne der Natur in unserem Inneren wider. Ein liebevoller, verständnisinniger Verkehr mit der Natur heilt, stillt, bildet und beglückt das Gemüt. (Vgl. S. 141: der Frühling lindert Gahmurets Leid und erfüllt ihn mit neuem Lebensmute; S. 142: die Schrecken der Natur werden zu Herzeleidens ahnungsvollem Traumbilde; S. 144: der Gesang der Vögel weckt Freude und Weh, ein unbekanntes Sehnen in Parzival; S. 145: im steten, unmittelbaren Verkehr mit der Natur erstarkt der Knabe und erhält sich seine frische, reine Jugendkraft; S. 151: der schöne Abend über Burg Graharz ist ein Spiegelbild von dem Lebensabend des edlen Gurnemanz; S. 155: der Eintritt in Pelrapär zeigt Natur und Menschengeschick im Einklang; S. 158: der stille Gralsee soll das Weh des kranken Fischers stillen; S. 162: in des Waldes wilder Einsamkeit sucht Sigune Linderung ihres Herzenswehs; S. 164: die drei Blutstropfen im Schnee wecken die Sehnsucht nach dem Glück der Heimat in Parzival; S. 172: der wilde Wald, der Schnee und Frost stimmen zu der Bußfahrt des grauen Ritters am Karfreitage; S. 174: die wilde Waldeinsamkeit hat alle Stürme der Welt in Trevrezent gestillt und gießt auch Frieden in Parzivals Herz; S. 181: die wechselvolle Landschaft

unter der Wundersäule weckt Gawans Abenteuerlust; S. 183: der Blick auf das Meer weckt die Sehnsucht in die Weite; S. 189: in der Natur stehen die Gedenksteine unseres Geschickes, welche Lust und Weh der Erinnerung in uns wecken.)

8. Welche Vertiefung erfährt das Heimat- und Vaterlandsgefühl durch die Behandlung des „Parzival"?

Der deutsche Geist hat die fremden Sagenstoffe auf den Boden der Heimat verpflanzt und sie mit deutschen Gedanken belebt und in deutsche Worte gekleidet. — Die Fremdländerei in Mode, Sprache und Sitte ist eine alte deutsche Unsitte, die mit aller Kraft bekämpft werden muß. — Held Gahmuret wurde von der Sehnsucht in sein Vaterland zurückgezogen. — Herzeleide wird von ihren Getreuen in die Einsamkeit begleitet; Fürstin und Volk sind eins in der Liebe. In die Ferne hinaus zieht Parzival, aber zur Heimat zurück kehren die Gedanken. — Selbstlos sorgen Kondwiramur und Parzival für ihr Volk; mit Liebe und Hingebung lohnen die Untertanen die Sorgfalt der Herrscher. — Der Anblick der drei Blutstropfen im Schnee erfüllt Parzival mit Sehnsucht nach der Heimat und ihrem Glück. — Alle Ritterfahrten und Wanderzüge geben als letztes, schönstes Ziel die Heimkehr zum häuslichen Herde. — In Beaurosche ist das Geschick des Herrschers untrennbar mit dem des Volkes verbunden. — Die Templeisen hängen so mit treuer Liebe an ihrem kranken König Anfortas, daß sein Leid ihr Leid, seine Erlösung ihre Erlösung ist. — Überall sehen wir die Interessen der Herrscher und der Untertanen untrennbar verbunden. — Lohengrin wird in die Ferne gesandt, aber er kehrt wieder heim ins Vaterland.

9. Welche Bildung und Vertiefung erfährt das religiöse Gefühl?

Alles wird zu Gott in Beziehung gesetzt. „Gott" beginnt jeden Gruß, ein Gottesdienst jedes wichtige Unternehmen. Gottes Liebe ist das Vorbild aller Minne, Christus der wahre Minner und seine Minne unwandelbar. Herzeleide nährt ihren Knaben selbst nach dem Vorbilde von Jesu Mutter. Sie trägt Armut und Treue und bewahrt sich vor dem Höllenfeuer. Die vergängliche Weltlust flieht, Gottes Huld sucht sie. Ihren Knaben belehrt sie über den lichten, treuen Gott, dessen Gebot sie ehrt, und dessen menschlich Bild in Christo erschienen ist; sie warnt ihn vor dem Ungetreuen und seinen Versuchungen; Gebet in Not erfülle mit Kraft; Treue müsse man üben, um Gott zu gefallen, Untreue meiden, um nicht in die Stricke des bösen Feindes zu fallen. Gurnemanz preist den Segen der Messe und erklärt die Bedeutung der kirchlichen Gebräuche. Die tiefste Grundlage seiner ritterlichen Unterweisung ist die christliche Moral: Zucht und Ehre, Erbarmen und Milde, Freigebigkeit ohne Verschwendung, Ordnung und Maße, bescheidene Zurückhaltung im Fragen, Ehrerbietung gegen Frauen usw. fordert er von dem jungen Ritter. Von Sigune heißt es: „Sie hörte selten Messe, doch all ihr Leben war Gebet!" Der graue Ritter „war friedsam und stolzesfrei auf der Gottesfahrt" am Karfreitag. Demut, Enthaltsamkeit, regelmäßige Beichtgänge waren ihm fromme Ge-

wohnheit. Die Wurzel seines Familienglückes war die Frömmigkeit. Vom Karfreitag sagt er: „Sein freut sich alle Welt und seufzet doch in Tränen." Fasten hält Trevrezent für eine gute Übung in der Entsagung und Zähmung des Fleisches. Mit dem Teufel stritt seine lautere Seele; niemals lernte er trügen. Der christliche Heilsweg ist im neunten Buche von Trevrezent klar und eindringlich dargelegt. In Parzivals Herzen wohnte infolge der mütterlichen Belehrung kindliche Gläubigkeit. Schwere, unverständliche Lebenserfahrungen weckten den Zweifel an Gottes Güte und weisem Walten. Das Leben ohne Gott wurde zur friedlosen Irrfahrt. Aber der Segen kirchlicher Ordnung und Gemeinschaft umfing ihn und führte ihn zum Nachdenken. Er, den die Gnade erwählt, folgte dem Rufe der Predigt und ließ sich aus dem Sündenschlafe aufwecken. Gottes Wort und Geist erleuchtete sein Herz, daß er seine Sünde erkannte, bereute und beichtete. Im Glauben lauschte er der Botschaft des Heiles und umfaßte den Sünderheiland. So kam er zur Rechtfertigung, zum Frieden mit Gott und zur Heiligung des Lebens durch Betätigung der Gottes- und Menschenliebe. In der Gemeinschaft mit Gott fand seine Seele Frieden, in der Wiedervereinigung mit seinem Weibe sein Herz das reinste Erdenglück.

10. Welche ethischen Grundbegriffe finden sich in plastischer Ausprägung?

Treue ohne Wanken und ohne Falsch in Parzival; Reinheit, Sanftmut, Liebe und Geduld in Jeschute; Buße und Sühne der Schuld in Sigune; Zucht und Maße, Gastfreundschaft und Erziehungsweisheit in Gurnemanz; keusche Liebe und unerschütterliche eheliche Treue in Kondwiramur; rauher Freimut und ungeschminkte Wahrheitsliebe in Kondrie; Weltentsagung und Genügsamkeit in Trevrezent; Dankbarkeit in Kunneware; Versöhnlichkeit in Jeschute; Bruderliebe in Feirefiß; selbstlose Liebesbetätigung in den Gralsrittern.

11. Was fördert die Bildung des Willens?

Bloße Kraftbetätigung ist kein sittlicher Wille. Der geläuterte Wille überwindet die Selbstsucht und stellt seine Taten in den Dienst hoher sittlicher Ideen. Gahmuret konnte den Drang nach Abenteuern nicht bändigen und verlor darüber Glück und Leben. Parzival in seinem ungezähmten Drange nach Ritterschaft brach seiner Mutter das Herz, erschlug und beraubte einen Verwandten. Minne ohne die geistige Macht der Herzenshingabe und Sinnesumänderung ist eine Sklavenfessel und bringt ins Unglück (Gawan, David und Bathseba). „Das Feldgeschrei „Amor" ist zur Demut nicht allzugut." Die sinnliche Begierde soll der starke Mann überwinden, der göttlichen Macht der reinen, treuen Liebe in der Ehe sich aber unterwerfen. Die Erfüllung törichter Gelübde wie: nicht zu lachen oder sein Weib öffentlich mit Schmach zu bedecken, sind keine Willensbetätigung, sondern Eigensinn. Tatenlos die Leiden anderer sehen, ist fluchwürdige Schwäche. Selbstüberhebung ist nicht Willenskraft, sondern

die Wurzel aller Sünde. „Nur den Reinen ist Gott gnädig; Hoffart brachte stets zu Fall.“ Nur die Demut gibt hohen Mut. Als Parzival mit stetem Sinne den Gral suchte, sein Weib mit dem Unfrieden im Herzen nicht wiedersehen wollte, früheres Unrecht bereitwillig sühnte, an den lockenden Abenteuern von Château merveil vorüberzog, die Liebe der Orgeluse verschmähte, im Kampfe auf Gott vertraute, dem Spruch des Grals willig folgte, treulich alle Ritterpflichten im Dienste des Grals übte, unentwegt die Treue gegen Gott, die Gattin und die Freunde betätigte, ernstlich die Erfüllung heiliger Vorsätze erstrebte: da heiligte und stählte er seinen Willen. Von Parzival lernen wir: Verzage nicht! Überhebe dich nicht! Strebe kühn und stet nach dem Höchsten! Überwinde dich selbst, und du wirst auch die Feinde besiegen!

12. Welche Beziehungen zum Erfahrungsleben der Schüler finden sich im „Parzival“?

Lust an der Kraftbetätigung. Freude an der Erzählung von Heldentaten und fremden Ländern. Frischer, fröhlicher Verkehr in Feld und Wald, mit Vögeln und Wild. Sehnsucht in die Weite. Lust am Fragen. Wörtliche Auffassung und Ausführung von Belehrungen und Aufträgen. Höflichkeit und Dienstbeflissenheit im Verkehr. Allerlei Torheiten in bester Absicht. Rasche Freundschaften. Ungeduld bei Aufschub und übereilte Taten. Lust an Kreisel-, Schaukel-, Turnspielen und Kämpfen. Gelübde in der biblischen Geschichte und im alltäglichen Leben. Empfänglichkeit für Freundlichkeit und Liebe. Sucht nach Abenteuern. Ruhelosigkeit. Staunen über Ungewöhnliches und Unverständliches. Ehrbegier. Blick nach außen und nicht nach innen gerichtet. Zweifelsucht, Murren und Hadern mit einem widerlichen Geschick. Irrfahrt der Gedanken. Hohe Ziele und Sturmlauf danach. Enttäuschung, Entmutigung und immer neue Anfänge. Freude über äußere und innere Siege. Selbsterkenntnis als Vorstufe der Gotteserkenntnis. Parzivals innere Geschichte ist ein Spiegelbild von dem Seelenleben eines strebenden 17—20jährigen Jünglings.

13. Welche Fühlung hat der „Parzival“ mit verwandten Stoffen?

Aus der poetischen Literatur: Das Hildebrandslied, in dem der alte Hildebrand und sein Sohn Hadubrand unerkannt miteinander kämpfen. — Hartmanns von der Aue Erec, worin Enite gleich Parzival in ärmlichem Aufzuge bei Hofe erscheint. — Gottfried von Straßburgs „Tristan“, der von einem Hofmeister höfisch erzogen wurde. — Eilhard von Oberges „beide Isolden“, die weißhändige und die von Irland. — Heinrich von Veldeckes „Eneit“, in der Dido zwar Liebe erwirbt, aber nicht zu erhalten vermag. — Dr. Luthers Brief an sein Söhnlein Hans, worin der wunderbare Garten beschrieben wird. — Christoph von Grimmelshausens Roman „Simplizissimus“. — Von Klopstocks „Messias“ der zweite Gesang: Satan und seine Genossen. — Volksmärchen: „Schneewittchen“. Die Wunschkleinode. S. 132. — Goethes Drama: „Faust“. —

Biblisches: Schöpfung der Menschen. Das Paradies. Fall der Engel. Sündenfall und Brudermord. Entwickelung der Heilsidee in der biblischen Geschichte. Abrahams Erbbegräbnis im Heiligen Lande. — Joseph: „Träume auslegen stehet bei Gott.“ (Parzival auf der Gralsburg: Solche Gaben sind von Gott.) Hiob fluchte dem Tage seiner Geburt. (Parzival will Gott absagen und ihm Haß tragen.) — Die Hungersnot in Samaria 2. Kön. 7 und andere Teuerungen. — Pauli Bekehrung. — Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben im Römerbriefe, bes. Kap. 3. — Gottes Allgegenwart und Allwissenheit Ps. 139. — Matth. 5, 8: Selig sind, die reines Herzens sind — („Nur den Reinen ist Gott gnädig“). — 1. Petr. 5, 5: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Vgl. Trevrezents Belehrung: „Hoffart brachte stets zu Fall.“ — Offb. 3, 16: Weil du lau bist und weder kalt noch warm, darum will ich dich ausspeien aus meinem Munde. — Bei Jesu Taufe kam der heilige Geist herab in Gestalt einer Taube. — Das neue Jerusalem Offb. 21 (Gralsburg). — Parzivals Geburt erinnert an Offb. 12.

Katechismus: der dritte Artikel, besonders die Lehre von der Kirche („Ich glaube an eine Gemeine der Heiligen“) und von der Heilsordnung („Der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiliget und erhalten“).

Kirchenlieder von der Rechtfertigung und Heiligung, z. B. Es ist das Heil uns kommen her. — Nun freut euch, lieben Christen g'mein. — Eins ist not. — Wer nur den lieben Gott läßt walten. —

Aus der Geschichte: Zweikampf der Horatier und Kuriatier. — Belagerung und Zerstörung Jerusalems. — Augustins Bekehrung. — Chlodwigs Gelübde: „Wenn du mir hilfst, will ich an dich glauben.“ (Parzival beim Abschiede von dem grauen Ritter.) — Verhältnis des Islams zum Christentum. — Das Ritterwesen im Mittelalter. — Geschichte der Kreuzzüge. — Luthers Seelenkämpfe. —

Geographische Wanderung nach S. 193—196!

Der arme Heinrich.

Von

Hartmann von Aue.

übersetzt von O. Marbach und Fr. Koch. (Bibl. d. deutsch. Klassiker Bd. 1, S. 247—279. Hildburghausen.)

Vgl. auch die Ausgabe von W. Wackernagel und W. Toischer (mit Erklärungen), Schwabe, Basel 1885. — Über das Fortleben der Sage handelt H. Tardel, Der arme Heinrich in der neuen Dichtung (= Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Bd. 30). A. Duncker, Berlin 1905.

I. Vorbereitung.

„Warum hat uns Gott das getan?" (1. Mos. 42, 28.) „Warum kommt solche Trübsal über uns?" Das ist die uralte und ewig neue Frage, die durch die Menschheit und durch jedes Menschenherz klingt, wenn schwere Leiden uns treffen. Ist's Zufall? Ist's Schickung? Ist's Lebensgesetz? Ist's Strafe? Ist's Erziehung? Ist's Mittel der Bewährung? Wer nicht in Gottes Wort und in seinem Herzen die Antwort findet (Tob. 12, 13: Weil du Gott lieb warest — Jer. 2, 19: Es ist deiner Bosheit Schuld — Ebr. 12, 5—11: Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn — 2. Kor. 4, 17: Unsere Trübsal — Röm. 8, 28: Wir wissen aber — usw.), der wird durch Murren, Klagen und Anklagen sein Leid erschweren und den Segen des Kreuzes verscherzen. „Was helfen uns die schweren Sorgen —? Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit." So erschwerte Parzival sein Leid und verlängerte seine friedlose Irrfahrt dadurch, daß er sich für unschuldig, Gott für hart und ungerecht hielt, daß er murrte und klagte, ja Gott absagte. Wie das Leiden zu tragen ist, so daß auf dem Herzensboden der Geduld und Ergebung die rechte Segensfrucht des Kreuzes wächst und reift, das zeigt uns das Geschick Hiobs. Er war ein Knecht Gottes, untadelig in seinen Wegen, gesegnet mit allerlei Glücksgütern. Schlag auf Schlag traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Unglück. Er verlor alles, sogar seine Gesundheit. Mit bösen Schwären bedeckt und von Schmerzen gepeinigt, war er ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes. Mit Gottergebenheit und frommer Geduld ertrug er anfangs das

schwere, unverschuldete Geschick. Als aber der Schmerz allzu groß ward, da verfluchte er den Tag seiner Geburt, murrte gegen Gott und suchte auf seine Gerechtigkeit zu pochen. Der Herr aber wies ihn zurecht. Hiob erkannte Gottes Weisheit und seine Torheit, „schuldigte sich und tat Buße im Staube und in der Asche". Mit der inneren Läuterung wandte sich seine äußere Plage. Gott segnete ihn aufs neue und gab ihm zwiefältig so viel, als er gehabt hatte. Hiob 42, 11: „Da kamen zu ihm alle seine Brüder und alle seine Schwestern und alle, die ihn vorhin kannten, aßen mit ihm in seinem Hause und kehrten sich zu ihm und trösteten ihn über allem Übel, das der Herr über ihn hatte kommen lassen."

Einen ganz ähnlichen Stoff behandelt Hartmanns von Aue köstliches Idyll „Der arme Heinrich". Den Stoff hat der Dichter einer alten lateinischen Handschrift entnommen; die dichterische Anordnung und die sprachliche Einkleidung ist aber ganz sein Werk. Die Zerbrechlichkeit des menschlichen Glückes und die Stetigkeit der Treue, der zarteste weibliche Opfermut und die tiefgewurzelte Selbstsucht in dem Mannesherzen, die Überwindung dieses schlimmsten inneren Feindes und damit die äußere Genesung und Wiederherstellung des Glückes: das sind die ergreifenden Gegensätze in dem innigen, frommen Gedichte.

Der Konflikt bricht herein in ein glückliches Leben durch den Aussatz. (Was wißt ihr aus der biblischen Geschichte vom Aussatz, dieser schrecklichen, ekelerregenden und meist unheilbaren Hautkrankheit?) Nennt Kranke, die mit Aussatz behaftet waren! [Mirjam 4. Mos. 12, 10. Naeman 2. Kön. 5, 2. König Usia 2. Chron. 26, 31. Gehasi 2. Kön. 5, 26. Vier Männer vor den Toren Samarias 2. Kön. 7, 3. Simon der Aussätzige Matth. 26, 6 usw.] Welche Aussätzige hat Jesus geheilt? [Vgl. Matth. 8,2. Matth. 11, 5. Luk. 5, 12. Luk. 7, 22. Luk. 17, 12?] Welche Vorschriften über die Behandlung des Aussatzes kennt ihr? [Vgl. 3. Mos. 13, 4. Matth. 8, 4!] Im Mittelalter vom 12. bis 16. Jahrhundert herrschte der Aussatz oder die Miselsucht in furchtbarer Allgemeinheit auch im Abendlande. Die Kreuzzüge hatten zu seiner Verbreitung wesentlich beigetragen. Fast alle größeren Städte bauten außerhalb ihrer Mauern Asyle für die Unglücklichen, die von der furchtbaren Seuche befallen waren, so Bremen schon im 9. und Würzburg im 11. Jahrhundert. Nicht selten finden sich noch heute vor den Toren mancher Städte solche abgesonderte Siechenhäuser; sie erinnern an eine Plage, die in jener Zeit wie die Pest als Geißel Gottes galt. Die abscheuliche Krankheit schloß den Befallenen von der Gemeinschaft seiner Mitmenschen aus und führte ihn unter Qualen langsam einem frühen Grabe zu. Das Vorhandensein der Krankheit wurde durch vereidigte „Beschauer" festgestellt. Durch besondere Gewänder und eine hölzerne Klapper waren die Aussätzigen jedermann schon von fern kenntlich. Sie waren ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft und so gut wie bürgerlich tot. Heute ist die schreckliche Seuche aus Europa fast ganz verschwunden, nur in Norwegen kommt sie noch häufig vor; 1862 zählte man bei kaum zwei

Millionen Menschen 2119 Aussätzige. Neuerdings sind auch in Ostpreußen Fälle von Aussatz festgestellt worden. Die Ärzte halten den Aussatz nicht mehr für ansteckend, wohl aber vererbt er sich in den Familien. Es ist keine bloße Hautkrankheit, sondern eine allgemeine Erkrankung des Organismus.)

Die Lösung des Konflikts in der Dichtung knüpft sich an die halb heidnische Sage, daß als einziges Heilmittel des Aussatzes das freiwillig dargebrachte Herzblut einer reinen Jungfrau unfehlbar wirke. (Vgl. die Wirkung der blutigen Opfer im alten Testamente! Ebr. 9, 22: „Fast alles wird mit Blut gereinigt —.“ Isaaks Opferung 1. Mos. 22. — Jephthahs Tochter opferte sich selbst für ihr Volk infolge des väterlichen Gelübdes, Richter 11.)

Der Schauplatz der Erzählung „vom armen Heinrich“ ist ein Meierhof oder ein „wildes Gereute“ in Schwaben und sodann die Stadt Salerno in Unteritalien. Im Mittelalter war die medizinische Lehranstalt dieser Stadt hochberühmt und wurde die Pflanzstätte aller anderen medizinischen Fakultäten. (In Salerno starb 1085 Papst Gregor VII. nach seiner Flucht aus Rom vor Kaiser Heinrich IV. und liegt dort in der vom Normannenherzog Robert Guiskard erbauten Kathedrale begraben.)

II. Unmittelbare Darbietung.

Vgl. S. 123! Die Dichtung ist ganz zu lesen.

Kurzer Inhalt derselben: Heinrich von Aue, ein edler Herr in Schwabenland, besaß alle Güter und Gaben die Fülle. Er war jung und schön, reich und geehrt, tapfer und tugendlich. Doch all diese stolze Herrlichkeit zerbrach wie ein dünnes Glas. Er ward vom Aussatz befallen, von Wunden und Schwären entstellt, von grimmen Schmerzen geplagt und von jedermann gemieden. Er grollte über sein Geschick, haderte mit Gott und verwünschte den Tag seiner Geburt. Bei den bewährtesten Ärzten suchte er Heilung, aber nirgends fand er sie. Zwar sagte ihm einer zu Salerno ein Heilmittel — das Herzblut einer reinen Jungfrau, die sich freiwillig opferte —, aber wo fand sich in der weiten Welt eine Jungfrau, die Blut und Leben für einen Aussätzigen hingeben würde? Da sah Herr Heinrich, daß auf Erden für ihn keine Rettung zu hoffen war. Traurig kehrte er in seine Heimat zurück; mildiglich verwandte er seine reichen Güter zu wohltätigen Stiftungen; einsam zog er sich auf einen entlegenen Meierhof zurück, den ein treuer Bauersmann für ihn bewirtschaftete; ergeben schickte er seine Gedanken in Gottes Willen, und fromm bereitete er sich auf sein seliges Sterben vor.

Der brave Meier, der seinem Herrn treulich diente, hatte unter seinen Kindern ein liebliches Mägdlein von zehn Jahren, das seinen armen Herrn ohne Scheu eifrig und liebreich pflegte. Sie dachte in ihrer selbstlosen Liebe und Sorgfalt nie daran, daß er unrein, ein Scheusal der Welt und ein

Gespött der Lästermäuler wäre. Herrn Heinrichs einzige Freude auf Erden wurde dies Mägdlein; im Scherz nannte er sie wohl sein kleines Weibchen.

Drei Jahre hatte das Leid des Herrn und der selbstlose Liebesdienst des Mägdleins gewährt, da erfuhr sie aus einem Gespräch ihres Vaters mit dem armen Herrn, auf welche Weise dem geliebten Kranken zu helfen wäre. Sogleich erfaßte ein sehnlich Verlangen ihr Herz, dem edlen, lieben Herrn zu helfen. In nächtlicher Stille, unter Gebet und Tränen nährte und stärkte sie den Gedanken. Immer freudiger wurde ihr Entschluß, immer größer ihre Sehnsucht, sich zu opfern und den Kranken zu retten. Endlich offenbarte sie den Eltern ihren Vorsatz. Groß war deren Jammer, heftig ihr Widerspruch; aber sie besiegte den Widerstand durch freudige und überzeugende Vorstellungen und stillte den Jammer durch den Hinweis auf die Kürze des Lebens, auf die Sünden und Übel der Erde und die Herrlichkeit des Himmels. Auch den Widerspruch des Kranken brachte sie durch den Ernst ihres Vorsatzes zum Schweigen. Gefaßt nahm sie Abschied von den weinenden Eltern und zog mutig und freudig mit ihrem kranken Herrn nach Salerno. Sie erschrak nicht vor dem Arzte, überzeugte ihn von der Reinheit und Freiwilligkeit ihres Entschlusses, ließ sich willig entkleiden und binden, hörte ohne Grauen das Wetzen des Opfermessers und wartete sehnlich auf den Augenblick, da ihr Blut rettend für den armen Herrn fließen würde. Den Kranken hatte die reine, mächtige Liebe des lieblichen Kindes tief gerührt und allerlei Gedanken in ihm wach gerufen. Die Unruhe trieb ihn an die Tür des Opfersaales. Durch einen Spalt sah er die Vorbereitungen zur Opferung des lieben Mägdleins. Der Anblick von so viel Liebe und Lieblichkeit überwältigte sein Herz. Die Selbstsucht, die so leidenschaftlich nach Heilung strebte und ein junges Leben zu opfern im Begriff stand, schmolz dahin wie Eis an der Sonne. Er gab sein Herz und sein Geschick ganz in Gottes Willen, demütigte sich selbst, reinigte sein Herz von Selbstsucht und Eigenwillen und gedachte sein Kreuz hinfort ohne Murren zu tragen. Das Kind sollte nicht sterben; er rief dem Arzt ein gebieterisches Halt zu, wie einst der Engel dem Abraham auf Morija.

Groß war der Jammer des Mägdleins, daß ihr Opfer verschmäht wurde, beweglich aber vergeblich ihre Bitte, doch ihr Blut als Heilmittel anzunehmen. In Trauer und Tränen zog sie mit ihrem Herrn heim. Und siehe! weil er sich innerlich von dem Aussatz der Selbstsucht und des Hochmuts ganz frei gemacht hatte, darum nahm ihm Gott sein äußeres Kreuz ab und ließ ihn völlig genesen. Das niedrig geborene Mägdlein aber mit dem himmlischen Sinne, das durch hingebende Liebe sein Herz umgewandelt und seine Heilung bewirkt hatte, nahm er später zur Gattin und blieb mit ihr ein langes, schönes Leben hindurch vereint, bis der Tod beide zu des Himmels Freude führte.

III. Vertiefung.

1. Situationszeichnungen.

Die anmutige Erzählung enthält nur wenig Malerisches; höchstens gestalten sich das „wilde Gereute", der Meierhof, und das Zimmer des Arztes in Salerno zu einem Bilde. (Das „wilde Gereute" mit seinen Feldern, Wiesen und Weiden ist von einem Waldring umgeben. Auf der Weide geht gutgenährtes Vieh. Die Wohnung des Meiers ist schlicht, einfach, aber sauber. Scheune und Ställe umgeben den Hof. Kinder spielen auf demselben. Allerlei Ackergeräte stehen und hängen umher. Im Sonnenschein sitzt vor dem Hause auf einem Lehnstuhl ein siecher, beulenvoller Mann. Zu seinen Füßen kniet des Meiers Töchterlein und schaut liebevoll und freundlich zu dem kranken Herrn auf. Er sieht dankbar auf das Kind nieder, steckt einen Ring an seine Hand und flicht ein Band in sein Haar. — Das Zimmer des Arztes in Salerno ist geräumig. Der Blick durch das Fenster fällt auf den schönen Golf von Salerno, in dem Schiffe ankern und Kähne gondeln. In Schränken, auf Tischen und Wandgesimsen stehen allerlei Gläser und liegen allerlei medizinische Werkzeuge. In der Mitte steht der Seziertisch. Das Mägdlein liegt festgebunden darauf, ihr Anzug daneben. Freudig ist ihr Blick gen Himmel gerichtet; ungeduldig schweift er nach dem Arzte hinüber. Das ist ein würdiger Greis mit langem Barte und Gewande. Er schärft das Messer auf einem Schleifstein und blickt manchmal wehmütig nach dem Mädchen, das geopfert werden soll. Die Tür ist verriegelt. Aber draußen klopft und ruft der aussätzige Ritter und begehrt Einlaß.)

2. Charakteristik der Personen.

a) Der arme Heinrich. Entwirf ein Charakterbild nach folgenden Stellen der Dichtung:

Ein Musterbild der Tugend, ein Blütenreis der Jugend,
der Welt ein fröhlich Spiegelglas, der steten Treu ein Adamas[1]),
ein Ehrenkranz der edlen Zucht und der Bedrängten Hort und Flucht,
den Seinen all ein sichrer Schild, dabei im rechten Maße mild,
geehrt um manche Heldentat, ein reicher Quell von weisem Rat,
ein Sänger edler Frauen und herrlich anzuschauen
von Angesicht und von Gestalt: was fehlt ihm, um mit Allgewalt
die Herzen alle zu begeistern und jedes Ruhms sich zu bemeistern? —

Herr Heinrich, der in Fröhlichkeit, in Wonne und in Würdigkeit
gelebt, der ward von Gottes Macht um allen Preis und Ruhm gebracht. —
Sein schöner Leib ward aller Welt zu Schmach und Abscheu ganz entstellt
von Schwären und von gift'gen Wunden, die sich als Aussatz bald bekunden.

Herr Heinrich, einst von Weib und Mann geliebt, geehrt, der ward fortan
geflohn, verworfen ganz und gar. — Ach, Menschengunst ist wandelbar!
Es trug sein übermütig Herz mit Not und Mühe nur den Schmerz,
daß er der Ehren Tagen nun sollte Abschied sagen.
Des Tags, der ihn ans Licht gebracht, ward oft von ihm mit Fluch gedacht. —

1) Diamant.

„Des reinen Mägdleins Herzensblut, das wär' für euer Leiden gut; —
doch wißt ihr, niemand ist zu werben, um für des andern Heil zu sterben!"
Da sah der arme Heinrich ein, er könne nie gerettet sein. —

Er eilte heim; sein eigen Leben hätt' er am liebsten aufgegeben.
Er nahm sein Geld und all sein Gut und gab es hin, wie einer tut,
der alle Hoffnung auf das Leben für immerdar hat aufgegeben.
Von alle dem, was ehmals sein, behielt er nichts als nur allein
ein kleines Haus mit Hof und Feld. Dort lebte er, von aller Welt
geschieden, harrend auf den Tod, den Retter in der höchsten Not. —

Er liebte auch das gute Kind, das ihm so hold und treu gesinnt,
und kaufte oft ihr bunte Sachen, wie sie den Kindern Freude machen. —
Sie war so dankbar, war so froh, daß wohl auch ihn der Kummer floh
und er zu scherzen selbst begann, sie sei sein Frauchen, er ihr Mann. —

„Ich habe dieses schwere Leid von Gott verdient zu seiner Zeit.
Es stand mein Sinn auf eitle Dinge; ich sann nur, wie es mir gelinge,
um Ehre vor der Welt zu haben. Dazu benutzte ich die Gaben,
die Gott mir reichlich zugewendet, doch wohl zu bess'rem Zweck gespendet."

Da dankte für den guten Willen Herr Heinrich ihr, indes sich füllen
die Augen ihm vor Schmerzen, die er trug tief im Herzen. —
„Ich kenne deinen schönen Sinn; rein ist dein Wille immerhin;
nicht will ich mehr von dir begehren, du kannst mir das nicht wohl gewähren,
was du in deinem Sinne trägst. Die Treue, die du zu mir hegst,
die möge dir vergelten Gott. Ich würde aller Welt zum Spott,
wenn ich daran jetzt dächte, daß dies mir Heilung brächte." —

Herr Heinrich auch aufs neue gedachte ihrer Treue,
die ihm bewies ihr kindlich Herz, und ihn auch faßte bittrer Schmerz,
daß er zu weinen sehr begann und ungewissen Sinnes sann,
sollt' er's tun oder unterlassen. Nicht wußt' er einen Rat zu fassen. —
Zuletzt jedoch in seinem Gram Herr Heinrich zum Entschlusse kam
und sprach, er müsse allen Drei'n auf alle Zeit verpflichtet sein
für ihre Treu und große Güte. Die Maid war fröhlich im Gemüte,
daß er ihr folgte gerne zur Fahrt nun nach Salerne. —

„Wie töricht hast du doch gedacht, daß du nicht dessen hattest acht,
dem niemand widerstehen mag, und ohne ihn meinst einen Tag
zu leben; eitel ist dein Tun, da du mußt einmal sterben nun,
daß du bei diesem siechen Leben, was dir von deinem Gott gegeben,
Geduld und Ruhe ganz vergißt; zumal sehr zu bezweifeln ist,
ob dir des Kindes Tod mag frommen. Das Leid, was dir von Gott gekommen,
geduldig laß es dir geschehn! Ich will des Kindes Tod nicht sehn." —

Wie viel sie bat und flehte und schalt mit bittrer Rede,
all ihre Mühe war vergebens: sie ward nicht ledig ihres Lebens.
Wie weit sie auch im Schelten ging, der arme Heinrich es empfing,
wie es ein braver Ritter soll, geduldig, ohne allen Groll,
der feine Zucht und Sitte hegt. —

Da zeigte nun der heil'ge Christ, wie lieb ihm das Erbarmen ist,
und so schied er sie beide von allem ihrem Leide
und fügte es zur selben Stunde, daß von der Krankheit er gesunde.
So besserte Herr Heinrich sich, und schnell von ihm die Krankheit wich. —

Entgegen kamen ihm die Schwaben freundlich mit vielen schönen Gaben. —
Was soll ich davon sprechen mehr? Denn noch viel reicher wurde er
als erst an Gütern und an Ehren. So viel ihm mochte angehören,
zu Gottes Ruhm verwandt' er das und dient' ihm ohne Unterlaß
mehr, als es war zuvor geschehn. So mochte nicht sein Glück vergehn. —

„Es ist euch allen schon gesagt, daß ich von dieser guten Magd,
die hier an meiner Seite ist, die Rettung habe. Nun so wißt:
auch sie ist frei, wie ich es bin! Und danach strebt mein ganzer Sinn,
daß ich sie als Gemahl empfange. Gott gebe, daß ich es erlange!
Als meine Frau möcht' ich sie sehn. Fürwahr, soll mir das nicht geschehn,
so will ich sterben ohne Weib!" — —
Da ward sie ihm zum Weib gegeben. Nach einem langen, schönen Leben
empfingen sie auch beide des ew'gen Lebens Freude.

b) Weise aus der Dichtung nach des Mägdleins Alter, Schönheit, Mitleid, Dienstwilligkeit, Mut und Entschlossenheit, Klugheit, Frömmigkeit und Gottergebenheit, Festigkeit, Gefahr und Rettung, Enttäuschung und Schmerz, Tröstung und Belohnung!

c) Zeiget des Meiers Fleiß, Frohsinn, Zufriedenheit und Wohlstand, seine Dankbarkeit, sein Mitleid und seine Treue gegen seinen Herrn, seinen Schmerz und seine Sorge um sein Kind, seine Selbstüberwindung und seinen Lohn!

3. Gliederung und Gedankengang.

1. Der Dichter will das Lied Gott zu Ehren, zur Erheiterung trüber Stunden und zur Erlangung von guter Menschen Gunst und Fürbitte singen. 2. Ein edler schwäbischer Ritter, Heinrich von Aue, erfreut sich aller Erdengüter im reichsten Maße. 3. Er wird plötzlich vom Aussatz befallen und dadurch der Elendeste unter allen Menschenkindern. 4. Darob hadert er mit Gott und verwünscht den Tag seiner Geburt. 5. Vergeblich sucht er Heilung bei den berühmtesten Ärzten. 6. Ein Arzt in Salerno bezeichnet ihm das freiwillig dargebrachte Blut einer reinen Jungfrau als einziges Heilmittel. 7. Da läßt Heinrich alle Hoffnung auf Rettung schwinden, vergabt sein Geld und Gut und zieht sich auf einen einsamen Meierhof zurück. 8. Ein Töchterlein des braven Meiers pflegt und erheitert den kranken Herrn mit hingebender Liebe usw. (Fortsetzung unter Vergleichung mit II!)

4. Schönheiten der Dichtung.

Der Stoff knüpft an bekannte Zeitvorstellungen an (Rittertum. Bauernstand. Aussatz. Salernos medizinischer Ruf), behandelt ein tiefes Seelenproblem und ist im besten Sinne geistlich und fromm, rührend und erhebend. Der plötzliche Umschlag des Geschickes ist ebenso wahr als ergreifend geschildert; innig schön ist auch der Appell an das Herz:

Wer in der Sinne Wonnen lebt, schon in des Todes Abgrund schwebt.
Die hochgepries'ne Erdenlust verzehrt in Weh die Menschenbrust,
und eitel ist ihr klarer Schein, aus ihm erwächst die grimme Pein.
Die Kerze, welche lachend blinkt und innerlich in Asche sinkt,
ist Bild des Menschenlebens, des irdischen Bestrebens.
Gebrechlichkeit ist unser Los! Wir wähnen uns in Glückes Schoß,
bis unser Lächeln Weinen lischt. Ach, unsres Lebens Honig mischt
mit bitterm Leides Wermut sich. Darum, o Mensch, bereite dich!
In deinen schönsten Blütentagen wird dich das Schwert zu Boden schlagen.

Vortrefflich geschildert ist die Willigkeit des Mägdleins, ihr junges Leben für den geliebten Herrn zu opfern, ihre innige Sehnsucht, dem Kranken zu helfen, die Reinheit und Selbstlosigkeit ihrer Absicht, die Festigkeit ihres Willens, die Klugheit und Eindringlichkeit ihrer Rede, mit der sie den Widerstand der schmerzerfüllten Eltern und des unglücklichen Kranken besiegt; das fromme Verlangen nach der Krone des Himmels und die freudige Erhebung über Lust und Leid der Erde.

„Schwer ist's, der Seele Heil zu wahren, das Leben droht ihr mit Gefahren.
Und ginge mir mein Heil verloren, viel besser wär' ich nie geboren." —

Nie ist eine selbstlose, ganz sich hingebende, tiefe Liebe eines edlen, reinen weiblichen Herzens entsprechender, wahrer und ergreifender dargestellt als von Hartmann im „armen Heinrich". Ebenso wahr wie tief erfaßt ist es auch, daß der unglückliche Mann, der seine Güter weggegeben, auf alles Glück verzichtet und sich auf den Tod gefaßt gemacht hat, doch nicht frei von einer feinen Selbstsucht ist, die das eigene, dem Tode verfallene Leben durch das Opfer eines jungen Lebens retten will. Die Trübsal ist Strafe, Erziehung, Läuterung; aber sie hatte bei dem elenden Manne noch nicht ganz ihren Zweck erreicht. Erst nachdem er durch den Anblick einer völlig uneigennützigen Liebe Herr über seine eigensüchtige Regung geworden, sein Geschick und seine Hoffnung ganz in Gottes Hand ergeben hatte, war die innerliche Reinigung wie bei Parzival vollbracht und die Würdigkeit zu neuem, erhöhtem Lebensglück gewonnen.

Noch einige Worte über Hartmanns persönliche und poetische Eigentümlichkeit! Er ist ein edler, liebwerter Charakter, mit den Bildungsmitteln seiner Zeit wohl ausgerüstet, von milder Gesinnung und feinem Geschmack. Unbefangen und heiter schlürft er den Becher der Weltfreude, aber ebenso ernst und herzlich sucht er die Gottesminne. Er predigt zwar manchmal die Abkehr von den vergänglichen Gütern der Erde und der trügerischen Lust der Welt, verherrlicht aber mit Vorliebe als Ideale des ritterlichen Lebens die Tapferkeit und die Minne. Er spricht es als Lebensgrundsatz aus, daß er zwei Herren, Gott und der Welt, treulich dienen und mit beiden Mächten in Frieden leben wolle. Jeder hat eine getrennte Provinz in seiner Seele, und jeder leistet er Lehenspflicht, wenn ihre Zeit kommt. So nimmt er teil an einem Kreuzzuge, wirbt aber auch um Ehre, Liebe und Gut. Tiefe Konflikte, kühne Griffe, drastische Bilder scheut er. Über widerwärtige Erlebnisse hilft er sich gleichmütig und hoffnungsfroh mit dem Gedanken hinweg: „Laß gehen, es sollte dir geschehen! bald kommt, was dir frommt!" Was seine fließende, glatte, klare, musikalisch in Ohr und Herz sich einschmeichelnde Sprache anlangt, so hat ihr Gottfried von Straßburg (S. 230) den höchsten Preis zuerkannt.

IV. Verwertung in Rede- und Stilübungen.

1. Was lernen wir aus dem „armen Heinrich" über das Völkerleben?

2. Was ist vorbildlich in den Persönlichkeiten?

3. Welcher Gedanke bildet den Kernpunkt des Gedichtes?

4. Welche Bereicherung erfährt die Anschauung?

5. Die begriffliche Erkenntnis? (Selbstlose Liebe — Selbstsucht. Innere Läuterung — äußere Heilung.)

6. Wie wird das Naturgefühl gestärkt? (Das Glück des ländlichen Lebens auf dem Meierhofe.)

7. Wie wird das Heimat- und Vaterlandsgefühl erhöht? (Des Bauern Liebe zu seiner heimatlichen Scholle. Das innige Familienleben. Das Glück in der Ehe. Hartmanns Lob der Schwaben: „Gott weiß, hat einer Biederkeit, muß er den Schwaben zugestehn, wenn er sie hat daheim gesehn, so guter Wille lebt nicht mehr.")

8. Wie wird das religiöse Gefühl genährt?

9. Was knüpft an das Erfahrungsleben der Schüler an? (Die Selbstsucht in grober und feiner Form. Mitleid mit den Unglücklichen. Plötzlicher Wechsel des Geschickes. Dienstbereite Liebe usw.)

10. Welche Stoffe haben Fühlung mit dem Inhalt des „armen Heinrich" und auf welche Weise? (Hiob. Tobias. Isaaks Opferung. Jephthahs Tochter. Die Aussätzigen in der biblischen Geschichte! — Das vierte und fünfte Gebot. — 1. Joh. 1, 7: Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von allen Sünden [dem Aussatz der Seelen]. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde." — Geschichte der Kreuzzüge. Beispiele freiwilliger Aufopferung in der Geschichte. Die Bedeutung Salernos im Mittelalter. — Charakter der Schwaben usw.)

11. Vergleicht den „armen Heinrich" mit Hiob!

12. Vergleicht ihn mit Anfortas im „Parzival"! (Anfortas erfreute sich eines vollkommenen Glückes. Im Werben um irdische Liebe vergaß er seines Gottes. Der Stich eines vergifteten Speeres brachte ihn in qualvolles Siechtum. Alle Heilversuche erwiesen sich als erfolglos. In der Stille der abgeschiedenen Gralsburg verseufzte er seine Tage. Der Aufenthalt am einsamen See erleichterte auf Stunden seine Qual. Die Treue der Templeisen wankte nicht; ihre innige Teilnahme half das Weh des Königs tragen. Fern winkte die Hoffnung auf Erlösung, wenn ein fremder Ritter zum Gral kommen und die erlösende Frage tun würde. Der Ritter kam, aber die Frage unterblieb, die Qual blieb ungestillt. Nachdem das lange Leid Anfortas innerlich geläutert und von allem Weltsinn befreit hatte, erlöste ihn die Frage der teilnehmenden Liebe von seiner Krankheit. Er gewann neue Kraft und Jugendschöne. Sein neu geschenktes Leben stellte er in den Dienst Gottes.)

Das glückhafte Schiff von Zürich.

Von

Johann Fischart.

(Bibliothek der deutschen Klassiker Bd. II, S. 734—762. Hildburghausen 1861.)
Dr. Bächtold, Das glückhafte Schiff von Zürich. Nach den Quellen des Jahres 1576. (Zürich 1880, Orell, Füßli u. Gen.)

Vgl. auch die Ausgabe von G. Baesecke (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh., herausg. von Braune, Nr. 182), Halle 1901. M. Niemeyer.

I. Vorbereitung.

Der patriotische und sprachgewaltige Dichter Johann Fischart, von seiner Geburtsstadt Mainz (Mentz) Mentzer genannt, lebte und wirkte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er war der schneidigste und tätigste Vorkämpfer des Protestantismus in jener Zeit. Eifrig wirkte er gegen die drohenden Übergriffe der spanischen Politik unter Philipp II. für eine Verbindung seiner Heimatstadt Straßburg mit den Eidgenossen, besonders mit den reformierten Städten der Schweiz. Um den Einwurf zu entkräften, daß bei der weiten Entfernung dieser Städte voneinander ein Bündnis zwischen ihnen von geringer Bedeutung sei, dichtete er 1576 „Das glückhafte Schiff von Zürich", eine „Artliche Beschreibung der ungewohnten und doch glückfertigen Schiffahrt etlicher Bürger von Zürich, auf das vielberühmte Hauptschießen gen Straßburg getan".

Diese berühmte Ruderfahrt von Zürich nach Straßburg vollführte eine Züricher Genossenschaft von 54 Mann, gleichartig in Leibfarb (d. i. rot) gekleidet, im Brachmonat 1576 an einem Tage (21. Juni), also daß ein in Zürich gekochter Hafen oder Topf voll Hirs (Hirsenbrei) noch warm auf den Tisch in Straßburg kam. Fischart wollte durch seine lebendige Erzählung dieser wirklich ausgeführten Schiffahrt, die zugleich eine hochpoetische Reiseschilderung ist, die Kraft eines festen Vorsatzes, das Wesen der hingebenden Arbeit, den ehrenhaften Sinn sowie die starke und tätige Hand der Schweizer Bürger und den Segen eines freundschaftlichen Verkehrs sowie eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen den Städten beweisen.

Der geschichtliche Verlauf des kleinen Ereignisses ist nach den Züricher und Straßburger Akten folgender: Nach dem Verfall der Turniere im Mittelalter wurden die Freischießen der Städte die beliebtesten

Feste. Seit 1300 entstanden überall Schützengenossenschaften, die oft auf Waffenfesten zusammenkamen. Die Stadt, welcher auf dem letzten Schießen „der Kranz aufgesetzt worden“, mußte das neue Schießen abhalten. Erst wurde mit Holz- und Hornbogen geschossen, dann mit großen Stahlbogen, die man durch eine Winde spannte, und nach 1400 auch mit Feuerbüchsen. Die Armbrust war aber das beliebteste Geschoß.

Die Freundschaft zwischen Zürich und Straßburg war eine alte. Rudolf von Habsburg hatte beiden Städten nahegestanden. Beide hatten dem großen Städtebunde des 13. und 14. Jahrhunderts angehört. Straßburg hatte den Schweizern gegen Karl den Kühnen von Burgund beigestanden. Die Reformation brachte zwischen den Städten Straßburg, Basel, Bern und Zürich 1530 das christliche Burgrecht. Schon im Jahre 1456 fuhren etliche kühne Gesellen aus Zürich zu Schiffe nach Straßburg auf ein Freischießen in einem Tage und brachten den Hirsbrei und Semmeln vor Nacht warm dorthin. Bullinger, der 1575 starb, berichtet darüber:

„In dem jar Christi 1456 ward in der statt Straßburg ein schießen angesehen, uf welches etliche fruotige gesellen in einem gesellenschiff hinab fuorent: die hattend einen hirsen gekochet, stelltend den in kessel in das schiff, vermachtend in wol mit lumpen oder strow, legtend uf den deckel nüw gebachen simmlen, vermachtend s' ouch und fuorent eins tags von Zürich gen Straßburg, und kamend dahin noch so früe am tag, daß sie vor irer herberg ein abendtanz hieltend und die warmen simmlen und hirs männiklichen austeilend; des in der statt ein groß wunder was, denn es ein witer weg von Zürich gen Straßburg ist. Uf diesem schießen gewann ein Hösch von Zürich mit loufen die best gab, und Heini Waldmann mit springen und steinstoßen das best.“

Nach 120 Jahren schrieb der Rat der Einundzwanzig zu Straßburg ein „freundlich Schießen auf die Maienzeit“ aus, wo eine Kurzweil mit Armbrust und Büchse anheben und ein Glückshafen errichtet werden sollte. Die formelhafte Einladung mit dem Schieß- und Gabenplane wurde unterm 18. Februar 1576 gedruckt und überallhin versandt, auch nach Zürich, das unterm 24. März für die Einladung dankte.

Straßburg traf mit allem Eifer seine Vorbereitungen bis ins kleinste, erließ z. B. ein Verbot der Schmähung und Verspottung fremder Tracht und Sitte. In einer Ratssitzung am 6. Juni wurde angezeigt, daß Züricher Büchsenschützen an einem Tage herzufahren gedächten, und beschlossen, ihnen Tor und Gatter während der Nacht zu öffnen. Am 9. Juni zeigte Adrian Ziegler aus Zürich an, „daß irer 50 eerliche Herren willens seien, uf den 20. Juni allhie zu sein und das schießen zu end zu sehen“; er bittet um gelegene Herberge auf 3 Tage.

Den 28. Mai hatte das Straßburger Schießen angehoben. Von 70 Städten und Dörfern waren zuerst 342 Bogenschützen, darunter 136 Armbruster, eingezogen. Der Rat von Zürich hatte der alten Freundschaft gedacht und Vorkehrungen zu zahlreicher Beteiligung getroffen. So ward Mstr. Konrad Großmann zum Obmann der Armbrustschützen gesetzt, über die Büchsenschützen aber der Bürgermeister Bräm.

Drei verschiedene Züge gingen von Zürich nach Straßburg; sie wurden später oft verwechselt und dadurch Unsicherheit in die Nachrichten gebracht.

1. Zu Roß zogen am 22. Mai 11, nach anderen 14 Armbrustschützen bis Basel und fanden in Straßburg viel Freude und Ehre, also daß sie 11 Fahnen und 150 Gulden Gewinst heimbrachten. Am 18. Juni waren sie wieder in Zürich.

2. Zu Schiffe fuhren vom 6. bis 8. Juni 48 bzw. 58 Büchsenschützen nach Straßburg, klagten aber alle über teure Zehrung.

3. Die 54 Gesellen des glückhaften Schiffes fuhren unter Kaspar Thomanns Führung am 21. Juni als Zuschauer, nicht als Schützen, zu dem großen Schießen nach Straßburg. In einem Tage ward die Fahrt getan und der früh gekochte Hirsenbrei Abends warm nach Straßburg gebracht. Sie trafen die sorgsamsten Vorbereitungen, um nirgends auf der raschen Fahrt gehindert und aufgehalten zu werden. Daß sie die Fahrt nur aus freundnachbarlicher Gesinnung und in Nachahmung des Heldenstückleins ihrer Ahnen unternommen, nicht als Schützen, geht daraus hervor, daß keins der alten Bilder sie in Waffen zeigt und keine Gewinnliste ihren Namen enthält.

Die Fahrt selbst erzählt ein Teilnehmer, Dr. Georg Keller, in seinem anmutigen und getreuen Reisebüchlein. Es führt den Titel:

„Wahrhafte und eigentliche Beschreibung der glücklichen schiffart, wie die selbig eins tags von Zürich gen Straßburg von etlichen herren und burgeren vollbracht mit der hilf Gottes. Und schankt der hochg'lert Herr Doktor Jörg Keller diss schriben dem eerwirdigen, wohlgelerten Herren Johansen Jakob Wicken zuo einem Straßburger kram; der selbst darbi und damit gewesen, ouch alle Ding gehört und gesehen. 1576."

Tag für Tag bis zum 28. Juni hat er treulich berichtet, was sich auf dem Schießen zugetragen, und was sie an Ehren und Freuden erfahren, und wie sie dann zu Roß und Rollwäglein überall unter großen Ehren über Schlettstadt, Colmar, Müllhusen, Basel, Brugg und Altstetten heimgekehrt seien. Zwei Straßburger Reisigen hatten ihnen das Geleit gegeben, waren in Zürich gar stattlich aufgenommen worden und mit dem Dank von Rat und Bürgerschaft schwer beladen am 4. Juli wieder in Straßburg eingetroffen.

Das kleine Ereignis ist von vielen zeitgenössischen Chronisten aufgeschrieben, von Dichtern besungen und von Malern gezeichnet worden. Die vollständigste Sammlung aller dieser Erzählungen und Dichtungen verdanken wir dem Chronisten Hans Jakob Wicker, der in 100 Folioseiten des Jahrganges 1576 alles darauf Bezügliche zusammengestellt hat.

Von allen poetischen Bearbeitungen reicht keine entfernt an die Johann Fischarts hinan. Er hat zwar viele zeitgenössische Quellen gekannt und benutzt, aber wie ein Künstler, der aus einem Marmorblock ein Götterbild schafft. Wahrscheinlich hat der Dichter 1576 in Basel selbst die Ruderfahrt der Züricher gesehen oder ist in Straßburg mit ihnen

zusammengetroffen. Sein Gedicht erschien 1576 unter dem Titel: Das Glückhafft Schiff | von Zürich. | Ein Lobspruch, vonn der | Glücklichen vnd Wolfertigen Schiffahrt, einer | Burgerlichen Gesellschafft auss Zürich, auff das ausz | geschrieben Schießen gen Straßburg den 21. Juny, | des 76. jars, nicht vilerhörter weis | vollbracht. | Dazu eines Neidigen Vervnglimpfers schant= | licher Schmachspruch, von gedachtem Glückschiff: | Samt desselbigen Notwendigem | Kehrab ist getan worden.

Das „glückhafte Schiff" wurde mit dem Schmachspruch und dem Kehrab zusammengedruckt. Der Schmachspruch war eine Verhöhnung der Hirsbreifahrer aus dem Lande „Mu" (höhnische Anspielung auf die Schweizer Kuhmelker), der Kehrab aber eine derbe Abfertigung des ungenannten, aber wohlbekannten Lästerers aus der Gegend von Ensisheim.

Fischart legte sich auf dem Titel des Gedichtes den Namen Ulrich Mansehr von Treübach bei. Das Spiel mit bedeutsamen Namen war eine seiner besonderen Liebhabereien. Ulrich oder Huldrich ist die Verdeutschung von Johannes. Mansehr ist ein Wortspiel mit seinem Beinamen Mentzer, wegen seiner entfernten Abstammung von Mainz. Treübach bedeutet das Land der Triboken, Elsaß und insonderheit Straßburg, des Dichters Heimat, „dessen Strom die drei, Limmat, Aare und Rhein, in einer Treue zusammenschließen".

Von Fischarts benutzten Quellen ist Rud. Gwalthers „Argo Tigurina", die in 100 lateinischen Versen das kleine Ereignis frisch und schön schildert, die bedeutsamste. Fischart hat ihr besonders die Verpersönlichung des Vaters Rhein und seinen ermutigenden Zuspruch an die Fahrtgesellen entlehnt.

In der Einleitung behandelt der Dichter den Segen einer fleißigen Arbeit und beantwortet die Frage: Wie überwindet man die größten Hindernisse? durch folgende Zeilen:

In Summa: durch standhaft Gemüt und strenge Hand, die nicht ermüd'!
Denn nichts ist also schwer und scharf, das nicht die Arbeit unterwarf;
Nichts mag kaum sein so ungelegen, welch's nicht die Arbeit bringt zuwegen.
Was die Faulheit hält für unmöglich, das überwind't die Arbeit füglich. —

Sondern Standmut und feste Hand, das macht recht fliegen durch die Land.
Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, so führen über Strom und Hügel.

Zum Verständnis der kleinen Dichtung ist zuvor ein Umblick in Mythologie, Geschichte und Geographie erforderlich.

In der Einleitung führt der Dichter als Beispiele einer versuchten, aber mißglückten Bezähmung des Meeres den Perserkönig Xerxes und die Lagunenstadt Venedig an. (Was tat Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland 480 v. Chr., als Sturm und Wellen die Hellespontbrücke vernichteten? Was wißt ihr über Lage und Gründung Venedigs? Welche Bedeutung hatte die Vermählungsfeier des Dogen (von Dux = Herzog) von Venedig mit dem Meere? Warum fuhr er jährlich am Himmelfahrtstage auf dem goldglänzenden Bucintoro hinaus und warf

einen Ring ins Meer? Wie schützte sich die Stadt gegen die „Übergüsse“, d. h. Überschwemmungen, der oft erzürnten Meeresbraut?)

Als Beispiele zauberschneller Bewegung durch die Luft und über das Wasser führt der Dichter aus der griechischen Mythologie an: Triptolemus, Jason und Medea, Perseus und Ikaros. (Was wißt ihr von Triptolemus und seinen „fliegend Schlangen“? Der eleusische Königssohn Triptolemus war ein Liebling der Demeter, Verbreiter des Ackerbaues und Heros der eleusinischen Mysterien. Auf einem mit Drachen bespannten Wagen fuhr er über die ganze Erde und streute Getreidesamen aus. — Erzählt die Sage von Jasons Zuge in dem Schiffe Argo nach Kolchis zur Gewinnung des goldenen Widdervlieses, von Medeas Beistand und der Einschläferung des wachthaltenden Drachen! — Was hat es mit Perseus' „Luftpferd“ für eine Bewandtnis? Perseus wurde von freundlichen Göttinnen mit Flügelschuhen, einem unsichtbar machenden Helm und der scharfen Hermessichel ausgerüstet, um die Gorgonen, deren Anblick versteinte, zu bekämpfen. — Was bedeuten die „schmelzenden Fittiche“ des Ikaros? Ikaros war der Sohn des hochberühmten altgriechischen Künstlers Dädalos. Sein Vater machte ihm und sich künstliche Flügel von Wachs und Leinwand, um der Gefangenschaft des Königs Minos auf Kreta zu entfliehen. Trotz der Warnung des Vaters flog Ikaros so hoch gegen die Sonne, daß die Flügel schmolzen und er zerschmettert in das nach ihm genannte Ikarische Meer stürzte. Seine Leiche wurde an die Insel Ikaria geschwemmt und von Herakles bestattet.) —

Wie haben die Schweizer ihren Heldenmut und Freiheitssinn unter Jul. Cäsar, Rudolf v. Habsburg, Albrecht I. usw. bewährt?

Beschreibt kurz den Lauf der Limmat, der Aar und des Rheines bis Straßburg! Der Quellfluß der Limmat heißt Linth; diese stürzt von den Wildnissen der Tödigruppe (Fischart: vom Märchberg, der Uri umringt) ungestüm herab, fließt durch das gewerbliche glarnerische Linthtal, „für Glarus“, d. h. an Glarus vorbei, durch den Wallen-(Ober-) See und den Linth-Kanal in den Züricher See, aus dem sie als Limmat bei Zürich abfließt und unterhalb Baden in die Aar mündet. Die Aar, der mächtigste schweizerische Nebenfluß des Rheins, kommt in mächtigen Sprüngen von dem Finsteraarhorngletscher, bildet den 60 m hohen Landeckfall, wird in den „Stäubeten“ fast zu Schaum zerpeitscht, zwängt sich durch die Felsenspalte „finstere Schlauche“ in die offene Talstufe von Meiringen, durchfließt Brienzer- und Thuner-See, umrauscht auf der Schweizer Hochebene das stattliche Bern — mit den Bären im Wappen und im Stadtgraben —, nimmt die Saane von Freiburg auf und eilt nordwärts dem Rhein zu. Der Rhein entsteht am St. Gotthard aus Vorder-, Mittel- und Hinterrhein; bis Chur laufen ihm gegen 60 Gletscherbäche zu usw.

Was wißt ihr über die Lage, den Namen und die Geschichte

der Städte Zürich, Baden, Solothurn, Aarberg, Aarburg, Aarau, Brugg, Laufenburg, Säckingen, Rheinfelden, Basel, Augst, Neuenburg, Breisach, Straßburg, Schlettstadt, Kolmar, Mülhausen? (Zürich, urspr. röm. Castrum Turicense, am Ausfluß der Limmat aus dem Zürichsee zwischen Ütli- und Zürichberg. Reformation durch Ulrich Zwingli; † in der Schlacht bei Kappel 1531. — Baden a. d. Limmat, ältester Badeort der Schweiz; seine Schwefelquellen schon in der Römerzeit benutzt. Vom Stein (Schloß) zu Baden kam Albrecht I., als er an der Reuß 1308 ermordet wurde. — An der Aar liegen Solothurn, urspr. Solodurum; Aarberg, auf Sandsteinfelsen zwischen zwei Flußarmen; Aarburg mit hohem Felsenschloß und 80 m langer Drahtbrücke; Aarau, freundlich gelegene Hauptstadt des Kantons Aargau; Brugg, Geburtsort des Dichters Fröhlich und des hannoverschen Leibarztes Zimmermann; in der Nähe der Reußmündung Windisch, mit den Resten des alten Vindonissa, und die ehemalige Abtei Königsfelden, wo Albrecht I. ermordet wurde, und gegenüber dem Schwefelbad Schinznach auf isoliertem Hügel das Stammschloß Habsburg. Laufenburg im Aargau am Rhein, der sich hier mit starkem Gefälle rauschend und schäumend durch Granitblöcke zwängt; berühmter Salm- oder Lachsfang. — Säckingen, badische Stadt am Rhein und am südlichen Abhang des Schwarzwaldes, verdankt seine Entstehung dem 510 vom heil. Fridolin auf einer Insel gestifteten Gotteshause. Viktor v. Scheffels „Trompeter von Säckingen". — Rheinfelden im Aargau am Rhein, der hier den Strudel des Höllenhakens bildet und einen schroffen Inselfelsen mit der ehemals österreichischen festen Burg Stein einschließt. Sieg Bernhards von Weimar 1638. — Basel an der Wendung des Rheinlaufs nach Norden und der Birsmündung, urspr. Basilia; Kaiser Valentinian II. (378—392) baute eine Festung nahe bei Basilia; Baseler Konzil 1431—1438 und Prager Kompaktaten mit den Hussiten; Schlacht bei St. Jakob an der Birs 1444. Friede zu Basel 1795 zwischen Frankreich und Preußen; in der Nähe Augst, das alte Augusta Rauracorum; nach der Zerstörung wurde der Bischofssitz von hier nach Basel verlegt. — Neuenburg, badische Stadt am Rhein, unweit Müllheim; hier starb 1639 Herzog Bernhard von Weimar. — Breisach, schon zu Cäsars Zeit unter dem Namen Mons Brisiacus erwähnt als fester Ort der Sequaner, dessen sich Ariovist bemächtigte; die Stadt gehört zu dem schönen alemannischen Breisgau oder Brisachgau und war eine wichtige deutsche Festung; auf dem rechten Ufer des Rheines liegt Altbreisach auf einem hohen Basaltfelsen, gegenüber auf dem linken Ufer die Festung Neubreisach, von Ludwig XIV. 1699 angelegt. — Straßburg, alte römische Ansiedelung unter Augustus Argentoratum, an der Ill unweit des Rheines; Eid zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen 842. Berühmter Prediger der Mönch Joh. Tauler. Erwin v. Steinbach Erbauer des herrlichen Münsters. Sebast. Brant schrieb

sein Narrenschiff. Joh. Gutenberg legte hier die erste Buchdruckerei an. Mönch Thomas Murner ein heftiger Gegner Luthers. Einführung der Reformation durch Butzer 1523—1529. Jakob Wimpfeling berühmter Humanist, Johannes Sturm berühmter Schulmann. Wegnahme der Stadt durch Ludwig XIV. 1681 mitten im Frieden. Wiedereroberung durch General v. Werder den 28. Sept. 1870. — Fischart gibt den verschiedenen Orten einen deutschen Ursprung und deutet die Namen deutsch, oft in sehr kühner, jedoch meist sinniger Weise. Er will damit Straßburger und Schweizer auf ihren gemeinsamen Ursprung, ihre gemeinsamen Charaktereigenschaften und ihre gemeinsamen Interessen nachdrücklich hinweisen. Schon durch die Abstammung wären sie ein Volk von Brüdern. Zürich oder Turich soll von Turiko, dem sagenhaften Herrscher der Arelaten im südlichen Frankreich (Arles), gegründet und benannt sein. Sein Volk, das im Norden bis Trier, im Süden bis ans Mittelmeer und im Osten tief in die Schweiz hinein wohnte, nennt er wegen seiner kriegerischen Eigenschaften Heldwallen und Balgerhelden. Trier an der Mosel, das alte römische Augusta Trevirorum, Hauptstadt der Treviren und schon im 3. Jahrhundert Residenz römischer Kaiser, läßt er auch von Turiko gegründet werden und deutet den Namen Treu-Ehr. Die Trierschen Arelaten dehnten ihre Macht nach Süden aus und gründeten Türakburg oder Straßburg. Fischart nennt die Straßburger Trüwoner (Treuwohner), das Elsaß Heldsaß, Helvetien Heldväterland, Bern die Bärenmütige, Solothurn König Turichs Sal (d. h. Fürstenhof) mit Turm, den Aargau Adelssamen, das alte Rhätia, das sich bis an die Rheinquelle erstreckte, Rheinzierland oder Land der alten Ahnen, die Anwohner des Luckmanier, von dem der Mittelrhein kommt, Luchtmannen, Säckingen die Stadt des Segwanervolkes, Basel Baß-Ill, d. h. Besser als Ill, die Hauptstadt im Trautricher oder Treuwackern-Lande (Wortspiel für Rauricher mit der Stadt Augst oder Augusta Rauracorum = Rurich), das alte Schloß Itzstein Eisstein, Breisgau Preisgau usw.

II. Unmittelbare Darbietung

der Dichtung durch Lesung und zusammenfassende Wiedergabe.

Worterklärung in alphabetischer Folge.

Ammeister = Obermeister der Zünfte, in Straßburg oberster Bürgermeister.
ätzt sich durch sie = beißt sich durch die Felsen.
Aufgang = Osten, Orient.
ausbieten = herausfordern.
ausbrechen = bekannt werden.
ausstellen = anlanden.
baß = besser.
Baufeld = angebaute Felder.
Bedauern = Mitleid, Erbarmen.
bereit't = ausgewirkt.
beschreit = berühmt.
Best, das = der Schützenpreis.
bewährlich = zur Bewahrung.
Blattern = Blasen in der Hand.
Blüh = Blüte.
braucht sich = benimmt, sputet sich.

darf = bedarf oder mag.
deren = der sie folgten.
ehrlich = ehrenvoll.
Ehren = Ehrenbezeigungen, die ihnen die Freunde erwiesen und nach der ihre Freude zu rechen = schätzen ist.
erfüll = voll Volks machen, bevölkern.
erklären = auslegen.
erlosen = unterlassen.
etwan = ehedem.
erwunden = überwunden.
fertigen = weiter fördern.
folgig = folgsam.
Fourierer = die für den Unterhalt sorgten
frische = d. h. frische Ruderer stellten sie an.
füglich = passend, zweckdienlich.
Fürdernuß = Förderung.
gah = jäh.
Gebäu = Bau, Burg, Schloß.
Ghör = Zubehör.
geißeln = mit Peitschen hauen.
geletzt = Abschied genommen.
gemeldt = genannt.
gerauen = gereuen.
geschlacht = nachgeartet.
gestellt = dahin getrachtet.
gonn = gönne.
gsellen = geleiten.
Gwett = Wette.
Hafen = Topf.
han = haben.
Hirs = Hirsenbrei.
Hirzen = Hirsch.
ihren = alter Dativ für sich.
Kip = Zorn.
Kollation = Zwischenmahlzeit, sonst auch Schriftvergleichung, davon kollationieren.
lan und lon = lassen.
Landzucht = Erziehungsort.
lenden = leiten.
Letze = Abschiedsmahl.
Losament = fr. logement, Herberge, Wohnung.
Markbruck = Grenzbrücke.
Mittnacht = Norden.
nähen = nähern, nahe kommen.
Neid = durch N. nach Ehren ringen = von allen Seiten beneidet, durch den Neid hindurch.
nöten = nötigen, zwingen die wahre Geschichte in falsch Gedicht.
Orion = der Leitstern der Seefahrer.
Pfalz = Burg, Rathaus.
Pflug = Steuer.
Platt = Teller.
Rad, weit = Wellenkreis.
reine Fluß = glatte, ruhige Wasserfläche.
resch = risch oder rasch.
riemen = patschen auf das Wasser.
rühren tut die Luft die Vögel = trägt sie fort.
Salmenwog = Lachswasser.
sammenthaf = zusammen in eins gefaßt.
schalten = fortschieben ein Wasserfahrzeug.
Schiffahrtgemeiner=Schiffsgenosse.
schlecht = schlicht.
schnellen = schnell eilen.
schwerlich = mit Beschwerde.
Segwanen = Sequaner.
sonder Weis' = besondere Weise.
Stättmeister = Platzmeister.
steif = fest.
stellen, fröhlich = lustig sein.
strack = gradaus.
straußen = sträuben.
Strudelberg = Laufenburg.
stutzen = dawider stemmen.
Trommen = Trommeln.
Trommeten = Trompeten.
Türuchiner = Züricher.
tunder = donnern.
Übergüsse = Überschwemmungen.
überstreiten = bezwingen.
unbeschuld't = unbezahlt, unvergolten.
unersucht = unentdeckt.
unterstehn = unternehmen.
Urlaub nehmen = Abschied nehmen.
verehren = widmen, weihen.
verhaft = befestigt.
verhudelt = verdorben.
verleit't = hin und her geleitet, als Echo.
verletzen = entschädigen, versorgen.
vorstreichen = voreilen.
Waffel schaumt = das Maul schäumt.
Widerton = Widerhall.
Zeche = Essen und Trinken.
Zeitung = Nachricht.
zerleg = vernichten.
zünd den Weg = erhelle ihn.
zugan = zur Hand gehn.
zuleiten = zulenken.
zwar = in Wahrheit, wahrhaftig.
Zweck = Schießziel.

III. Vertiefung.

1. Zeichnet nach den im Gedicht gegebenen Momenten folgende

Situationsbilder:

a) Die Abfahrt von Zürich; b) die Rheinfahrt bei Laufenburg; c) der Halt an der Rheinbrücke bei Basel; d) die Vorüberfahrt an Breisach; e) die Ankunft in Straßburg; f) das Schützenfest; g) der Abschied; h) die Heimkehr!

2. Entwerft ein

Charakterbild

der Züricher Schützen! (Ihre Schützenlust, freundnachbarliche Gesinnung, Eigenart, Unternehmungs- und Reiselust, Anhänglichkeit an der Väter Weise, Heimat- und Vaterlandsliebe, Kraft und Fleiß, Ausdauer und Standhaftigkeit, Frohsinn und Freude an der Natur, Wißbegier und Vergnügungslust, Dankbarkeit und Zuverlässigkeit!)

3. Gedankengang.

Gliedert das Gedicht nach der folgenden Disposition:

1. Einleitung: a) Beispiele von beabsichtigter und mißlungener Zähmung des Wassers; b) Beispiele zauberschneller Bewegung; c) Macht und Segen einer fleißigen, ausdauernden Arbeit.
2. Vorbereitung der Fahrt: a) Einladung zum Straßburger Hauptschießen; b) Zürichs Vergangenheit; c) Reisezurüstungen; d) Reisewünsche.
3. Die Ruderfahrt: a) auf Limmat und Aar; b) des Rheines Gruß; c) die Rheinfahrt an Laufenburg, Säckingen und Rheinfeld vorüber bis Basel; d) die Begrüßung in Basel; e) die Rheinfahrt von Basel bis Breisach; f) der Wettlauf der Sonne mit dem Schiff.
4. Die Ankunft in Straßburg: a) die Fahrt auf dem Giesen, einem Rheinarme; b) die Begrüßung; c) die Bewirtung.
5. Der Aufenthalt in Straßburg: a) Besuch des Schützenplatzes; b) Besichtigung der Straßburger Merkwürdigkeiten.
6. Die Heimkehr: a) der ehrenvolle Abschied; b) die Heimfahrt zu Lande auf Wagen; c) der Empfang in der Heimat; d) Abschiedswunsch des Dichters.

4. Grundgedanken und merkenswerte Sentenzen:

In Summa: Durch standhaft Gemüt usw. (cf. S. 262!)

Denn gleichwie sein' Zeit hat das Leid, also hat sein' Zeit auch die Freud',
und wie das Leid in Unmut steht, also die Freud' auf Kurzweil geht.

Denn was steht baß, denn wann die Jugend nachschlägt ihrer Vorfahren Tugend?
Denn also grünen die Städt' hie, wenn Tugend bleibt bei alter Blüh.
Aber wo aus der Art man schlägt und täglich neue Bräuch' erregt,
Da kommt gewiß ein Neuerung, die selten ei'm Land wohlgelung.

Die Blattern, die die Sonn' euch brennt, und die ihr schaffet in die Händ',
Werden euch dienen noch zu Ruhm wie zwischen Dornen eine Blum'.

Da lobten sie den reinen Fluß, daß er so g'duldig ohn' Verdruß
Durchdring durch sein' Standhaftigkeit der Felsen Ungestümigkeit.
Also müss' allen den gelingen, die durch den Neid nach Ehren ringen.

Je mehr von ihnen der Schweiß floß, je mehr Muts ihn'n die Reis' ergoß;
Denn Arbeit, Mühe, Schweiß und Frost sind des Ruhms und der Tugend Kost;
Das sind die Staffeln und Stegreif, darauf man zum Lob steiget steif.
Mit Müßiggang und Gemächlichkeit man keinen Namen nicht bereit't.
Die schimmlig Faulheit und Wollüst liegen vergraben in dem Mist.
Aber von ernsthitzigem Fleiß muß der Stahl verschmelzen wie das Eis,
Und wiederum durch standhaft Anhalten muß das Eis in Kristall erkalten.

Hier sind dieselben Eidgenossen, welche vollbrachten, was sie beschlossen!
Wer will forthin noch können sagen, daß Arbeit nicht könn' all's erjagen,
Weil sie aus vier Tagreisen heut hat eine gemacht und nah das Weit?

Das sind recht Nachbarn, die wohl weit, doch, wenn sie wollen, nah sind heut
Und nahen Nachbarn auch zugan und sich kein Müh dran hindern lan.

Denn man sagt, wem das Glück wohl will, der tanzt auch ohn' ein Saitenspiel,
Und welchen das Glück an tut lachen, der kann auch andre lachen machen.
Auch darum erfreut ein'n das Glück, daß er auch andre Leut' erquick'.
Denn g'wißlich ist Unfreundlichkeit ein Stück der Unglückseligkeit.
Dies ist der Freundschaft Eigenschaft: Zur Freud' herzhaft, zur Not standhaft.

Demnach von Freud' genannt sind die Freund', gleichwie von Fehde sind die Feind'.

Denn nichts ziert eine Stadt so sehr, als ehrlich Künst' und gute Lehr';
Dieweil sie weislich führen, lenden, die Jugend fein in allen Ständen,
Daher jung Leut', wohl angewiesen, das lebendig Gemäur der Stadt hießen.

Seht, was die Treu hat für groß' Kraft, die ein stark Freundschaft stärker schafft.
Deshalb sich deutscher Treu geflissen, um die stets war'n die Deutschen gepriesen.
Und welcher aus der Art will schlagen, den soll kein Deutscher sein man sagen[1]).

5. Eigentümlichkeiten der Darstellung.

„Fischart steht hoch unter den deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts. Er besitzt eine staunenswerte Fülle lebendig angeschauten Stoffes und eine Sprache, welche das Zarteste und das Gewaltigste, das Ernsteste und das Lustigste, das Edelste und das Gemeinste fast gleich gut und oft überraschend auszudrücken weiß. Er hat eine Bildlichkeit der Rede, welche über das Gewöhnliche weit hinaus geht, und einen geistreich belebten Vers ohne leere Stellen und Flickwörter. Er hat überhaupt viele Eigenschaften, welche den großen Dichter machen. Es fehlt ihm aber Gestaltungskraft, Maß und Geschmack. Die eigensten Vorzüge und die eigensten Schwächen der Epoche, die einen wie die anderen auf einen hohen Grad gesteigert, sind in ihm zusammengetroffen und liegen miteinander im Streit." (Wilh. Scherer.)

1) Lateinische Konstruktion; deutsch: man soll nicht von ihm sagen, daß er ein Deutscher sei.

Als Eigentümlichkeiten treten in dem „Glückhaften Schiff" zutage: die häufig gekürzten tonlosen Silben (Gemäu'r), die Vorliebe für etymologische und sinnvolle Deutung der Namen, die kernige Sprache bei breiter Ausmalung der jeweiligen Lage und gründlicher Durchführung der Gedanken, die wundervolle Verpersönlichung des Rheines und der Sonne, die treffenden, eigenartigen Bilder, die Wertschätzung der Arbeit, das Werben um treue Bundesgenossenschaft, die Liebe zu Haus und Vaterland, das Lob der alten, treuen, tapferen deutschen Eigenart usw.

IV. Zusammenfassendes Ergebnis der Lesung und Besprechung in Rede- und Stilübungen.

1. Was erfahren wir aus dem „Glückhaften Schiff" über das Völkerleben?
2. Was ist geeignet zur Bildung charaktervoller Persönlichkeiten?
3. Welches ist der Gedanken-Mittelpunkt der Dichtung?
4. Wie wird die Bildung der Anschauung gefördert? (Führt die Situationsgemälde aus! Sucht eigenartige Bilder und Vergleiche!)
5. Welche Bereicherung erfährt die begriffliche Erkenntnis? (Arbeit. Verkehr. Festfreude. „Saure Wochen, frohe Feste.")
6. Wodurch wird das Naturgefühl gebildet? (Personifikation des Rheines und der Sonne durchzuführen! Reise mit offenen Augen und empfänglichem Sinne! Die Stimmen der Natur!)
7. Wie wird Heimat- und Vaterlandsgefühl gestärkt?
8. Welche religiösen Anklänge finden sich in der Dichtung?
9. Welche ethischen Grundbegriffe werden plastisch vorgeführt? (Fleiß, Ausdauer, Gastfreundschaft, Bundestreue.)
10. Was dient der Willensbildung?
11. Welche Beziehungen zum Erfahrungsleben der Schüler finden sich?
12. Welche Fühlung mit verwandten Stoffen hat die Dichtung? (Vgl. Vorbereitung!)
13. Führt aus dem „Glückhaften Schiff" den Nachweis, daß Scherers Urteil über Fischart in allen Stücken zutreffend ist!

Der Messias.

Von

Friedr. Gottlieb Klopstock.

Literatur: A. Hamel, Klopstocks Werke Bd. I u. II. Der Messias. Berlin und Stuttgart 1883. — Bd. I enthält eine erschöpfende, die gesamte frühere Literatur verwertende Einleitung S. I—CXXXVI über Klopstock (Leben und Würdigung), und S. CXXXIX—CXCIV zum Messias im besonderen. Außerdem vgl. desselben Verf. Klopstock-Studien. 3 Hefte. Rostock 1879 und 1880. Die sehr verdienstvollen Arbeiten R. Hamels, welche der landläufigen Unterschätzung Klopstocks entgegentreten und vortreffliche Gesichtspunkte zu einer vertieften Würdigung seiner Dichtergröße beibringen, erleichtern die schulmäßige Behandlung außerordentlich. Von der früheren Literatur wird diesem Zweck besonders förderlich sein: Joh. Wilh. Loebell, Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode. Bd. I. Braunschweig 1856 (behandelt Klopstock), und — von Hamel nicht zitiert. — H. Gelzer, Die neuere deutsche National-Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Teil I (3. Aufl.), Leipzig 1858. (Erstes Buch: Klopstock.) — Fr. Muncker, Fr. G. Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 2. Ausg. Berlin 1900. — Dr. Warncke, Die Klopstocklektüre auf höheren Lehranstalten, Progr. Gymnas. Schrimm 1903. — Über die Schulausgabe des Messias von O. Frick s. unten das Nachwort. Andere Schulausgaben von Th. Fooßmann (bei Freytag) und von K. Heinemann (bei Velhagen & Klasing). Von letzterem Klopstocks Leben und Werke ebenda 1899 (ein für die Hand des Schülers geeigneter knapper Lebensabriß). — Für die neuere wissenschaftliche Literatur vgl. die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte".

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Erörterungen stellen die unterrichtliche Behandlung des Messias in den Vordergrund und berühren den Inhalt der Dichtung nur insoweit und insofern, als er in dem Unterricht der höheren Schulen vorzuführen ist; sie wünschen zu zeigen, wie dieser schwierige, literargeschichtliche Stoff schulwissenschaftlich etwa aus- und umgeprägt werden könnte. An dem Messias nicht vorüber zu gehen, haben wir eine Pflicht, und zwar nicht nur mit Rücksicht auf die literaturgeschichtliche Bedeutung Klopstocks und seines Epos[1]), sondern auch wegen des reichen Gewinnes, welchen

---

1) W. Herbst, Die neuhochdeutsche Literatur auf der obersten Stufe der Gymnasial- und Realschulbildung, Gotha 1879. S. 11.: „Klopstock bleibt der Grund und Eckstein unserer klassischen Literatur" u. S. 20: Allerdings hat die Messiade als Ganzes heute mehr eine historische als gegenwärtige Geltung. Die erstere aber in so eminentem Sinne, daß sie dem gereiften Schüler doch in etwas klar werden muß. Ein Verhältnis der Pietät müssen wir immer zu dem Vater unserer klassischen Dichtung behalten: der Grund aber hierzu kann nur in der Schule gelegt werden. Einzelnes hat auch ewigen Wert, und die Sprachgewalt, der hohe Sinn im Ringen mit einem Unerreichbaren zieht edlere Naturen noch heute an."

in didaktischer Hinsicht seine Behandlung den Schülern bringen kann. Das ist im folgenden zu zeigen. Daß der Messias in die Lektüre der Prima gehört, das wird keiner besonderen Begründung bedürfen. Er wird samt den Oden (Auswahl) aus literaturgeschichtlichen Gründen dem ersten Semester des ersten Jahres (Unterprima) zuzuweisen sein. Wenn aber die Prima — zwar nicht das Ganze einer Literaturgeschichte — wohl aber auch ihrerseits einen geschlossenen Kreis literargeschichtlicher Betrachtungen zu absolvieren haben wird, so ist eine kurze Vorbesprechung allgemeiner Art, die Mitteilung der leitenden Gesichtspunkte, unter welchen im weiteren die großen Dichterpersönlichkeiten und ihre klassischen Meisterwerke zu betrachten und zu würdigen sind, unerläßlich. Man wird sodann nicht mit einem großen Sprung auf Klopstock und den Messias kommen dürfen, sondern eine Vermittelung nötig haben. Diese bietet sich in einer kurzen Würdigung des Heliand und in der eingehenden Besprechung des Parzival. Dann liegen Heliand, Parzival und Messias in einer Reihe, und es fällt jene allgemeine Vorbesprechung, der Heliand und Parzival dem ersten Vierteljahr, Klopstocks Oden und Messias dem zweiten Vierteljahr zu. Wo der Heliand, wie wünschenswert, bereits in Obersekunda behandelt ist, genügt eine kurze Erinnerung an seine eigentümliche Stellung und dichterische Bedeutung.[1]) Daß aber der Parzival nicht schon in Obersekunda, sondern erst in Prima zur Besprechung komme, müssen wir wünschen mit Rücksicht auf die in ihm behandelten psychologischen Probleme (Entwickelung von der Naivität durch Zweifel zum Glauben), deren Verständnis eine größere Reife voraussetzt, sodann mit Rücksicht auf die sonstigen verwandten Stoffe der Primalektüre und die Bedeutung des Messias für die Aufgabe, eine Konzentration der gesamten Lektüre dieser Klasse herbeizuführen.

Darüber vgl. den Aufsatz des Verfassers: Aphorismen zur Theorie eines Lehrplanes betreffend die Klassenlektüre der Gymnasialprima in seinen „Pädagogischen und didaktischen Abhandlungen" (herausgegeben von Dr. G. Frick, Halle 1893) Bd. I, S. 461 ff.

I. Vorbereitung.

Aufgabe der Vorbereitung ist, ein inneres Verhältnis des Schülers zum Objekt anzubahnen, d. h. in diesem Falle alle diejenigen Hemmungen zu beseitigen, welche die Fremdartigkeit des Objektes, sodann die in der Luft liegenden Vorurteile gegen Klopstock im allgemeinen und im besonderen gegen den Messias als eine jetzt nicht mehr genießbare Antiquität hervorrufen[2]).

Diesem Zwecke dient:

1. Eine kurze Angabe der Hauptdaten des Lebens Klopstocks,

so daß der Rahmen zeitlich und örtlich festgelegt wird, in welchen das einzelne, soweit es wesentlich und für unseren Zweck fruchtbar ist, im Fortgang der Betrachtung einzutragen ist.

Zeitlich: 1724—1803; also die Mitte: die Tatenwelt Friedrichs II.; Lessing 1729—1781 ganz, Wieland 1733—1813 zum größten Teil innerhalb dieses Rahmens.

1) Vgl. den Anhang.

2) Ein Teil der nachfolgenden Bemerkungen, besonders das unter Nr. 1—3 Gesagte, ist zugleich als Vorbereitung der Behandlung der Oden Klopstocks (im 2. Halbband) anzusehen.

Örtlich: Quedlinburg (Friedeburg a. d. Saale, Pforta) — Hamburg (Ottensen). Dazwischen Jena, Leipzig, Langensalza, Zürich, Kopenhagen. Die Haupttatsachen des Lebens werden in knappster Übersicht mit diesen Orten verknüpft.[1])

2. Erinnerung an die Ergebnisse der allgemeinen Vorbesprechung,

betreffend die leitenden Gesichtspunkte, unter welchen die großen Dichterpersönlichkeiten und ihre klassischen Meisterwerke zu betrachten und zu würdigen sind (s. oben die Vorbemerkung), und Anwendung dieser Ergebnisse auf Klopstock.

Es handelt sich um die Beantwortung von drei Vorfragen:

1. Nach der **Größe des Dichters** unter dem Gesichtspunkt seiner dichterischen Begabung (ob nur Talent, ob Genie). Diese Frage werden die Schüler nach der Totalauffassung, welche sie von dem Dichter bereits mitbringen, selbst vorläufig zu beantworten schon imstande sein. Klopstock ein großes Dichtergenie nach der voraufgehenden Reihe von mehr oder weniger bedeutenden Dichtertalenten (Hagedorn, Gellert, Gleim, v. Kleist, Ramler, Uz, Bodmer) oder unbedeutenden Dichterlingen (Luise Karsch, die Klopstockschen Freunde: Schlegel, Cramer, Ebert, Giseke u. a.). Dies Urteil kann durch vorläufige kurze Hinweisung auf die Zeugnisse Lessings, Herders, Goethes, Schillers bestätigt werden.[2])

2. Nach dem Maß und der Mischung, in welcher er selbst diejenigen großen **Bildungselemente** in sich aufgenommen hat und fähig ist, sie wiederum künstlerisch aus sich herauszustellen, deren allmähliche Aufnahme den geistigen Entwicklungsprozeß, schließlich Wert und Größe des ganzen deutschen Volkstums bestimmt hat. Diese großen Bildungselemente sind — das ist in der Vorbesprechung näher gezeigt worden — a) das nationale (germanische), b) das christliche, c) das antik-klassische und d) das fremdländisch-klassische.

Der Schüler wird wiederum vorläufig selbst schon leicht entscheiden, daß die Faktoren a) und b) in hervorragender und beherrschender Weise, die Faktoren c) und d) erst in zweiter Linie die dichterische Eigentümlichkeit Klopstocks bestimmen. Der aufgestellte Gesichtspunkt wird leitend für die weitere Betrachtung, deren Ende des Schülers anfängliches Urteil vertiefen und bestätigen wird. — Mit Rücksicht auf den Messias wird noch einmal an die Reihe: Wulfila, Heliand, Parzival, Luther, Klopstock und die epochemachende Bedeutung dieser Namen für die Bildungsgeschichte unseres Volkes erinnert und dem Messias durch diese Einreihung von vornherein die Stellung einer literatur-geschichtlichen Erscheinung ersten Ranges angewiesen.

3. Nach der Art und Weise, wie die betreffenden Dichter den jedesmaligen **Bildungsidealen** ihres Zeitalters gerecht werden, wie z. B. Wolfram von Eschenbach im Parzival dem Ideal des christlich-germanischen Rittertums, oder selbst ein neues in die Erscheinung stellen, wie Klopstock seinem Zeitalter das Ideal vaterländischer (germanischer) Größe und christlicher Weltanschauung hinzustellen suchte zu heilsamer Gegenwirkung gegen die Gleichgültigkeit in nationalen und gegen die hereinbrechende undeutsche (französische) Frivolität in heiligen

---

1) Etwaige heimatkundliche Beziehungen werden verwertet. Den Schülern in Halle z. B. ist Klopstock durch die nachbarlichen Orte: Quedlinburg, Friedeburg a. d. S., Pforta persönlich nahe gerückt.

2) Vgl. die betreffenden Stellen im Schlußwort.

Dingen. Die Grenzen dieser heilsamen Wirkung ergeben sich nachher aus den Schranken der Klopstockschen vaterländischen und heiligen Muse. Aber der Schüler ist nach Anleitung von Gelzer a. a. O. S. 26 ff. 155 ff. kurz darauf hinzuweisen, wie Klopstocks Ideale die drei Richtungen abschließen, mit welchen seine Vorgänger die Erneuerung der deutschen Literatur anbahnen. Denn wenn diese ihre Motive suchen in der Freiheit und Heiterkeit eines sorglosen Lebensgenusses (Hagedorn), oder in politischer Begeisterung (Gleim, v. Kleist, Ramler), oder endlich in den Tiefen des positiven Christentums (Haller, Gellert, Bodmer), so zeigte sich Klopstock der ersten Richtung nicht fremd (s. unten Behandlung der Oden Gruppe I); aber seine Größe liegt in den Bahnen der zweiten und dritten Richtung; und während er die erste adelte, hat er in die anderen Bahnen neuen großen Inhalt hineingetragen, nämlich die Begeisterung für die Größe des deutschen Vaterlandes, die Vaterlandsidee; sodann die religiöse Begeisterung für die Größe der biblischen und christlichen Glaubenstatsachen und Wahrheiten; die Idee des kirchlichen Christentums. Auch das wird einem Schüler schon deutlich und seiner Erfahrung nahegebracht werden können, daß, wie Gelzer ausführt, diese drei Zeitrichtungen den Erfahrungen des einzelnen persönlichen Bewußtseins entsprechen: 1. dem jugendlichen Traumleben einer tändelnden Nichtigkeit und der nie zur Reife kommenden Selbstvergessenheit des frohen Lebensgenusses, welche sich über die herumliegenden Tiefen und Abgründe hinwegzutäuschen sucht, — 2. dem ernsten politischen Anteil an den Hoffnungen und Sorgen, den Aufgaben und Arbeiten des Volkes und Staates, — 3. dem religiösen Verlangen, das sichtbare vorübergehende Dasein an ein Ewiges, Göttliches anzuknüpfen und an den Quellen des Lebens Aufschluß über sich selbst und über die Rätsel der umgebenden Welt zu suchen und zu finden. Da diese letzte Bewegung — das Suchen nach einer Lösung der Rätsel des Lebens, die Auseinandersetzung mit der religiösen Frage — einen wesentlichen Inhalt einer normal sich entwickelnden Jünglingsnatur auszumachen pflegt und auch in der sonstigen Primalektüre (Phädon, Parzival, Paulus, Luther) zu berücksichtigen ist, so wird dieser Punkt vorzugsweise geeignet sein, ein inneres Verhältnis des Schülers zu dem Thema auch des Messias anzubahnen, vor allem, wenn dem Schüler deutlich wird, daß diese seine persönlichen Erfahrungen nicht nur mit den Erfahrungen einer großen Dichterpersönlichkeit und einer literarischen Zeitepoche, sondern auch mit denjenigen seines ganzen Volkes, ja mit den höchsten Fragen von allgemein menschlichem Interesse zusammentreffen. (Vgl. Aphorismen zur Theorie eines Lehrplanes a. a. O. S. 472 und 484 ff.)

3. Behandlung einer Auswahl der Oden nach Gruppen.

Darüber ist die zweite Hälfte dieses Bandes (Lyrik) zu vergleichen. Wir sind abweichend von E. Naumann „Lehrgänge und Lehrproben" Heft VI. S. 2 ff. der Meinung, daß die Behandlung der Oden eine bessere Vorbereitung auf den Messias ist, als umgekehrt die Lektüre des Messias auf die Oden. Uns ist nicht sowohl das Lebensbild, als die Charakteristik der dichterischen Entwickelung und der Dichtergröße der Hauptzweck, und dazu bahnt der Einblick in die vielseitigen, dem Schüler näherliegenden Gebiete der Odenpoesie den Weg. Die Betrachtung derselben nach Gruppen — Lebensgenuß (Naturgefühl, Liebe, Freundschaft, Wein), Vaterland (Volkstum, Muttersprache, vaterländische Dichtung und Geschichte), Zeitgeschichte, Lebensweisheit, religiöse Stoffe, — (vgl. dazu das oben unter Nr. 2, 3 Gesagte) führt ihn stufenweise aufwärts an die Schwelle des Messias, auf den die häufigen Erwähnungen der heiligen Poesie (Siona, die Palme usw.) und manches direkte Selbstzeugnis schon fort und fort hingewiesen haben,

so daß dieser schwierige und dem Schüler anfangs so fremdartig entgegentretende Stoff ihm bereits nähergebracht ist. Auch halten wir abweichend von E. Naumann das Verständnis der Oden schon deshalb für weniger schwierig, weil die einzelnen oder ihre Gruppen kleine, leicht überschauliche Einheiten bilden, und innerhalb derselben wiederum eine Stufenfolge von leichteren zu schwereren möglich ist (doch darüber vgl. unten die Behandlung der Oden).

4. Vorbesprechung des Messias selbst.

Entstehungsgeschichte. Die Betrachtung derselben hat zugleich die Würdigung der Dichtung vorzubereiten. Sie nimmt den Ausgang von der dem Schüler und seiner Erfahrung leicht nahe zu bringenden „Valediktionsrede des 21jährigen Abiturienten Klopstock" (Pforta 1745)[1]. Aus derselben wird im Auszuge mitgeteilt, was zu deutlicher Anschauung bringt: seine ideale Auffassung von der Göttlichkeit (divinitas) der Poesie im allgemeinen und von der Hoheit der heiligen Poesie im besonderen, sowie von der Größe der heiligen Sänger (Moses, Hiob, David, Salomo, Johannes als des Verfassers der Offenbarung), endlich seine ideale Auffassung vom christlichen Epos:

Ein episches Gedicht gleiche der Erde, die übrigen alle den einzelnen Teilen derselben; den, der ein Heldengedicht hervorbringe, achte er wie einen himmlischen Genius, andere Poeten für bloße Menschen. Chorführer unter den Sängern des Heldenliedes ist ihm Homer; er umfaßt die Natur, die wir uns in ihrer ganzen Schönheit geschmückt und liebenswert vor Augen zu stellen haben, und ist jenes große und reiche Genie, das mit dem höchsten Urbilde dichterischer Vollkommenheit, nämlich der Natur, in seiner Seele das Heldengedicht nicht allein erfunden, sondern auch nach diesem schönsten Urbilde auf das glücklichste vollendet hat. — Dem Homer zunächst stellt er den Virgil. Auf diese beiden werden die Dichter, welche etwas Großes wagen, blicken, „diesen sollen, weil sie nicht übertroffen werden können, die Tränen meiner Wetteiferung beständig fließen. Aber eins war's, was eurer Vollkommenheit noch fehlte, um dessentwillen ich euer Los bedaure, — Eins! Religion der Heiden verblendete euch, da ihr doch unserer anbetungswerten Geheimnisse wäret würdig gewesen. Diese hättet ihr besingen, diese mit eurem hohen Genius in solchen Liedern sollen feiern, die nicht nur auf der Erde fortgedauert hätten, sondern auch von den Bewohnern des Himmels mit Beifall wären empfangen worden!"

Er feiert sodann den Torquato Tasso, „welcher die heilige Stadt Gottes, das befreite Jerusalem, besang, oft groß und erhaben, doch nie völlig göttlich, so daß er oft meine Bewunderung erregt, aber niemals Tränen eines edlen und würdigen Neides ausgepreßt hat."

Aber da, je himmlisch gesinnter die Seele eines Mannes ist, sie mit desto heiligerer Freude die Religion betrachtet, — und da derjenige Dichter den Gipfel der Größe besteigt und als der höchste in seiner Kunst erfunden wird, welcher die Religion durch seine Lieder verherrlicht, und diese den Menschen liebenswert macht, so gilt ihm Miltons verlorenes Paradies unter den bis dahin erschienenen Dichtungen als die erha-

---

1) Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie. Herausgegeben deutsch und lateinisch mit Erläuterungen von A. Freybe. Halle 1868.

benste.[1]) Einen solchen Schauplatz von Dingen hatte vor ihm noch niemand gewagt, mit dem Liede zu betreten. — Gott, der Himmel, die Hölle, das Chaos, die Reihe so vieler Welten, die daraus hervorgegangen, die Bewohner aller dieser Gestirne, die ruhigen Versammlungen der Engel, die Menschen glücklich und unglücklich, aber nach ihrem Unglück einer noch größeren Seligkeit fähig — dies alles bot sich dem Milton zu singen dar. Mit dem Homer streitet er in wetteifernder Begeisterung um den ersten Platz; den hohen Spuren der heiligen Schriftsteller folgt er in ehrfürchtiger Scheu von ferne nach. Er ist ein getreuer und genauer Maler der Natur. Er schildert die glücklichen Bewohner des Paradieses mit Leichtigkeit und zarter Empfindung; aber er wandelt auch in die heiligen Versammlungen der Engel, als habe er aus ihrem Rat einen Freund gewonnen und durch diesen ausführliche Berichte über den Himmel gehört. Ja, er versteigt sich bis zum Throne der Gottheit selbst: aber hier wirft er sich vor ihrer Majestät anbetend nieder; hier ist sein Schweigen die höchste Beredsamkeit; nur selten führt er Gott redend ein und stets mit heiliger Scheu. Das ist der letzte und zugleich erhabenste Zug in Miltons Bilde; denn Unterwerfung und Demütigung vor Gott ist die vornehmste Größe, wie eines Christen, so auch des gläubigen Sängers. — „Du aber, geheiligter Schatten Miltons", fährt er fort, „vernimm es, wenn ich etwas deiner Würdiges gesagt habe und zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größeren und herrlicheren Stoff zu wagen gedenkt." — „Möge der Tag erscheinen", schließt er den abhandelnden Teil seiner Rede, „welcher den Sänger hervorbringt, der durch ein **großes Heldengedicht** endlich auch Deutschland mit dem höchsten Dichterruhm zu schmücken bestimmt ist; ...... möge das ganze Feld der **Natur** sich ihm eröffnen und die ganze andere unzugängliche Größe der anbetungswürdigen **Religion**."

In Pforte also und bereits seit dem 15. Lebensjahr hat Klopstock sich mit dem Plane zum Messias beschäftigt, und so lebendig, daß selbst sein Traumleben von den dichterischen Gestalten erfüllt wurde. Er meinte

---

1) John Milton, geb. 1608 zu London als Sohn eines Notars, Zeitgenosse des Galilei, den er in Siena kennen lernte, Sekretär der Republik unter Cromwell, Zeitgenosse des Großen Kurfürsten, erblindete im reiferen Alter, vollendete 1665 „Das verlorene Paradies" in XII Gesängen und starb nach schweren Prüfungen 1674. — Das Thema des „verlorenen Paradieses" ist nach dem Eingang:

> Des Menschen erste Schuld, die Frucht des Baumes,
> Des untersagten, deren gift'ge Kost
> Tod in die Welt gebracht, all unser Wehe
> Und Edens Einbuß', bis ein Mächtigerer
> Uns sühnt' und neu errang den Sitz des Heiles:
> Sing, Himmelsmuse.

Genauere Hinweisungen auf den Inhalt werden bis zur Darbietung des Inhaltes des Messias verschoben und dann zur vergleichenden Erläuterung dieser Dichtung verwendet. — Eine knappe Darlegung des Inhaltes und Würdigung der Dichtung findet sich bei Muncker a. a. O. S. 82ff. Vgl. ebendas. S. 117ff. über die Abhängigkeit Klopstocks von Milton. Dieselbe auch behandelt bei J. Jenny, Miltons Einfluß auf die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Diss. Leipzig 1890.

in einer Traumvision die Eva so leibhaftig geschaut zu haben, wie er es am Anfang des 19. Gesanges geschildert hat:

> Auf einem Hügel stehend, mit fliegenden Haaren,
> Ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen
> Innigen Tönen der Mutterstimme, wie nie noch ein Mensch sie
> Oder ein Engel vernahm,

wie sie weinend lächelte und im jüngsten Gericht den Weltenrichter für ihre Kinder, das Menschengeschlecht, um Gnade flehte.

„Milton", schrieb er 1748 über die Schulzeit in Pforte, „fachte im innersten Grunde das Feuer an, das Homer in mir entzündet hatte, und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen" (b. Gelzer, a. a. O. 152). Auf Pforte beziehen sich das Geständnis in der Ode: „Mein Vaterland" (1768):

> Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
> Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
> Erkor ich unter den Lanzen und Harnischen
> Heinrich, deinen Befreier, zu singen,
>
> Allein ich sah die höhere Bahn,
> Und entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
> Zog ich weit sie vor; — sie führet hinauf
> Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

und die Vision in der anderen „An Freund und Feind" 1781:

> Voll Durstes war die heiße Seel' des Jünglings
> Nach der Unsterblichkeit!
> Ich wacht', und ich träumte
> Von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ozean.
> — — — — — — — — — — — — — —
> — — — — — — — — — — — — — —
> Bis zu der Schwermut wurd' ich ernst, vertiefte mich
> In den Zweck, in des Helden Würd', in den Grundton,
> Den Verhalt, den Gang, strebte, geführt von der Seelenkunde,
> Zu ergründen, was des Gedichtes Schönheit sei.
>
> Flog und schwebt' umher unter des Vaterlands Denkmalen,
> Suchte den Helden, fand ihn nicht; bis ich zuletzt
> Müd' hinsank, dann, wie aus Schlummer geweckt, auf einmal
> Rings um mich her wie mit Donnerflammen es strahlen sah!
>
> Welch Anschaun war es! Denn ihn, den als Christ ich liebte,
> Sah ich mit einem schnellen, begeisterten Blick
> Als Dichter und empfand: es liebe mit Innigkeit
> Auch der Dichter den Göttlichen!
>
> Erstaunt über seine so späte Wahl, dacht' ich nur ihn,
> Vergaß selbst der gedürsteten Unsterblichkeit
> Oder sahe mit Ruh' das betrümmerte Gestade,
> Die Wog' und den Sturm.
>
> Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: erst müsse das Herz
> Herrscher der Bilder sein: beginnen dürf' ich erst,
> Wäre das dritte Zehent des Lebens entflohen:
> Aber ich hielt es nicht aus, übertrat und begann! —

„Du endlich, Pforte", schließt er die der Valediktionsrede in herkömmlicher Weise angehängte Danksagung, „ewig werde ich mich deiner

mit Dankbarkeit erinnern und dich als die Mutter jenes Werkes, das ich in deiner Umarmung durch Nachdenken zu beginnen gewagt habe, betrachten, verehren!"

Nun folgt im ersten Semester seines (theologischen) Studiums (1745—46 in Jena) die Ausarbeitung und Niederschrift der im Geiste entworfenen Dichtung, anfangs in rhythmischer Prosa, dann (Sommer 1746 in Leipzig) die Umgießung in Hexameter, darauf 1748 (anonym) die Herausgabe der drei ersten Gesänge in der Bremer Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", danach 1756 der ersten Hälfte (10 Gesänge), und erst 1774 des Ganzen (20 Gesänge). Also ein Werk nicht aus einem Guß, sondern 25jähriger, nach dem Ende zu erlahmender Kraft, weil der Dichter selbst immer lebendiger empfindet, daß er Allzuschwieriges unternommen.

Die in der Aufgabe der Dichtung liegenden Schwierigkeiten. Indem die Aufdeckung dieser Schwierigkeiten den von vornherein der Dichtung entgegengebrachten Bedenken des Schülers Rechnung trägt, erleichtert sie die unbefangene Würdigung des Großen und Schönen, das der Dichtung trotzdem bleibt. Und zwar werden die in dem Gemüt des Schülers liegenden Hemmungen um so sicherer beseitigt werden, wenn man ihn in dialogischer Erörterung diese Schwierigkeiten möglichst selbst aufdecken läßt. Um folgende Punkte wird es sich dabei handeln:

Aufgabe des Dichters ist die epische Behandlung der religiösen Welt im allgemeinen und im besonderen des Erlösungswerkes Christi.

> Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
> Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
> Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
> Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat! (I, 1. ff.)

Die religiöse Welt nun setzt sich zusammen:

1. aus der objektiven Welt

a) der heiligen Geschichte im engeren Sinne, welche nach dem Bericht der Heiligen Schrift (im Alten und Neuen Testament) sich auf dem irdischen Schauplatz einst vollzog und in ihren Nachwirkungen in alle folgende Zeit bis in die Gegenwart hineinreicht;

b) der jenseitigen, übersinnlichen, ewigen Realitäten, von deren realer Existenz die Heilige Schrift überall Zeugnis ablegt, deren Wirklichkeit dem schlichten und frommen Gemüt Klopstocks unzweifelhaft feststand, nicht nur als die Realität eines persönlichen Gottes, des geschichtlichen, aber weit mehr noch außer- und übergeschichtlichen Christus, der heiligen Engel und himmlischen Heerscharen, sondern auch des Satans und der dämonischen Mächte.[1])

---

1) Über Ursprung und Entwicklung des Teufelsglaubens Herzogs Real-Encyklopädie unter „Teufel" ³XIX, 564ff.

2. aus der subjektiven Andachtswelt der religiösen Empfindungen, welche die Wirkung jener objektiven Welt in uns hervorbringt.

Innerhalb dieser ganzen religiösen Welt und der einzelnen Kreise, aus denen sie sich zusammensetzt, nimmt das Erlösungswerk Christi eine zentrale Stellung ein; denn es ist Mittelpunkt der heiligen Geschichte; es verbindet im Ratschluß Gottes, in der Sendung des Messias und in seiner Erhöhung unmittelbar das Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde, die irdische und ewige Welt; es wird endlich auch zum Zentrum christlicher Erfahrung im Glaubensleben des einzelnen, wie der christlichen Kirche.

Diese gesamte religiöse Welt in diesem Umfang und Reichtum, wie in dieser Tiefe zu einem Objekt epischer Darstellung zu machen, war an sich ein großartiger Gedanke, ja der denkbar erhabenste Entwurf. Aber ist diese ganze Welt überhaupt einer dichterischen oder auch nur einer künstlerischen, d. h. einer idealisierenden Darstellung fähig? Ließ sich an einem so erhabenen und gewaltigen Stoff die Forderung erfüllen, welche Klopstock in vollkommen richtiger Erkenntnis an sich selbst stellte? (Ode „An Freund und Feind" 1781):

> Strenges Gesetz grub ich mir ein in Erz: erst müsse das Herz
> Herrscher der Bilder sein; ...

Nun aber hat es zu allen Zeiten eine religiöse und in allen christlichen Zeitaltern eine kirchliche Kunst gegeben. Von dieser Erfahrungstatsache ist auszugehen und dieselbe durch einen Blick auf die Stellung der einzelnen Künste zur religiösen Welt zu erklären. Es wird sich — zunächst rein empirisch — zeigen lassen, daß die einzelnen Künste je nach den ihnen eigentümlichen Schranken sich der Darstellung vorzugsweise einer jener drei einzelnen, oben aufgezeigten Sphären der gesamten religiösen Welt zuwenden, aber zugleich die Neigung haben, in die anderen herüberzugreifen.

Die Architektur wird Ausdruck nur der subjektiven Andachtswelt; aber sie läßt uns deutlich empfinden, daß der Inhalt dieser Andacht eine übersinnliche Welt von außerweltlichen, ewigen Realitäten ist. Der Mangel dieser Kunst, ihre Stummheit, wird zu einem Vorteil; auch die höchste Andacht ist stumm. — Dasselbe gilt von der Musik. Als „Lied ohne Worte" wird sie am fähigsten werden, dem religiösen Empfindungsgehalt Ausdruck zu geben; aber sie ist auch imstande, dem Worte, wo dasselbe die volle Empfindung wiederzugeben für sich zu schwach ist, ergänzend zur Seite zu treten, am wirksamsten in dem Choral als Begleitung der religiösen Lyrik. Auch die religiöse Musik nun sucht in den großen Oratorien nicht nur Handlungen der heiligen Geschichte (vgl. z. B. die Matthäus-Passion von S. Bach, den Tod Jesu von Graun), sondern auch die übersinnlichen Handlungen einer jenseitigen Welt in ihr Bereich zu ziehen (vgl. z. B. die Schöpfung von J. Haydn mit dem Chor der Engel und den Einzelgesängen der

Engel Rafael, Gabriel, Uriel); ja sie sucht beides zu verbinden, wie z. B. im Oratorium: Christus am Ölberg von Beethoven, wo neben dem Chor der Krieger und dem Petrus Christus selbst, ein Seraph und ein Chor der Engel eingeführt wird.[1])

Plastik und Malerei nehmen als religiöse Kunst die sinnlichen Vorgänge der heiligen Geschichte zum eigentlichen Vorwurf, aber so, daß sie den Glanz der über diesen stehenden übersinnlichen Welt aus den sinnlichen Bildern herausleuchten läßt und auch die subjektive Andachtswelt in die Auffassung der Gebilde hineinlegt. Auch hier versucht die Malerei wenigstens, ihren Gegenstand auch unmittelbar aus dem Gebiet der jenseitigen Welt zu entnehmen, wenn sie z. B. nicht müde wird, das jüngste Gericht darzustellen (Michelangelo, P. v. Cornelius) oder auch den Schöpfungsakt selbst (Michelangelo und Raffael).[2])

Auch diese Bildungen indessen, so erhaben-schön und gewaltig sie sind, bleiben zurück hinter dem, was unsere Vorstellung mit dem Begriff von der Erhabenheit Gottes oder des erhöhten Gottes-Sohnes verbindet, und auch hier ist der Mangel der Kunst, daß ihre Gestalten stumm sind,

---

1) „Der religiösen Welt gegenüber ist die Sphäre der Kunst eine beschränkte je nach dem Maß ihrer Fähigkeit, Ausdruck des religiösen Gefühls zu werden, welches ganz sie nicht erschöpfen kann. Am größten und intensivsten wird diese Fähigkeit da sein, wo die Mittel der Kunst gestatten, den allgemeinsten Empfindungsgehalt in vollkommenster Weise wiederzugeben. Das ist der Fall in der Musik, in der Architektur und innerhalb der Gattungen der Poesie in der Lyrik; hier besteht die idealisierende Tätigkeit in der Wiedergabe und dem Ausdruck eines reineren Stromes der Empfindungen, dessen Allgemeinheit dem einzelnen kunstgenießenden Gemüte die geringsten Schranken setzt. Auf den Wogen der Musik, auf den Schwingungen der architektonischen Formen, auf den Fittichen des gesungenen Chorals werden wir über diese hinausgetragen, als über Formen, welche bei aller Erhabenheit den Gehalt nicht völlig fassen, welchen das religiös erhobene Gemüt in sich birgt. Aber sie tragen uns doch und relativ am schrankenlosesten." O. Frick. Das Passionsspiel in Ober-Ammergau, 2. Aufl. Halle 1880. S. 32.

2) „Zuerst unter allen Künstlern faßte Michelangelo die Schöpfung nicht als ein bloßes Wort mit der Gebärde des Segens, sondern als Bewegung. So allein ergaben sich für die einzelnen Schöpfungsakte lauter neue Motive. In erhabenem Fluge schwebt die gewaltige Gestalt dahin, begleitet von Genien, welche derselbe Mantel umwallt; — so rasch, daß ein und dasselbe Bild zwei Schöpfungsakte (für Sonne und Mond und für die Pflanzen) vereinigen darf. Aber der höchste Augenblick der Schöpfung (und der höchste Michelangelos) ist die Belebung Adams. Von einer Heerschar jener göttlichen Einzelkräfte, tragenden und getragenen, umschwebt, nähert sich der Allmächtige der Erde und läßt aus seinem Zeigefinger den Funken seines Lebens in den Zeigefinger des schon halbbelebten ersten Menschen hinüberströmen. Es gibt im ganzen Bereiche der Kunst kein Beispiel mehr von so genialer Übertragung des Übersinnlichen in einen völlig klaren, sprechenden sinnlichen Moment." (J. Burckhardt, Der Cicerone, eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens, S. 873.) — Wir werden unten zeigen, wie der Dichter Klopstock völlig unabhängig vom Bildner Michelangelo ein ganz ähnliches Motiv schafft.

ein Vorzug. Denn diese Stummheit überläßt dem Subjekt, hineinzulegen, was es in stummer Andacht ganz nur in sich empfindet.

In der Dichtung nun ist der Kunst die Zunge gelöst. Unter ihren Gattungen wird die religiöse Lyrik als Sprache der Empfindungswelt, sei sie Kirchenlied oder geistliches Volkslied, am fähigsten sein, Ausdruck des religiösen Stimmungsgehaltes zu werden. Sie wird ihre eigentliche Sphäre in der geläuterten, geweihten und somit idealisierenden Wiedergabe der subjektiven Andachtswelt haben, wenn sie der beseligenden Christenfreude Worte leiht, welche die Gewißheit, erlöst zu sein, und der Besitz des mit dem Glauben gewonnenen neuen Lebens gibt („Ich habe nun den Grund gefunden"), oder dem Leid der Gewissensnot und der Buße („Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir"). Aber auch die Wirkung der heiligen Geschichte auf unser Gemüt vermag sie darzustellen („Vom Himmel hoch, da komm' ich her", „O Haupt voll Blut und Wunden"; vgl. die Mehrzahl der klassischen Passionslieder) und endlich auch der Anbetung Ausdruck zu geben, mit welcher ein gläubiges Gemüt über die irdische Heimat hinweg sich in die Ewigkeitssphäre emporschwingt („Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", „König, dem kein König gleichet", „Jerusalem, du hochgebaute Stadt").

Wollen Drama und Epos die subjektive Andachtswelt der religiösen Empfindung unmittelbar darstellen, so geraten sie aus der ihrer Gattung eigentümlichen Sphäre in die Bahnen der Lyrik, und dieser Verirrung hat Klopstock sich vielfach schuldig gemacht, wenn er sein Epos mit zahlreichen lyrischen Ergüssen anfüllt (s. unten). — An eine dramatische Gestaltung auch von transzendenten Handlungen sich zu wagen, ist dem Drama durchaus versagt; aber auch die heilige Geschichte, in welcher der Erlöser Mittelpunkt ist, läßt sich dramatisch im höchsten d. h. im tragischen Sinne schon deshalb nicht behandeln, weil das Tragische (die unlösbare Verschlingung von Schuld und Recht; übergewaltiges Leiden zur Sühne der Schuld) in dem Helden der evangelischen Geschichte, der sündlosen Gestalt des Heilandes, keinen Raum findet. Der dramatische Dichter kann die Handlung der heiligen Geschichte höchstens dramatisieren, d. h. in dramatische Bilder auflösen oder umgießen. Aber dann wird der Vorzug dieser Gattung, daß sie uns — zumal durch die Schauspielkunst — die Gestalten dramatisch, d. h. nicht nur redend, sondern in voller, lebendiger Wirklichkeit und Wirksamkeit vorzuführen vermag, den heiligen Stoffen gegenüber ein großer Nachteil. Denn die so gebotene Wirklichkeit, z. B. in der Erscheinung, dem Auftreten und den Reden des Heilandes, tritt zu dem Ideal unserer Andacht um so schneidender in einen Widerspruch. Die dramatische Kunst würde, statt zu idealisieren, das Ideal nur herabziehen. Nur in einem Falle lassen wir uns diese Dramatisierung gefallen, wenn sie, wie in den kirchlichen Spielen des Mittelalters, den sogenannten Mysterien, weniger Kunstleistung, als in schlichter und naiver Frömmigkeit dargebrachte Kultushandlung ist, ein Gesichtspunkt, unter welchem auch das bekannte Ober-Ammergauer Passionsspiel beur-

teilt werden kann, solange es sich dieser Herkunft und Bedeutung bewußt bleibt.[1])

Ähnliche Schranken findet das Epos bei der Darstellung der heiligen Geschichte. Der biblische Bericht, im besonderen über die evangelische Geschichte, ist von so erhabener Einfachheit und schlichter Größe, daß eine Idealisierung aller Hauptsachen hier nicht möglich ist und nur im profanen Nebenwerk die freischaffende Phantasie des Dichters einigen Spielraum hat. Die Versuche dichterischer Umprägung oder Erweiterung heiliger Stoffe, wie z. B. im Roman von W. Pressel: „Priscilla an Sabina"[2]), gewähren keine höchste innere Befriedigung, weil sie in der höchsten Aufgabe, in der ausführenden Darstellung des Heilandes selbst und seines Waltens, das Original der evangelischen Überlieferung nie zu erreichen vermögen. Nur der altsächsische Heliand wirkt auf uns mit dem Zauber einer wahren und großen Dichtung, nicht sowohl deshalb, weil diese Evangelienharmonie die verschiedenen Berichte ergänzend zu einem harmonischen Gesamtbilde zu vereinigen weiß, sondern deshalb, weil das idealste Moment dieses Epos für uns in dem urdeutschen Hintergrund liegt, welcher für sich eine idealisierende Behandlung gestattete und uns zugleich etwas anderes, auch Ideales, bezeugt, nämlich einerseits, mit wie naiver Gemütsinnigkeit ein ganzes Volk sich dem neuen Ideal hingab, anderseits, wie die universale Kraft dieses Stoffes, der Weltreligion, alles zu idealisieren imstande ist (darüber vgl. den Anhang).

Versucht nun das Epos sogar eine jenseitige, übersinnliche Tatenwelt zu behandeln, so ist das ihm nicht ganz so versagt, wie dem Drama; aber diese Aufgabe gerät in einen steten Konflikt mit der epischen Aufgabe, unserer Anschauung möglichst sinnliche, plastische Bilder vorzuführen. Nicht mehr allein mit der Phantasie sind jene transzendenten Sphären und Vorgänge zu schauen, sondern nur mit visionärem Schauen. So schauten sie die Seher der Heiligen Schrift, die Propheten und der Verfasser der Offenbarung, in höchster religiöser Erhebung. Will aber die Kunst solche Visionen darstellend fixieren, so wird die Phantasie leicht zur Phantastik, ihre Bildungen werden zu phantastischen Gebilden werden.

Gleichwohl ist nicht ohne weiteres von vornherein die dichterische und epische Verwendung einer Vision zu verwerfen; davor warnt die Erwägung, daß wir dieser Verwendung gerade die großartigsten Schöpfungen auf dem Gebiete der Malerei verdanken, z. B. von Raffael die Vision des Ezechiel[3]) nach Hesekiel Kap. 1 und die sogenannte Transfiguration

1) Vgl. O. Frick a. a. O. S. 41 ff.

2) In neuer, umgearbeiteter und verkürzter Auflage Hamburg, 1905. Agentur des Rauhen Hauses, M. 4,80. — Die Schülerbibliothek wird dafür sorgen müssen, daß dieses wie die anderen in der Besprechung erwähnten Bücher zur Verfügung stehen.

3) Vgl. darüber J. Burckhardt, Cicerone S. 904: „Das Mittelalter hatte die aus dem Alten Testament und der Apokalypse entnommenen Symbole dem Wortlaut nach symmetrisch gebildet, imposant durch den Ernst

nach Matth. 17, von A. Dürer die Holzschnitte zur Offenbarung Johannis und der Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel“, von Cornelius die apokalyptischen Reiter nach der Offenbarung Kap. 6, von Kaulbach die über die irdische Handlung sich erhebenden Gruppen in den meisten der großen Wandgemälde, Böcklins Pest usw.; — und daß auch in der profanen Dichtung die Vision eines der wirksamsten Motive ist, z. B. in Goethes Iphigenie die Vision des Orest kurz vor seiner Genesung. Indessen ist es ein großer Unterschied, ob man nur ihre Bilder stumm wiedergibt, wie in der Malerei, oder auch die ausgeführten Reden und Handlungen der geschauten Personen, wie in der Dichtung, — so schon Dante in der göttlichen Komödie und nun auch Klopstock im Messias; — endlich ob die Vision in die sinnlich gedachte Welt des antik- oder germanisch-heidnischen Glaubens gehört (Olymp, Hades, Walhall), oder in die nur als unsinnliche vorstellbare Welt des christlichen Glaubens.

Immer wird deutlich, daß diese Schwäche des Klopstockschen Messias mit seiner Erhabenheit sich auf das engste berührt, und daß die erste nur tadeln darf, wer für die andere Seite ein Verständnis hat. Sein gewaltiger Geist wollte alle drei Kreise der religiösen Welt: die heilige Geschichte, die transzendente Welt, die subjektive Andachtswelt umspannen, weil das Erlösungswerk, welches er besingen wollte, allen drei Kreisen angehört; er vermochte es nur mit visionärem Geist, und so ist die **Vision** das eigentliche Merkmal des Messias geworden[1]); ja er stellt gleichsam nur eine einzige, großartige Vision dar. Indem er aber die Vision nach dem Vorgang Miltons episch zu gestalten unternahm, ja sich vermaß, sie nach dem Maßstab seines anderen großen Vorbildes, des Homer, schöpferisch ausführend behandeln zu können, wagte er Unmögliches, wurde phantastisch, schuf eine willkürliche „christliche Mythologie“ und konnte weder die ungläubige Welt befriedigen, der schon die biblische Überlieferung vielfach als Mythologie gilt, noch die gläubigen Kreise, welche wissen, daß die

---

der Überzeugung und auch für unser Gefühl überwältigend durch die Ideenassoziation, die sich an derartige Äußerungen der alten Kirche knüpft. — Raffael übernahm den Gegenstand und bildete ihn im Geiste der großartigsten Schönheit um, soweit es bei dem herben Symbol möglich war. Durch die Verschiebung der Gestalt des Gottvaters bringt er erst den klaren Ausdruck des Schwebens hervor; die aufgehobene Arme, von zwei Engelkindern unterstützt, geben das Gefühl eines ganz übermächtigen Segnens; Gottvater thront nur auf dem Adler, denn Löwe und Stier, auf welche seine Füße sinken, sind bloß geschickt hinzugeordnet; sie blicken nebst dem anbetenden Matthäusengel empor; Gottvater sieht aber nur letzteren an. Man kann dieses verschiedene Verhalten zu den vier Sinnbildern willkürlich nennen; hätten wir aber nur viel von dieser Willkür.“ — Es wird einzelnes von dem, was man hier dem Maler willig, ja bewundernd zugesteht, auch dem Dichter gestattet sein können. Man wird ähnliche Motive auch im Messias finden, und die vergleichende Hinweisung auf die bildende Kunst wird dem Schüler es persönlich erleichtern, sich mit der fremden Welt des Messias zu befreunden.

1) Auch in den „Oden“ ist die Vision ein häufiges Motiv.

tiefste Würdigung der Erlösungstatsache dem inneren Leben und der Erfahrung des einzelnen Gemütes angehört.

Nur der Musik konnte es gelingen, jenes große Thema völlig befriedigend durchzuführen, in der 1741, also fast gleichzeitig mit Klopstocks Messias, erschienenen großen Tondichtung, dem Messias von G. F. Händel (1685—1759). Hier wird fast ausschließlich das Wort der Heiligen Schrift selbst zur Unterlage gemacht[1]), und zwar so, daß wohl die objektiven Haupttatsachen der heiligen Geschichte, sowie der mitwirkenden jenseitigen Gotteswelt angedeutet werden, aber immer nur im Dienste der näheren Hauptaufgabe, den Empfindungen der subjektiven Andachtswelt der Gläubigen Ausdruck zu geben, welche anbetend der Gewißheit leben, daß der durch Prophetenwort verkündete, nach Gottes Ratschluß in die Welt gekommene, für uns leidende, auferstandene und als König der Ehren erhöhte Messias unsere Schuld getragen, uns mit seinem Blute erkauft und erlöst hat, damit der Tod für uns den Stachel verliere und wir Frieden hätten für unsere Seelen.

Ein anderes sonst wohl erhobenes Bedenken, daß „ein Leiden zum Mittelpunkt eines Epos gemacht sei, welches doch ein Handeln voraussetze" (W. Herbst), ist uns kein „Hauptbedenken", — denn es gibt auch ein passives Heldentum[2]) — und wird am besten bei der Darbietung berührt. Aber darauf muß von vornherein hingewiesen werden, wie Klopstock in dem allzu erhabenen Fluge seiner Phantasie, welche die übersinnliche Welt am liebsten suchte, und unter der Macht der ihn ganz beherrschenden heiligen Andacht, welche ihn richtig fühlen ließ, daß die subjektive Versenkung in die Geheimnisse der Heilstatsachen das Wesentlichste sei, von der erhabenen Höhe der Dichtung schon herabzusinken meinte, wenn er das der irdischen Sphäre angehörige geschichtliche oder reale Nebenwerk zu epischen Ausführungen und Schilderungen benutze. Dadurch hat er sich den für eine epische Dichtung dankbarsten Boden (vgl. Heliand und Pressels Roman) selbst entzogen und sich die Aufgabe erheblich erschwert.[3])

---

1) Den Text hat Händel selber zusammengestellt. Ein Bischof, heißt es, hörte von seiner Absicht und ließ ihm sagen, er wolle ihm einen schönen Text liefern. Da ergrimmte Händel: „Glaubt der Mann, er könne bessere Worte schaffen, als in der Heiligen Schrift stehen? oder meint er, ich habe sie nicht so gut inne, wie er?"

2) Vgl. in der Tragödie z. B. den Ajas des Sophokles, die Maria Stuart Schillers, im gewissen Sinne auch Goethes Götz v. B., Egmont u. a. m. Näheres darüber in dem 5. Bd., 1. Abt. (Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 4. Aufl.) S. 267, 271, 297, 351 ff. Auch in der Ilias ist Achilles (Ἀχιλλεύς = der Mann des Leides und Grames) überwiegend, bis zum Schluß des 18. Buches, ein leidender Held.

3) Vgl. damit das Urteil Munckers a. a. O. S. 907: „Mit einer eigentlichen epischen Handlung war dieser Stoff nur dann zu erfüllen, wenn Klopstock sich entschloß, sich einzig und allein auf den Boden der Geschichte zu stellen. Das Eingreifen der über- und unterirdischen Mächte mußte dann auf das geringste Maß beschränkt, womöglich ganz beseitigt werden. Christus

Anderseits erleichtert der religiöse Standpunkt Klopstocks ihm eine dichterische und epische Behandlung. Er war ein Kind seiner Zeit; sein Glaube mehr der Glaube eines objektiven Überzeugtseins als der persönlichsten inneren Erfahrung, die Betrachtungsweise trotz aller Andacht mehr diejenige einer moralischen Reflexion als einer mystischen Versenkung, die Auffassung von dem Erlösungswerk endlich mehr die theologische der überlieferten Kirchenlehre und die juristische von einem einzelnen Akt der Satisfaktion und Begnadigung als die ethisch-religiöse, welche aus einem tiefen Verständnis für das Wesen der Sünde, Sühne und Gnade das Erlösungswerk nicht nur als Heilstatsache, sondern auch als die persönlichste Heilsangelegenheit erfahrend gelebt. Endlich mischte sich bei aller Gefühlswärme in Klopstocks christliche Anschauungsweise besonders von der Persönlichkeit und dem Walten des Heilandes etwas von demjenigen Rationalismus, welcher die ganze damalige Zeit charakterisierte. „Es wechseln beide Anschauungen, die historische, menschliche, wo Jesus als Lehrer, und die kirchliche, wo er als Versöhner gefeiert wird; wie denn auch beide Gesichtspunkte in einem Verse der Messiade ausdrücklich zusammengefaßt werden, wo er Christus „den Stifter und den Inhalt" seiner Religion nennt:

Deinen Stifter zugleich und deinen göttlichen Inhalt."[1])

In der Ode „Der Abschied" (1746) aber gesteht der Dichter selbst ausdrücklich ein:

---

durfte nur als Mensch dargestellt werden. Die geschichtliche Lage der Dinge in Palästina zur Zeit des Pilatus, die Gegensätze zwischen Juden und Römern, die Parteien und Sekten innerhalb des Judentums selber hätten den Untergrund geliefert, auf dem der Dichter seine Schöpfung aufzubauen hatte. Aus diesen zeitgeschichtlichen Verhältnissen wäre Christus hervorgegangen; als Lehrer und Wohltäter seines Volkes wäre er vor unseren Augen vorübergezogen; im Kampf mit seinen Neidern und Verfolgern wäre er endlich physisch zugrunde gegangen, während er geistig durch seine persönliche Würde und den Sieg seiner Lehre über seine Feinde triumphierte. Der Gesichtskreis des Gedichtes wäre durch diese Beschränkung auf eine pragmatische Wiedergabe der Geschichte verengert, dagegen der Gehalt des Werkes an Handlung erhöht und unsere menschliche Teilnahme an dem Helden des Epos vermehrt worden; wir hätten Menschen gegen Menschen kämpfen, durch Menschen untergehen sehen. Aber Klopstock konnte an eine derartige Auffassung nicht denken. Im strengen Glauben an das Evangelium war er herangewachsen; in tiefster Seele war er von der Gottheit Jesu überzeugt; als Christ liebte er den Heiland, den er als Dichter sang. Gerade als Anhänger des Pietismus durfte er die größte Tat der göttlichen Liebe nimmermehr ihres mystischen Charakters entkleiden. Seine Dichtung wird somit für ihn eine religiöse Pflicht, wie anderseits auch sein geschichtliches Verdienst nicht zum geringsten Teil darin besteht, daß er in einer Zeit des Zweifels und des Unglaubens den Wahrheiten des Christentums durch die Zaubermacht der Poesie neuen Glanz und neue Stärke verlieh." — Vgl. dazu das Wort Schillers: „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es Geist zu machen."

1) Gelzer, a. a. O. S. 159.

Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes.

Und nicht nur das. Er zeigte sich auch darin als ein Kind seiner Zeit, daß er die großen, das damalige Geschlecht außerordentlich beschäftigenden Zeitfragen und Zeitthemen in sein Epos hineinwebte: Unsterblichkeit der Seele, Freundschaft, Idealfürst.[1]) Darüber sind bei der Darbietung die nötigen Nachweisungen zu geben.

Selbstzeugnisse des Dichters über die Unzulänglichkeit seiner Kraft gegenüber der allzu schwierigen Aufgabe. Eine Auswahl derselben wird vor der Darbietung mitgeteilt. Auch sie dienen dazu, Vorurteile zu entwaffnen und der unbefangenen Aufnahme der Dichtung in dem Geiste des Schülers den Boden zu bereiten. Es ist zu zeigen, wie Klopstock dies Gefühl von Anbeginn mitbrachte (s. oben S. 274 f. die Stelle aus der Abschiedsrede), es auch in dem Proömium zum Messias deutlich zum Ausdruck brachte:

Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Mensch aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen,
Und die furchtbare Bahn, mit verziehnem Straucheln, durchlaufen, (I, 8ff.).

endlich wie dieses Zagen im Fortgang der Dichtung sich nicht verlor, sondern zunahm.[2]) — Als er zum erstenmal Jesus mit Gott redend einführt, heißt es (I, V. 83):

1) Am deutlichsten treten diese drei Themen vielleicht in Julius von Tarent von Leisewitz und im Don Carlos von Schiller hervor. — Auch die „Oden" Klopstocks behandeln diese Lieblingsideen der damaligen Zeit.

2) Bezeichnend hierfür sind und zur Mitteilung geeignet die Eingänge von Gesang VIII:

Lehr', Sionitin, mich wieder; du lerntest himmlische Dinge!
Komm und leite den Schritt des wankenden, deines Geweihten.
Führe mich in des Gekreuzigten Nacht.

von Gesang X:

Immer weiter komm' ich auf meinem furchtbaren Wege,
Immer näher zum Tode des Sohns. Ach, wär's nicht der Liebe
Tod, den sie starb von dem Anbeginne der Welt: so erläg' ich
Unter der Last der Betrachtung! Auf beiden Seiten ist Abgrund!
Da zu der Linken: Ich soll nicht zu kühn den Göttlichen singen!
Hier zu der Rechten: Ich soll ihn mit feirlicher Würdigkeit singen!
Und ich bin Staub!
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Gränzlos; dies nur vermag des Menschen Stimme zu sagen.

Noch bestimmter heißt es an einer späteren Stelle (XI, 58 ff):

Nur wovon der Vater und Sohn, nicht wie sie es sprachen,
Kannst du, Sionitin, erzählen. Denn dieses zu denken,
Hat die Seele kein Bild; es zu sagen, nicht Worte die Sprache.

Er scheut sich in richtigem Gefühl, die Einsetzungsworte bei dem Abendmahl wiederzugeben:

Die so viele Priester der Christen, so viel der Gemeine
Kühn entweihen. (IV, V. 1159.)

Er verstummt, als er den Akt des Kreuzigens selbst schildern soll (VIII, V. 250 ff.):

Und sie kreuzigten ihn. Die du unsterblich wie sie bist,
Welch' ihn sahen, o du, die seine Wunden auch sehn wird,
Neige dich tief an das unterste Kreuz, umfass' es, verhülle
Dich, o Seele, bis dir die bebende Stimme zurückkömmt.

Leite mich, mein Versöhner, und wenn ich strauchle, vergib mir's!
Deines Lichts Ein Schimmer, ach deiner Gnad' Ein Tropfen
Ist dem Erkenntnisbegierigen, ist dem Durstenden Fülle.

von Gesang XI:

Wenn ich nicht zu sinkend den Flug der Religion flog,
Wenn ich Empfindung ins Herz der Erlösten strömte, so hat mich
Gottes Leitung getragen auf Adlers Flügeln! es hat mich,
Offenbarung, von deinen Höhen die Empfindung beseligt.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Leite mich ferner, du unsichtbare, du Führerin, leite
Meinen bebenden Gang! Des Sohnes Erniedrigung sang ich;
Bring mich höher hinauf, auch seine Wonne zu singen!
Aber darf ich mich auch des Vollenders Freuden zu singen
Unterwinden? Die Höhn, von Auferstehungen rauschend,
Und die Tale? Des Siegers Triumph, da vom Tod' er aufstand?
Und die Erhebung des Sohnes von dem Staub hinauf zu dem Himmel
Aller Himmel, empor zu dem Throne des ewigen Vaters?"

endlich die Stelle Gesang V, V. 347 ff.:

In das Heilige hast du mich zwar, Sionitin, geführt,
Aber nicht in das Allerheiligste. Hätt' ich die Hoheit
Eines Propheten, zu fassen die ewige Seele des Menschen,
Und mit gewaltigem Arm sie fortzureißen; und hätt' ich
Eines Seraphs erhabene Stimme, mit welcher er Gott singt;
Tönete mir von dem Munde die schreckenvolle Posaune,
Die auf Sina erklang, daß unter ihr bebte des Bergs Fuß;
Sprächen der Cherubim Donner aus mir, Gedanken zu sagen,
Deren Hoheit selbst der Posaune Ton nicht erreichte:
Dennoch ersänk' ich, du Gottversöhner! dein Leiden zu singen,
Als mit dem **Tode** du rangst, als unerbittlich dein Gott war.

(Vgl. hierzu Ilias II, 489 ff.)

Er verzichtet, wenn er gerade zu den erhabensten Höhepunkten der heiligen Handlung gelangt (Tod Christi, X. Schluß; Auferstehung, XIII, V. 696 ff.; Himmelfahrt, XIX. Schluß), auf jede ausführende Schilderung und gibt in kurzer Zusammenfassung des evangelischen Berichtes nur einfach die Tatsachen wieder in dem Gefühl, „daß hier Stillschweigen die höchste Beredsamkeit sei" (s. oben S. 275).

Dem gegenüber stehen anderseits Zeugnisse hohen poetischen Kraftgefühls, z. B. Gesang II, V. 295 ff.:

Die du mit Ruh' voll Feuer und Ernst zu der Höll' hinabsiehst,
Weil du zugleich im Angesicht Gottes Klarheit erblickest,
Zeige sie mir, Sionitin; doch laß die mächtige Stimme
Rauschend, gleich Sturmwinden, wie Wetter Gottes ertönen.

oder Gesang IV, V. 1065 ff.:

Singe, mein Lied, den Abschied des Liebenden von den Geliebten,
Und die Reden der trauernden Freundschaft. Wie damals der Jünger
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
An der Brust des Messias der vollen Seele Gefühl sprach,
Dann zu dem Himmel vom Auge des Liebenswürdigen aufsah;
Also fließe mein Lied voll Empfindung und seliger Einfalt.

Oder wenn er im Proömium (s. oben) wirklich glaubt, daß die Dichtung „als Nachahmerin Gottes voll unsterblicher Kraft" das Erlösungswerk „in verklärter Schönheit", d. h. also in idealisierter Auffassung werde darzustellen imstande sein, eine Meinung, welche nach allem zuvor Erörterten nur beweist, daß er die oben S. 275 aus seiner Abschiedsrede mitgeteilte Folgerung durchaus einseitig zog ohne klare Kenntnis von den Grenzen der Religion und Dichtkunst.

II. Darbietung.[1])

Vorbemerkung. Aufgabe der Darbietung wird es sein, nachdem die Vorbesprechung die in dem Gemüt des Schülers liegenden Hemmnisse allgemeinster Art hinwegzuräumen gesucht hat, ihm nunmehr einen möglichst vollen Eindruck von der Größe und Erhabenheit der Dichtung zu geben, aber auch bei der Darbietung selbst wiederum überall nach Anknüpfungspunkten zu suchen, durch welche auch das Fremdartige in dem sonst vertrauten Stoff, nämlich die epische Behandlung der sogenannten „christlichen Mythologie" dem Schüler nahe gebracht und in ihm ein inneres Verhältnis zum Gegenstand begründet wird.

Das erste wird jedenfalls am wenigsten dann erreicht, wenn man den Schüler selbst zur häuslichen Lektüre des ganzen Messias oder auch nur größerer Partien desselben veranlassen und darauf die nachfolgende Besprechung in der Klasse gründen wollte; auch nicht dadurch, daß der Lehrer den ersten Gesang oder die zehn ersten ganz, daneben aber ausgewählte Epi-

1) Über den Gang der unterrichtlichen Behandlung im Anschluß an des Verfassers Schulausgabe vgl. den Vorschlag im Nachwort.

soden mit den Schülern in der Klasse liest. (W. Herbst, Die neuhochdeutsche Literatur S. 20, und ähnlich Gelzer a. a. O. S. 160.) Sie werden dann immer nur einen sehr verkümmerten Eindruck von der Erhabenheit der Dichtung erhalten, und der sie kalt lassenden oder geradezu langweilenden Partien werden kaum weniger sein als der anziehenden. Auch von der meist wohl üblichen Art der Behandlung, welche eine nach der Folge der Gesänge geordnete ausführliche Inhaltsangabe und eine Auswahl von charakteristischen Proben gibt, sind wir zurückgekommen, weil dieser Weg der zweiten oben hingestellten Forderung nicht genug Rechnung trägt. Wir suchen vielmehr, um beiden Forderungen gerecht zu werden[1]), das dem Schüler anfangs sehr undurchsichtige Epos dadurch durchsichtig und vertraut zu machen, daß wir ihm möglichst schnell einen Durchblick durch die Dichtung im ganzen und großen verschaffen. Wir machen ihn zunächst 1. mit dem großartigen, das Universum umspannenden Schauplatz der Handlung bekannt, um für dieselbe von vornherein die rechte Basis zu gewinnen, führen ihm danach 2. die handelnden Personen nach ihren verschiedenen, den Kosmos der beseelten Wesen umfassenden Kreisen vor, weisen sodann 3. die Organisation der Handlung (Auflösung in ihre typischen Elemente) nach, aus welchen die Gesamthandlung sich zusammensetzt und deren Erkenntnis die scheinbar undurchsichtige Welt durchsichtig macht, decken 4. die kunstvolle Verwendung und Gliederung dieser Elemente und Gattungen auf, lassen nunmehr erst 5. eine kurze Übersicht über die Architektonik des Gesamtinhaltes folgen und schließen 6. mit einer Hervorhebung einzelner besonders bedeutsamer und charakteristischer Punkte und Seiten in der Dichtung, soweit sie nicht bereits in der voraufgehenden Erörterung berührt worden sind. — Die Besprechung des 3. Punktes (typische Elemente) gibt noch einen besonderen Vorteil an die Hand. Es läßt sich leicht zeigen, worauf unseres Wissens bis jetzt nirgends nachdrücklich hingewiesen ist, daß Klopstock getreu seinem in der Abschiedsrede zu Pforte (s. oben S. 274) aufgestellten Programm den Homer so sehr sich zum Muster genommen hat, daß er die typischen Elemente der Ilias auf seine Weise im Messias reproduzierte. Die Aufdeckung dieses Punktes wird zu einem Einblick in die dichterische Werkstätte selbst, zugleich aber auch für den mit der Ilias vertrauten Primaner zu einer sehr willkommenen Apperzeptionshilfe. Bibel und Homer haben dem Dichter Stoff und Gestalt für seine Schöpfung gegeben; Bibel und Homer werden beides auch am ersten dem Verständnis und der persönlichen Teilnahme des Schülers nahe bringen.

Von dem Abdruck ausführlicher Abschnitte sehen wir aus Rücksicht auf den Raum ab; wir begnügen uns in der Regel mit Zitaten und zitieren nach der Ausgabe von R. Hamel, welche kein Lehrer bei Behandlung des Messias unbenutzt lassen darf.[2])

---

1) Wir glauben so auch am besten zu erreichen, was E. Naumann a. a. O. S. 2 als das Wünschenswerteste bezeichnet: „Gelesen werden die ersten Gesänge, aus dem übrigen wird eine wechselnde Auswahl getroffen; bedeutende Stellen, Proben aus den späteren Gesängen werden aufgesucht; am liebsten aber einzelne Fäden, die in dem Anfange angeknüpft sind, weiter verfolgt."

2) Hamel gibt von den drei ersten Gesängen neben dem Text der Ausgabe von 1799 auch denjenigen der Ausgabe von 1748. Wir zitieren nach der Ausgabe von 1799.

1. Der Schauplatz der Handlung.

Schauplatz der Handlung werden die drei Welten von Himmel, Hölle und Erde. Der ganze Kosmos soll auch räumlich umspannt werden. Klopstock folgt darin dem Vorgang seiner großen Vorbilder Milton und Homer; auch die Handlung der Ilias umspannt Himmel und Erde, und die Odyssee fügt den Einblick in den Hades hinzu. So haben auch die mittelalterlichen geistlichen Spiele Himmel, Erde und Hölle sogar szenisch dargestellt, und Dante führt in der „Göttlichen Komödie" seine Leser nur durch die transzendenten Welten, die Hölle, das Fegefeuer und das Paradies. Weder kann die Wahl dieser Schauplätze dem Messias zum Vorwurf gemacht werden, noch aus dieser von vornherein etwa auf Mangel an örtlicher Bestimmtheit und Anschaulichkeit geschlossen werden. Wir betrachten die einzelnen der drei genannten großen Schauplätze näher, und zwar so, daß wir den dem Schüler bereits vertrauten oder seiner Vorstellung nahe liegenden zunächst ins Auge fassen.

1. Die Erde. Da die irdische Handlung des Messias mit der Situation beginnt, welche Ev. Lukas 21, V. 37 angibt[1]), so wird für sie der Ölberg der natürliche lokale Ausgangspunkt.

> Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
> Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler
> Wie in das Heilige Gottes verbarg, wenn er einsame Nächte
> Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte. (I, 43 ff.)

Der Ölberg bleibt für die ersten Gesänge auch Mittelpunkt der diesseitigen Handlung. An seinem Abhange schlummert der Heiland. In einem niedrigen Tale,

> Das sich herabließ zwischen des himmlischen Ölbergs Gipfeln (I, 530.),

ist der Heiland eingeschlafen; „ein Felshang war das göttliche Lager" (I, V. 533). — Unter seinen Palmen hält er sich auf. An seiner Mitte

> Standen Palmen, vor allen auf niedrigen Hügeln erhaben,
> Von leichtschimmernden Wolken des Morgennebels umflossen.
> (II, V. 671, vgl. auch III, 526.)

An seinem Fuße liegen die Gräber der Toten:

> Unten am mitternächtlichen Berge waren die Gräber
> In zusammengebirgte, zerrüttete Felsen gehauen.
> Dicke, finster verwachsene Wälder verwahrten den Eingang
> Vor des fliehenden Wandrers Blick. Ein trauriger Morgen
> Stieg, wenn der Mittag schon sich über Jerusalem senkte,
> Dämmernd noch in die Gräber mit kühlem Schauer hinunter.
> (II, V. 100 ff.)

---

1) „Und er lehrt des Tages im Tempel; des Nachts aber ging er hinaus und blieb über Nacht am Ölberg." — Mit Kapitel 22 beginnt die eigentliche Leidensgeschichte.

Dort auch der Garten Gethsemane, nahe dem Bache Kidron, wo man

das nächtliche Rauschen des Ölbaums
Lauter vernahm;

— — In der Tiefe des Gartens, am steigenden Berge
Ist ein einsamer Ort von zwanzig Palmen umschattet;
Gegen die hohen Wipfel der Palmen senkt sich vom Himmel
Gleich herhangenden Bergen die Nacht. (IV, V. 1332 ff.)

Wie der Ölberg im Beginn des Epos, so wird „der Todeshügel" von Golgatha in seiner Fortsetzung der eigentliche Mittelpunkt der irdischen Handlung (VIII—XI), aber so sehr auch Schauplatz einer übersinnlichen (s. unten), daß der Dichter die Örtlichkeit selbst näher zu schildern nicht unternimmt. Gegenüber dem hohen Golgatha liegt das Grab Josephs von Arimathia einsam unter alternden Bäumen in Felsen gehauen (XII, V. 187). Diese Stätte wird als Grab des Heilands nach dem Ölberg und nach Golgatha der dritte Hauptschauplatz der diesseitigen Handlung. — Dazwischen werden in der Folge der Handlungen der Saal des Osterlamms, der Palast des Kaiphas, des Hannas, Pilatus und Herodes vorgeführt, oft nur in kurzen Angaben und in fast unmerklichem Wechsel der Szenerie; aber es fehlt auch nicht an glücklichen Erfindungen und anschaulicher Ausführung. Von einsamen Lampen halb durchdämmert zieht sich im Seitenpalast des Hannas ein zirkelnder (kreisender) Gang hinüber zum Richtsaal. Dort an ein Marmorgebäude gelehnt wird Portia, des Pilatus Gattin, Zeugin der Vorgänge im Richtsaal, aber auch der Vorgänge in der Halle am wärmenden Feuer, wenn sie gebückt sich über den Söller hinüberneigt (VI, 238 ff., 539).

Die Stadt Jerusalem selbst wird nirgend geschildert, sondern nur durch ein Beiwort charakterisiert; sie heißt „die türmende" (VII, 625. XV, 709.[1]) Aber freie Erfindung des Dichters ist das Haus des Johannes.

Abgesondert von andern, von dichten Palmen umgeben,
Und in dem Schatten des Tempels, nicht fern von Jerusalems Mauer,
Lag ein einsames Haus, das Johannes, des göttlichen Lehrers
Lieblingsjünger, bewohnte. Da bracht' er vom Kreuz Maria
Trauernd hinab. (XII, 235 ff.)

„Die Hütte an dem Tempel" wird es auch sonst genannt (XIV, 2; XVII, 2); dort versammeln sich die Jünger „und der Siebzige viel und viel der heiligen Weiber"; da erscheint ihnen der auferstandene Heiland:

An der Mauer hinab, gedeckt von dem vordersten Hause,
Zog sich ein andres. In diesem war der Saal der Versammlung.
Über dem Saal erhub sich der Söller[2]), entstieg der Mauer
Höhen und öffnete für das Aug' ein reiches Gefilde. (XII, 250 ff.)

---

1) Auch in der Ilias wird die Stadt Troja selbst immer nur kurz charakterisiert als αἰπεινή, ἠνεμόεσσα, εὐτείχεος, εὔπυργος, ὑψίπυργος, εὐρυάγυια.
2) Apostelgeschichte I, 12, 13.

Zu dem engeren Kreise Ölberg, Golgatha, Grab des Herrn, Ölberg, zu welchem Ausgangspunkte die Handlung mit der Himmelfahrt wieder zurückkehrt, treten nun weitere Kreise von Schauplätzen hinzu: das Haus und der Garten des Lazarus. Ein lustiger Bach durchfließt ihn, schattige Lauben zieren seine Kiesgänge; ein Wäldchen stößt daran; das Grab des auferweckten Lazarus findet sich darin, welches zum Grabe seiner Schwester Maria wird (XII, 541. XVII, 367 ff., 651 ff.)[1]; der Weg nach Emmaus mit seinen „gewendeten Krümmungen" entlang am „schattenden Hang", und „die Hütte des Kleophas" daselbst, deren Pforte „der Schatten dichter Bäume bedeckt", unter denen „ein reiner labender Quell daher rinnt" (XIV, 603 ff. 715 ff.) — der Berg der Verklärung Tabor, den bemooste Felsen und hochragende Zedern bedecken (XVI, 21. XIX, 389); ein Palmenwäldchen an seinem Fuß (XIX, 748); die Gestade vom See Tiberias, die Gefilde des Jordan (XI, 558 ff.), endlich die durch ganz Palästina zerstreuten Gräber der Patriarchen, welche sich auftun (XI, 142 ff.).

Schon die mitgeteilten Stellen zeigen, daß dem Dichter die Fähigkeit, Bestimmtheit und Anschaulichkeit in die Angaben der Schauplätze hineinzutragen, nicht abgeht; aber er versteht auch die Kunst vollendeter Landschaftsschilderung. So heißt es von den Gestaden des Sees Tiberias (XIX, 268 ff.):

Herauf war die Morgendämmrung gestiegen,
Und den Strahl des werdenden Tages milderte lichter
Nebel, ein Schleier aus Glanz und weißem Duft gewebet.
Ruh' war auf die Gefild' umher, sanftatmende Stille
Ausgegossen. Ein Nachen entglitt da langsam sichtbar
Voll von Freunden dem lieblichen Duft des werdenden Tages.[2])

Aber die Erde wird Schauplatz für die Handlung nicht nur der Erdenbewohner, sondern auch der Bewohner von Himmel und Hölle. Zu dem Zweck erweitert sich der Kreis. Zu den heiligen Bergen: Ölberg, Golgatha, Tabor tritt der Sinai, als Berg des Gesetzes, welches durch Christum erst ganz erfüllt wird, hinzu. Von seinem Gipfel aus schwingt der Todesengel sein weitflammendes Schwert nach Golgatha, als der Augenblick des Todes für den Heiland gekommen ist (X. Schluß). — Das Tote Meer wird der Aufenthalt der satanischen Geister (X, 85 ff.), ja, da die Dichtung die gesamte Menschheit zu Teilnehmern der Handlung macht, so wird gewissermaßen der gesamte Erdenkreis Schauplatz für dieselbe. Damit endlich der Kosmos des Erdenraums vollständig werde, deckt der Dichter uns selbst das Innere der Erde auf. Wie sein Vorbild Virgil seinen Helden durch den Avernus in die Unterwelt dringen läßt, so führt im Messias uns ein Engel in das Erdeninnere.

1) Eine Zusammenfassung der um den Ölberg liegenden Punkte findet sich XIX, 978 ff. Vgl. auch XI, 1450 ff.

2) Nach Hamels ansprechender Vermutung (I, LXIX) geht diese Schilderung auf die berühmte Fahrt auf dem Züricher See (vgl. die Ode) zurück.

In dem stillen Bezirk des unbetrachteten Nordpols
Ruhet die Mitternacht einsiedlerisch, säumend; und Wolken
Fließen von ihr, wie ein sinkendes Meer, unaufhörlich herunter. (I, 587 ff.)

Mitten in diesem Gefilde tut sich eine Pforte auf; dann wandelt man in der Erde Abgründen. Dort wälzen sich Ozeane langsamer Flut zu menschenlosen Gestaden. Gewaltige Ströme fließen ihm tiefauftönend nach. Auch hier findet sich in der Mitte ein Heiligtum, gleichsam als ein Allerheiligstes; mit Pforten erbaut von Wolken. Und hier in der Mitte der Erde

Wölbt sich in ihr ein weiter Bezirk voll himmlischer Lüfte.
Dort schwebt, leise bewegt und bekrönt mit flüssigem Schimmer,
Eine sanftere Sonne. Von ihr fließt Leben und Wärme
In die Adern der Erd' empor. Die obere Sonne
Bildet mit dieser vertrauten Gehilfin den blumigen Frühling
Und den feurigen Sommer, vom sinkenden Halme belastet,
Und den Herbst auf Traubengebirgen. In ihren Bezirken
Ist sie niemals auf- und niemals untergegangen.
Um sie lächelt in rötlichen Wolken ein ewiger Morgen. (I, 622 ff.)

Das ist die innere Sonne, gleichsam ein Gegenstück zu dem Monde am Himmelsgewölbe über uns,

Die, ungesehen von uns, die innere Fläche der Erde
Und was dort Lebendigkeit atmet, mit bleibendem Strahl labt. (I, 639 ff.)

Über die Bewohner dieser Räume s. unten.

2. Der Himmel. Viele der Wege führen von der Erde, wie in den Abgrund, so zu dem Himmel. „Einige währen Äonen und Stunden einige." (XVI, 63 f.) Über rötliches Gewölk und seine Wasserfälle hinaus, vorbei an wallenden, rauschenden Monden und an dem fliegenden Donnergetöse der beschweiften Kometen schweben die abgeschiedenen Seelen der Seligen oder die Engel näher den Fixsternen in die stille Heitre des Himmels (XVI, 547 und 343 ff.). Lichtglanz strömen die Sterne aus ihren Meeren und von ihren Gebirgen (XVI, 574 f.). Darüber füllen nur Sonnen den Umkreis:

Und gleich einer Hülle, gewebt aus Strahlen des Urlichts
Zieht sich ihr Glanz um den Himmel herum. Kein dämmernder Erdkreis
Naht sich des Himmels verderbendem Blick. Entfliehend und ferne
Geht die bewölkte Natur vorüber. Da eilen die Erden
Klein, unbemerkbar dahin, wie unter des Wanderers Fuße
Niedriger Staub, von Gewürme bewohnt, aufwallet und hinsinkt.
Um den Himmel herum sind tausend eröffnete Wege,
Lange, nicht auszusehende Weg', umgeben von Sonnen: (I, 195 ff.)
— — — — — — — — — — — — — — — —
Mitten in der Versammlung der Sonnen strahlet der Himmel,
Rund, unermeßlich, des Weltgebäus Urbild, die Fülle
Jeder sichtbaren Schönheit, die sich, gleich flüchtigen Bächen
Ringsum durch den unendlichen Raum nachahmend ergießet.
Wenn er[1]) wandelt, ertönen von ihm, auf den Flügeln der Winde,
An die Gestade der Sonnen des Wandelnden Harmonien
Rauschend hinüber. (I, 231 ff.)

1) Der Himmel.

Durch die Sterne führt die eine Straße, „die Milchstraße wir nennen“,

> Aber bei den Unsterblichen heißt sie die Ruhstatt Gottes.
> Denn da der erste himmlische Sabbat vollendet die Welt sah,
> Stand der Ewige dort und schaute den werdenden Sabbat. (V, 150 ff.)

Ein anderer Weg bringt zum Throne Gottes selbst. An seinem Fuße entspringend floß einst nach Eden ein Strom die Himmelsheitre herunter, auf dem die Engel und Gott selbst zu vertraulichem Umgang zu den Menschen herabstiegen. Aber der Strom ward zurückgerufen, „als durch die Sünde der Mensch zu Gottes Feinde sich umschuf“. Wohl aber senkt sich auch jetzt noch ein Weg der Sonnen zur Erde hinab, den Gott selbst wandelt, als er sich zum Tabor begibt (V, 71). — Der Thron Gottes ist das Allerheiligste des Himmels. An seinem Eingang steht wie ein Gebirge der Altar des Versöhners. Auf der Höhe dieses Gebirges nun, nahe bei der Herrlichkeit Gottes selbst,

> Ruhet des Allerheiligsten Nacht. Lichthelles Glänzen
> Wacht inwendig um Gottes Geheimnis. Das heilige Dunkel
> Deckt nur das Innre dem Auge der Engel. Zuweilen eröffnet
> Gott die dämmernde Hülle durch allmachttragende Donner
> Vor dem Blick der himmlischen Schauer. (I, 331 ff.)

So weit wird der Schüler das Bild, dessen Züge für ihn aus verschiedenen Teilen der Dichtung hier einheitlich zusammengestellt sind, leicht übersehen können, auch die Vorstellung groß und erhaben und das Urteil Cramers (bei Hamel I, S. 20) begründet finden: „bei Klopstocks Erdichtungen sei im Gegensatz zu Milton fast immer astronomische Möglichkeit.“ Man lasse das so gegebene wunderbare Bild der großartigen Vision möglichst auf die innere Anschauung des Schülers wirken. An die Schwäche Klopstockscher Poesie — Hineintragung sehr konkreter Bestandteile in die so übersinnliche Welt — mag ihn der Zusatz erinnern, daß im Inneren des Allerheiligsten sich an goldenen Pfeilern labyrinthische Tafeln finden

> Voll Vorsehung; dann Bücher des Lebens, welche dem Hauche
> Mächtiger Winde sich öffnen, und Namen künftiger Christen,
> Neue belohnende Namen, des Himmels Unsterblichkeit, auftun,
> Wie die Bücher des Weltgerichts, gleich wehenden Fahnen
> Kriegender Seraphim, furchtbar sich öffnen! (I, 375 ff.)

Aber auch hier wird das Befremdliche gemildert, wenn der Schüler darauf hingewiesen wird, daß wie der ganzen Schilderung, so auch solchen Zügen biblische Vorstellungen zugrunde liegen. Die nötigen Belegstellen — meist aus den Propheten und der Offenbarung — finden sich bei Hamel in den Anmerkungen, der auch darauf aufmerksam macht, daß der Himmel von dem Dichter ganz nach dem Tempel zu Jerusalem gedacht wird.

3. Die Hölle. Ein leuchtender Weg führt zu ihren Pforten, damit es den an derselben wachenden Engeln in ihrer Entfernung an heiliger

Freude über die Schönheit der Schöpfung nicht fehle. Sie findet sich „bei den äußersten Weltgebäuden". Unermeßliche dämmernde Räume tun wie unendlich sich auf. Nur der flüchtige Schimmer der letzten Sterne der Schöpfung durchirrt mit mattem Strahle das unendliche Leere. Aber das ist nur der Anfang der Reiche, welche Satan durchherrscht, noch nicht die Hölle selbst, welche weiter hinunter in ewige Dunkelheit eingeschlossen ist. Denn in unserer Welt, dem Schauplatz der Erbarmung, ist kein Raum für Orte der Qual. — Überhangende Felsen, versinkende Täler und ein Feuergebirge füllen den Raum. Gewaltige Berge sind ringsum aufgetürmt der Hölle Gewölben entgegen, um sie zu verteidigen, wenn Jehova in die Gefilde der Hölle sie einzunehmen herabsteigen sollte. Durch die Ebene aber ziehen sich dunkle Wälder und Auen, aus welchen Bäche des Todes „dunkel von nebelndem Quell nach Satans Throne sich wälzen". Tief in der innersten Hölle findet sich ein flammendes Meer, das Meer des Todes. Daraus erhebt sich ein leuchtender Klumpen als Sonne der Hölle. Ein Tempel steigt aus dem Abgrunde empor, den einer der Teufel, das Urbild titanenhafter Selbstvergötterung (Adramelech, s. unten), sich selbst erbaut hat. Eine leuchtende goldene Tafel schmückt seinen Altar, welche des Antichristen künftige Herrschaft verkündigt; aber höher noch ragt, dem Allerheiligsten vergleichbar, der Thron Satans selbst, daß er schreckliche Schatten auf den Tempel wirft[1]. (II, 249 ff., XVI, 584 ff.)

---

1) Zu vergleichen ist das Pandämonium, der Palast Satans, inmitten der Hölle in Miltons V. P. Gesang I, Schluß:

> Alsbald stieg aus der Erd' ein groß Gebäu
> Gleich einem Dunstgebilde, mit dem Ton
> Von sanften Symphonien und süßen Stimmen,
> Nach Tempelart, allwo Pilaster rings
> Mit dorischen Säulen standen, überdeckt
> Mit goldenem Architrav; auch fehlten nicht
> Karnies und Fries, verziert mit Bilderwerk,
> Das glänzend Gold doch war. Nicht Babylon,
> Noch Groß-Kairo zeigten solche Pracht
> In ihrer Ruhmeszeit für ihre Götter,
> Serapis oder Belus; noch als Sitz
> der Könige, da Ägypten und Assyrien
> An Pracht und Reichtum stritten. Fest nun steht
> Der hohe Bau in stolzer Höh'; es öffnen
> Sich stracks die ehrnen Tor', und überm glatten
> Und ebenen Estrich lassen sie tief innen
> Die weiten Räume sehn. Durch Zauberkunst
> Hängt von der Decke Wölbung manche Reihe
> Sternheller Lampen und entflammter Fackeln,
> Genährt von Naphtha und Asphalt, die leuchten
> Wie Himmelslicht. Bewundernd tritt hieran
> Die hast'ge Menge, die den Meister lobend,
> und die das Werk. . . .!
> Sie kamen
> Von Hunderten und Tausenden begleitet.

Zwei der heldenmütigsten Engel bewachen die Hölle. „Sie sollen den Ort der dunklen Verdammnis ewig in ihrem Kreise erhalten", damit Satan sie nicht etwa aus ihren Angeln hebe und, die Schöpfung bestürmend, das Antlitz der schönen Natur durch Verwüstung entstelle. (II, 262 ff.)

Der Schüler ist darauf hinzuweisen, daß diese Schilderungen — ganz im Sinne Lessings (Laokoon) und doch völlig unabhängig von diesem — nicht in der Form von ermüdenden Beschreibungen gegeben werden, sondern immer so, daß eine Handlung, meist die Zurücklegung eines Weges, damit verknüpft wird (z. B. der Weg der Seele eines Entschlafenen hinauf zum Himmel [XVI, 342 ff.], der Gang Gottes durch die Sterne [V, 149 ff.], des Seraph Gabriel durch den Himmel zum Throne Gottes [I, 193 ff.], oder in das Innere der Erde [I, 587 ff.], des Satan zur Hölle [II, 237 ff.] usw.). — So wird die gegebene Zusammenstellung dem Schüler nicht nur das Verständnis für die nachfolgende Betrachtung und für die eigene Lektüre des Messias vorbereitend erleichtern, sondern ihm auch schon jetzt eine Vorstellung von dem großartigen Entwurfe der Dichtung und dem erhabenen Flug der Phantasie des Dichters geben, welche bei aller Erhabenheit der gewaltigen Vision doch ein volles klares, bei aller Mannigfaltigkeit doch ein völlig einheitliches Bild schuf (vgl. die durchaus ähnlichen, ja symmetrisch gehaltenen Zeichnungen der drei Reiche von Himmel, Hölle und dem Erdinnern). Man wird leicht deutlich machen, daß hier der Vorwurf der Phantastik noch nicht berechtigt ist, zumal wenn man in aller Kürze auf die Visionen ähnlichen Inhalts in der Offenbarung St. Johannis oder in Dantes göttlicher Komödie hinweist, auch auf die weit weniger durchsichtigen Schilderungen Miltons im Verlorenen Paradies. — Endlich mag an die ähnlichen Schilderungen von den Sitzen der Seligen und der Harmonie der Sphären im Somnium Scipionis des Cicero, und von der Unterwelt am Schluß des Platonischen Phaedon erinnert werden, wofern diese dem Schüler bekannt geworden sind. Der Schüler wird überraschende Analogien zwischen diesen Schilderungen und denjenigen Klopstocks selbst auffinden können.

2. Die handelnden Personen.

Indem die nähere Auskunft bis zur Erörterung der folgenden Punkte (Handlung usw.) verschoben wird, handelt es sich jetzt nur darum, dem Schüler auch hier durch einen vorläufig allgemeinen Überblick über die Gesamtheit der handelnden Personen einen Total-Eindruck von dem gewaltigen Umfange des Kreises derselben zu geben, den die Phantasie des Dichters in seinem Epos umspannt.

Umdrängt war jeder Zugang: Tor und weite
Vorhöf', insonderheit die große Halle.
— — — — — — — — — — — —
Ganz dicht umschwärmt, und Erd und Luft gefegt
Vom Sausen wehender Flügel.

A. Auf dem Schauplatz der Erde. Hier sind zu scheiden die Kreise: 1. der Freunde, 2. der Feinde Christi und 3. der zwischen beiden Gruppen in der Mitte stehenden Personen. Man wird die Gesamtheit derselben wiederum ordnen können je nach ihrer Zugehörigkeit zu dem Kreise I. der eigentlichen Passionsgeschichte, II. der dieser zunächst a) voraufgehenden oder b) nachfolgenden heiligen Geschichte, III. der weiter zurückliegenden oder weiter in die Zukunft reichenden Zeiträume. Daraus ergeben sich folgende Gruppen und immer weiter gezogene Ringe:

I. 1. Maria, die Mutter Jesu, die 12 Jünger, Lazarus und seine Schwester; die sonstigen Frauen der heiligen Geschichte: Maria Magdalena, Salome, Maria, die Mutter Jacobi; ihr Gatte Kleophas, Nikodemus, Joseph von Arimathia, Portia, die Gattin des Pilatus, der römische Hauptmann Cnejus. — 2. Kaiphas, Hannas, Herodes, Judas Ischariot. — 3. Pilatus.

II. 1. a) der Jüngling von Nain, Semida; die Tochter des Jairus, Cidli; der Dankbare unter den geheilten Aussätzigen, Berseba (XVII, 746 ff.); der geheilte Blindgeborene, Beor[1]) (XV, 863 ff.); Kinder, welche Jesus segnend unter das Volk stellte, Nephthoa (XV, 57 ff.), Benjamin und Jedidda (I, 692 ff.); Simeon (X, 423 ff.); ein Vertreter der bethlehemitischen Hirten, Jethro (XI, 1197 ff.). — b) der neue Apostel Matthias; Stephanus; der Kämmerer aus dem Morgenlande (IX, 91 ff.); Tabitha (Tabea), die von Petrus später auferweckte Jüngerin (XV, 326 ff.); Barnabas aus Cypern (Apostelgeschichte Kap. 4) u. a. m.

2. — — 3. a) der reiche Jüngling (Matth. 19, 16 ff.), Bethoron. b) Ananias und Saphira; Gamaliel.

Dazu tritt eine Reihe völlig frei erfundener Gestalten, unter ihnen als die bedeutsamsten: auf seiten des Heilandes Samma, der Besessene, und seine beiden Söhne Joel und Benoni, deren Geschick zu einer der Hauptepisoden des Epos wird, und als Hauptträger des christusfeindlichen Fanatismus der Priester Philo.

III. Die Vertreter einer fernen Vergangenheit konnten zu Zeugen des Erlösungswerkes nur gemacht werden in der Erscheinung ihrer abgeschiedenen Seelen. Und so läßt der Dichter im Epos als mitwirkende Teilnehmer der Handlung erscheinen: die Seelen aller bedeutsamen Gestalten des Alten Testaments, herauf bis zum ersten Menschenpaar Adam und Eva, der Erzväter, der Richter, der Könige, der Propheten, hinab bis zu den vorchristlichen Märtyrern (2. Makkab. Kap. 7) und den Weisen aus dem Morgen-

1) Die Namen sind nicht ganz willkürlich erfunden, sondern gehen vielfach auf Bezeichnungen von Ortschaften in Palästina zurück, z. B. Nephthoa „nach der Quelle genannt an Ephrons Grenzengebirge" (XV, 59), Bethoron u. a. Die Nachweisung bei Hamel in den Anmerkungen.

lande (V, 73 ff.); aber auch die Seelen von frommen Vertretern des Heidentums (IX, 328 ff.) und selbst derer, welche in der Sündflut umgekommen waren (XVII, 85 ff.).

Aber er wollte auch Vertreter künftiger Geschlechter in die Handlung des Epos hineinziehen und griff zur platonischen Idee von einer vorzeitlichen Existenz der Seele vor ihrem Eintritt in den menschlichen Leib. Indem er diese Idee (III, 302 ff.) auf christlichen Boden verpflanzt, schafft er sich die Möglichkeit, den Kreis der handelnden Personen unendlich zu erweitern. So finden wir in demselben nicht nur die Namen der ersten Christen, an welche die apostolischen Briefe und ersten Sendschreiben gerichtet sind, z. B. Timotheus, Hermas, oder welchen die Grüße am Schluß jener Briefe (z. B. Römer 16, 2. Timoth. 4) gelten, sondern auch die Namen späterer Kirchenväter, z. B. den des Ignatius; ja die ganzen zukünftigen Geschlechter läßt er erscheinen (VIII, 428 ff.): dann erst ist ihm der Kreis geschlossen, wenn er die ganze Menschheit umspannen soll. Denn da das Erlösungswerk der ganzen Menschheit gilt, glaubt seine dichterische Intuition sich erst dann völlig genügt zu haben, wenn sie die ganze Menschheit zum Träger der epischen Handlung machte. Und da fehlen noch zwei Kategorien, welche der Dichter, um den Ring lückenlos zu machen, hinzufügt: die Seelen der Kinder, welche ganz zart, „nur sprossenden Leibern entflohen", kaum erblickt hatten der Erde Gefilde und im Erdinnern nun zum Himmel vorbereitet werden (I, 670 ff.), und die Seelen der soeben gestorbenen Menschen, welche dem Gerichte entgegengeführt werden (XVI).[1])

Aber diese erhabene Intuition, deren Großartigkeit auch dem Schüler zunächst imponieren soll, wollte Unmögliches und verschuldete dadurch sofort auch eine Reihe von Schwächen. Da der Dichter jene Massen nicht wirklich handelnd auftreten lassen konnte, so mußte er vielfach mit einer nur katalogischen Aufzählung der Personen sich begnügen (vgl. unten: Elemente der Handlung). Er mußte ferner auf diejenige eingehende Individualisierung und ausgeführte Charakteristik, welche aus dem Handeln und Wirken der Personen sich ergibt und vom Epos verlangt wird, verzichten. Aber er hob dafür einzelne Gruppen und Personen heraus, machte sie zu Hauptträgern der auf der Erde sich vollziehenden Handlung, kehrte zu ihnen immer wieder zurück und suchte hier dann auch die epische Ausführung und individualisierende Charakteristik zu geben, welche bei der Gesamtheit unmöglich war. Solche Gestalten und Gruppen sind:

Maria, die Mutter Jesu; Johannes, Petrus, Lebbaeus (Thaddaeus), Thomas; Nikodemus, Lazarus und seine Schwe-

1) Die Erwähnung dieser Seelen, welche endlos „kamen vom Ganges, vom Rhein, dem Niagara und Nilus" (XVI, 322), macht zugleich anschaulich, wie mit diesem zeitlichen Kosmos der räumliche zusammenfällt.

stern; Semida und Cidli; Samma und seine Söhne Joel und Benoni; Kleophas von Emmaus; Judas Ischariot, Philo, Pilatus und Portia; Cnejus, der römische Hauptmann.

Das Nähere unten in dem Abschnitt: Handlung.

B. Auf dem Schauplatz des **Himmels.** Handelnde Personen sind: Gott der Herr selbst und seine himmlischen Heerscharen.

Die Persönlichkeit Gottes des Herrn selbst bestimmter zu zeichnen, hat Klopstock dieselbe Scheu, welche er an Milton rühmte (s. oben S. 276). Die Züge sind daher hier spärlicher als in der Schilderung der Engel und der Bewohner der Hölle. — Erhebt Jehova sich vom ewigen Throne, so erklingt dieser unter ihm. Des Allerheiligsten Berge zittern und mit ihnen der Altar des göttlichen Mittlers bis in seine Grundfesten (V, 57 ff.). Schickt er sich an, die Stimme zu erheben, dann rauscht nicht mehr die himmlische Zeder; es schweigt der Ozean an dem hohen Gestade, und Gottes lebender Wind selbst hält zwischen den ehernen Bergen unbeweglich. Heilige Donnerwetter steigen langsam das Allerheiligste nieder und werden Verkündiger der nahenden göttlichen Antwort (I, 360 ff.). Redet er aber, so geht durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.[1]) Vor seinem Blick neigt sich in feiernder Sabbatstille die ganze Natur: ehrfürchtend und wartend bleiben die Welten stehen (III, 40 ff.).

Innerhalb seiner Heerscharen sind mannigfache Typen und Gruppen zu unterscheiden. Der Chorführer der himmlischen Heerscharen ist Eloa, der Engel Erstgeborener.

> Gott nennt ihn den Erwählten, der Himmel Eloa. Vor allen,
> Die Gott schuf, ist er groß, ist der nächste dem Unerschaffnen.
> — — — — — — — — — — — — — — —
> Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröte
> Schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken
> Floß um ihn, da er ward. (I, 291 ff.).

Er geleitet Gott den Herrn, wenn dieser durch die Sterne geht, aus der Ferne. Er fährt einher auf dem glänzenden Wagen, auf dem er Elias einst in den Himmel brachte (2. Kön. 2, 11).

> Seraph Eloa stand hoch auf dem Wagen. Ihm kam in das Antlitz
> Durch die Himmel entgegen ein tausendstimmiger Sturmwind.
> Da erklang's um die goldenen Achsen, da flog' ihm das Haupthaar
> Und das Gewand, wie Wolken, zurück. Mit der Ruhe der Stärke
> Stand der Unsterbliche da! In der hochgehobenen Rechten
> Hielt er ein Wetter empor. Bei jedem erhabnen Gedanken
> Donnert es aus dem Wetter hervor. So folgt er Jehova.
> Tausend Sonnenmeilen, der Raum von Sonne zu Sonne,
> Ist von jeder das Maß! (V, 140 ff.)

Der ihm nächste ist Gabriel, „der Seraph, der Jesus zum Dienst auf der Erde gesandt war" (I, 55). „Licht und blendendes Glänzen" geht

---

1) Vgl. Klopstocks Ode „Die Frühlingsfeier", II. Abt. dieser Erläuterungen.

von ihm aus, daß die Erde unter ihm „im himmlischen Schimmer zerfließt" und er „den Gipfel des ganzen Gebirges mit Klarheit erfüllt" (I, 174 ff.). Zu den Gott besonders nahe stehenden Engeln gehört auch als ein „des ewigen Geistes vertrauterer Engel von göttlichem Tiefsinn" der Cherub Urim (I, 371). — Engel der Sonne sind Uriel; „lichthell schwebt er empor" (VIII, 373), und Selia; „einer der Vier, die gleich nach dem hohen Uriel herrschen" (III, 74). Von besonderer Bedeutung in dem Fortgang der Handlung wird Obaddon, der Todesengel. Er bringt den Tod; seinem Schwert entströmen Flammen, auch wenn es ruht (XIII, 477); „seine blutig geröteten Strahlen glühen, jeder ein Blitz, zücken und töten, wenn er von dem Richter zu töten gesandt ist" (X, 1004 f.); hüllt er seines Schwertes drohenden Strahl in die Wolken, so dampfen sie (XIII, 481 f.). — Andere Todesengel sind bestimmt, den nahenden Tod anzukünden. „Zween Flügel bedecken ihren Fuß, zween bebende Flügel ihr Antlitz; mit zween fliegen sie. Von diesen, indem sie sich breiten, rauscht Todeston" (vgl. Jes. 6, 2). Langsam schweben sie; ihr Blick ist Flamme, Verderben ihr Antlitz und Nacht ihr Gewand (VIII, 530 ff.). Noch andere werden begleitende Rächer der Feinde Christi; so ist ein Todesengel „Ephod Obaddon"[1] „der fünfte Verderber am Thron des Richters" und des Philo Engel, ihn zu verderben bestimmt (VI, 299 ff.).

— — — — — — Von dem hohen treffenden Auge
Strömet er Rache, das Haar fiel ihm in Locken der Nacht gleich
Auf die Schulter; sein Fuß stand wie ein ruhender Fels da. (XIII, 966 ff.)

Nun folgen die Engel der Erde, „die unter der Aufsicht Gabriels stehen" (III, 68), unter ihnen die Schutzengel der Jünger (III, 111 ff.). Johannes, der Lieblingsjünger Christi, hat deren zwei, den Rafael und Salem; Petrus erhält außer dem ursprünglich ihm beigegebenen Orion noch den Ithuriel, der einst Schutzengel des Judas Ischarioth gewesen war (IV, 1046 ff.). Auch Maria, die Mutter Jesu, hat ihren Hüter, den Selita. Aber die Naturen dieser Engel sind wenig voneinander unterschieden; und nur die genannten greifen in die Handlung bedeutsamer ein. Auch Engel des Erdinnern (s. oben S. 291 f.) gibt es, welche ebenfalls dem Gabriel untertan sind (I, 647 ff.).

Diesen Kreisen werden am besten endlich auch die Bewohner jenes Gestirnes angereiht, welche „Menschen wie wir von Gestalt" sind, aber die Sünde und deshalb auch den Tod nicht kennen gelernt haben, sondern in ewiger Jugend und Schönheit ein seliges Leben führen (V, 153 ff. und XX, 581 f.). Auch die oben A III genannten Seelen würden hierher gerechnet werden können. Wie der Dichter ihre Leiblichkeit sich denkt, zeigt das Beispiel Adams (I, 485):

---

1) Ephod. s. 4. Mos. 34, 23. Der Name Obaddon findet sich in der Bibel nicht. — Vgl. Ilias I, 47 vom Apollo: νυκτὶ ἐοικώς.

Ein schwebender Leib, aus Heitre gebildet,
War dem seligen Geist zur verklärten Hülle geworden.

oder die Schilderung derjenigen Leiblichkeit, welche die Seelen des künftigen Menschengeschlechts, „der ungeborenen Jahrhunderte“, an sich tragen:

Denn auch sie schon waren in Leiber menschlicher Bildung,
Wie in luftige Düfte gehüllt, die der Abendschimmer
Rötet. (VIII, 431 ff.)

C. Auf dem Schauplatz der **Hölle**. Sie ist das Reich des Satans, des Fürsten der höllischen Geister. Erscheint er, dann künden Ströme und Flammen auf dem überhangenden Felsen und in den versinkenden Tälern des Feuergebirges der Hölle seine Ankunft schon von weitem an. In dampfendem Nebel besteigt er den hohen, gefürchteten Thron (II, 275 ff.). Dennoch wird nicht er selbst der Hauptgegner und Antagonist Christi, sondern Adramelech (der Name auch bei Milton; eigentlich der Name eines Götzen von Sepharvaim, 2. Kön. 17, 31), die eigentliche Inkarnation des Bösen und der eigentliche Antichrist. In Satan findet sich noch ein leiser Schimmer von edlen Zügen (wie auch bei dem Satan Miltons). Er verstellt sich wohl vorübergehend in einen Engel des Lichtes (2. Kor. 11, 14) und ändert seine Gestalten

Durch ätherischen Glanz, daß die Morgensterne, wie dunkel
— — — — — — — — — — — — — — — —
Und verworfen er sei, in stillem Triumphe nicht sähen.
Doch dies helle Gewand war ihm bald unerträglich. (II, 244 ff.)

Auch will er nur den Leib des Heilandes töten und fördert somit im Grunde den Plan Gottes, die Menschheit durch den Tod Christi zu erlösen. — Adramelech hingegen, „ein Geist boshafter als Satan und verdeckter“, ist Rivale des Satan und in grimmigem Zorn gegen ihn entbrannt, weil dieser einst zuerst den Abfall gewagt, den er selbst schon zuvor bei sich beschlossen hatte. Er sinnt darauf, Satan zu stürzen[1]), sich selbst an dessen und Gottes Stelle zu setzen, und ist der Typus wahnsinniger Selbstvergötterung.[2]) Er will alles Lebendige erwürgen zu ganzen Geschlechtern, alles Leben vernichten nicht nur der Erde, sondern auch durch die Himmel von Gestirnen zu Gestirnen, die Natur und die Welten in ein einziges Grab verwandeln, das Sterben der Geister erfinden und auch Christi Seele vernichten. (II, 835 ff.)

Seine Besiegung soll doch vor der ganzen Geisterversammlung
Mich, zu besteigen der Hölle Thron, zu dem würdigsten machen. (II, 871 ff.)

Weitere Fürsten der Hölle sind: Moloch (sein Name auch bei Milton) „ein kriegrischer Geist“, der die Berge der Hölle zu ihrem Gewölbe emportürmt, ihre Gefilde gegen Jehova zu verteidigen.

---

1) Matth. 12, 26: So denn ein Satan den andern austreibt usw.

2) 2. Thessal. 2, 4: Der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich vor, er sei Gott.

— — — — — — Er rauschete von den Gebirgen
Durch sie gewaltig einher. Sie wichen, geflügelt von Ehrfurcht,
Vor dem Krieger. Er ging, von seiner tönenden Rüstung
Dunkel, wie der Donner von schwarzen Wolken, umgeben.
Vor ihm bebte der Berg, und hinter ihm sanken die Felsen
Zitternd herab. (II, 364 ff.)

Belielel. Er wünscht „des Fluches Gefilde nach den Welten des Schöpfers umzuschaffen". Vergeblich; „die traurigen Augen liegen vor ihm in entsetzlicher Nacht, unbildsam und öde; . . . unendliche, lange Gefilde voll Jammer" (II, 370 ff.).

Magog, eigentlich Völker- oder Ländername in der Heiligen Schrift (Offenb. 20, 8; Hesekiel 38, 2; 39, 6), „des toten Meeres Bewohner": aus brausenden Strudeln kommt er hervor.

— — — — — — Das Meer zerfloß in lange Gebirge,
Da sein kommender Fuß die schwarzen Fluten zerteilte. (II, 393 f.)

Wenn er das Trockene betritt, dann wirft er verwüstend

Noch mit seinen Gebirgen ein ganzes Gestad' in den Abgrund. (II, 400.)

Auch ihren Herold hatte die Hölle, Zophiel. Auf Flügeln des Sturmes steigt er durch die Höhlen des Berges gegen die dampfende Mündung empor. Mit feurigem Wetter vermag er den ganzen Bezirk der Finsternis zu erhellen, daß alle Bewohner des Abgrundes in schimmernder Ferne den schrecklichen König zu erblicken vermögen, wenn er sie zur Versammlung entbietet (II, 289 ff.). Versammeln sich aber diese, dann rauschen sie, wie Eilande des Meeres, aus ihren Sitzen gerissen, unaufhaltsam einher.

Der Pöbel der Geister
Floß mit ihnen unzählbar, wie Wogen des kommenden Weltmeers
Gegen den Fuß gebirgter Gestade, zum Thron des Empörers.
Tausendmal tausend Geister erschienen. (II, 403 ff.)

Führer des untersten Pöbels endlich ist Gog, „erhabener als all' an Gestalt und Unsinn", der Geist verblendeter Skepsis, welche sich selbst reizt, zu wähnen, es sei alles ein Traum, ein Spiel irrer Gedanken, wenn da im Himmel sei ein Jehova, erst Vater, dann Richter (II, 418 ff.).

Die bedeutsamste und anziehendste Gestalt aber unter den Bewohnern der Hölle ist Abbadona[1]), eine Lieblingsfigur des Dichters, dessen Geschichte und psychologische Entwickelung er mit besonderer Ausführlichkeit und mit besonderem Anteil behandelt. Einst ein Engel des Lichtes voll von Unschuld, hatte er in titanenhaftem Vollgefühl seiner „Götterschaft' der Versuchung, wenn auch erst ganz zuletzt, unterliegend an dem vorzeitlichen Abfall von Gott und an der Empörung gegen ihn teilgenommen, ist dann — ein gefallener Engel — von tiefster Reue und verzehrender Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies erfaßt, tritt dem Satan und seinen Heerscharen entgegen, will keinen Teil an dem Blute und dem

1) Der Name nach der Offenbarung 9, 11: „Und sie hatten über sich einen König, den Engel des Abgrunds: der Name heißt auf Ebräisch **Abaddon.**"

Tode des Messias, sondern seine Schuld sühnen, um Versöhnung und Gnade zu erlangen. So ist er „einsiedlerisch", „das Antlitz in trauerndes Dunkel, in schreckliche Schwermut gehüllt"; und auch wenn er die Gestalt des Lichtes annimmt (s. oben S. 299), jene „Jünglingsgestalt, womit er im Tale des Friedens schimmerte", so floß zwar

glänzendes Haar auf seine Schultern hernieder;
Unter den glänzenden Locken erklangen ihm goldene Flügel,
Und die Klarheit des werdenden Tages deckte des Seraphs
Leuchtendes Antlitz: doch fast entrann die Träne den Augen.[1] (IX, 489 ff.)

So fehlt es auch hier nicht an einer gleichsam in der Mitte stehenden Persönlichkeit. Über seine Geschichte s. unten.

Ein kurzer Rückblick mag deutlich machen, wie Klopstock bemüht ist, im Gegensatz zur Phantastik Miltons dessen sonst ähnliche Darstellungen zu vereinfachen, seine allzu sinnliche und menschliche Auffassung von der übersinnlichen Welt zu vergeistigen. Der Palast Satans, das Pandämonium, im V. P. hat weite Vorhöfe, Tore und eine weite Halle. „Beschwingte Herolde mit würdigem Aufzug und Trompetenschall laden die Geister. Satan ist geschmückt mit stolzem Helmbusch; ein schwerer Schild ätherischen Stoffes, massig, groß und rund, bedeckt die Schulter ihm; sein Speer gleicht der höchsten Tanne; eine Herrscherfahne führt er, die hoch aufgerichtet gleich einem Meteor im Winde wallt mit Seraphwappen und Trophäen. Und so führt er auch an der Spitze seiner Heere Schlachten gegen den Erzengel Michael und die himmlischen Heerscharen. Da rasseln die Räder der ehernen Wagen heran; mit Kriegsschall von Zinken und Trompeten rücken die Legionen vor; es starren die Speere, die Helme, die Schilde geziert mit prahlerischer Schilderei. Tiefschlundigen Maschinen entquillen Feuermassen, verderbliche Geschosse und Kugeln; Kettendonnerkeile fliegen" usw. usw. (Ges. I u. VI.) — „Im reinen Empyreum aber thront Gott; vor einem Thron legt man mit Amarant und Gold durchwobene Kränze nieder; denn der Amarant wächst und blüht hier, des Lebens Quell beschattend. Mit seinen Blüten krönen die Locken umringt von Strahlenschein die seligen Geister. Von solchen Kränzen dicht besät lächelt des Estrichs Glanz. Hier ergreifen die Engel die goldenen, stets rein gestimmten Harfen, die an ihnen gleich Köchern hängen" usw. usw. (Ges. III.). — Eine solche vergleichende Hinweisung auf die Phantastik Miltons wird den Schüler gerechter machen in der Beurteilung des Fluges seherischer Intuition, welchen die Phantasie Klopstocks nimmt.

3. Die Handlung selbst.

Allgemeine Organisation derselben und Auflösung in ihre — zum Teil typischen — Elemente.

Vorbemerkung. Auch hier, wie bei der Betrachtung der Schauplätze und der handelnden Personen, wird es zunächst darauf ankommen, durch Ausscheidung alles kleineren oder unwesentlichen Nebenwerkes, durch Feststellung des Kernes der Handlung, sowie der bedeut-

1) Über die allgemeine Teilnahme der Zeitgenossen Klopstocks an dem Geschick dieser dichterischen Gestalt und die religiösen Skrupel, ob er als ein gefallener Engel nach der Schrift wieder zu Gnaden angenommen werden dürfe, vgl. die ausführlichen Mitteilungen Hamels in den Klopstock-Studien III (Geschichte des Abbadona), S. 166 ff. Abbadonas Schicksal wurde z. B. während des Aufenthalts Klopstocks in Magdeburg (vor der Reise nach Zürich) im Sommer 1750 namentlich von seinen „liebenswürdigen Leserinnen" eifrig beraten. (Hamel I, LXIII.)

samen Nebenhandlungen, durch Sichtung und Ordnung ihrer Bestandteile nach Art und Zusammensetzung die zunächst noch erdrückende Menge des Stoffes für den Schüler übersichtlich und durchsichtig zu machen, die allgemeine Totalauffassung desselben zu erleichtern und zu ermitteln, damit er allmählich und schließlich, soweit es hier überhaupt möglich ist, zu einer geistigen Herrschaft über den Grundstock der Handlung gelange. Dabei wird vorausgesetzt, daß einem Primaner aus früherem Unterricht bekannt sind die Begriffe sichtbare und unsichtbare[1]) Handlung, Erweiterung der Handlung (durch Zurückgehen auf die Vorgeschichte oder auf Vorausliegendes), Steigerung (Potenzierung) und Konzentrierung derselben, daß sie sich vollzieht nach Anfang, Mitte und Ende (Aristoteles' Poetik, c. 7), ihren Gang aufwärts nimmt, durch retardierende Momente gehemmt, durch sogenannte fixierende[2]) Momente gleichsam zur genaueren Betrachtung fixiert wird, ihre Höhepunkte hat, einer Katastrophe zustrebt usw. Darüber vergleiche des Verfassers Aufsatz: „Winke betreffs die Aneignung der Kunst des Erzählens" in den „Pädagogischen und didaktischen Abhandlungen" Bd. I, S. 568 ff. — Die eingehendere Darbietung und Würdigung der großartigsten und dichterisch vollendetsten Stellen schließt sich jedesmal unmittelbar an die hier gegebene Nachweisung ihrer Stellung im ganzen Aufbau an.

A. Haupthandlung.

Schon aus der voraufgehenden Darlegung ergibt sich, daß die Handlung des Messias zu scheiden ist in eine sinnliche, auf der Erde sich vollziehende, und in eine übersinnliche, welche sich im Himmel und in der Hölle vorbereitet. Mit der letzteren wird in großartigster Weise das Eingreifen einer unsichtbaren Handlung eingeführt. Verknüpft werden beide Gattungen äußerlich dadurch, daß sie nacheinander um folgende Schauplätze sich konzentrieren (konzentrierte Handlung): den Ölberg, Tabor, Golgatha und das Kreuz daselbst, das Heilige Grab, den Tabor, den Ölberg, so daß sie in dieser Beziehung einen Kreislauf beschreibt, in dessen Mitte das Kreuz auf Golgatha steht; — innerlich dadurch, daß sie in dem Erlösungswerk selbst ihren Mittelpunkt haben. Die Durchführung dieses Hauptthemas wiederum hat zu Marksteinen: äußerlich angesehen die drei großen Ereignisse von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt; innerlich betrachtet die einzelnen Stadien in dem Gericht Gottes, des Weltenrichters, über das sündige Menschengeschlecht. Diese Stadien sind folgende:

---

1) Das beste Beispiel einer echt dramatischen Verwendung dieser beiden Gattungen von Handlungen bietet Uhlands bekanntes Gedicht: „Das Glück von Edenhall." (Vgl. Band V, 1 Abt. [Wegweiser durch die klassischen Schuldramen] S. 291 f.) — In der Emilia Galotti von Lessing beruht eine Hauptschönheit der Dichtung darauf, daß neben der sichtbaren Handlung eine unsichtbare nebenhergeht, bis sie beide zusammenstoßen. (Vgl. ebenda S. 87 f.) Der ganze Bau des Wallenstein von Schiller ist auf dieses poetische Motiv gegründet usw. usw. In der Tragödie verbindet sich der Begriff der unsichtbaren Handlung mit dem Begriff des Schicksals. (Vgl. dazu Abhandlungen I, S. 559 ff.)

2) Vgl. Abhandlungen I, S. 572 Anm. 8.

I. Vorbereitung des Gerichtes:
   1. Das feierliche Gelübde des Messias, die Menschen zu erlösen und das Gegengelübde Gottes, die Sünde zu vergeben (I, 135 ff.). Schauplatz: der Himmel (Jehova) und der Ölberg (Christus).
   2. Vorladung der sündigen Menschen zum Gericht. Eintreten des Messias in dasselbe, anstatt des Menschengeschlechtes (V, 1 ff., 289 ff., 339 ff.). Schauplatz: der Tabor (Jehova), Gethsemane (Christus).

II. Vollziehung des Gerichtes durch den Kreuzestod des Messias (X). Schauplatz: Golgatha (Sinai).

III. Hindurchgehen[1]) des Messias durch das Gericht in der Auferstehung (XIII). Schauplatz: das Heilige Grab.

IV. Der Messias selbst schon Gericht haltend als ein Richter der Toten (XVI). Schauplatz: der Berg Tabor.

V. Ausblick in die Vollendung des jüngsten Gerichtes durch eine Vision Adams (XVII—XIX).[2])

VI. Der Messias zur Rechten des Vaters erhöht als Richter der Welt durch die Himmelfahrt (XX). Schauplatz: Ölberg und der Thron Gottes im Himmel.

Erst der Blick von dieser Höhe aus führt dazu, dem Dichter gerecht zu werden und darzutun, daß hier in echt epischer und denkbar erhabenster, ja allzu erhabener Weise ein Wille und eine Tatenwelt zum Gegenstand der Dichtung gemacht und daß somit der Vorwurf, „ein Leiden werde zum Mittelpunkte eines Epos gemacht, das doch ein Handeln voraussetze“ (W. Herbst, Hilfsbuch S. 121), nicht völlig berechtigt ist. Auch die Ausführung ist höchst charakteristisch für die ganze dichterische Intuition Klopstocks, und ein kurzes Verweilen bei ihr wird vorzugsweise geeignet sein, auch den Schüler auf die rechte Höhe der Betrachtung zu heben, ihm von hier aus die rechten Perspektiven zu eröffnen und ihn begreifen zu lassen, wie der Dichter bei so erhabenem und universalem Standpunkte fürchten konnte, die Schwingen seiner Phantasie möchten ihn zu tief hinabtragen, wenn er die irdischen und rein menschlichen Handlungen und das zu diesen gehörige Nebenwerk zu eingehend behandle. Zu diesem Zweck geben wir hier sofort zur Vertiefung der Betrachtung und zur weiteren Einführung in die Eigentümlichkeit der Klopstockschen Poesie einige

Situationszeichnungen.

A. Der Eidvertrag zwischen Jehova und dem Messias (I. Gesang, Anfang). Der Messias hat sich in der Nacht nach dem Ölberg begeben (s. oben S. 289). Lindere Lüfte, gleich dem Säuseln der Gegen-

---

1) Jes. 53, 8: „Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen.“
2) Der Schauplatz — des Inhaltes der Vision — fällt hier fort; Adam selbst befindet sich unter den Zedern des Tabor. (XVIII, 5 u. XIX, 260.)

wart Gottes, umfließen sein Antlitz. An dem Gabriel vorbei, der ihn vergeblich zur Nachtruhe auffordert, geht er seinem Vater entgegen, tritt voll Ernst auf die Höhe des Berges „am benachbarten Himmel". Dort ist Gott; mit ihm redet Jesus. Er trägt vor ihn die Erinnerung an die Zeit, wo im Schmerz über die einst seligen, nun von der Sünde entstellten Kinder Edens der Messias Tränen des Mitleides weinte und Gott um dieser Tränen willen sprach:

Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen (I, 98);

wie danach beschlossen wurde das Geheimnis, das Blut der Versöhnung,

Und die Schöpfung der Menschen erneut zu dem ewigen Bilde (100);

wie der Messias sich selbst dann erkor, die göttliche Tat zu vollenden und verlangend nach seiner Erniedrigung die Erde und das heilige Land sich aussuchte in heiligen „wallenden Freuden", daß nun bald alle Geschlechte der Menschen sich ihm heiligen würden.[1])

„Siehe, da bin ich, mein Vater.[2]) Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Erhebe dich, Richter der Welt! Hier bin ich!
Töte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung!
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten: so tut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf und führt mich jauchzend,
Vater, zurück in Triumph zu deinem erhabenen Throne!
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich Ewiger leiden!"
Weiter sagt er und sprach: „Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin wie du: ich will die Menschen erlösen."
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: „Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: ich bin
Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben."
(I, 122 ff.)

Die Szene ist ein Eidschwur (Verwertung des homerischen Motives der ὅρκοι s. unten), die Situation von der menschlichen Eidesleistung in das Grandiose übertragen und zwar so, daß das Erhabene in dem Schwur des Messias von dem noch Erhabeneren in dem Schwur Jehovas überboten wird. Der Messias erhebt gen Himmel sein Haupt und seine Hand in die Wolken; Jehova breitet sein Haupt durch die Himmel und seine Arme aus durch die Unendlichkeit. Die Vision ist so plastisch gezeichnet, daß sie unwillkürlich an die Schöpfungen Michel Angelos und

1) Dieser Rückblick in die vorzeitliche Vergangenheit und die Tage fernster Zukunft ist Erweiterung der Handlung.

2) Vgl. Paul Gerhardt in dem Liede: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld. . . . . V. 3: „Ja, Vater, ja von Herzensgrund, leg auf, ich will dir's tragen. Mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken ist dein Sagen" usw.

Raffaels (s. oben S. 279) erinnert, welche doch schwerlich Klopstock bekannt waren. Daß sie der berühmten Stelle der Ilias vom Schwur des Zeus (I, 528 ff.) ebenbürtig ist, ja „dem höchsten Wesen anständiger", hat schon Lessing bemerkt (Anhang zum Laokoon, Hempelsche Ausgabe S. 230.[1]) Die psychologische Motivierung, daß der Entschluß als ein freier Entschluß vom Messias selbst ausgeht, ihm sein Tod also nicht aufgenötigt wird, was eine befriedigende Wirkung hindern würde; daß dieser freie Entschluß aus seiner Liebe zur Menschheit und zur Erde erklärt, ja als eine heilige Freude bezeichnet wird; daß er diesen Entschluß als einen freien durch ein fünfmaliges ich will bekräftigt; daß das von Jehova seinerseits ihm zugesicherte einmalige „Ich will" die epische Handlung als Offenbarung der denkbar höchsten Erhabenheit des Willens und der Tat ankündigt, — das alles ist von hoher Wahrheit und Schönheit.

Dann aber folgt, um den Moment als einen für die ganze Schöpfung entscheidenden deutlich zu machen und ihn dementsprechend in seiner ganzen Größe hinzustellen, eine Ausführung (V. 146—157), welche die ganze Schöpfung zu Zeugen dieses Momentes macht. Ein ehrfurchtvolles Beben geht durch die ganze Natur (vgl. Ilias I, 530), wartend liegt da, wie vor dem nahen Gewitter, die Erde und schweigend der Weltkreis; die noch ungeborenen, erst werdenden Seelen zittern; in die Seelen der künftigen Christen kommt sanftes Entzücken, ein Vorgefühl des ewigen Lebens; Schauer erfaßt die himmlischen Heerscharen, und die satanischen Geister sinken, ihren Thronen entstürzend, sinnlos und verzweifelnd in die unterste Hölle. — So wird der ganze Kosmos des Unbeseelten und des Beseelten zum Zeugen, ja zum Mitteilnehmer des Vorganges gemacht, höchst charakteristisch für das ganze Epos, durch welches dieses Motiv sich hindurchzieht und bei allen großen Marksteinen der Haupthandlung jedesmal von neuem verwendet wird (s. unten „Parallelen").

Eine andere poetische Schönheit ergibt sich endlich, wenn man nach der ursprünglichen Folge bei Klopstock, die wir oben ein wenig verändert haben, die Verschiedenartigkeit und Steigerung der Wirkung des Schwures Gottes beachtet: „Die Natur erbebt ehrfurchtsvoll; werdende Seelen erzittern und empfinden zuerst: die Seraphim erschauern gewaltig; sanftes Entzücken kommt nur in des künftigen Christen Herz, die Satane sinken sinnlos dahin". (Hamel I, S. 16, Anm.).

B. Das Gericht Jehovas auf dem Berge Tabor (Gesang V).[2]) Jehova sitzt tiefernst auf dem ewigen Thron; furchtbar ist sein

1) Sein Zusatz: „Die Worte seien aus keinem malerischen Gesichtspunkt genommen; es sei nicht der geringste Zug darinnen, den der Maler ebenso brauchen könnte, als ihn der Dichter gebraucht hat", ist durch den Hinweis auf Michel Angelo und Raffael tatsächlich widerlegt.

2) Klopstock gestand, er habe den V. Gesang immer besonders geliebt. Cramer fügt hinzu, „daß kein anderer der 20 Gesänge diesen fünften an stiller, ernster Erhabenheit, dem Urcharakter Klopstocks, völlig erreiche, wenig-

Antlitz. „Lauter Gericht" strahlt aus seinen Augen, Donner zu zehntausend den fahren herab, und das Rauschen eines dritten zehntausend vernimmt man schon von ferne. Die Sterne fliehen vor seinem Ernst; die Harmonie der Sphären ist verstummt; es schweigen die Welten, alle Seraphim und Cherubim. — Nun erhebt er sich von seinem ewigen Thron, daß des Allerheiligsten Berge zittern und der Altar des Mittlers bis in seine Grundfesten. Dann wandelt er einher durch den Weg der Sonnen, der hinab zur Erde sich senkt, gefolgt in der Ferne von Seraph Eloa (vgl. oben S. 298 f.); er naht sich der Erde, schaut sie an

> Aus der Mitternacht, in die er einsam gehüllt war.
> Und er sahe der Erd' Antlitz mit Götzen-Altären,
> Sah es mit Sündern bedeckt; auf ihren weiten Gefilden
> Ausgebreitet den Tod, des Richters ewigen Zeugen!
> Alle Sünden, vom Anbeginn der Schöpfung herunter
> Bis zum Gericht. (V, 290 ff.)

Nun ruht er auf Tabor, hält den tief erzitternden Erdkreis[1]), daß er nicht vor ihm zerstäubt in das Unermeßliche, wendet gegen Eloa sein schauendes Antlitz. Der versteht den Blick, steigt von dem Tabor gen Himmel, hebt zum Ölberg niederschauend die Donnerposaune, daß des Weltgerichts Entsetzen aus der Posaune ertönen, und ruft:

> Bei dem furchtbaren Namen
> Dessen, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer
> Mit Unendlichkeit maß; der hält die Schlüssel des Abgrunds,
> Der mit rügender Flamme die Hölle, den Tod mit Allmacht
> Und mit Gericht bewaffnet! Ist einer unter den Himmeln,
> Welcher statt des Menschengeschlechts im Gericht will erscheinen,
> Dieser komme vor Gott!
>
> Und der Gottmensch schaute dem hohen Seraph ins Antlitz,
> Hörte den Klang der Posaune! Da ging er mit schnellerem Schritte
> In Gethsemane fort. Noch folgten ihm drei von den Jüngern
> In die schreckende Nacht. Er entriß sich ihnen, und eilte
> Ganz in das Einsame hin. Jehova hub das Gericht an. (V. 335 ff.)

Die Szene ist eine Gerichtsszene denkbar erhabenster Art; Schauplatz derselbe Berg, welcher als Ort der Verklärung (Luk. 9, 35), also der Bezeugung seiner Herrlichkeit galt; die Handlung selbst von erhabendster Einfachheit, nur stumme Handlung in den Hauptträgern, dem Messias und Jehova. Stumm erteilt Jehova dem Eloa den Befehl; in stummem Gehorsam antwortet der Messias mit stummer Tat. Das Wort: „Jehova hub das Gericht an" schließt als ein Markstein die Vorbereitung des Gerichts ab und eröffnet das Leiden selbst.[2]) Wenn dann im folgenden (Gebet des Messias in Gethsemane) das Wort: „Vater, Dein Wille geschehe" wiederkehrt, so wird dadurch diese Szene mit der großen Eingangsszene

stens keiner ihn übertreffe". Lessing gestand: „Der Dichter hat hier unsere Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen". Vgl. Hamel I, S. 229, Anm. — Vgl. auch die ähnliche Schilderung im 50. Psalm.

1) Vgl. Hom. Il. V, 839, wo des Diomedes Streitwagen die Göttin Athene trägt und unter ihrer lastenden Wucht die Achse stöhnt.

2) Vgl. den Markstein Ilias XI, 604: κακοῦ δ' ἄρα οἱ πέλεν ἀρχή, welcher die Geschichte vom Untergang des Patroklos und damit von dem selbst verschuldeten Leiden des Achill eröffnet.

(s. oben A.) verknüpft. In dem ganzen aber wird — sehr bezeichnend für das Wesen Klopstockscher Poesie und im besonderen für den dichterischen Charakter des Messias — ein rein seelischer Vorgang zu einer äußeren Handlung gemacht, welche zugleich einen übersinnlichen Vorgang (das Gericht Jehovas auf dem Berge Tabor) widerspiegelt (Konzentrierung der Handlung). Ebenso wird das Abstrakteste (die Sünde der ganzen Menschheit) gleichsam persönlich gestaltet. Die Sünden selbst kommen vor Gott und zwar zuerst die der Heiden, „der Götzensklaven", als die geringeren, dann diejenigen der Diener Jehovas, endlich die der Christen und von diesen alle, die in der Tiefe des Herzens begrabenen, selbst die „der fliegenden, schnellen Gedanken", oder „der zarteren Empfindungen", das ganze nächtliche Heer der Sünden, sie alle kommen

> Aufgetürmt in Riesengestalten und näher dem Donner.
> Alle rief mit allmächtiger Stimme das ernste Gewissen
> Hin vor Gott, nannt' alle mit Namen, die namenlos waren
> Unter dem Menschengeschlecht, das sich täuscht. (V, 307 ff.)

Und sie alle nimmt auf sich in stummem Erbarmen der Messias. — Es ist dem Schüler heilsam, wenn ihm einmal die Wahrheit eines christlichen Glaubenssatzes als eine konkrete Wirklichkeit vor Augen gestellt wird, und die kühne Erhabenheit der visionären Vorstellung wirkt hochpoetisch, so abstrakt der Stoff an sich ist; einem unbefangenen Gemüt wird sie immer imponieren. Zugleich erweitert sich die Szene zu einer großen, wenn auch stummen Versammlung (homer. Motiv: ἀγορά). Endlich mag darauf hingewiesen werden, daß auch die diesem Abschnitt eingefügten Episoden von feinstem, dichterischem Gefühl zeugen. Auf dem Wege vom Himmel zum Tabor und zum Gericht geht Jehova vorüber an den Seelen der Weisen aus dem Morgenlande, welche ein Seraph nach dem Tode verklärt hat, weil sie einst den Heiland geschaut und ein Leben in der Übung christlicher Tugend geführt haben; ein Gegenstück also zu der sündigen Welt, welche zum Gericht nach Tabor geladen wird. Auf demselben Weg berührt Jehova sodann jenes oben S. 299 erwähnte Gestirn einer auch von menschlichen Wesen bewohnten glückseligen Erde, wo Sünde und Tod nicht regieren, sondern die Menschen in ewiger Jugend ein unsterbliches Leben führen, ein neuer Gegensatz zu der sündebeladenen Erde, deren „Sünderheer" Jehova sich anschickt zu Gericht zu ziehen. So wird der Erde das Bild des Antlitzes vorgehalten, welches sie selbst einst besaß vor dem Sündenfall und einst wiedergewinnen wird, „verneut zu dem ewigen Bilde" (s. oben A S. 305). Denn er selbst, der Messias, hatte „mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen". (I, 79.) Dann soll aus allen Bezirken die erneute Natur mit verneuter Schönheit entgegenleuchten.

> Denn Jehova will selbst nach dieser Jahrhunderte Kreislauf
> Einen Ruhtag Gottes, den zweiten erhabneren Sabbat,
> Bei sich feiern. (I, 454 ff., vgl. XIII, 758 ff.)

Das sind freieste Erfindungen eines echt dichterischen Geistes. Ein näheres Eingehen auf die übrigen Stadien II—VI wird mit der Betrachtung der folgenden Kreise verbunden.

In den großen Rahmen der Haupthandlung des Gerichtes, welche zwischen Jehova und dem Messias sich vollzieht, sind nun die übrigen Kreise der Handlung so eingetragen, daß sie in immer engeren Grenzen einen Antagonismus darstellen zwischen dem **Messias** und: I. **den Mächten der Hölle** (Führer: Satan und Adramelech), II. **den Feinden in Israel** (Führer: Philo und Kaiphas), III. **dem Verräter im Kreise der eigenen Jünger** (Judas Ischariot).

Es stellen also Adramelech, Philo, Judas Ischariot eine einheitliche Reihe dar, welcher der Messias leidend gegenübersteht. So ist eine Wechselwirkung von Handlung und Gegenhandlung, Spiel und Gegenspiel[1]) gegeben; aber darüber steht Gott selbst und seine himmlischen Herscharen, und was die Gegner des Messias tun, ist nur Zulassung und Ratschluß Jehovas selbst. So löst sich der Widerspruch, der zunächst darin zu liegen scheint, daß Satan gemeinsam mit Gott den Tod des Messias betreibt und damit ein Werk fördert, welches der Menschheit nicht Fluch und Verderben, sondern das Heil und die Erlösung vom Verderben bringt. Es wird die Erhabenheit Jehovas nur in ein helleres Licht gestellt, wenn seinen Zwecken auch die satanischen Mächte untertan sind, ohne es zu wollen und zu wissen, und wenn Satan selbst als Kraft erscheint, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Und darauf beruht der weitere Aufbau der Handlung: wie Satan den Adramelech, den Philo und Judas Ischariot über ihnen stehend bestimmt, so herrscht die Gewalt Jehovas in unerreichbarer Höhe über dem Satan. Deshalb wird auch die Gesamthandlung, nachdem Gott und der Messias in stiller Beratung das Erlösungswerk beschlossen, und gegenseitig im Eidvertrag sich zugesichert haben, durch eine feierliche Versammlung aller himmlischen Heerscharen[2]) eröffnet, in welcher Gott selbst und durch den Mund seines „Erwählten", des Seraph Eloa, allen Engeln und seligen Geistern „die Vollendung seiner geheimsten, erhabensten Tat" ankündigt, den Engeln den Auftrag gibt, durch die Kreise der ganzen Schöpfung verteilt bis in das Innere der Erde hinab (s. oben S. 291 f.) auf den anbrechenden großen Sabbat vorzubereiten, endlich die seligen Christen, d. h. die Seelen der im Glauben abgeschiedenen Väter, einladet, als Zeugen „von ferne des Erlösers versöhnende Taten zu betrachten". Deshalb ferner bleibt der Wille und das Eingreifen Jehovas und seiner heiligen Heerscharen das die ganze folgende Handlung fort und fort unsichtbar Begleitende und Bestimmende; deshalb endlich wird der das ganze Epos abschließende Triumphgesang auf den Messias zu einem Triumphgesang auch auf Jehova und kann in den letzten Versen als Ziel bezeichnet werden:

> Siehe, der Hocherhabene war, der Unendliche war, er,
> Den noch alle kennen, dem alle danken noch werden,
> Aller Freudentränen noch weinen, Gott und der Vater
> Unseres Mittlers, der Allbarmherzige, war in der vollen
> Gottesliebe verklärt! Der Sohn des Vaters, des Bundes
> Stifter, er, der erwürgt von dem Anbeginne der Welt ist,
> Den noch alle kennen, dem alle noch danken werden,
> Aller Freudentränen noch weinen, siehe, das Opfer

1) Wir entlehnen diese Bezeichnung G. Freytags „Technik des Dramas", vgl. „Pädagogische und didaktische Abhandlungen" I, S. 571.

2) Verwertung des homerischen Motivs der ἀγορά (θεῶν), wie die voraufgehende Beratung Jehovas und des Messias an das Motiv der βουλή (γερόντων) erinnert (s. unten Abschnitt 4).

Für die Sünde der Welt, der Getötete war, der Erstandene,
Jesus der Mittler, der Allbarmherzige war in der vollen
Gottesliebe verklärt! So sah den Vater der Himmel
Aller Himmel! So sehn den Sohn des Vaters aller
Himmel Himmel! Indem betrat die Höhe des Thrones
Jesus Christus und setzte sich zu der Rechte des Vaters.
(XX, 1174 ff.).

Wir geben nunmehr eine kurze Übersicht über die Hauptstadien in der Durchführung der oben genannten Themen; sie wird den Schüler leicht in den Stand setzen, sich in der verwirrenden Menge des Stoffes zurecht zu finden.

I. Satan (Adramelech) und Christus.

1. Satan schart die Fürsten der Hölle um seinen Thron (homer. Motiv: *βουλὴ γερόντων*). Er beschließt den Tod des Messias:

II, 518 Denn er will das ganze Geschlecht der sterblichen Menschen
Von der Sünd' und dem Tode befreien.

— — — — — — — — — — — — — —

595 Er soll sterben, ja sterben! er, der das ganze Geschlecht der Menschen,
Eigenmächtig vom Tode befreit. Dich leg' in den Staub ich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

613 Er soll sterben! So wahr ich, des Todes Erhalter und Schöpfer,
Unbezwingbar durchlebe die kommenden Ewigkeiten:
Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwesung
Auf dem Wege zur Hölle vorm Antlitz des Ewigen ausstreun.
Seht den Entwurf von meinem Entschluß. So rächet sich Satan.

(Homerisches Motiv: *ὅρκοι*. Parallele zum Eidschwur Jehovas s. oben S. 305.)

Abbadona wagt zu widersprechen; er will keinen Anteil an der finsteren Entschließung. Ihn schlägt Adramelech mit seinem Worte nieder; der Satane ganze Versammlung willigt ein, den Messias zu töten. (Gesang II.)

Verknüpfung mit der den Messias zunächst betreffenden voraufliegenden Haupthandlung: Jesus hatte in den Gräbern am Fuße des Ölberges einen Besessenen, den Samma, getroffen, welchen Satan nach langsamen Qualen aus der Ferne im Begriff war, unter des Messias Augen am hangenden Felsen zu zerschmettern. Jesus richtet sein helfendes Antlitz auf Samma, gibt ihm Genesung und scheucht den Satan zurück. Satan gibt sich zu erkennen: „Ich bin Satan, König der Welt, die oberste Gottheit unsklavischer Geister" (homer. Motiv: *ἀναγνώρισις*), versucht noch einmal den Samma zu vernichten, muß „vor des ruhig schweigenden Mittlers stiller, verborgener Gewalt" entweichen, ist aber nun durch eine persönliche Tat in einen persönlichen Antagonismus zum Messias getreten und führt den Beschluß der Hölle herbei, auch in persönlichem Rachegefühl: „So rächet sich Satan." — Aber auch diese transzendente Handlung des Satan und der Hölle wird mit der irdischen des Messias am Ölberg verknüpft. Als Satan geendet: „So rächet sich Satan", rauscht ein wehendes Blatt zu den Füßen des Messias; an demselben hing ein sterbendes Würmchen; der Gottmensch gibt ihm das Leben (s. unten das Thema Unsterblichkeit), und mit eben diesem, dem geringsten Erdengeschöpf voll Erbarmung zugewendeten Blicke sendet er dem Satan Entsetzen, daß ihm die Hölle zu versinken schien. (II, 618 ff.)

2. Satan und Adramelech steigen hinab zum Ölberg, dem nächsten Schauplatz der irdischen Handlung (Ges. II. Schluß). Dort wird Satan Zeuge eines Gespräches der Engel über Judas Ischariot, daß dieser von Eifersucht gegen den Lieblingsjünger Johannes und heimlichem Haß gegen den Erlöser selbst erfüllt sei, auch, obwohl ursprünglich nicht unedel, durch Begierde nach Reichtum geblendet, von dem neuen Messias-Reiche irdischen Glanz für sich erhoffe. Das wird Anlaß für den Satan, sich auf den Ischariot niederzulassen, einen verführenden Traum über ihn auszugießen. und das klopfende Herz zu Begierden der Bosheit zu entflammen, obwohl Ithuriel, der Schutzengel des Judas, dreimal auf Flügeln des Sturmes durch brausende Zedern um ihn schwebend und dreimal mit mächtigem Schritt an ihm vorbeigehend, „daß des Berges Haupt unter ihm bebte", ihn aus dem Schlummer zu wecken versuchte. Satan erscheint dem Judas in der Gestalt seines Vaters, zeigt ihm in einer Vision die künftigen herrlichen Königreiche der Jünger, das vor allem herrliche des Johannes und das ärmliche, ihm selbst einst bestimmte, und fordert ihn auf, den säumenden Messias zu seiner Erlösung und zur Errichtung seines „herrlichen Reichs" (III, 627 ff.) zu nötigen, dadurch, daß er zum Schein ihn den Priestern ausliefere. (Gesang III, 556 ff.) So treibt Satan Judas zum Verrat (Verknüpfung mit der Handlung der Engel und des Judas). — Ebenso sucht er den Kaiphas auf, ihn auch durch dunkle Traumgesichte zu täuschen (III, 679 ff. und IV, 1 ff.) [hom. Motiv: ὄνειρος][1]), veranlaßt ihn dadurch, die Versammlung der Priester und Ältesten zu berufen, seinen Traum und die darin gegebene Mahnung, das Heiligtum durch den Tod des Messias zu schützen, zu erzählen, und weiht schließlich auch den Philo zu seiner entscheidenden Rede gegen den Messias (IV, 284 ff.).

3. Das Gericht in Tabor ist vollzogen (s. oben B.); das Leiden in Gethsemane hat begonnen; da erscheint Adramelech — durch die Gedanken des Heilandes selbst, welche auf die ewige Qual der Verdammten in Mitleid gerichtet gewesen waren, gleichsam zitiert (Verknüpfung), — des Messias zu spotten. (V, 428 ff.)

> Aber es wandte der hohe Messias sein Angesicht, sah ihn
> An mit der Miene des Weltgerichts. Der Wütende fühlte,
> Wer ihn ansah, bebt' ohnmächtig zurück in sein Elend. (V, 439 ff.)

Es versinkt vor ihm die Welt; nur die Empfindung der Leere bleibt, und „zuletzt vermocht er kaum zu entfliehen". (V, 445 Parallele zu oben 1. Schluß.)

4. Der Sündenversöhner trägt gegen den Hügel von Golgatha sein Kreuz. Da schweben über dem Kreuze in wildem Triumphe Satan und Adramelech; aber Eloa, der den Kreis der Engel zur Feier des großen Sabbat um Golgatha geschlossen hat, hub sich vom Tempel zu

1) Der Anfang der ersten Traumerscheinung: „Und du schläfst, Ischariot" usw. (III, 578) zeigt eine ganz deutliche Beziehung auf Ilias II, 23: εὕδεις, Ἀτρέος υἱέ usw., das Traumgesicht, welches Zeus dem Agamemnon sendet.

Jerusalem her, von Gottes Schrecken umgeben, in seiner vollen Herrlichkeit gegen die ewigen Sünder empor, und leuchtend daherrauschend im Sturm scheucht er mit forschendem Blick die Widerstrebenden hinab in die Tiefen des Toten Meeres. (VIII, 116 ff.) — Hier trifft sie der „menschenliebende" Blick des am Kreuze hängenden, sterbenden Messias; begleitet von erderschütternden Schrecken, dringt er bis in die nächtlichen Tiefen des Toten Meeres; und es sanken die beiden Verworfenen bis zur niedrigsten Stufe ihres Elendes herab (Parallele zu oben 1.). Es fühlte die Hölle des Überwinders Gerichte; aber vor allen empfanden sie Adramelech und Satan.[1]) Sie geben den Empfindungen der sie umfangenden Nacht von Qual und Verzweiflung Ausdruck.[2]) (X, 85 ff.)

5. Das Heilige Grab ist zum Mittelpunkt der Handlung geworden; die Auferstehung des Messias steht bevor, wiederum sind die himmlischen Heerscharen versammelt. Da macht sich der Todesengel Obaddon auf, in Nacht gehüllt, ruft Satan und Adramelech, die Ewig-Toten, aus dem Toten Meere herauf. Mit türmender Woge kommen sie, treten vor ihn und empfangen von ihm den Befehl, entweder als Zeugen des Triumphes des auferstehenden Heilandes zum Heiligen Grabe zu kommen oder zur Hölle zu fliehen. Satan wählt das Erste, Adramelech zuerst das Zweite, sodann das Erste, um dort „in der Versammlung der Heiligen eine Lästerung, schwarz wie die Nacht der untersten Hölle, herauszuströmen"; aber er wird nunmehr zur Hölle hinabgestoßen, wie wenn Gebirge nahender Sterne krachend auf ihn niederschmetterten, ihn fortwälzend in dampfenden Trümmern. Dorthin entsinkt, von Gabriel in einem Organ gejagt, durch die Schöpfung hinabrauschend auch Satan, nachdem er von des Auferstandenen Anblick sinnlos an des Grabmals Felsen niedergestürzt war. (XIII, 453 ff., 879 ff.)

6. Der Tabor ist Schauplatz der Handlung geworden.[3]) Dort hat sich der Messias als Richter der Welt offenbart (s. oben S. 304, IV). Von hier begibt er sich hinab zur Hölle, die gefallenen Geister zu bestrafen. Er tritt in das offene Tor der Hölle, steigt hinunter in die Tiefe der Tiefen, geht auf den Thron des Abgrundes zu (s. oben S. 294), Allmacht im Antlitz, Eden unter des Wandelnden Fuß, sonst Hölle wieder ringsum. Es wollen die Satane fliehen, oder sie begehren zu sterben; aber Flucht ist ihnen versagt, kein Tod erbarmt sich ihrer. Es stürzt der Thron des Abgrundes in Trümmer;

Dampf, Flammen entstiegen der liegenden Trümmer,
Schossen, wallten empor, und weit umher in Gehenna
Krachten tausendmal tausend der Widerhalle. Der Tempel
Stürzet, und keine Trümmer war des Gewesenen Zeugin. (XVI, 605 ff.)

1) Vgl. Ilias XV, 318 ff.: Apollo mit der Ägis die Achäer vor sich herscheuchend. — Durchaus nicht nur passiv also wird der „leidende" Messias dargestellt, sondern fort und fort aktiv eingreifend, wenn auch nur mit einem Blick seines Auges, s. unten S. 321.

2) Hier mag die ergötzliche Erzählung Goethes in „Dichtung und Wahrheit" (Buch 2) verwertet werden.

3) Jesus sprach: „Eh' zu dem Vater ich gehe, weil' ich auf Tabor oft. Der ist der Ort der Versammlung." (XIII, 876.)

Die satanischen Geister — Abbadona ausgenommen — trifft nicht der Tod selbst, wohl aber die Empfindung ewigen Todes. Zu Totengerippen verwandelt, aber mit unsterblichem Leben, dorren sie ewig dahin, ohne doch vergehen zu können, so sehr sie es auch begehren. So verzehrend ist das Verlangen, den Tod und die Vernichtung zu finden, daß sie sich selbst den Leib, soweit es noch ein Leib war, einander zu zerstören, das Gebein zu zermalmen trachten. Vergebens, nur die Pein bleibt und wird zur ewigen Qual; ihr leihen Satan und Adramelech grausige Schreckenslaute.

II. **Die Feinde in Israel** (Führer: Kaiphas und Philo) und **Christus.** Dieser Kreis tritt erst mit dem IV. Gesang in die Handlung ein.

1. In dem weiten Saale seines hohen Palastes versammelt Kaiphas, durch einen von Satan gesandten Traum (s. I, 2) bestimmt, das Synedrium der Priester und der Ältesten. (Homer. Motiv: *βόυλὴ γερόντων.*) Er ist Sadduzäer und deshalb Philo der Pharisäer sein Gegner. Aber beide sind einig im Haß gegen den Messias, nur daß Philo darin den Kaiphas überbietet.[1]) Er schwört bei dem Geiste Moses' und des von ihm aus Donnern herniedergebrachten Bundes.[2])

> Ich will eher nicht ruhn, als bis dein Hasser erwürgt ist!
> Als bis ich von des Nazaräers vergossenem Blute
> Volle Hände zum hohen Altare der Dankenden bringe
> Und sie über mein Haupt, das lange schon grau war, erhebe! (IV, 168 ff.)

Da rät Gamaliel, die Sache Gott zu überlassen.[3]) Nikodemus segnet ihn dafür. Aber Philo — vom Satan zum entscheidenden Wort geweiht (s. oben I, 2) — antwortet mit einem Fluch auf den Nikodemus und einer grausigen Blasphemie:

> Gott, läßt du mein sterbendes Auge den Jammer erblicken,
> Daß der Empörer von Nazareth siegt, dein ew'ger Bund nichts,
> Daß nichts mehr dein Heiligtum gilt und dein Eid und dein Segen,
> Den du Abraham schwurst und nach ihm den Abrahamiden:
> So entsag' ich hiermit, vor dem Antlitz des ganzen Judäa,
> Deinem Recht und Gesetz! so will ich ohn' dich leben!
> Ohne dich soll mein sinkendes Haupt in das Grab sich legen!" (362 ff.)

Da gedenkt Nikodemus

> An die heilige Nacht, wo allein mit ihm der Messias
> Von der Ewigkeit sprach und von den Geheimnissen Gottes;
> Wo er in Tiefsinn mit Mienen voll Seele, mit himmlischem Lächeln
> Neben ihm stand und sprach: Er sah sein Antlitz voll Gnade.
> — — — — — — — — — — — — — — —
> Also stand er stillanbetend, zu selig, vor Menschen
> Sich noch zu fürchten. Mächtiges Feuer, ein Schauer vom Himmel
> Hub ihn empor. Ihm war, als stünd' er vor Gottes Anschaun,
> Vor der Versammlung des Menschengeschlechts und dem Weltgerichte.
> Auf ihn schaute die ganze Versammlung. Sein Auge voll Ruhe,
> Voll des unwiderstehlichen Feuers der furchtbaren Tugend
> Schreckte die Sünder. Sie fühlten ihn grimmvoll. Er zwang sie; sie hörten. (V. 383 ff.)

---

1) Parallele zu dem Verhältnis des Adramelech zum Satan (s. S. 300).
2) Homer. Motiv: *ὅρκοι.* Parallele zu dem Eide des Satan (s. oben I, 1).
3) Hinübernehmen eines späteren Zuges, Apostelgesch. V, 34 ff.

Und nun bezeugt er mit lautem Bekenntnis den Messias als den sündlosen Heiland der Menschen, weist auf sein Leben voller Segenswunder hin, sagt sich los von aller Mitschuld[1]) und endet damit, treu dem Gebot seines Heilandes, den Philo, der ihm geflucht, zu segnen, daß, wenn er dereinst im Tode unter der Last der Gewissensangst erliegen und Gott lautweinend um Erbarmen anflehen werde, dann Gott ihn erhören und sich seiner erbarmen möge. Und schon hätte die Versammlung, von der Macht seines Zeugnisses überwältigt, sich getrennt, wäre nicht Judas Ischariot erschienen, zum Verrat sich erbietend. (Peripetie. S. unten III.)

2. Jesus hat sich nach dem Gericht auf dem Tabor nach Gethsemane begeben (s. oben S. 307). Engel sind zugegen, auch als ihn die vom Rate ausgesandte Schar der Wächter sucht und findet. (Verknüpfung mit der transz. Handlung.) Judas führt den Haufen. Die Gefangennehmung selbst wird vom Dichter kurz behandelt; der Kuß des Judas ist der Höhepunkt. — Unterdessen harrt im hohen Palast der Priester Versammlung des Ausgangs. Drei Boten erscheinen nacheinander in kunstvoll sich abstufender Folge mit dem Ausdruck des Schreckens und dem immer bestimmteren Bericht von dem Hergang (VI, 100 ff.). — Noch ehe der Messias selbst erscheint, „tritt Satan in die Versammlung und die Freunde der Hölle mit ihm; sie fasset die Priester schwindelnd". (Verknüpfung mit der Handlung I.) Dann folgt die Darstellung des Verhörs und der Zeugen, die Vernehmung und Verurteilung durch den Kaiphas nach dem evangelischen Bericht, aber ohne epische Ausführung der dort gegebenen konkreten Züge und Bilder. Philo ist auch hier der den Kaiphas an Grimm überbietende.

Den Ruf: „Er sterbe", mit welchem die Menge das Urteil des Kaiphas: „Er lästerte Gott" beantwortet, nimmt Philo bestätigend auf!

> „Er sterbe, er sterbe! Die Fülle
> Meines Herzens ergeußt sich! Er sterbe den Tod der Verfluchten!"
> (VI, 477 f. Parallele zu den Worten Satans, oben I, 1 f.)

3. Dann folgt in dem inneren Saal eine neue Beratung des hohen Rates (homer. Motiv: βουλὴ γερόντων) über die nähere Art, wie der Tod zu vollstrecken sei. Philo verachtet, von ihrem Rat zu lernen; er sucht den Messias bei der Wache am sinkenden Feuer auf, sich an seinem Anblick zu weiden. Man führt Jesum zu Pilatus. Die einzelnen Vorgänge daselbst werden nach der Heiligen Schrift berichtet. (Die Loslassung des Barrabas; — beachtenswert seine Charakteristik VII, 664 ff. — das Händewaschen des Pilatus; die Geißelung des Messias und seine Krönung mit einer Dornenkrone usw.). Im Vordergrunde steht wiederum Philo, treibt den Rat an, den Messias zum Pilatus zu führen, klagt ihn vor dem Pilatus an und regt die Menge wider ihn auf. Er bestimmt schließlich in der Besorgnis, Pilatus möchte zur Freilassung Jesu bereit sein, das Volk durch eine fanatische Rede, den Barrabas loszubitten statt des

1) Parallele zu der Rede des Abbadona (s. oben) I, 1).

Messias, der kein Herz für das Volk, für seine Freiheit und sein Geschick habe, vielmehr den grausigen Untergang der Stadt, ja des heiligen Tempels selbst triumphierend geweissagt habe.

4. Zwei Nächte ist die Versammlung der Priester in der Halle der Hohenpriester beisammen gewesen, des Ausgangs unruhvoll harrend. „Der dritte furchtbare Tag kam" (XIII, 906); da erscheinen „mit atemlosem Entsetzen" (928) Boten auf Boten des römischen Hauptmanns vom heiligen Grabe, die Auferstehung des Messias zu künden (XIII, 928 ff.). (Parallele zur Botenszene oben 2.) Philo bricht in ein wahnsinniges Gelächter aus, Kaiphas entbietet die Ältesten; nun erscheint der Hauptmann selbst, bezeugt dem Philo die Auferstehung bei dem Jehova, den anzubeten er gelernt hat. Da entreißt Philo dem Hauptmann das Schwert von den Hüften, stößt es sich

> Wütend ins Eingeweide mit beiden Armen hinunter,
> Schleudert es weit von sich weg und taumelt nieder zu sterben.
> Als er sich wälzt in rauchendem Blute, riß er die Wund' auf,
> Spritzte das Blut gen Himmel: „Ha, Nazaräer!" so ruft er,
> Starb.[1] (XIII, 985 ff.)

Seine Seele aber muß dem Todesengel Obaddon folgen, der sich ihm zu erkennen gibt (homer. Motiv: ἀναγνώρισις) als den Geist der „siebenfältigen Rache" und „der Verderber Einen" und sie durch Gehenna (das Tal der Verdammnis) hinab in die Tiefen der Tiefen entführt (Parallele zu dem Ausgang Adramelechs, s. oben I, 6 und des Judas Ischariot unten III, 3).

III. **Der Verräter im Kreise der eigenen Jünger.** (Judas Ischariot und Christus.)

1. Über seinen Charakter, die Genesis seines Verrates und die Ausführung desselben im Synedrium s. oben I, 2. — Klopstock hat beides mit feinstem psychologischem Verständnis durchgeführt, wenn er den Jünger Jesu nicht als durchaus unedel gezeichnet hat. Auch hier Verknüpfung mit der transzendenten Handlung; von Satan wird Judas verblendet, von seinem Schutzengel Ithuriel gewarnt und, nachdem er zum Verrat sich erboten (II, 1), verlassen; aber er will sein Zeuge am Tage der Vergeltung sein (IV, 983 ff.). — Nun folgen die Vorgänge bei dem Abendmahle nach dem biblischen Bericht. Der Messias bezeichnet Judas als den Verräter erst im allgemeinen:

> „Ja, ich muß es euch sagen! Hier bei meinen Geliebten
> Ist ein Jünger, der mich verraten wird, einer der Zwölfe!"
> (IV, 1145 f.)

reicht auch ihm, der sich wie Johannes zu seinen Füßen niedergeworfen hat, den Kelch:

> Ihm sagte der Gottmensch:
> „Judas, steh auf!" und gab ihm den Kelch, des Todes Gedächtnis.
> Er empfing ihn mit Ruh'. (IV, 1186 ff.)

[1] Offenbar Erinnerung an die Worte des sterbenden Julian: Tandem vicisti, Galilaee!

Er gibt ihm sodann den Bissen; da geht jener mit Ungestüm fort, Nacht im Herzen, in die Nacht von Gethsemane.

Also weiß er's gewiß! Nun wird's der sanfte Johannes,
Der stets lächelt, wenn man um ihn zugegen ist, sagen,
Alles sagen, was ihm an dem Herzen Jesus vertraut ist.
Alle werden es wissen! Es sei! Die neuen Beherrscher
Müssen erst fliehn, eh' sie Könige werden! Vielleicht daß Johannes
Bald sein Lächeln verlernt und in Banden Petrus nicht kühn ist.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und selbst Jesus, wie streng, wie hoch gebietend befahl er:
„Judas, steh auf!" So gebietet er nicht dem Liebling Johannes!
Zwar den Königen wird nicht befohlen! Ich will sie noch sehen,
Eh' sie Könige sind; in der Fessel will ich sie sehen,
Aber ihr Freund will sterben! — Was ist das? Welch' ein Gedanke
Ist das Sterben für den, der selber Tote geweckt hat?
Sterben? Will er mein Herz nur erweichen? Sei du nicht zu menschlich,
Leidendes Herz! Wenn er stirbt, so war's nichts zeigender Zufall,
Daß er so oft den Feinden entging! so ist er ein Träumer,
Und von Gott nicht gesandt! Auch unsere Priester sind Weise,
Sind Geweihte des Gottes der Götter! Sie haßten ihn immer!
Und sie handeln nach Moses' Gesetz! Ich bin ihr Vertrauter!
Aber er wird nicht sterben! Doch will ich ihn sehn in der Kette,
Wie er da redet! Vielleicht, daß er dann der geliebteren Jünger
Hohe Würde vergißt und den niedrigen Judas auch ansieht.[1]
(IV, 1209 ff.)

2. Judas erscheint mit den Häschern in Gethsemane. Schauer entfließen der dunkelsten Nacht und erfassen auch den Verräter. Er überwindet sie:

— — — — Wo ist er? Die Lieblinge sahn ihn,
Wie sie sagen, auf Tabor in Himmelswolken gekleidet,
Aber in Banden noch nicht! So sollen sie jetzo ihn sehen
Und sich Hütten der Freude zu baun vergessen! Doch bebst du,
Schauerndes Herz! Kann Kühle der Nacht auch Männer erschüttern?
Schweig, Empörer! Bald ist es getan! Dann will ich mir Hütten,
Nicht im Traume nur, baun! — — — — (VI, 40 ff.)

Vor dem Heilandswort „Ich bin's" (ἀναγνώρισις) sinkt auch er zu Boden, wie die anderen; aber während ein Todesengel mit nächtlichem Flügel über ihn rauscht, da

Voll verborgenes Grimms, mit aufgeheiterter Miene
Trat er zu dem Messias und küßt ihn! Er hat es vollendet,
Und der Taten schwärzeste schlich wie ein Schatten zur Hölle.
Aber der Gottmensch sah dem Verräter mitleidig ins Antlitz:
„Judas! und du verrätst, durch einen Kuß, den Messias?
Ach, mein Freund, wärst du nicht gekommen!" So sagte der beste
Unter den Menschen und gab sich der Schar, sich binden zu lassen.
(VI, 78 ff.)

3. Als dann Jesus vor Pilatus steht und Judas seinen Tod kommen sieht, eilt er zum Richthaus, wird von der stürmenden Menge zurück-

---

1) Ein Beispiel für die Kunst meisterhafter psychologischer Motivierung.

gedrängt, flieht darauf zum Tempel, bebt zurück vor der hangenden Hülle des Allerheiligsten, wirft den Priestern das Silber zu den Füßen:

> — — — — — — — — „Der Fromme,
> Den ich verriet — sein Blut ist Blut der Unschuld! Das kommt nun
> über mein Haupt", (VII, 153 ff.)

und eilt dann, während Jesus vor dem irdischen Richter sich verantworten muß, selbst dem Gericht entgegen (Kontrast). Ithuriel übergibt ihn feierlich dem Todesengel Obaddon; der tritt auf die Höhe des Hügels, welchen der von namenloser Gewissensqual verfolgte Judas zum Ort des Todes sich selbst schon gewählt hat (Parallele zu Golgatha), hebt die Rechte mir dem flammenden Schwert zum Himmel empor und weiht ihn dem Tode:

> Judas vernahm des Unsterblichen Stimme. So hört ein Verirrter
> Stimmen im einsamen Walde voll Nacht, wenn über den Bergen
> Meilenferne Gewitter die Zeder der Wolk' entstürzen.
> Und er rief in der Wut der Verzweiflung: „Ich kenne das Rauschen
> Deiner Stimme zu wohl, du bist der tote Messias!
> Du verfolgst mich und forderst dein Blut. Hier bin ich! Hier bin ich!"
> Judas rief's mit starrendem Blick und erwürgte sich! (VII, 203 ff.)

Und als dann die Seele sich vom Leibe getrennt hat, das leichtfließende Leben ihr nachgefolgt und sie zum schwebenden Leibe geworden ist, als sie Empfindungen und Denken wiedergewonnen und sich selbst wieder erkannt hat (ἀναγνώρισις), da vernimmt sie aus Obaddons Munde den Auftrag, den dieser von Jehova empfangen hat:

> — — — — „Es ist kein Maß, sie zu messen,
> Keine Zahl, so sie zählt, die Qualen, die auf des Verräters
> Haupt sich sammeln! Erst zeig' ihm am Kreuz den blutenden Mittler,
> Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ' in den Abgrund." (VII, 240 ff.)

4. Davon erzählt der XI. Gesang. Jesus hängt am Kreuze. Da schwebt Obaddon mit der Seele des Verräters heran, bleibt mit dem Bebenden auf einer hangenden Wolke stehen, zeigt ihm in der Tiefe auf der Erde die Stätten der Erinnerung: Bethania, des Kaiphas Haus, das Haus, wo auch er „seines Todes Gedächtnis empfing", Gethsemane und endlich das Kreuz, das umnachtet über die andern herausragt, und läßt ihn dort den Messias erkennen (ἀναγνώρισις). Dann führt er den Flehenden:

> „Vernichte mit dem entflammten,
> Blitzewerfenden Schwerte mich! Ach, zu dem ewigen Richter,
> Führe zu seinem Throne mich nicht!" (IX, 691 ff.)

empor zu einer der Sonnen, zeigt ihm von ferne den Himmel der Gottheit, ihrer sichtbarsten Herrlichkeit Stätte, das himmlische Zion, die goldenen Stühle, die des Erlösenden Jüngern einst bestimmt sind (Vision. — Homer. Motiv der Teichoskopie); führt ihn endlich hinab zu der Hölle Getöse,

> das an der äußersten Schöpfung Gestade
> Brüllend schlug und unter den nächsten Sternen verhallte, (V. 736 f.)

und stürzt ihn hinein in ihre schreckenden Tiefen:

> es wälzen sich nah' bei der Pforte die Felsen
> Unabsehlich hinab, durch träufelndes Feuer gespaltet, (V. 755 f.)

und wo der Tod nicht schläft. (Parallele zu dem Tode des Philo und dem Ausgang des Adramelech (s. oben I, 6 und II, 4).

Was alle die verschiedenen Kreise der bisher betrachteten Haupthandlung, sowohl die Kreise I—VI, welche das Gericht Gottes an dem sündigen Menschengeschlecht zum Mittelpunkt haben (s. oben S. 304), als diejenigen, welche den dreifachen Antagonismus des Messias zu den Mächten der Hölle, den Feinden in Israel und zu dem Judas Ischariot darstellen (s. oben S. 308 f.), als eine höhere Einheit zusammenhält und miteinander, aber auch mit allen Nebenhandlungen verknüpft, — das ist die Gestalt und **Geschichte des Messias.** Wie kunstvoll der Dichter es verstanden hat, in diesem Punkte alle Fäden der Handlung zusammenlaufen zu lassen, mag ein kurzer Durchblick zur Ergänzung der bereits gegebenen Nachweisungen deutlicher machen.

1. Da der Dichter das ganze Leben des Heilandes als eine Einheit auffaßt und deshalb wünschen mußte, auch seine Vorgeschichte in die eigentliche Handlung des Epos mit hineinzunehmen, so griff er zu dem kunstvollen Mittel, sie uns in der Form gelegentlicher Erwähnung durch den Mund verschiedener Berichterstatter vorzuführen. (Erweiterung der Handlung.) So berichtet Satan in der großen Versammlung der höllischen Geister (s. oben S. 310), von der Geburt und der Kindheit Jesu bis zur Taufe im Jordan (II, 457 ff.); Nikodemus verteidigt ihn in dem hohen Rat der Juden (s. oben S. 313 f.) durch ausführliche Hinweisung auf sein Leben, seine Wundertaten, seine Herrschaft über die Natur, über Tod und Sünde (IV, 397 ff.), und Gamaliel faßt dasselbe ebendaselbst in einer meisterhaften Charakteristik der wunderbaren übernatürlichen Erscheinung des Heilandes zusammen[1]).

2. Sehr charakteristisch sind nun Anlage und Aufbau der Leidensgeschichte selbst. Örtlichkeit und Schauplatz werden von weitem angekündigt oder für ihre künftige Bedeutung ausdrücklich geweiht. In der ersten großen Rede, welche dem Eidgelübde vorausgeht (s. oben S. 305), weist der Messias ausdrücklich hin auf die Erde, welche vorzeitlich schon in ihrer niedrigen Ferne ihm „erwählter, geliebter Augenmerk" war, auf Kanaan, das heilige Land, den Hügel, den er von dem Bundesblute schon voll sah, den nächtlichen Garten, in welchem er sich winden werde im Todesschweiße. Auf dem Wege nach Jerusalem, wo er das Abendmahl mit seinen Jüngern halten will, kommt er, von unsichtbaren Engeln geleitet, zur Schädelstätte.

---

1) Diese Schilderung (IV, 207—223) ist als Beispiel einer wahrhaft dichterischen und vollendeten Schilderung (descriptio) den Schülern ganz mitzuteilen.

Nicht fern von dem Hügel
War ein einsames Grab in hangende Felsen gehauen.
Noch kein Toter verweste daselbst. Dies baute der Weise,
Joseph von Arimathäa, am letzten Tage des Todes
Über dem Staub hier zu stehen: und wußte nicht, wem er es baute!
Welchen Tempel er baute! und welchem Toten den Tempel!
Jesus steht bei dem Grabe; und Blicke voll göttlichen Tiefsinns
Richtet er auf Golgathas Höh'. (IV, 931 ff.)

In einer Vision nimmt er vorauf seinen Todes- und Siegesgang — Opfer, Tod, Grab und Auferstehung, — den er gehen werde, damit „kein drohendes Grab und kein Tod mehr sei auf der neuen Erde Gefilden, und alles verjüngt werde zu der Unschuld der Schöpfung."

„Doch erst muß
Golgatha sterben mich sehn und mir Ruhestätte dies Grab sein."
(IV, 981 f.)

Er selbst gibt endlich die einsame Stätte in dem Garten von Gethsemane an, wo Gabriel die Engel versammeln soll, daß sie Zeugen werden seiner Gebetskämpfe (IV, 1332 ff. S. oben 290). Aber noch feierlicher wird die Bedeutung der heiligen Stätten angekündigt. Als der das Kreuz tragende Mittler dem Hügel von Golgatha sich naht, da haben sich die Engel um diesen im Kreise geschart; aus ihm steigt Eloa feierlich hernieder, neigt dreimal tiefanbetend sein Antlitz auf den Staub des Hügels herab, streckt dann

Über den Hügel aus den weitverbreiteten Arm, schaut,
Auf den Messias herab, der in der Ferne, begleitet
Von Judäa, langsam gegen Golgatha wandelt, und schwerer
Trägt, wie sein Kreuz, das Weltgericht, (VIII, 28—31.)

und weiht mit feierlichem Wort, alle Himmel und den Abgrund der Hölle anrufend, „den Hügel zum Tode des Sohnes".

In ähnlicher Weise werden die einzelnen Zeitabschnitte in ihrer Bedeutsamkeit als Marksteine der Handlung herausgehoben: der Anbruch des Tages, mit welchem der Messias in die Leidenszeit eintritt, wird durch den Wettgesang der Seelen Adams und Evas begrüßt (Ges. II. Anfang); ebenso der Anbruch des Todestages durch einen Gesang Eloas, und „die Himmel hallen ihn wider" (Ges. VII. Anfang); auf den Anbruch des Auferstehungsmorgens bereitet eine Traumvision des Johannes vor:

Der Morgen mit Purpur
(Keinen sah er erwachen, wie den) und mit Golde bekleidet,
Schimmerte durch die Wipfel des tauenden Hains, und die Bäche
Tönten ins Tal wie Tempelgesang. (XII, 852 ff.)

Um endlich die Annäherung des Tages der Himmelfahrt den Himmeln kund zu tun, daß „der Mittler sich nun zu der Rechten Gottes erhübe", da muß das Sternbild der Leier mit seinen lichtesten Sternen gegen die lichtesten Sterne von dem Sternbild des Altars sich wenden (XIX, 954 ff.). — Ebenso verkünden Engel den Ablauf der einzelnen Stunden, welche der Leidenskampf des Messias in Gethsemane ausfüllt, mit dem Refrain:

Jetzo sangen die Himmel: „Sie ist, der erhabensten Leiden
Erste (zweite, dritte) Stunde, die ewige Ruh' den Heiligen brachte,
Jetzo ist sie vorübergegangen!" So sangen die Himmel.
(V, 467 ff., 704 ff., 825 ff.)

Es werden mit dem Fortgang der Handlung zu immer inhaltreicherer Bedeutsamkeit sogar die einzelnen Momente des Fortschritts ausgezeichnet und zu Mitteln der Gliederung gemacht. — Das Verhör und die Verurteilung ist erfolgt, der Heiland tritt den Weg nach Golgatha an: diesen Beginn kündet Eloa mit dem Ton der Posaune an, daß die Welten im Kreislauf ertönen:

Feiert! Es flamm' Anbetung der große, der Sabbat des Bundes
Von den Sonnen zum Thron des Richters! Die Stund' ist gekommen!
Feiert! Die Stunde der Nacht ist gekommen! Sie führen das Opfer.
(VIII, 17 ff.)

Die Stationen des Weges selbst bis zu dem Fuße des Hügels werden nicht näher charakterisiert; aber der Engel Eloa betet den Messias an, als er ihn unter dem niederbeugenden Kreuz sieht, und Gabriel zeigt ihn den auf der Sonne versammelten Seelen der Väter. (Homer. Motiv der Teichoskopie. VIII, 42 ff.) Sodann werden als einzelne Stationen und Momente der Reihe nach besonders ausgezeichnet die folgenden: 1. Jesus kommt an den Fuß des Todeshügels (V. 157). — 2. Er hat die Höhe des großen Altars (d. h. des Hügels Golgatha) erreicht. (V. 173). — 3. Der Gottmensch steht bei dem aufgerichteten Kreuze (V. 183). — 4. Er tritt nahe an das Kreuz, betend zu Jehova, der ihm allein vernehmbar antwortet, daß

von der Antwort klangen des Allerheiligsten Tiefen,
Und es bebte des Richtenden Thron. (V. 238 f.)

5. Und sie kreuzigten ihn (V. 250).

Eine neue Reihe von Momenten wird in der Darstellung der Leiden des am Kreuze Hängenden gegeben: 1. Es fließt sein erstes Blut. Eloa ruft: „Sein Blut fließt" durch den unermeßlichen Raum: alle Engel feiern bei diesem Anblick durch die ganze Schöpfung auf den Altären der Sonne anbetend,

Und von den goldnen Altären
Flammten Morgenröten hinauf zu des Richtenden Throne.
Rings umher in der ganzen Schöpfung flammten die Opfer. (V. 272 ff.)

2. Es strömte sein Blut. „Furchtbar strömte das Blut der Versöhnung." (V. 425.) — 3. Sein Haupt, vom Weltgericht belastet, hing zum Herzen. (V. 487 f.). — 4.

Und der Geopferte für die Verbrecher hing in die Nacht hin;
Schien mit brechendem Aug' ein Grab zu der Ruhe zu suchen![1])
(IX, V. 588.)

---

1) Damit ist die fast noch ergreifendere Stelle aus einem früheren Zusammenhang zu vergleichen:

Siehe, er hub sein Auge gen Himmel, suchte nach Ruhe,
Aber er fand nicht Ruhe! mit jedem fliegenden Winke
Starb er einen furchtbaren Tod; und fand nicht Ruhe! (VIII, 296 ff.)

5. „Dem müden Auge, das zu brechen begann, entsanken verlöschende Blicke (X, 32 ff.). — 6. „Sichtbar kam der Versöhner dem Tode näher." (X, 532). — 7. Jesus „erhub die gebrochenen Augen gen Himmel", ruft die letzten vier der sieben Worte am Kreuze in kurzen Zwischenräumen, hintereinander (V. 1041 ff.). — 8. „Und er neigte sein Haupt und starb" (V. 1052).

Andere stamina für die Entwicklung der Handlung werden die früheren Worte am Kreuz, sowie diejenigen Momente in der Geschichte der Kreuzigung, welche zu dem Innenleben des Messias in besonderer Beziehung stehen, wie z. B. die Bekehrung des Schächers, oder auf die tranſzendente Handlung hinweisen, wie z. B. das Eintreten der Finsternis. Hingegen übergeht der Dichter die von den Evangelien berichteten Einzelmomente der Kreuzigung selbst, wie das Darreichen des mit Essig getränkten Schwammes, das Teilen der Kleider und das Losen um den ungenähten Rock, die Überschrift des Pilatus u. dgl. Solche Züge schienen dem Dichter der Erhabenheit seines Stoffes Abbruch zu tun. Dafür tut er in freier Erfindung andere Züge hinzu, welche die irdische Handlung mit der allgemeinen großen, zugleich transzendenten in steter Verknüpfung erhalten sollen. Ein Mittel solcher Verknüpfung ist der Blick des Gekreuzigten. Mit seinen Blicken ruht er auf seinem künftigen Grabe, welches der nächste Hauptschauplatz der Handlung werden soll (X, 32 ff.), mit seinem Blick schreckt er den Satan und Adramelech mit unendlicher Qual in die Hölle (X, 85 ff., s. oben S. 311). Sein Blick trifft liebend die Seelen der noch ungebornen künftigen Geschlechter, welche von Engeln nach Golgatha geleitet werden, Zeuge dessen zu sein, was der Messias für sie leidet; sein Blick verweilt endlich segnend bei den himmlischen Scharen der Engel und Heiligen, welche das Kreuz umgeben (X, 218 ff.; 154 ff.).

Weitere frei erfundene Mittel solcher Verknüpfung: Jehova sendet den Eloa ab, den Messias in Gethsemane zu stärken (V, 720 ff., nach Luk. 22, 43). Der Messias gibt mitten in der höchsten Erniedrigung vor dem Pilatus Befehl an die Engel, die Jünger in ihrem Schmerz zu trösten, damit er in dem Zustande tiefster Schmach uns seine Göttlichkeit bezeuge (VII, 830 ff.). Eloa sucht — vergeblich — den das Gericht haltenden Jehova in seinem Dunkel und seiner furchtbaren Herrlichkeit von Antlitz zu Antlitz zu schauen (VIII, 503 ff., IX, 1 ff.). Zwei Todesengel umschweben das Kreuz:

> Der Sterbende richtet
> Müde sein Haupt auf, blickt den Todesengeln ins Antlitz,
> Blickt gen Himmel; dann ruft mit unhörbarer Stimm' aus der Tiefe
> Seine Seele: „Laß ab, laß ab, Weltrichter!" Er ruft's und blutet.
> (VIII, 553 ff. u. oben S. 311.)

Ein Todesengel endlich, auf Sinais Höhen sich niederlassend und das weitflammende Schwert nach Golgatha niederhaltend, bringt dem Messias den Tod (X, 990 ff.). — Großartigste Gesamt-Verknüpfung ist es endlich, wenn die ganze Menschheit (s. oben S. 297) um das

Kreuz auf Golgatha versammelt wird, Zeuge des Opfertodes zu werden: die Kreise der Freunde und Feinde Jesu im Volke Israel, ferner die Seelen der längst heimgegangenen Väter (Patriarchen) (VIII, 84 ff.), aber auch der Gerechten unter den Heiden (IX, 328 ff.), die der Geburt harrenden Seelen (VIII, 430 ff.), die Seelen der ungeborenen, künftigen Geschlechter[1]) (X, 154 ff.), endlich die himmlischen Heerscharen der Engel insgesamt (VIII, 74 ff.), „damit in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind" (VIII, 442 f., Phil. 2, 10). — Aber auch das ist noch nicht die Höhe der Handlung; nicht nur der Kosmos des Beseelten, sondern auch der Kosmos des Unbeseelten, die ganze Natur soll die Handlung, deren Mittelpunkt das Kreuz ist, miterleben, ja, an derselben tätigen Anteil nehmen. Denn das Erlösungswerk wird ein Werk auch ihrer Erneuerung werden (s. oben S. 306). Die Erde beginnt

In den geheimsten, entlegensten Tiefen mit leiser Erschütterung
An zu beben. Über dem Antlitz der schauernden Erde
Rüsten Stürme sich, wirbeln und heulen in hangenden Klüften.
(VIII, 180 ff.)

Ihr Beben, der Donner der schäumenden Ströme, welche in ihren Tiefen von Abgrund rauschen zu Abgrund, verkünden der Erde geheimes Entsetzen und ihr lautes Trauern (IX, 430 ff.). Ein Sturmwind kommt

Und braust in den Zedern; die Zedern
Stürzten dahin! er braust auf der stolzen Jerusalem Türme,
Und sie zitterten ihm. Der war ein Bote des Donners!
Fürchterlich schlug in das Meer des Todes der Schlag, und die Wasser
Fuhren schäumend empor; und die Erd' und die Himmel erschollen.
(VIII, 498 ff.)

Ein Stern wendet herüber schauernd die donnernden Pole, daß die stehende Schöpfung erscholl, um mit stürzenden Stürmen, rufenden Wolken, fallenden Bergen, gehobenem Meer auf Jehovas Geheiß vor der Sonne Antlitz zu treten, ihre äußersten Strahlen zu trinken, so daß die Erde nun still wurde vor der sinkenden Dämmerung, die Dämmerung

Dunkler wurde, stiller die Erde. Schatten mit bleichem
Schimmer, ängstliche trübe Schatten beströmten die Erde.
Stumm entflogen die Vögel des Himmels in tiefere Haine;
Bis zu dem Wurme verschlichen bestürzt die Tiere der Felder
Sich in die einsame Kluft. Die Lüfte rauschten nicht; tote
Stille herrschte. Der Mensch sah schwer aufatmend gen Himmel,
Jetzo wurd' es noch dunkler, und nun wie Nächte! Der Stern stand,
Hatte die Sonne verlöscht. In fürchterlich sichtbare Nächte
Lagen gehüllt die weiten Gefilde der Erd' und schwiegen. (VIII, 399 ff.)

---

1) Vgl. VIII, 513: „Das Menschengeschlecht, Gestorbene, Ungeborene, Sterbliche". — Vgl. als Parallele die ἀγορά bei dem Eidvertrag zwischen Jehova und dem Messias, S. 306 f.

Ja, die wandelnden Welten selbst, d. h. die Gestirne betreten

Mit weitwehendem Rauschen des Kreislaufs Stätten, von denen
Jesus' Tod sie verkündigen sollten. Sie standen. Die Pole
Donnerten sanfter herab und verstummten. Die stehende Schöpfung
Schwieg und zeigt' in den Himmeln umher die Stunden des Opfers.
Auch du standest, der Sünder Welt und der Gräber! Das Grabmal
Dessen, der bluten sollte, mit dir! Nun schauten mit allen
Ihren Unsterblichkeiten die Engel. Es schaute Jehova,
Hielt die Erde, die vor ihm sank; es schaute Jehova,
Siehe, der war und sein wird, auf Jesus Christus herunter;
Und sie kreuzigten ihn. (VIII, 240 ff.)

Das ist vielleicht die erhabenste und großartigste Intuition des Dichters im ganzen Messias, welche ein Bild des ganzen Kosmos in knappster Zusammenfassung gibt und diesen selbst zum teilnehmenden Zuschauer eines der bedeutsamsten Momente der gesamten Handlung — der Kreuzeserhebung — machte (eine ἀγορά in denkbar erhabenster Ausführung). Wenn dann die gesamten Welten und Jehova selbst auf den am Kreuz erhöhten Messias hinabschauen, so wird das zugleich die denkbar großartigste Verwendung des homerischen Motives einer Teichoskopie. Aber damit der Held nicht nur ein „leidender" sei (s. oben S. 304), wird in die Mitte seines Leidens vom Dichter wiederum eine große Tat hineingestellt. Es ist mit der Stunde der Kreuzigung „einer der großen Zeitpunkte gekommen, in welchem viel edle Seelen der Erde gegeben werden". An diese geht von dem Auge des gekreuzigten Gottversöhners der große Befehl, und mit dem Befehl ein Segen des Sterbenden aus: „Gehet und lebet, glaubet und überwindet!" (X, 223 f.) Und so werden die Seelen aller der ersten Bekenner und Märtyrer für „das Leben der Prüfung" berufen und geweiht, in welches ihre beschützenden Engel sie vom Kreuze des Sterbenden führen (V. 418 ff.).

3. Die weitere Handlung bleibt auf dieser Höhe, schon in der Weiterführung des Motives von dem Aufruhr der Natur. Es beginnt die „stehende Schöpfung", als „die Herrlichkeit des Messias" nach seinem leiblichen Tode von Golgatha sich in das Allerheiligste des Tempels erhoben hat, wiederum den kreisenden Lauf: es fliegen die Pole aller Welten von neuem den Flug, den Gott sie lehrte; es drehen die Sonnen sich eilend und eilender und folgen die Erden; aber es bebt auch die Erde wieder, senken und stürzen ringsum die Felsen sich (XI, 30 ff.), es erbebt Moria von dem Fuße bis hinauf zur Zinne des Tempels: schreckende Wolken wälzen sich aus dem Allerheiligsten, in welchem der geheimnisvolle Vorhang zerreißt von des Gewölbes Höh' bis zu dem liegenden Saum (XI, 49 ff. 210 ff.)

Dann wird das Heilige Grab der Mittelpunkt und Schauplatz einer ähnlichen Handlung von erhabenstem Charakter, wie zuvor das Kreuz. Wiederum ist die ganze corona der Engel und aller Heiligen versammelt: aber auch Satan und Adramelech als Vertreter der höllischen Geister sollen nunmehr Zeugen sein (s. oben S. 312). Jehova selbst steigt im

Wetter zu dem Tabor hernieder (wie einst zu dem Gericht, s. oben S. 307), und wiederum tritt die gesamte Natur mit in die Handlung ein. Von neuem steht still die ganze Schöpfung, und Sturmwinde nur rauschten,

Daß vor ihnen vom Libanon an sich die Wälder Judäas
Gegen das Grabmal beugten! Die Erde ward nur erschüttert,
Daß von des Seir Gebirg der Phasga, der Arn und der Hermon
Bis zu den obersten Wipfeln und Wolken des Libanon bebten!
Daß von des Seir Gebirg' Ägyptus Wasser, das Weltmeer,
Und der Karmel, und wieder des Libanon Höhen erschraken,
Und der wankendströmende Jordan hinauf bis zur Quelle
Und Amana![1]) (XIII, 570 ff.)

Dann reißen die Wolken, Gabriel fährt herab, „eine Flamme Gottes"; von Bethlehem aus fliegt er hin über Golgatha zum Grabe; es erbebt von Ephratas Hütte bis hin zum Kreuze, vom Kreuze bis hinunter in das Grab die Erde; wie ein Gebirge sinkt Satan dahin, wie Hügel des Leichnams Hüter; der Engel wälzt von dem Grabe den Fels, und es ersteht der Messias (XIII, 687 ff.).

Auch diese Handlung wird sofort mit einer bedeutsamen Tat des Messias verknüpft. Der auferstandene und erhöhte Messias bezeugt sich sogleich als Richter auch der Toten, richtet die Seele eines Heiden und bereitet dadurch auf das spätere Gericht vor (XIII, 855 ff.).

4. Zu diesem Gericht versammelt er die Engel und die aus dem Grabe Erstandenen auf dem Tabor (Parallele zu oben S.307). Er offenbart sich ihnen als Richter und Beherrscher der Welt. Wiederum ein grandioses Bild erhabenster Intuition:

Jesus Christus, der göttliche Sohn des ewigen Vaters
Und der Mensch, stieg wieder hinauf zu der Höhe des Berges,
Welcher, bis er sich zur Rechte des Vaters erhübe, sein Thron war,
Sieh, ein Thron auf der Erd'; und doch des Beherrschers der Welten!
Unter ihm bebt' und leuchtet Tabor. Die Auferweckten
Standen um ihn, und ferner, als sie, die Cherubim Gottes.
Dieser hehre Kreis war offen gegen des Himmels
Allerheiligstes. Christus stand in der Mitte und lehnte
Sich an einen bemoosten Fels, der neben ihm ruhte,
Nicht der Leidende mehr! Vor ihm erloschen der Väter
Und der Cheubim Schimmer in werdende Dämmrung, Eloas
Lichtausgießende Morgenröten in Sommermondnacht.
(XVI, 13 ff. Parallele zu der ἀγορά oben S. 323 u. S. 324.)

Die aber erscheinen und gerichtet werden, — einzelne Seelen und ganze Scharen derselben, vom Euphrat und vom Ganges, Bekenner des Jupiter, wie des Wodan, Könige wie Bettler, Mörder und Selbstmörder, Weise und Zweifler, Vertreter aller Lebensalter und Stände, aller Vergehen und Tugenden — stellen einen Kosmos für sich, den Umfang seines Reiches dar (Parallele zu dem Gericht auf dem Tabor Ges. V,

---

1) Seir: Gebirge im edomitischen Lande. Phasga = Pisga, eine Höhe auf dem Gebirge Nebo. Arn = Arnon, Grenzfluß zwischen Moab und den Amoritern. Amana: ein Fluß bei Damaskus. (Hamel.)

s. oben 307 und zu dem Weltgericht in der Vision Adams Ges. XVIII u. XIX, s. oben 304.). Der Messias steigt sodann hinab als Richter in die Hölle, dort die gefallenen Geister zu richten (XVI, 583 ff.) und in das Gefängnis zu den Geistern derer, welche damals, „da der Wasser Gericht der Erde nahte" in der Sündflut, nicht glaubten (XVII, 85 ff. 1. Petri 3, 19 s. oben S. 297).

Er läßt endlich den Adam in einer Vision einen Einblick in das künftige große Weltgericht tun, welches mit der Verwandlung der Erde schließt, die, zuvor fluchbeladen, nun zum Eden sich verjüngt (XIX, 253 ff.).

5. über die Erscheinungen des auferstandenen Messias s. unten B. — Noch einmal wird der Berg der Verklärung, der Tabor, auch hier ein Hauptschauplatz; mehr als fünfhundert der Gläubigen haben sich hier versammelt, welche „der neuen Offenbarung Herrlichkeit harren". (XIX, 379 ff.) — Dann folgt die Himmelfahrt; zunächst die wunderbare Ankündigung ihres Zeitpunktes (XIX, 954 ff. s. oben S. 319). Der Weg, welchen der Messias die Seinen hinauf zum Ölberg führt, gibt Anlaß zu einer Zusammenfassung von allen ihm naheliegenden, durch die Leidensgeschichte so bedeutsam gewordenen Örtlichkeiten (XIX, 978 ff.). Ungesehen deckt die Gipfel des Ölberges wiederum

Voll Erwartung die selige Schar, die sich zu Begleitern
Seiner Auffahrt Christus erkor, erstandne Gerechte,
Seelen auch, die Seraphim alle, die ihm auf der Erde
Dienten von jener Nacht in Bethlehem an bis zu dieser
Letzten Verklärung. Wie eine der ältesten Zedern den Wipfel
Hebt auf Libanons Höh', stand Gabriel unter der Heerschar.
Und sie blickten hinab und sahn den Göttlichen wandeln,
Sahn die Jünger ihm folgen mit halbgeheitertem Kummer.
Leuchtender strahlet' Eloa als sonst. Er war zu der Erde
Erstem Hüter erkoren, der fluchtentlasteten Erde
Erstem Hüter. (XIX, 996 ff.)
— — — — — — — — — — — — — —
Wo von den äußersten Sternen hinab der Erschaffenen Auge
Schauen konnte, soweit aus den Welten allen, von allen
Polen umher des schon unermeßlichen Kreises, am fernsten
Aus den flammenden Strömen der Sonnen, waren die Geister
Alle, die Duft, die Feuer, die Heitre, die Staub, wie der Menschen,
Überkleidet, auf den, der vollendet hatte, gerichtet. (V. 1024 ff.)

Nun segnet der Messias die Seinen mit dem Segen des Aaron,

Nun hatt' es der Mittler
Alles, alles auf Erden vollendet. Und siehe, die Wolke
Kam herunter und hob ihn empor zu dem Himmel, (V. 1057 ff.)

und begleitet von den Engeln und den Seelen der Gläubigen allen, zu welchen die Seelen der vor kurzem verstorbenen Frommen und der Bewohner der Gestirne sich gesellen, daß die Schar zu einem Triumphheer anwächst, schwingt er sich unter ihren Triumphgesängen von Stern zu Stern und Himmel zu Himmel empor zum Throne Gottes „und setzte sich zu der Rechten des Vaters" (XX Schluß).

B. Nebenhandlungen.

Nach diesem Durchblick durch den Aufbau der Haupthandlung ist nunmehr noch nötig, einen Blick auf die Anlage und Glieder der Nebenhandlungen zu werfen. Es wird auch hier darauf ankommen, die verwirrende Masse derselben zu sichten nach den Kreisen, in welche sie gehören; nach der näheren oder entfernteren Beziehung, welche sie zur Haupthandlung und besonders zur Person des Messias haben; endlich nach der mehr oder weniger freien (episodischen) Ausgestaltung, welche sie unter der Hand des Dichters gewinnen. Wir folgen den früher betrachteten Kreisen von Erde, Himmel und Hölle und knüpfen an das zuletzt Betrachtete an.

I. Nebenhandlungen auf dem Schauplatz der Erde. Sie gruppieren sich wiederum um die drei großen Höhepunkte in der Geschichte des Messias: die Kreuzigung, die Auferstehung und die Himmelfahrt.

1. Pilatus (Ges. VII). Seine Beteiligung an der Handlung wird im wesentlichen nach dem evangelischen Bericht behandelt. Der weltmännisch-vornehme Römer, der stets überlegen lächelnd „des Ernstes Sache verurteilt“ (V. 255, vgl. V. 104), wird in seiner kurzsichtigen, blasierten Skepsis und charakterlosen Halbheit treffend gezeichnet, am treffendsten ganz am Ende durch die sechsmalige Wiederholung des „Pontius“ zu Beginn des Verses (V. 820 ff.), welche diesen Namen brandmarken soll, wie Pilatus durch die Aufnahme in das Credo der Kirche für alle Zeit gebrandmarkt ist; endlich durch den Schluß des ganzen Gesanges:

Und der furchtsame Römer entschlich zu seinem Palaste.

2. Petrus. Über die ihm zugewiesenen zwei Schutzengel s. oben S. 299. Die Verleugnung des Messias wird nicht als Begebenheit vorgeführt, sondern wir erfahren den bereits vollzogenen Verrat aus den Klagen, in welche der Verzweifelnde dem Johannes gegenüber ausbricht:

„Er ist zu dem Tode verurteilt!
Und ich Treuloser hab' ihn vor allen Sündern verleugnet!“
Petrus rief's dem Verstummenden zu und riß sich von dannen.
Aber er blieb im einsamen Dunkel am tauenden Eckstein
Stehn und schwankt' an den Stein und hielt sich und sank an ihm nieder,
Neigte sein müdes Haupt und weinete lang und verstummte. (VI, 551 ff.)

In dem brennenden Verlangen, seine Schuld zu sühnen, naht er sich Golgatha (IX, 33 ff.), und nun folgt eine sehr wirksam erfundene Szene von höchster psychologischer Wahrheit, in welcher der Dichter ihn die Nemesis der Verleugnung ganz empfinden läßt und seine Reue auf das Höchste steigert (Gradatio). Er trifft Pilgrime, die zu dem Fest gekommen waren und jetzt eilten, „am Kreuze den Propheten zu sehen.“ Petrus muß ihnen Rede stehen, weil sie in ihm einen seiner treuesten Erwählten erkennen (ἀναγνώρισις). Er verlangt Trost in seinem Elend

von dem Jünger Lebbäus und findet nur stummes Mitleid, von seinem Bruder Andreas und begegnet schmerzlichem Vorwurf: er wird endlich von Joseph von Arimathia und Nikodemus aufgefordert, sie zu trösten für ihre viel geringere Schwachheit, „daß sie vordem den göttlichen Mann insgeheim nur bekannten". (IX, 154.) Solcher Seelenqual unterliegt er, sucht Ruhe in größerer Qual, nähert sich dem Kreuz, wagt es, zu ihm die Augen aufzuheben, „allein nicht bis zu des Sterbenden Haupte". (V. 163.) — Auf das tiefste bewegt durch die Mitteilung der Weiber, daß der Auferstandene ihn, den Sünder, vor allen anderen genannt habe, dem die Kunde von der Auferstehung gebracht werden solle (Mark. 16, 6 ff.), vermag er doch den Zweifel nicht zu bannen, bis sich dem Flehenden der Messias selbst auf Golgatha unter dem Kreuze offenbart und ihm mit göttlicher Huld die Rechte reicht. (XIV, 385 ff.) Die umschlingt er mit beiden Armen, drückt sie innig an sein Herz, senkt die Stirn auf den Arm des Auferstandenen, Erde und Himmel scheinen um ihn zu vergehen. Endlich schaut er hinauf in des Göttlichen Antlitz, bricht aus in den Ruf überquellender Freude und

> empfand des Versöhners
> überschwenglich tröstenden, unaussprechlichen Anblick. (XIV, 402 f.)

(ἀναγνώρισις). — Den Schluß bildet die Geschichte seiner Berufung und Aussendung am See Tiberias, ganz nach dem evangelischen Bericht (XIX, 305 ff.)

3. Die Kreuzabnahme und Grablegung. Hauptträger der Handlung sind Joseph von Arimathia und Nikodemus. Der „erstere, ein Weiser in dem entarteten Volk, von der Zahl der übriggebliebenen wenigen Edlen" war in dem Synedrium mit dem Nikodemus erschienen, still, wie der „friedsame Mond in der hohen dämmernden Wolke über uns wallt" (IV, 20 ff.); aber zu schwach, wie Nikodemus laut vor der Versammlung sich zum Herrn zu bekennen, hat er geschwiegen, dann „geheim schon geweint, daß er unentschlossen verstummt war" (V. 575 ff. Parallele zum Verrat und zu den Tränen des Petrus), und will nun seine Schwäche sühnen. „Mutiger jetzt und Rächer an seiner vorigen Kleinmut" (XII, 19 ff.), bekennt er sich laut vor dem römischen Hauptmann und allen Zeugen auf Golgatha zu dem Herrn und erbittet sich seinen Leib von dem Pilatus zur Bestattung. Das Element der Klage (homerisches Motiv) tritt auf: die stumme Klage der Mutter Maria, der Harfe Klage, welche die Engel herzuschwebend ertönen lassen, „unhörbar menschlichem Ohr", die Klage der Eva; ihre verklärte Gestalt

> neigt ihr Antlitz
> über das Antlitz des toten Messias. Ihr goldenes Haar floß
> Sanft auf seine Wunden und eine Träne des Himmels
> Auf die ruhende Brust.[1]) (V. 85 ff.)

---

1) Vgl. die Motive der Kreuzabnahme und der sogenannten Pietà in der bildenden Kunst.

Sie nahmen vom Kreuz den Leichnam und ließen ihn sanft auf Golgathas Hügel hinuntersinken. Sie tragen ihn hernieder zum Felsengrabe unter den alternden Bäumen (s. oben S. 289 f.),

Senkten ihn sanft hinab in die Tiefe des Grabes und wandten
Oft von dem liegenden Toten weg ihr weinendes Auge,
Bis sie zuletzt den Felsen mit müdem Arm aufhuben,
Seine dumpfe Last in des Grabmals Öffnung sinken
Ließen und Nacht ausbreiteten über den Leichnam des Mittlers.
(XII, 193 ff.)

Und noch einmal ertönen Chöre der himmlischen Leichengefährten, welche in des Grabes Nacht die Morgenröte der Auferstehung schon dämmern sahen. Dann breitet sich Stille um das Grab,

Die Engel verließen's
Und die Menschen. Es schwieg der Harfen Stimm' und der Tränen,
Mittler Gottes, um dich, der endlich am blutigen Altar
Ruhe fand, entrissen dem Leiden des Opfertodes. (XII, 218 ff.)

4. Der römische Hauptmann Cnejus. Die Gestalt des römischen Hauptmannes (Matth. 27, 54) wird vom Dichter zum Träger einer selbständigen Handlung gemacht. Er hat „Jesus auf Golgatha sterben, den Hügel unter ihm beben gesehn und stürzen die Felsen" (XIII, 269). Zweifel fassen sein Gemüt;

Die Stille der Nacht und des wandelnden Mondes
Sanfte Schimmer luden ihn ein, sich weiter und weiter
Ins Labyrinth zu verlieren, (XIII, 274 ff.)

aus welchem den Heiden kein Leiter zu führen vermochte. Er verlangt mit entflammter Begier nach Erkenntnis Jehovas:

„Offenbare dich mir! Bin ich's wert? Kann's ein Sterblicher wert sein?
Offenbare dich mir!" (XIII, 318 ff.)

Er hat den unzweifelhaften Tod des Messias, daß „einer zuletzt die Lanze tief ins Herz ihm stieß", dem Pilatus gemeldet (XII, 56); dann wird ihm die Botschaft, daß des Grabes Fels hinweggewälzt sei. Er selbst bringt sie dem versammelten Synedrium, und sein Schwert wird in Philos Hand Werkzeug zu dessen Selbstmord (XIII, 961 ff., S. 315).

Noch einmal wird er sodann uns vorgeführt, wie er genesend von seinen Zweifeln den Göttern der Schlachten, des unschuldig vergossenen Blutes und der ungerechten Triumphe entsagt und sich dem Gott der Götter weiht, dem Jehova, welcher die Wahrheit gibt. Die Erscheinung eines der auferstandenen Väter des alten Bundes (Elihus, des Freundes Hiobs) bestätigt ihm die Worte des Lebens und die Fülle göttlicher Erbarmung, welche sich selbst seiner habe erbarmen wollen (XVII, 617 ff.).

5. Das Idyll von Emmaus. Träger der Handlung sind Kleophas (auch nach Luk. 24, 18) und nach der Erfindung des Dichters Matthias, der später durch das Los erwählte Jünger. Über die Örtlichkeit siehe oben S. 291. In dem Gespräch vor dem Hinzutreten des auf-

erstandenen Messias wird Kleophas als der klügelnde Skeptiker charakterisiert und durch dessen Sicherheit sehr fein motiviert, daß sie Christum nachher nicht sofort erkannten. (Hamel.) Dann gesellt sich der Erstandene ihnen zu. „Mit allmählich siegender Gewalt" beginnt er sie zu belehren

wie ein Sturm, der beginnt, mit gehaltener Stärke noch wehet,
Noch den kühleren Wald nicht ganz füllt. — Stille ruhet
Noch in seinen Talen, noch liegen blässere Schatten,
Ganz ist die Sonne noch nicht von des Sturmes Wolken umnachtet.
(XIV, 656 ff.)

Dann führt er sie in die Tiefe der Offenbarung hinab:

So reißt sich
Durch den Wald der stärkere Sturm. Die Bäume des Waldes
Zittern, rauschen mit Ungestüm alle, beugen sich alle
Vor dem herrschenden Sturm, der Donnerwolken und Fluten
Himmelstürzender Meere von Berge treibet zu Berge.[1] (XIV, 663 ff.)

Mit der Ankunft in Emmaus und der Zubereitung des Mahles beginnt nun das eigentliche Idyll. Kleophas ist voran geeilt, in seiner Hütte das gastliche Mahl zu bereiten:

Und schon nahten sie Kleophas' Hütte. Sie sahn, er entschöpfte
Wasser zum Trinken der Mündung des Quells; dann setzt' er es eilends
Bei sich nieder und wusch balsamische, duftende Kräuter.
Seine Hand umflossen mitabgerissene Blumen;
Einige glitten hinab mit des werdenden Baches Gelispel.
Aber er sah Matthias und sah den göttlichen Fremdling
Nahn, sprang eiliger auf. „Sei mir, Mann Gottes, willkommen!
Alle dein Segen, mit dem der Herr dich segnete, gehe,
Du Mann Gottes, mit dir in meine Hütte!" Matthias
Folgt' und trug das Gefäß und darin die labende Quelle
Mit der träufelnden Kräuter Erfrischung. Kleophas hatte
Schon den unbelasteten Tisch mit dem ganzen Reichtum
Seiner Hütte besetzt, mit Milch und Honig und Feigen
Und mit stärkendem Brot und herzerfreuendem Weine;
Hatte die Teppiche schon umhergebreitet. Sie legten
Sich zu dem Mahle, der Fremdling allein, sie gegen ihn über,
Und der Fremdling begann auf sie sein Auge zu richten
Ernst und freudig. Mit Ruhe, mit Dank, mit feirlichem Anstand
Hielt er das Brot, — so pflegt' es Jesus zu halten, — er blickte
Still gen Himmel, — so pflegte gen Himmel Jesus zu blicken, —
Und sie starrten sich an und ihn. Er betete. Jesus
War die Stimme des Betenden! und auf einmal das Antlitz,
Jesus Christus des Betenden Antlitz! (XIV, 739—761.)

Er betet, segnet und bricht das Brot; gibt es ihnen, sieht sie noch einmal an mit segnender Huld und verläßt sie, die ihn nun wiedererkennen (ἀναγνώρισις). — Die ruhige Klarheit, liebliche Einfachheit und stille Größe dieses Bildes ist als ein Beweis dafür zu benutzen, daß dem Dichter der überschwenglichsten Phantasie und kühnsten Intuition auch die Fähigkeit, das Einfachste wahrhaft schön darzustellen, nicht abging. Ver-

1) Vgl. die ähnlichen Gleichnisse in der Ode: „Unsere Sprache".

gleichungen mit ähnlichen Stoffen liegen nahe, so mit Ovid, Philemon und Baucis, Homer, Bewirtung des Odysseus bei dem Eumäus (in der Odyssee XIV) u. a. m.

6. Thomas. Ein Hauptträger der Handlung zwischen der Auferstehung und Himmelfahrt des Messias wird Thomas (Didymus). Einst ein Sadduzäer, aber ein redliches Herz, ist der feurige Jüngling, dessen Geist stets Gedanken aus Gedanken entwickelt (III, 263; XIV, 804), zu Jesu gekommen, wird das Bild eines hartnäckigen Zweiflers, der aber unter Tränen mit dem Zweifel kämpft (XIV, 154 ff., 485 ff., 520 ff., 783 ff.), auch in heißem Gebet danach ringt, ihn zu überwinden (V. 873 ff.), endlich in der bekannten Weise durch des Auferstandenen Erscheinung gewonnen wird. (XVII, Anfang.) Ein Zwiefaches fügt der Dichter, abgesehen von der Ausführung seiner Reden, hinzu: er sieht aus der Ferne den Messias mit dem Kleophas und Matthias auf dem Wege nach Emmaus, ohne ihn doch zu erkennen (Verwertung des homerischen Motives der Teichoskopie; zugleich psychologisches Motiv von größter poetischer Schönheit); — und selbst die Erscheinung eines unbekannten Auferstandenen, welche ihn auf die herrlichere des Heilandes gleichsam vorbereiten soll, vermag nicht seinen Zweifel zu heben, sondern lehrt ihn nur, daß er selbst nun erfahre, wie die Jünger sich täuschen, wenn sie Erscheinungen sehen (XIV, 1008 ff.).

7. Maria und Johannes. — Das Haus des Lazarus. Die weiteren Nebenhandlungen werden am besten mit der Gruppe derjenigen Personen verknüpft, aus welchen sich der dem Heiland zunächst stehende Kreis zusammensetzt und deren Wirken deshalb auch vielfach ineinander greift, gleich dem einer Familie. Diese Gruppe führen gleichsam die Mutter Jesu Maria und sein Lieblingsjünger Johannes; an diese schließen sich zunächst Lazarus und seine Schwestern, von denen Maria die Trägerin einer bedeutsamen Handlung wird; endlich die Jünger Nathanael und Lebbäus. Auch hier lehnt sich die Handlung zunächst an den biblischen Bericht an, geht aber sodann vielfach in völlig freie Schöpfungen der dichterischen Phantasie über. Wir beschränken uns darauf, das Wesentlichste herauszuheben und die Fundstätten nachzuweisen.[1]

Dem Johannes (seine Charakteristik III, 480 ff.) gelten die ersten fürsorgenden Gedanken des Messias, als er nach der großen Unterredung mit Jehova (s. oben S. 305) sich dem Erdenleben wieder zuwendet (II, 73 ff. und 233). Denn göttliche Freundschaft verbindet sie beide (siehe unten das Thema Freundschaft). Ihm öffnet Jesus das Auge, daß er vorübergehend den Seraph Eloa zu schauen vermag (Vision

1) Der Anhang „zum Nachschlagen“ bei Hamel, Bd. II, ist ein wenig vollständiger als das von Ebert angefertigte Register der älteren Ausgaben des Messias, aber durchaus unzureichend. Wir hoffen, mit unseren ziemlich vollständigen Zitaten dem Lehrer einen besonders willkommenen Dienst zu erweisen.

III, 48 ff.); ihn entsendet er mit dem Petrus zur Stadt, den Saal zum letzten Abendmahl zu rüsten (IV, 628 ff.); ihn läßt er „seine Herrlichkeit" (Joh. 17, 24) sehen schon hienieden. Denn als beim Abendmahl der Kelch dem Johannes sich nahte,

> warf er zu Jesus' Füßen sich nieder, küßte sie weinend,
> Trocknete dann die Tränen mit seiner fallenden Locke. (IV, 1167 f.)

Da erwirkt der Messias durch einen betenden Blick (s. oben S. 321) von dem Vater, daß er schaute

> in der Tiefe des Saals der Seraphim helle Versammlung (IV, 1171),
> Gabriels Hoheit, des himmlischen Raffael Glänzen, und
> in des Messias ruhigem Auge die Spuren der Gottheit. (1178.)

(Vision). Ihm, als dem Vertrauten des Heilandes, entdeckt Petrus den an diesem begangenen Verrat. (VI, 541 ff.) Eine Traumvision (homerisches Motiv: ὄνειρος) gibt ihm ein Vorgefühl von der Herrlichkeit des Auferstehungsmorgens (XII, 846 ff.). In einer anderen Vision endlich darf er das Pfingstereignis in der Ausgießung des heiligen Geistes vorwegschauen. Er verkündet das „Gesicht" der Mutter Jesu, und das ist ihrer beider letzte Erwähnung im Messias (XIX, 905 ff.). — Auch was von der Maria sonst erwähnt wird, zeigt sie fast immer in Verbindung mit dem Johannes. Schon ihre Schutzengel, Salem, der Engel des Johannes, Selitha, derjenige der Maria, werden als innig verbunden gedacht (IX, 381 ff., XII, 816 ff.) Von hoher Schönheit ist die Art der ersten Einführung der Maria. Petrus erblickt sie von dem Söller des Hauses, in welchem das letzte Abendmahl gerüstet wird. Mit seinem Auge glauben auch wir sie zu sehen (homerisches Motiv der Teichoskopie), die hohe Gestalt, welche an Hoheit und Würde, derselben sich unbewußt, die heiligen Frauen so überragt, wie der Tabor vor allen Bergen Judäas hervorragt.[1]) Noch hat der Schmerz ihr Antlitz nicht entstellt (IV, 640 ff., 713 ff.). In ihrem Geleit sind Johannes, Lazarus und seine Schwester Maria. Die Mutter hat ihren Sohn „Tage gesucht und lange Nächte geweint" (643 f.). Johannes tröstet sie; aber ihre Sehnsucht und das bange Vorgefühl tiefsten Leidens verläßt sie nicht (V. 890 ff.). Einsam durchwacht sie die Nacht, sucht von neuem den Sohn, hört, wie von den Palästen der Römer ein Getöse dumpf aufsteigt, wird hineingezogen in die Masse des Volkes, welche zu dem Richterstuhl sich drängt. Lebbäus, der Jünger, erblickt sie und wendet sich ab; er hat nicht den Mut, das Schwert durch ihre Seele gehen zu lassen. (VII, 264 ff.) Da

---

1) Vgl. das Nibelungenlied von der Kriemhilde (V. Av.) nach Simrock:

> Nun kam die Minnigliche, wie das Morgenrot
> Tritt aus trüben Wolken.
> — — — — — — — — — — — — —
> Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
> Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
> So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut.

erkennt die Maria den Messias, der vom Pilatus zu Herodes geführt wird. (Erste ἀναγνώρισις.) Sie erbleicht in Todesblässe, und ihre Augen erstarren; dann zu sich gekommen, ringt sich ein stummes Gebet aus ihrem Herzen, das in die schönen Worte ausklingt:

„Laß ihn nicht sterben, ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf und der Träne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!“
(VII, 298 ff.)

So wird schmerzliches Vermissen, Suchen, Finden, Rettenwollen zunächst das Tun der „Schmerzensmutter“. Rettung hofft sie von der Begegnung mit der Portia, der Gattin des Pilatus (darüber s. unten). Dann hat sie den Sohn am Kreuz gefunden.

Mit hangendem Haupt, auf wankenden Füßen, mit bangem,
Jammerbleichen Gesicht, mit niederstarrendem Auge,
Leer der Tränen — noch wurd' ihr nicht die lindernde Träne —
Unbeweglich und stumm: (VIII, 520 ff.)

so steht sie unter dem Kreuze, wo sie der Blick (s. oben S. 321) und das Wort des Messias tröstet, welches ihr den Johannes zum Sohn, sie dem Jünger zur Mutter gab (IX, 409 ff.). In stummem Schmerz, „mit dem Schwert in der Seele“ wird sie Zeuge der Kreuzabnahme und Grablegung des göttlichen Sohnes (XII, 62 ff.; s. oben S. 327). Johannes bringt sie, als das Furchtbarste geschehen, in seine Hütte. Dann sucht sie den Saal der Versammlung auf (s. oben S. 290); dort

Als sie, wo er gesessen und wo er himmlisch gesprochen
Und sie gesegnet hatte, die leere Stelle auf immer
Leer nun erblickte, da weinte sie laut, sank neben ihr nieder,
Kniet' und neigte die Stirn darauf. (XII, 263 ff.)

Dann emporgerichtet von der Maria Magdalena, sitzt sie nun verhüllt, wie zuvor am Kreuz, in meist stummem Schmerz da[1]), fortan der Mittelpunkt liebender Fürsorge für die ganze Versammlung der Getreuen, vor allen auch für Lebbäus (V. 281 ff. und 334) und den Lazarus (V. 518 ff., 742 ff.). Da bringt ihr Joseph von Arimathia die blutige Dornenkrone,

Und sie entriß sich der Haltenden Arm, nahm bleicher den Schleier
Von dem Gesicht und deckte damit die tötende Krone!
Rang die Händ' und wankt und stürzt zur Erde. (V. 383 ff.)

Unter den Klagen, welche seit dem Tode des Messias ein stehendes Element der Handlung geworden sind, ist die Klage der Maria, als sie wieder zum Bewußtsein erwacht ist, eine der rührendsten. Kein Schlaf kommt auf ihre Augen; wachend soll sie der Erquickung, dem himmlischen Labsal, welches der Auferstehungstag ihr bringen wird, entgegen-

1) Vgl. die Situation in der Ilias XXIV, 161 ff.: Priamos in der Mitte der Seinen dasitzend, in stummer Trauer „straff, daß die Bildung erschien, in den Mantel gehüllt“.

gehen (XII, 845 f.); bis dahin ist sie „die Schmerzensmutter", eine christliche Niobe. — Die Kunde von der Auferstehung wird ihr in der Versammlung der Getreuen durch Maria Magdalena (XIV, 253 ff.) und Petrus (V. 450 ff., 461 ff.); sie weint nicht mehr, zweifelt auch nicht, wie Thomas und wie selbst anfangs noch Lebbäus (V. 1194 ff.), sondern sie sinkt in die Knie, breitet freudig die Arme gen Himmel und stimmt anbetend den Lobgesang an: „Meine Seele erhebet den Herrn", ein Gegenstück zu dem Magnifikat (Luk. 1, 46 ff.). Und als der Messias dann selbst mitten unter sie tritt mit dem Friedensgruß, da sinkt Maria zuerst vor ihm nieder,

> Hielt die Füße des Auferstandenen, sahe die Wunden,
> Fasset ihn bei der Rechten, und sahe die Wunden der Rechten,
> Dann der Linken. Und nun vermochte sie auch in des Sohnes
> Antlitz hinaufzuschaun. Wie das Angesicht eines Engels
> Wurd' ihr Angesicht, als sie hinaufsah. (XIV, 1274 ff.)

Und der Heiland zeigt ihr seine durchstochene Seite und die Wundenmale, wendet sich zum Johannes mit Worten und zum zweifelnden, nun aber in seliger Freude verstummenden Lebbäus (zweite ἀναγνώρισις). Seitdem ist ihre Seele ein Lobgesang und der letzte Wechselgesang, den sie mit Maria Magdalena auf dem Tabor zum Preise des Herrn anstimmt, nur ein Zeugnis davon (XIX, 403 ff.).

Mit besonderer Liebe ist vom Dichter der Jünger Lebbäus[1]) behandelt; ja mit so persönlicher Teilnahme, daß schon früh die Meinung entstand, Klopstock habe im Lebbäus sich selbst dargestellt (vgl. Hamel I. S. 147). Ein blasser, stiller, sehr empfindsamer, zu Tränen und zur Schwermut geneigter Jüngling (III, 299 ff.), ist er ein Typus der Sentimentalität der Klopstockschen Zeit. Er ist ein Liebling der Gemeinde (XIV, 1226), dem sanften Nathanael „der Geliebteste unter den Lieben" (XII, 528). In seiner innigen Liebe zum Messias und in seiner zarten Fürsorge für die Mutter desselben (VII, 543 ff.), steht er dem Johannes am nächsten und auch dem Heiland besonders nahe. — Aber er wird bei der Größe seines Grames auch leichter als die anderen von den Zweifeln des Thomas erschüttert (XIV, 1194 ff.), lebt der festen Zuversicht, daß der Messias, wofern er lebe, auch ihm sich selbst werde offenbaren (V. 1234) und sieht diese Hoffnung alsbald auf das schönste erfüllt. Denn als der Erstandene mitten in die Versammlung tritt, begrüßt er nach der Mutter und dem Johannes vor allen anderen ihn:

> „Aber wo ist Lebbäus?" Lebbäus lag auf der Erde,
> Hielt und küßte den Saum an des Mittlers Gewande. Da stand er
> Eilend auf, da die Stimme des Herrn bei dem Namen ihn nannte,
> Nahte sich, bleich wie ein Toter vor Freude. Der Göttliche sagte:
> „Hier ist meine Rechte, Lebbäus"; und reicht' ihm die Rechte.

---

1) So hat Homer in der Ilias offenbar den Antilochus mit persönlicher Teilnahme behandelt. Auch an die Gestalt des Apollodoros im Platonischen Phädon (c. 66), der jedem das Herz brach mit seinen Tränen und lautem Schmerz, wird man erinnert. — Lebbäus ist identisch mit dem Thaddäus, s. E. Matth. 10, 3.

Und Lebbäus streckte verstummend die Hand nach dem Herrn aus!
Aber sie sank ihm nieder. Da beugte Jesus sich vorwärts
Nach dem Jüngling, ergriff die Hand des Sinkenden; hielt sie
Lange mit Liebe. Die Seele des freudig Erschrocknen, sein Mund nicht,
Stammelte: „Gnade bist du, ganz Gnade!"
(XIV, 1295 ff. — ἀναγνώρισις.)

Sein erstes Auftreten war Klage um den Messias gewesen, den er schon in den Händen seiner Verfolger glaubt (III, 340 ff.). Er vermag den Anblick des sterbenden Heilandes nicht auszuhalten, eilt von Golgatha hinweg und sinkt am Fuße des Ölberges an einem verfallenen Grabmal nieder:

Er sank auf den Felsen, umfaßt' ihn und legte
Seine Stirne darauf (X, 539 f.)

in stummem, unsagbarem Schmerz; vergebens sucht Lazarus, der ihm liebend nachgeeilt ist, ihn zu trösten (X, 532 ff.). Als die Getreuen nach der Grablegung von Golgatha zurückgekehrt sich im Hause des Johannes versammelt haben, sucht Lebbäus die dunkelste Ferne des Saales auf und verhüllt sein Antlitz (XII, 281 ff.), ein Gegenstück zu der verhüllten Gestalt der trauernden Maria (s. oben S. 332). Das Herz will ihm brechen:

„Ich kenne
Keinen Trost, als allein den Tod,
— — — — — — — — — — — — —
— — — Mich grüße kein Gruß von dem Leben! und unser
Liebstes Gespräch sei derer Hinüberwallen, die nun schon
Glückliche sind, sei Grab und Totengesang und Erde,
Niedergeschüttet auf Erde! Wie leichte Wanderer laßt uns
Fertig stehn, den Stab in der Hand!" (XII, 341 ff.)

So wird er auch der teilnehmendste Zeuge von dem Tode der Maria, der Schwester seines Freundes Lazarus (XII, 527 ff.; s. unten). — Eine Klage ist endlich sein letztes Auftreten, als kurz vor des Herrn Himmelfahrt das Vorgefühl allzumächtig ihn überwältigt, es werde der Messias nun bald sie verlassen (XIX, 961 ff.).

Lebbäus steht denjenigen Personen dieses ganzen Kreises nahe, welche innerhalb desselben eine besondere Gruppe für sich bilden: Lazarus, seine Schwestern und Nathanael. — Dem Lazarus, dem Auferweckten, hat der Tod, durch welchen er hindurchging, etwas von einer Verklärung gegeben, die über ihn ausgegossen liegt und „in der Tiefe des niederschauenden Auges, in der Hoheit seines Wesens" sich kund tut. „Gefaßt einst von dem Schauer Gottes", wandelte er gleichsam unter diesem Schauer auch den Rest des Lebens einher „himmlisch gesinnt und gewiß des ewigen Lebens" (IV, 652 ff.). Vom Tode berührt ist auch seine Schwester Maria, „das heilige Mädchen", das ruhige Antlitz mit Todesblässe bedeckt, das Auge voll Wehmut und Tränen. Ruhig fühlt sie den kommenden Tod; ihre irdischen Gedanken „zittern hin und her" zwischen dem geliebten Bruder und dem Nathanael, „ihrem Geliebten" (IV, 661 ff.). Auch Lazarus trauert in tiefem Weh

um den leidenden und danach um den gestorbenen Heiland; aber seine Wehmut ist die heilige eines stillen, friedvollen Gemütes:

„Rings ist alles heilig um mich! Wohin ich mich wende
Find' ich des Ewigen Spur, des Allgegenwärtigen Nähe!
Ja, was Göttliches ist es, das mir die heilige Ruh' gibt!" (X, 592 ff.)

Er vernimmt, seit der Messias am Kreuze blutet, „ein wehendes Rauschen, als hört' ich Scharen Unsterblicher wandeln" .... „Auch umschimmert nicht selten das Auge mir Himmlisches" (X, 597 ff.). Er lebt in visionärem Zustande; so vermag er auch eines Seraphs weggewendete Strahlen zu schauen (X, 606 ff. Vision).

Der Schwester Sterbebette erhöht nur seine Verklärung. Diese hat die Schmerzensszenen auf Golgatha nicht mit durchlebt, denn „sie lag zu sterben" (VII, 534). Die Schilderung ihres erbaulichen Sterbelagers und ihrer gläubigen Vorbereitung auf den Tod wird zu einer der rührendsten und gefeiertsten Episoden des ganzen Messias (XII, 401 ff.). Anfangs ist Martha ihr Beistand; aber Maria selbst wird zur Tröstenden:

„Nenne die Führung Gottes nicht Nacht! Ich beschwöre bei dem dich,
Der uns richtet, der mich zu unsern Vätern itzt sammelt,
Nenne seine Führung nicht Nacht." (XII, 424 ff.)

Ihre Seele ist Dank auch für all ihr Elend (V. 431). So wird sie ein vollendetes Bild des Glaubens, der die Welt überwunden hat, wie ihn schon ein Wandeln unter den Augen des lebenden Messias zu geben vermochte. Dann tritt Lazarus mit dem Nathanael und Lebbäus hinzu; Lazarus verkündet ihr den Tod Jesu, und das bricht ihr das Herz. Der Todesengel Chebar, der an ihrem Lager gestanden und gefühlt hat, „seiner Schönheit glühendes Licht in Dämmrung erlöschen" (V. 508), läßt sie unter Rauschen der himmlischen Harfen eingehen in die ewige Ruhe[1]). Sie hat sterben sollen, ohne den Heiland sterben zu sehen; aber sie soll mit allen Scharen der Seligen und Engel den Versöhner erwachen sehen. Deshalb ist ihre Seele auch in der Versammlung der Seligen nur ein Lobgesang auf des ewigen Vaters Gnade und Erbarmen, dessen unversiegender, ewiger Strom die Durstenden nimmer leer läßt.

Sieh, an dem Fuße des Thrones entspringet sein Quell, ein Weltmeer!
Rauschet und fällt in Gefilden der Nacht, in Gefilden des Tages,
Fällt, von Erde zu Erd' herab, zu Sonne von Sonne,
Durch die Himmel alle! Der durch sich Selige höret
Seines Rauschens Getön; ihn hören des Lebens Söhne
In den Welten umher, und sie kommen und schöpfen Entzückung.
(XIII, 428 ff.)[2])

1) „Das Rauschen der Harfen, der liebliche Klang, bewillkommt die Seele mit süßem Gesang." (Geistliches Volkslied.)

2) Vgl. die Schilderung der Freude in Goethes Iphigenie, III, 1.

Es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels, ins goldne Tal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.

Für Lazarus und Martha wird das Grab der Maria in seinem Garten, zuvor sein eigenes Grab, ein Gegenstand liebevoller Pflege (XVII, 367 ff.); aber sie trauern, seit der Heiland erstanden ist, ohne Klage „in der Hoffnung des Wiedersehens“. In diesen Garten hat Lazarus die Brüder geladen, auch Pilger vom Nil und von den griechischen Inseln zu einem Fest der Freundschaft (XVII, 781 ff. Idyll).

> Lazarus ging und streuete Blumen und taut' in der Lauben
> Kies aus dem kühlenden Quell und bog die Zweige, des Schattens
> Mehr zu geben und mehr dem Sonnenstrahle zu wehren.
> (XVII, 387 ff.)

Als nun der Abendstern kam und der silberne Mond mit dem Sterne, da ergossen sich die Lieder der Freude und die heiligen Töne der Harfe, der Zither, des Hornes und der Posaunen umher in die Lauben von den um eine Palme gelagerten Sängern.

> Silberfarben wallte der Mond, der Stern, sein Gefährt', stand,
> Funkelt' am weißlichen Himmel. Die frohe Versammlung zerstreute
> Sich aus den Lauben umher und genoß des kühlenden Abends.
> (XVII, 418 ff.)[1]

In heiliger Freude sprechen sie von dem Herrn, dem Leben seiner Erniedrigung, seinem Leben und Sterben, und wie Gott es alles mit Herrlichkeit ende. Als dann zuletzt Lazarus „allein zu der frommen Maria Grabe gekommen“, da ist ihm unsichtbar der verklärten Schwester Seele nahe (XVII, 550 ff.).

Bei diesem „Feste der Freundschaft“ hat er eines hauspriesterlichen Amtes gewaltet (V. 522); wie ein Priester der Gemeinde waltet er dann auf dem Tabor unter den fünfhundert Versammelten kurz vor der Himmelfahrt des Messias (XIX, 389 ff.). Darauf, als er sie

> mehr als fünfhundert gelagert
> Sah vor der Mutter Christus und sich; und wußte, sie wären
> Erben des Heils und Erstlinge Gottes, (XIX, 554 ff.)

da freut' er sich innig, erstieg den Hügel, an dem er ruhete,

> übersah noch einmal der Erben
> Betende Schar und blickte mit stillem Danke gen Himmel;
> Aber nun trat er vorwärts, erhub die Hand (561 ff.)

und begann als ein „Prediger der Gemeinde“, das Wort zu verkündigen. Und als er dann umherblickend in dem Schatten eines Hügels Gefäße mit Speis und Trank, des Halmes Frucht und der Rebe, stehen sah, da sondert er Brot und Wein des Brudermahles, damit es geheiligt werde, und fordert die Gläubigen auf, zu „halten das heilige Mahl zu seines Todes Gedächtnis“. So versetzt der Dichter sehr schön auf den Berg der Verklärung und des Gerichtes (s. oben 304 und 306) auch die Feier des ersten Abendmahles der Gemeinde nach dem Tode Jesu (V. 599 ff.).

Es ist zugleich die Weihe für den Tod des Lazarus. Aber er stirbt nicht eines natürlichen Todes, sondern, nachdem ihn der Tod schon einmal

---

1) Vgl. die Oden „Die frühen Gräber“, „Die Sommernacht“.

berührt hatte und sein Leben nach der Auferweckung nur ein Leben steigender Verklärung gewesen war, so wird er, ein Beispiel einer Erfüllung der biblischen Verheißung 1. Kor. 15, 51[1]), durch den Messias selbst kurz vor dessen eigener Verklärung in der Himmelfahrt verklärt. Wiederum wird ein Blick des Messias zur Tat (s. oben 321).

Es blickte der Versöhner
Nach Bethania nieder. Verklärt wird Lazarus, eilend
Führt ihn sein Engel herauf, daß er mit zu der Herrlichkeit gehe.
(XIX, 1045 ff.)

Ein neuer Kreis von Nebenhandlungen wird durch die vom Dichter völlig frei erfundenen Episoden gebildet. Wir heben aus ihrer Zahl nur als die hervorragendsten heraus die Episoden: 1. Semida und Cidli; 2. Samma und seine Söhne Joel und Benoni; 3. Nephthoa und 4. Portia.

1. Episode: Semida und Cidli. Cidli ist des Jairus durch den Heiland vom Tode erwecktes Töchterlein, Semida der Jüngling von Nain. Er liebt das zur Jungfrau erblühte Mädchen in hoffnungsloser Liebe, denn vom Tode einmal berührt, meint sie der Erde nicht eigentlich mehr anzugehören, sondern lebt ähnlich dem Lazarus hienieden schon ein Leben der Verklärung. Die Geschichte der unerwiderten Liebe des Semida wird nun Spiegelung der eigenen Erfahrung des Dichters in seiner Neigung zu Fanny[2]) und war bestimmt, das Herz dieser Geliebten zu rühren. Das gab der ganzen Episode einen von den Zeitgenossen allgemein empfundenen Reiz.[3]) — Durch ein Gleichnis von einem der „Himmlischen, der als Wächter Liebende schützt, die edler sich lieben", weiß der Dichter vorbereitend unsere Erwartung zu erregen. Dann läßt er die Cidli selbst auftreten, im Gefolge der hohen Gestalt der Mutter Jesu, unter der besonderen Obhut des Lazarus, an der Seite seiner Schwester, der durch die Todesweihe auch schon im Leben verklärten Maria. Cidli „hängt an der Hand der Hörerin Jesus'", mit der sie innige Freundschaft verbindet, der Sulamith gleichend, der schönsten unter den Israelitinnen.

Und mit lockichtem fliegenden Haar, in der Blume des Lebens,
Schön, wie der Jüngling David, wenn er an Bethlehems Quelle
Saß und entzückt in der Quelle den großen Allmächtigen hörte;
Aber nicht lächelnd, wie David, begleitet die sittsame Cidli
Semida, den von dem Tode bei Nain der Göttliche weckte. (IV, 695 ff.)

1) Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: wir werden nicht alle entschlafen; wir werden aber alle verwandelt werden und dasselbe plötzlich in einem Augenblick.

2) Sophie Marie Schmidt in Langensalza, die Schwester seines Freundes. Über die Geschichte dieser Episode, wie sie die innere Entwicklung Klopstocks begleitet und schließlich seine sentimentale Periode und auch die Neigung zu Fanny abschließt, vgl. Hamel, Klopstock-Studien Heft III, S. 76 ff.

3) Klopstock las sie in Magdeburg (Hamel I, LXIII) und auf der berühmten Fahrt auf dem Züricher See (10. Juli 1750) vor; jeder seiner Zuhörer wußte, daß er seine eigene Herzensgeschichte darin darstellte, und die Rührung war daher groß.

Dann folgt das Geständnis der Cidli; — sie kämpft mit dem Gefühl, daß sie der Erde zu wenig gehöre, „ihr sterbliche Söhne zu geben" (XV, 1383), mit dem Gebot der Mutter, sich ganz Gott zu weihen, und mit der geheimen Neigung für den Gespielen ihrer Jugend; — sodann die Liebesklage Semidas, welche die stille, ihn verzehrende Gewalt seiner Liebe[1]) schildert und ihre Höhe in der vom Dichter zugleich an Fanny gerichteten Frage hat:

„O, bei allem, was heilig ist, um der Tugend und Liebe,
Um der Schönheit willen, die deine Seele voll Unschuld
Über den Staub der Erd' erhöht, und wenn was noch teurer,
Wenn was erhabener noch ist: bei deinem Erwachen vom Tode
Und bei jener Unsterblichkeit, die du mit Lichte bekleidet
Unter des Himmels Bewohnern einst lebest, o, um der Kronen,
Um der Tugend Belohnungen willen, beschwör' ich dich, Cidli:
Sage, was denkt da dein Herz? was fühlt's? wie ist es ihm möglich,
Dieses mein Herz, das so liebt, mein blutendes Herz zu verkennen?" (IV, 857 ff.)

Aber er will von dem Kummer sich losreißen, der nur ihn selbst angehe, um ganz die Seele auf den Ausgang zu richten, welchen der Ewige seinem Retter, der einst ihn aus dem Grabe erweckte, bestimmt habe. — Wir finden das liebende Paar wieder[2]), als nach der Auferstehung der Messias nicht nur dieser den Gläubigen erscheint, sondern auch viele der nach seinem Tode aus den Gräbern Erstandenen (s. unten S. 349) sich den Sterblichen zeigen. Cidli hat sich mit ihrer Mutter aufgemacht, nach dem Tabor zu gehen; eine unbekannte Pilgerin, der Auferstandenen eine, hat sie dazu aufgefordert. Eben dorthin begibt sich Semida im Geleit eines ebensolchen Pilgrims. Ein von Mördern verwundeter Mann, ein durstender Blinder, ein ermatteter Greis nehmen unterwegs seine werktätige Liebe in Anspruch.

Er widmet sich ihnen, obwohl er Cidli von weitem gewahrt, danach auch die freudig Erregte begrüßt; aber die Liebespflicht den leidenden Brüdern gegenüber hält ihn zunächst noch zurück; sie ist mächtiger als die Macht der Leidenschaft; der Samariterdienst verklärt sein Wesen und tilgt auch hinweg, was noch irdisch an seiner Liebe zu Cidli war. Diese nimmt Abschied von der Mutter auf Geheiß der Pilgerin. Dann treffen die Liebenden sich auf der Höhe des Berges „der Verklärung". Ihre Begleiter erglänzen in wunderbarem Schimmer. Auch der verwundete Mann, der Blinde, der Greis — alles „Erscheinungen" von Erstandenen — und viel der Himmlischen mehr schweben herzu. Mit gefalteten Händen, von Staunen erfaßt, den Blick zur Erde gesenkt, verstummen die Liebenden in der sich aufdrängenden Frage:

---

1) Semida ist eine „Werther"- und „Sigwart"-Natur.

2) Die etwas gesuchte Episode innerhalb dieser Episode: „Semida an Thirzas und ihrer sieben Söhne Grabe" (XI, 1180 ff.; vgl. 2. Makkab. 7) kann ohne Nachteil übergangen werden.

Wie, von Strahlen umgeben der nahen Unsterblichen, wie sie
Dann von Schimmer und sanftzulispelndem Segnen umgeben,
Freudig waren und bang! Sie kamen sich näher. Da schwanden
Ihre Gedanken, und sie, die beiden Glücklichen, wurden
Schnell verklärt. Sie schwebten daher und umarmten einander
Ach, das erstemal dort, und nicht in den Hütten der Trennung.[1]
(XV, 1540 ff.)

Indessen genügte dem Dichter dieser Abschluß der Episode noch nicht. Die Mutter der Cidli sollte getröstet werden, auch sollten die Liebenden in ihrem verklärten Zustande selbst ihrer Wonne Worte leihen. So erscheinen sie nach einem Zusatz der letzten Ausgabe des Messias (i. J. 1799) noch einmal, schweben herab bei jenem Feste der Freundschaft in des Lazarus Garten (s. oben S. 336) „zu Marias blütenumduftetem Grabe und den Lauben des himmlischen Bruders" und stimmen einen Wechselgesang an von der Wonne der Liebe seliger Geister; Cidli aber schwebt herab zu ihrer gramgebeugten Mutter, erscheint ihr, um sie zu trösten, in ihrer ganzen Herrlichkeit; und es „starb vor Freude die Mutter" (XVII, 692 ff.).

2. Episode: Samma und seine Söhne Joel und Benoni (Benjamin). Sie beginnt mit einem Bilde des Gräßlichen. Schauplatz sind die Felsengräber am Ölberg (s. oben S. 289). Da hält sich Samma, der Besessene, auf. Zu ihm hat die Mutter, durch des Kindes Flehen erweicht, den kleinen Benoni gebracht.

Da mit kindlicher Inbrunst nun der Knab' ihn umarmte,
Da er mit sanft liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
Und mit leisem Röcheln entflohe die Seele voll Unschuld. (II, 119 ff.)

Er tat es im Wahnsinn, in welchen Satan ihn gestürzt hatte. Dann zum Bewußtsein erwacht, bricht er in trostlose Klagen aus: „jammernde Tränen stürzen vom Auge, das bricht und langsam starrend dahinstirbt"; von furchtbaren Qualen geängstet sinkt er nieder. Da erscheint der Mittler, von Joel, dem älteren Bruder Benonis, als der große Prophet begrüßt. Es ist die erste Begegnung des Messias mit den Erdenbewohnern, von welcher das Epos berichtet; aber auch eine Begegnung mit dem Satan und ein persönlicher Kampf um den Unglücklichen, den der Fürst der Hölle verderben, der Heiland erretten will (s. oben S. 310). Es soll die grausigste Nachtseite des menschlichen Elends, die ganze Furchtbarkeit der sata-

1) Über das Wunderliche der immerhin zart empfundenen Szene s. unten Abschnitt: Würdigung. Es mag die dem Schüler sich aufdrängende Kritik vorläufig durch das Zugeständnis entwaffnet werden, daß die Verklärungen sterblicher Menschen uns immer als eine Herabsetzung der Verklärung Christi in der Himmelfahrt erscheinen werden, deren Einzelstellung dadurch aufgehoben wird. Anderseits ist zu berücksichtigen, daß die Verklärungen hier, wie bei dem Lazarus, dem Semida und der Cidli nicht gewöhnliche Sterbliche betreffen, sondern aus dem Grabe erweckte, schon in einer Art von Verklärung wandelnde Personen.

nischen Mächte, aber auch die ganze Fülle der rettenden Liebe des Heilandes und seine triumphierende Allgewalt sogleich zu Beginn seines Erlösungswerkes in einem erschütternden Beispiel uns vorgeführt werden; durch diese Erwägung wird das Gräßliche des Vorganges erheblich gemildert.[1]) Samma genesen, wirft sich dem Heiland zu Füßen und gelobt ihm Nachfolge, Joel aber ladet ihn mit rührenden Worten in ihre Hütte ein:

„Dort soll meine verlassene Mutter mit Demut dir dienen.
Milch und Honig, die lieblichste Frucht von unseren Bäumen
Sollst du genießen; die Wolle der jüngsten Lämmer der Aue
Soll dich decken. Ich selber will dich, o Gottes Prophet, dann,
Kommt der Sommer, unter der Bäume Schatten begleiten,
Die mein Vater im Garten mir gab." (II, 223 ff. Idyll.)

Und sie folgen dem Heiland nun zunächst nach Golgotha (IX, 91 ff.) und werden Genossen des oben S. 330 ff. geschilderten Kreises der Treuen. Als der Messias verschieden ist, sucht Joel, niederirrend zu des Ölberges Tale und durch Gethsemane das schon mit stillem Moos bedeckte Grab des Bruders auf, in tiefer Trauer um den Heiland und zugleich um den Bruder. Dort sinkt er nieder, senkt sein glühendes Haupt auf den Stein mit trübem, bangem Auge und bleichen Lippen (XI, 1343 ff.). Er will um den geliebten Bruder ewig weinen:

. . . „Du Blume, von schnellem Sturme gebrochen,
Duftende Morgenblume, des Tales Saron die schönste!" (XI, 1371 ff.)

Dieser herzbewegenden Klagen wird Benoni Zeuge; mit seinem Engel weilt er in der heiligen Stille der Gräber, um dort mit dem Auftun der Gräber nach dem Tode des Messias aufzuerstehen „durch den neuen Leib der Auferstehung verherrlicht" (s. unten S. 349). Verknüpfung der sichtbaren und unsichtbaren Handlung; zugleich charakteristisches Beispiel für die dialogisch-dramatische Darstellung. Denn der Seraph und Benoni begleiten die Klage Joels mit ihrer Unterredung. Das Ganze ein Bild zartester Bruderliebe; die Höhe in der flehentlichen Bitte Benonis, welche des Bruders Klage beantwortet:

„Seraph! Des Knaben Schmerz geht durch die Seele mir! Trockn' ihm
Seine Tränen, ach trockne die unaushaltbaren Tränen!" (XI, 1380 ff.)

Das Ganze ferner ein Seitenstück zu dem Bilde zarter Schwesterliebe in dem Verhältnis der Schwestern des Lazarus (s. oben S. 334 ff.).

Auferstanden nun und dem Felsengrabe entschwebend, von Frühlingsschönheit umgeben, wird Benoni sodann Träger der Auferstehungsbotschaft an den noch im Grabe ruhenden Johannes den Täufer:

Himmlische Botschaft
Bring' ich: Siehe, der heilige Staub, die Toten erwachen!
Täufer des Herrn, das ganze Gefild bewegt sich und rauschet,
Rauschet von Auferstehung, die Toten Gottes erwachen."
(XI, 1548 ff.)

---

1) Es wurden Klopstock vielfach Vorwürfe wegen dieser „entsetzlichen" Szene gemacht; die Belege bei Hamel I, S. 70.

Er darf der Maria, der Schwester des Lazarus, Seele begrüßen, als
ie von ihrem Engel in die erhabene Versammlung der Auferstandenen
geleitet wird, und lehrt sie die himmlischen Lobgesänge auf den Herrn
(XIII, 369 ff.). — Als dann die Erstandenen in Erscheinungen den Ir=
dischen sich offenbaren dürfen, tritt er „strahlend gekleidet in Morgen=
wolken des Frühlings" vor den Nephthoa, jenen Knaben, den Jesus
einst segnend unter das Volk stellte (s. oben S. 296), ihm die Kunde
von des Messias Auferstehung zu bringen und in Freundschaft mit
ihm sich zu verbinden (XV, 129 ff.); er darf sich endlich auch „mit mil=
dem Glanz" dem Vater und dem Bruder enthüllen. Diese sitzen in der
duftenden Laube ihres Gartens (s. oben S. 336); nur der wandelnde
Mond, meinen sie, sei Zeuge ihrer Klage. Aber auf dem silbernen Ge=
wölk, das ihn leise bedeckt, sind Verklärte als Zeugen versammelt, die
Seelen: Benonis, der Maria L. und des greisen Simeon. Da
schimmert die Erscheinung heran; sie vernehmen Benonis Stimme, es
fühlt der Bruder seinen helfenden Arm; er sinkt dem Vater, der seine
grause, in Wahnsinnsnacht begangene Schuld bekennt, ans Herz; es gibt
ihnen der Sohn, der Bruder, als ein himmlisch Verklärter den Segen;
und so endet das anfangs so gräßliche Bild

mit der Wonne der Himmel,
Mit dem süßesten Wiedersehn, das jemals erlebt ward!
(XV, 1205, ἀναγνώρισις.)

3. Episode: Nephthoa. Die Erscheinung Benonis an den
Nephthoa wird Anlaß zu einem Nachspiel, welches eine Episode für sich
und zwar eine der anziehendsten des ganzen Messias bildet. Tiefsinn
war in des Knaben Seele geblieben, seitdem ihn Jesus unter die Hörer
gestellt und gesegnet hatte (XV, 57 ff.). Gebet ist sein Leben, verborgener
Umgang mit Gott und dem Messias, ein Warten auf die zukünftige
Welt. Dies Innenleben wird inniger noch, seitdem ihm die Erscheinung
Benonis und damit eines Verklärten Freundschaft (s. oben) gewor=
den ist. Ein früher Erbe des Grabes wie Maria L., empfindet er voraus
in dem Todesgefühl die künftigen Wonnen. Eine Aufforderung durch ein
Traumgesicht (XVII, 202 ff., homerisches Motiv, ὄνειρος)[1]) mahnt
ihn, die ihm gewordene Erscheinung und die Botschaft von des Herrn Auf=
erstehung auch anderen zu verkünden. Er eilt „mit dem werdenden Tage"
zu Golgathas Grabe, zu dem die Getreuen zu wallen pflegen. An des
Gartens nahem Gehege spielen freudige Knaben. Er sondert neun der=
selben: fünf hatte mit ihm einst der Messias unter dem Volk gesegnet.

Die Knaben
Kamen zum offenen Grabe, beschauten die furchtbare Tiefe
Und die Felsenlast, die weggewälzt vor ihr dalag.
Freudig schauerten sie, doch auch mit Schrecken, indem sie
Über sich der alternden Bäume Wipfel erblickten.

---

1) „Schlummerst du noch und gehest nicht hin, zu erzählen den
Frommen?" (XVII, 208.) Vgl. die Stelle aus der Ilias, oben S. 311 An=
merkung.

Und sie irrten umher in dem Schatten des dichteren Laubes
Und des helleren, welches der weiße Lenz mit dem Brautschmuck
Seiner Blüten durchwebte. Sie fanden gegen des Grabes
Eingang über im Glanz des lieblichen Morgens, auf weichem,
Jungem Grase, beströmt von dem Duft der Blütengerüche,
Heilige Gottes und sie in sanfte, heitere Ruhe
Ausgegossen und sie mit der Freudenträn' in dem Blicke
Eine selige Schar (von Auferstandenen). (XVII, 229 ff.)

Nephthoa schaut sie in seinem reinen Kindesgemüt, das schon im Ewigen lebt; sie kennen ihn und seine vom Messias auserwählten Gefährten und lauschen gern der Botschaft aus seinem Munde von Benonis Erscheinung und dem erstandenen Jesus. In der erneuten Freude

in dieser süßen Begeistrung,
Dieser Vorempfindung der ewigen Wonn' an dem Throne,
Strömte das Herz der Heiligen aus, und sie sangen dem Sieger,
der zertrat. (XVII, 253 ff.)

Und nun beginnen sie den Siegesreihen, die Knaben und die verklärten Heiligen im Verein, um das Heilige Grab und stimmen das Triumphlied an der lebenden und der vollendeten Christen (homerisches Motiv; der Päan und Tanzreihen nach Ilias I, 472 ff.).

Siegesreihen.

So wie der Gesang in Strömen dahinfloß,
Tanzten die Knaben den heiligen Reihn zu dem Siegesgesange:

Str. 1. „Siehe, der Himmelsbogen erhob nach furchtbaren Wettern
Sich in der Wolke! Der Bund ist ewig, der Auferstehung
Bund ist ewig." So wie der Gesang in Strömen dahinfloß,
Tanzten die Knaben den heiligen Reihn zu dem Siegesgesange.
Und die Mütter bekränzten mit Frühlingslaube die Knaben.

Str. 2. „Siehe, die Tränen alle, sie wurden alle getrocknet,
Da das geopferte Lamm versöhnet hatte, nicht Tod mehr
War der Tod!" So wie der Gesang in Strömen dahingoß,
Wandten die Knaben im heiligen Reihn nach Golgathas Höh' sich.
Und die Mütter brachten den Knaben Sprosse der Palme.

Str. 3. „Ach! der Lebende sprach mit seiner Stimme: ‚Maria'!
Und sie lag zu den Füßen des Gottesversöhners und rufte,
Rufte: ‚Rabbuni'!" So wie der Gesang sich in Strömen dahingoß,
Tanzten die Knaben den heiligen Reihn zu dem Siegesgesange.

Str. 4. „Rief: Mein Herr und mein Gott! Er hatte die Male gesehen
Seiner Wunden, hatte die Hand in des Auferstandenen
Seite gelegt." So wie der Gesang in Strömen dahinfloß,
Tanzten die Knaben den heiligen Reihn zu dem Siegesgesange.

Str. 5. „Ach! auch wir erwachen dereinst von dem Tod', es erwachen
Alle bis hin zu dem Ende der Erde, die liegen und schlafen,
Tote Gottes!" So wie der Gesang in Strömen dahinfloß,
Tanzten die Knaben den heiligen Reihn um eines der Gräber,

Warfen die Kränze darauf und tanzten zum Siegesgesange.
Schleunig lassen sie sinken die Palmen. Denn auf des Felsen
Höhe, des Grabes, das leer nun war, erschienen Erstandene;
Und der Siegesgesang verstummet. (XVII, 257 ff.)

Man brachte die kunstvolle, hochpoetische Einführung von Zeit (Tages- und Jahreszeit) und Ort (Schauplatz: ein Felsen-Waldtal im Frühlingsblütenschmuck und das Heilige Grab) in den voraufgehenden Versen; von handelnden Personen (Chor der Knaben, die Mütter, die Zuschauer) und Handlungen im Liede selbst; sodann den Bau des Siegesliedes, den fast gleichlautenden Eingang jeder Strophe, der auch rhythmisch von höchst malerischer Wirkung ist; ferner die Durchführung der Handlung in ihrer Steigerung: Mütter bekränzen mit Frühlingslaube die Knaben, bringen ihnen die Palmenzweige, und die Knaben, tanzend und singend, werfen schließlich die Kränze auf das Grab, lassen die Palmen dann aber plötzlich sinken und verstummen; endlich die Folge in dem Inhalt der Strophen: ein alttestamentlicher Eingang (Str. 1), das neutestamentliche Thema (Str. 2), die beiden handgreiflichen Bezegungen der Auferstehung durch den Erstandenen selbst an die gläubige Maria Magdalena (Str. 3) und an den ungläubigen Thomas (Str. 4), endlich Ausblick in die Zukunft und in die gewonnene Gewißheit der eigenen Auferstehung (Str. 5).

Hamel (I, S. 322), hat vollkommen recht, die antike Schönheit dieses Siegesgesanges und seinen vollendeten Aufbau zu rühmen, durch den er die sonst an Schönheit mit ihm zu vergleichenden Chöre im zweiten Teil des Goetheschen Faust übertroffen. Es ist nicht leicht ein anderer Abschnitt so geeignet, dem Schüler die Schönheit Klopstockscher Poesie in der Verbindung von einfacher Grazie und höchster Erhabenheit zu deutlichem Bewußtsein zu bringen, und das Vorurteil zu beseitigen, als sei der Messias, vollends in den letzten zehn Gesängen, ungenießbar. — Die Erinnerung an den Päan der Griechen und insbesondere an die Siegesfeier auf Salamis, bei welcher Sophokles an dem Reihen der Jünglinge teilnahm, wird sich dem Schüler von selbst aufdrängen. Auch kann (außer Ilias I, 472) an sonstige Spuren und Andeutungen von Siegesliedern in der Ilias, z. B. XXII, 391 ff.; XVIII, 569 ff. erinnert werden.

Nur Seelen von Erstandenen erscheinen, die herrlichsten Gestalten des alten Bundes, teilzunehmen an der großen Siegesfeier. Endlich tritt auch Eva mit milder Schöne einher

und führte, wie sie der erfrischenden Mondnacht
Schimmer umgab und des Himmels Bläue, den Jüngling Benoni.
(XVII, 305 ff.)

Da erkennt Nephthoa den Benoni wieder (ἀναγνώρισις); Eva, im Gefühl, daß bald der Tod diese Blume brechen werde (V. 323), führt ihn hin zu Benoni. Nun steht er mitten im Kreise der Himmlischen, der auf Erden schon halb Verklärte (Parallele zu Lazarus, Semida, Cidli, Maria L.), und als ihr Lächeln seinem erhobenen Blick begegnet, zittern Schauer durch des Knaben Gebein. Die Seligen fordern ihn auf, noch einmal den Siegesgesang anzuheben; er wiederholt die ersten vier Strophen, den Palmenzweig schwingend und auf des Herrn Grab weisend. Die Harfen der Seligen begleiten ihn und als

so sein Gesang von den Harfen beseelet
Strömete, hielt sich nicht mehr die wonnevolle Versammlung
Bei dem Felsen; sie stiegen hinauf zu den Seligen Gottes
Und sie traten hinein in den strahlenden Kreis, (XVII, 346 ff.)

und fallen ein in die vierte Schlußstrophe, sie hinauf in die Welt der vollendeten Verklärung tragend:

„Ach, auch wir erwachen dereinst von dem Tod, es erwachen
Alle, bis hin zu dem Ende der Erde, die liegen und schlafen,
Tote Gottes!“ (XVII, V. 350 ff.)

So wird es ein Chor der Versammlung sterblicher Christen und der Vollendeten. (Verknüpfung der irdischen und transzendenten Handlung.) Auf diese Szene scheint eine Steigerung kaum möglich, und doch ist sie vom Dichter gefunden. Als nach der ersten Abendmahlsfeier auf der Höhe des Tabor (s. oben S. 336) der Messias den 500 Versammelten dort erschienen ist und zu ihnen Worte der Weihung gesprochen hat,

Sahen sie nicht ferne von da, wo der Mittler sich wandte
Und verschwand, den Knaben Nephthoa, als schlummert' er, liegen.
Und sie wollten ihn wecken; allein der glückliche Knabe
War gestorben. Lazarus rief: „Auf, gehet und sammelt
Blumen, ich mach' ihm das Grab.“ Sie gingen und sammelten Blumen.
Schon erhob sich neben Nephthoa, nun bald ihn zu decken,
Jener kleine Hügel, zu welchem wir all' einst kommen
Müssen, zu Staube Staub. Sie nahmen den lächelnden Knaben,
Senkten ihn nieder ins Grab und deckten ihn leise mit Erde
Und mit Blumen, die sie aus voller Hand auf die Stätte
Seiner Aussaat streuten. Die wendeten sich und verließen
Tabor. Viele sahen noch oft sich um nach dem frischen
Blumenhügel; doch trübete deren Augen nicht Wehmut,
Denen Sterben Gewinn und Leben war der Erstandne. (XIX, 732 ff.)

Das war die Erfüllung des an ihn gerichteten ersten Heilandswortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes“ (Mark. 10, 14). — Über die Verknüpfung des Ausganges dieser Episode mit der folgenden siehe deren Schluß.

4. Episode: Portia. Jugendlich schön, aber reifen Geistes, von Begierde erfüllt, den großen Propheten endlich zu sehen, ist sie nur von wenigen Sklaven begleitet in des Hohenpriesters Palast gekommen und wird nun von jener, oben S. 290, geschilderten offenen Seitenhalle aus Zeuge der Vorgänge im Richtsaal (VI, 237 ff., Verknüpfung von Handlungen, eine Art Teichoskopie). Die erhabene Größe des Messias, doppelt imponierend in dem Verhalten gegenüber seinen Feinden (V. 251 ff.), das Mitleid mit dem Petrus, der am Feuer seinen Herrn vergebens zu retten bemüht ist[1]), das tiefste Mitgefühl mit der Mutter Jesu, welche diesen Jünger vielleicht absandte, den Sohn zu retten (V. 334 ff.)[2]), bereiten die allmähliche Wandlung der Heidin zum Glauben vor: denn das soll an dieser Gestalt uns geschildert werden. Sie vermag den Anblick der Leiden des Göttlichen nicht zu ertragen; sie zweifelt an der Gerechtigkeit ihrer Götter und, den wahren Gott suchend,

1) „Dieser Zusatz Klopstocks zum Bericht der Evangelisten soll Petrus' Schuld mildern.“ (Hamel.)

2) Vorbereitung auf die Szene in Gesang VII.

ringt sie im Gebet, den ersten der Götter anrufend, „der die Menschen aus Nächten erschuf und den Menschen ein Herz gab", mag dieser Gott nun Jupiter heißen oder Jehova, Romulus' oder Abrahams Gott:

„darf ich's dir weinen,
Was mir meine Seele zerreißt? Was hat er verbrochen,
Dieser friedsame Mann, daß ihn Unmenschliche töten?" (VI, 525 ff.)

Als dann Jesus in den Palast ihres Gatten gebracht ist, führt die Sorge um das Schicksal des Propheten sie wiederum herbei. „Gelöst fließt das Haar und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter"; bleich vor Angst, — so trifft sie die den Sohn im Palast angstvoll suchende Maria. Betroffen über so viel Hoheit im Wesen und einen so seelenvollen Ausdruck göttlichen Schmerzes, fragt sie die Maria, wer sie sei; diese beschwört die Unbekannte, wenn sie wirklich das Mitleid, das aus ihrem Antlitz spreche, auch in dem Herzen empfinde, dann sie zur Portia zu führen. Das führt zu einer Erkennungsszene (*ἀναγνώρισις*): „Ich bin Portia." (VII, 331.) — „Ich bin seine Mutter." — Ein heiliges Traumgesicht war der Portia erschienen (homerisches Motiv: *ὄνειρος*). Daß „die höheren, besseren Götter", nicht Juppiter, nicht Phöbus Apollo, ihr jetzt die Mutter Jesu senden, ist Mahnung, dem Traumgesicht nachzukommen und einen Vorsatz zur Tat werden zu lassen, und so entsendet sie sofort eine Sklavin zum Gatten mit der Botschaft:[1])

„Er ist ein großer, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! Verdamme du nicht den Gerechten!"[2])
(VII, 384 f.)

Darauf erzählte sie der Maria das Traumgesicht. Sokrates war ihr erschienen, hatte sich ihr zu erkennen gegeben (*ἀναγνώρισις*), sie über seine und der Heiden törichte Weisheit belehrt und ihr schließlich offenbart:

„Der größte der Menschen, wofern er ein Mensch ist, er leidet,
Leidet mehr, wie ein Sterblicher litt, wird am tiefsten gehorsam
Gegen die Gottheit, vollendet dadurch der Tugenden größte,
Und dies alles geschieht um der Menschen willen." (VII, 429 ff.)

So wird Sokrates als Vertreter der Antike eingeführt und seine Gestalt zu einem *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*.

Endlich war das Gesicht, in die Ferne verschwindend, in eine Vision übergegangen; Portia schaute:

„Da waren um mich aufbebende Gräber;
Hingen dicht an die Gräber von allen Himmeln herunter
Schwere Wolken; die rissen sich auf bis zur obersten Höhe.
Und ein Mann, dem Blut entströmte, ging in die Wolken,

1) Ungezwungene Motivierung der in den Evangelien berichteten Begebenheit.

2) Reminiszenz an die berühmte Stelle vom „leidenden Gerechten" bei Plato, de republ. II, p. 361 ff., vgl. Jes. 53. — „Keiner von Klopstocks dichterischen Vorgängern hat daran gedacht, in dieser großartigen Weise das einfache Motiv aus dem Evangelium Matthäi auszubeuten." Muncker a. a. O. S. 97.

Wo sie sich öffneten. Scharen unzählbarer Menschen zerstreuten
Sich auf den Gräbern und schauten mit offnen, verlangenden Armen
Jenem Blutenden nach, der in die Wolken hineinging. (V. 437 ff.)

Nun ahnt sie, daß der größte der Menschen, im Vergleich zu welchem Sokrates, der größte der Heiden, in ein Nichts sinkt, nicht ein Mensch nur ist, und bittet flehentlich die Mutter solches Propheten, sie zu ihm zu führen, daß er sie „der Dunkelheit und den Zweifeln entreiße und ihr die Lehre der Gottheit entfalte" (V. 350 ff.). Maria antwortet mit dem Ausdrucke sicherer Ahnung, daß der Tod des Messias unabwendbar sei; denn „er beschloß zu sterben". — Erst mit dem XII. Gesang tritt Portia wieder auf; sie bestimmt den Gatten, den Leichnam des Messias dem Joseph von Arimathia zur Bestattung auszuliefern (XII, 48 ff.). Dann sucht sie das Grab des Gekreuzigten, das auch ihr teuer ist und heilig (XV, 703 ff.). Noch zweifelt sie, aber als erstandene Frauen ihr erscheinen, um ihr die Auferstehung des Messias zu verkünden, sie das Gebet des Herrn beten lehren und zu dem Himmel entschwebend sich selbst als mit Jesu auferstanden bezeugen, da wiederholt Portia andächtigen Herzens den Schluß des Gebetes:

„Vater, das Reich ist dein und die Macht und die Herrlichkeit! Amen."
Also eilte sie betend hinab zu Jerusalems Toren, (XV, 861 f.)

und ist nun durch alle Zweifel zum Glauben hindurchgedrungen. Mit den Gläubigen wallfahrtet sie später hinauf zu den Tabor. Und hier findet die schon angedeutete Verknüpfung mit der Episode: Nephthoa statt (s. oben 3).

Neben ihr spielte,
Streute Blumen ihr in den Weg der Knabe Nephthoa,
Junge Blumen und Sprosse mit halbgebildetem Laube.
Vielmal sah er sie an und lächelte vielmal ihr Unschuld.
N. „Portia, so ist der Weg zu dem Himmel, und ich bin der Engel,
Der dich führt!" Es stürzet' ihr oft die Zähre der Freude
über die Wange. Sie war nicht Mutter; aber ein Knabe,
Nah' den ewigen Hütten, geleitete sie zum Versöhner.
P. „Knabe, der Weg zu dem Himmel ist schön, und ich liebe den Engel,
Der mich führet." N. „Ich liebe dich auch; doch lieb' ich noch mehr einst
Da dich, wo an dem Ende des Blumenweges uns andre
Zedern schatten und Palmen, der Frühling ewig und schimmert.
(V. XIX, 509 ff.)

Und da das erste Abendmahl dort durch Lazarus der Gemeine gespendet wird (s. oben S. 336) und schließlich Jesus selbst zu ihnen allen herniedersteigt und Worte weihevollen Abschiedes an sie richtet, so ist auch sie aufgenommen in die Gemeine der Gläubigen, und auch für sie „verwandelt ihr Glauben in Schauen" (V. 692), wie es in Wahrheit inzwischen begonnen hat für den entschlafenen Nephthoa[1]).

1) Zu den sonst etwa noch zu erwähnenden idyllischen Einzelbildern aus dem Kreise der Nebenhandlungen würden zu rechnen sein: Tabitha (Tabea, vgl. Apostelgesch. 9, 36), beschäftigt am Stickrahmen, ein Gemälde von Seide, das Grab Benonis und die Klage der Mutter um ihn, zu sticken (XV, 326 ff.; homerisches Motiv; vgl. Helena, die Kämpfe der Troer und Achäer

II. Nebenhandlungen auf dem Schauplatz des Himmels (s. S. 326). Es genügt hier, nur auf eine Episode hinzudeuten, die mit der Verwendung der Gestalten Adams und Evas gegeben ist. Wenn der Dichter überhaupt die Väter des alten Bundes mit in die Handlung hineinzog (s. oben S. 296) und wenn ihm „die Erlösung des ganzen Menschengeschlechtes" Aufgabe der Dichtung wurde, so war eine Verwendung der Eltern des Menschengeschlechtes besonders wirksam. Durch sie ist die Sünde in die Welt gekommen; durch den anderen Adam, Christus, soll sie hinweggenommen werden (Röm. 5, 12 ff., 1. Kor. 15, 22). Ein weiterer Grund der Verwendung war der Vorgang Miltons, der Adam und Eva zu Hauptträgern der irdischen Handlung in seinem Epos gemacht hatte. Über des Adam äußere Erscheinung, seine verklärte Leiblichkeit siehe die oben S. 299 f. angeführte Stelle I, 485 ff. Seine Gestalt war schön, wie das vollkommene, göttliche Bild, welches einst bei der Schöpfung in den Gedanken Gottes dastand. Auch darin ist er ein Gegenbild zum Messias, „dem schönsten der Menschenkinder". Er hat ein sehnendes Verlangen, die Erde wiederzusehen:

„Mütterlich Land, o Erde! wie sehn' ich nach dir mich hinunter,
— — — — — — — — — — — — —
O Paradies, verlorener Himmel!" (I, 505 ff.)

(Heimatsgefühl in erhabenster Auffassung.) Er wünscht den Messias zu sehen, die erniedrigte Herrlichkeit Gottes, welchen des Todes Leib umhüllt, aus freier Wahl, um in solcher Gestalt „der Erbarmung" das gefallene Geschlecht zu versöhnen.

Als dann nach der Nacht des erhabenen Eidvertrages (s. oben S. 304) der Messias am Ölberg erwacht, da dürfen unter den Seelen der Väter des alten Bundes die Eltern des Menschengeschlechtes ihn von der Sonne aus schauen und begrüßen ihn anbetend mit ihrem Gesange:

„Vollende dein Opfer,
Das du für uns, Weltrichter, für uns zu vollenden herabstiegst.
Mache die Erde bald neu, die zu verneuen beschlossest,
Dein und unser Geburtskind! Komm zurück in den Himmel!"
(II, 56 ff.)

Aber sie sollen auch Zeugen der folgenden Handlung werden. Gabriel fordert die Seelen der Väter auf, ihm von der Sonne hinab zur Erde zu folgen:

„Kommt nun näher, ihr Väter der Menschen! Ihr sehet ihn! (Hier wies
Er mit der bebenden Rechte.) Da trägt der Sündeversöhner
Gegen den Hügel sein Kreuz. Dies ist der Hügel des Todes!
An dem höheren dort, der mit zween Gipfeln heraufragt[1]),
Ging er ins erste Gericht. Von diesem sollt ihr ihn sehen,
Wenn er für eure Kinder und euch sein Leben wird bluten." (VIII, 87 ff.)

---

in ein Gewebe wirkend, Il. III, 125, und Andromache, Il. XXII, 440). — Die Geschichte des Ananias und der Sapphira, XV, 568 ff.; ein Bild aus dem ländlichen Leben mit Anklängen an Ilias XVIII, 550 ff. — Die Freundschaft der Kinder Benjamin und Jedidda, I, 692 ff.

1) Der Ölberg.

(Teichoskopie.) Sie eilen hinab, die schimmernden Scharen:
Der schnelle Gedanke,
Die aus des Betenden Seele von Sternen zu Sternen hinaufdenkt,
Eilet nur eilender.[1]) (VIII, 96 ff.)

Mit schwebendem Fuß betreten sie den Ölberg: Adam zuerst, und niedersinkend küßt er die Erde.

„Mütterlich Land", so sprach er, „ich seh', o Erde, dich wieder!"
— — — — — — — — — — — — — — —
„Sei mir, o Erde, gegrüßet!
— — — — — — — — — — — — —
Und, o Stunde, du nahende, sei auch du mir im Jubel,
Im Triumphe genannt! Du entlastest die Erde vom Fluche!"[2])
(VIII, 101 ff. ἀναγνώρισις.)

Mit ihren Gebeten begleiten sie die einzelnen Momente der Kreuzigung (V. 184 ff.). Eva, „die Mutter der Menschen", in tiefstem Schmerz mit ihrem Auge an dem Kreuze hängend, wird zu einem Gegenbild der „Schmerzensmutter" Maria[3]). Sie begrüßt die zahllose Schar der künftigen Geschlechter, als sie in feierlichem Zuge von Uriel geleitet zur Opferstätte von Golgatha heranschweben, Zeugen der Kreuzigung zu werden (V. 451 ff., s. oben S. 321 f.), und segnete unter ihnen, die erkoren sind als Märtyrer „höhere Zeugen des größten der Toten zu werden". — An dem Zuge des Schmerzes erkennt sie in innerer Stimmungsverwandtschaft die Maria:

„Sie ist es, sie ist des großen Geborenen Mutter!"
— — — — — — — — „Mir sagt's dein Jammer!
Siehe, du bist Maria! Das fühlet' ich, als am Altar lag
Abel im Blut! Das fühlest du! bist des Sterbenden Mutter!"
(V. 524 ff. ἀναγνώρισις.)

Als endlich das Nahen des Todesengels erwartet wird, hat auch ihr und Adams Schmerz die Höhe erreicht. Sie schweben hernieder mit trauerndem Fluge von des Ölberges Höhe zur Schädelstätte und dann zu dem heiligen Felsengrabe. Dort sinken sie nieder in den Staub der Erde, welcher durch ihren Fall mit dem Fluch der Verwesung belastet ist, und lassen ihre Empfindungen ausströmen, er mit lauter Stimme, sie in der Tiefe der Seele, in ein großes Gebet, welches sie als Vertreter gleichsam und im Namen, auch vor dem Angesicht des

1) Erinnerung an das homerische Gleichnis Ilias XV, 80 ff. Auch der verglichene Gegenstand: schneller Gang einer Gottheit, ist dort ein ähnlicher.

2) Vgl. aus Goethes Gedichten („Der ewige Jude"):

Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.

3) Man vergleiche die ganz ähnliche Schilderung von der Maria (VIII, 520 ff.) und von der Eva (V. 569 ff.).

ganzen versammelten Menschengeschlechtes (s. oben S. 321 f.) sprechen, um dem Erlöser kurz vor seinem Tode das Verständnis für die Bedeutung seines Opfers zu bezeugen und ihm den Dank und das Gelübde der erlösten Menschheit darzubringen (X, 795 ff.). Unter diesem Gebet erscheint Obaddon, der Todesengel, mit flammendem Schwert dem Messias den Tod zu bringen (s. oben S. 299 und 321). Das Todesopfer für die Menschheit und das Gebetsopfer der Menschheit verbinden sich (großartige Verknüpfung der Handlungen), und es wird das erste in seinem Schrecken durch die Art des letzteren gemildert. — Darum ist auch Adam berufen, nach dem: „Es ist vollbracht", wie Eloa in den Himmeln, so über die Erde hin die vollendete Versöhnung zu verkünden, wiederum im Namen des gesamten Menschengeschlechtes:

„Der Gottverheißne, der Treue,
Jesus Christus, der Dulder, der Gnadenvolle, die Liebe,[1])
Nun, nun ist er den Tod für die Abgefallnen gestorben,
Seinen versöhnenden Tod! Du Zweig an Adams Stamme,
Klag' und verdorre nicht mehr! blüh' auf zu dem ewigen Leben." (XI, 93 ff.)

Dasselbe wiederholt sich unmittelbar vor dem nächsten großen Ereignis, der Auferstehung des Messias. Wiederum ist der Kreis der himmlischen und der verklärten Heerscharen versammelt, nunmehr um das Heilige Grab (s. oben S. 323 ff.); wiederum kündet Eloa durch die Himmel die nahende Stunde; und wiederum begrüßt sie das Gebet der Erstlinge der Menschheit. „Adam betet laut, wie im Jubelgesang." Es scholl

des Seligen Stimme, vereint mit den wehenden Lüften
Und mit den rauschenden Palmen, den Widerhallen der Berge.
(XIII, 589 ff.)

Eva aber strahlender, weil sie ihr Auge nach der Herrlichkeit wendet, die in den Himmeln herabkam, dürstend nach dem Segen, welchen der Auferstehende bringen wird, stimmt mit ein:

„Zerreiß den Felsen und ströme,
Ewiger Quell der ewigen Leben! Zu großen Wassern
Wirst du werden, o Quell, zu Gottes Ozean, ströme!" —
(V. 667, vgl. 833 ff.)

Auch sie waren in ihr Grab zurückgekehrt[2]), um aus demselben aufs neue zu erstehen (XI, 145 ff., 184 ff., 229 ff.), als nach dem Tode des Messias „die Erde erbebte und die Felsen zerrissen und die Gräber sich auftaten und aufstanden viel Leiber der Heiligen, die da schliefen" (Matth. 27, 52). — Dann folgen nach der Auferstehung des Herrn selbst (Ges. XIII) die Erscheinungen dieser Erstandenen, nach derselben Schriftstelle V. 53: „Und gingen aus den Gräbern nach seiner

---

1) Man beachte die ausdrucksvolle Zusammenfassung und durchdachte Steigerung dieser Epitheta.
2) Darüber siehe unten den Abschnitt: Würdigung.

Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen." Wiederum ist es da Adam, der als Vertreter des Menschengeschlechtes dieses „Werk der Erstandenen" weiht. Er, der Auferstandene, „der Toten und der Sterblichen Vater", sammelt den Kreis der verklärten Gerechten, welche bestimmt sind, „zu erscheinen den künftigen Christen". Es geschieht, „um den ersten Durst zu entzünden nach des Lebens Quell".

„Eilt denn, genießt den Wonnegedanken, euch Brüder zu wählen
Zu dem Erbe des Lichts!" (XV, 52 ff.)

So erscheint denn Eva selbst der Mutter Christi, Maria, preist mit dieser im Wechselgesang den erstandenen Marien- und Menschensohn, welcher die Mütter verbindet in heiliger Freundschaft[1]).

„Selig bin ich! Ich habe den Mittler Gottes geboren.
Selig auch du! Du bist die Mutter seiner Versöhnten."
(XV, 1307 ff.)

Es dürfte hier der geeignetste Ort sein, den in dem Schüler sich regenden kritischen Bedenken berichtigend entgegenzukommen. Der Dichter macht zunächst den biblischen Bericht (s. die oben erwähnte Schriftstelle) zur Grundlage seiner Ausführungen. Er konnte sich auch auf die Legende berufen, von welcher die apokryphischen Schriften des Neuen Testamentes, z. B. das sogenannte Evangelium Nikodemi, Kunde geben. Dort werden unter den Auferstandenen genannt: Abraham, Isaak, Jakob, die 12 Patriarchen, Noah. Ein Teil dieser Schrift, der sogenannte descensus Christi ad inferos, stellt sich sogar als ein Bericht zweier mit Christo auferstandenen Heiligen, der Söhne des Simeon, dar. (Vgl. Herzog, Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie ³, I. S. 658, und die Kommentare zum Evangelium Matth. Kap. 27, 52.) — Dazu kommt der theologische Gesichtspunkt: Der Tod Christi soll sich sofort als eine Macht des Lebens für die Welt erweisen: nach der Vergangenheit dadurch, daß er, wie der Sünde, so auch dem Tode die Macht genommen hat und die der Sünde und dem Tode Verfallenen zu vollkommen verklärter, über Sünde und Tod erhabener Leiblichkeit neu schuf, in welcher sie nunmehr erschienen; — nach der Zukunft dadurch, daß er durch die so Erscheinenden der Welt verkündet wird, um weiterzeugend in ihr „den ersten Durst zu entzünden nach des Lebens Quell" (vgl. B. Weiß, Das Matth.-Evang. S. 573). — Endlich hat der Dichter mit diesen Erscheinungen ein Mittel kühner Erweiterung der Handlung und Verknüpfung ihrer Bestandteile, sodann auch eines wirksamen Kontrastes geschaffen, sowohl zu der noch unter dem Fluch der Sünde und des Todes befindlichen Erdenwelt, als zu jener früher geschilderten, von Sünde und Tod nie berührten seligen Menschenwelt eines anderen Gestirnes (siehe oben S. 299). Alles zusammen wird ferner deutlich machen, wie geeignet dem Dichter, wofern er überhaupt das Motiv der „Erscheinungen Auferstandener" ausführen wollte, gerade Adam erscheinen mußte, eine Führung in dieser Gnadenwirkung zu übernehmen. — Ebenso aber zeugt es nur von einer einheitlichen Ökonomie der großartigen, das Geschick des ganzen Menschengeschlechtes behandelnden Dichtung, wenn sie schließlich zu geben wünscht einen

Ausblick auch in das Ende der Tage und Dinge, das Welt-

1) Vgl. Hamel, I. S. 280, und daselbst die Belege dafür, daß Klopstock „diese besonders zärtliche Freundschaft der beiden Mütter mit Vorliebe behandelte".

gericht, die Vollendung der Versöhnung, und hier wiederum den Adam zum Träger der Handlung macht. — Dieser Ausblick war nur in der Form einer Vision möglich. Adam fleht den Messias darum an; das Verlangen, das Geschick seines durch ihn in die Sünde hineingezogenen Menschengeschlechtes zu erfahren, ist ein natürliches, und damit auch das Motiv der neuen Episode. (Gesang XVIII und XIX, siehe oben S. 304.)

Adam berichtet den Inhalt der Vision den Engeln und den Auferstandenen, welche ihm verlangend lauschen (homerisches Motiv: ἀγορά). Sie zeigt uns das künftige Gericht über die christlichen Verfolger, die Spötter und Verächter des Glaubens, die Unterdrücker der Rechtschaffenen, die Schöpfer des Götzendienstes („Götterschöpfer"), die bösen Könige, die geistlich stolzen Halbchristen; — aber auch die Begnadigung Abbadonas (s. oben S. 301) und schließt mit dem Ausblick auf die Verwandlung der Erde, jene Erneuerung, welche als letztes Ziel der „Wiederbringung aller Dinge" wiederholt bezeichnet wurde (s. oben S. 305). — In diesem Gesicht erscheint auch Eva in der oben S. 276 angegebenen Art, den Weltenrichter um Gnade anflehend für ihre Kinder, das Menschengeschlecht, welches durch ihre Schuld einst fiel, und so gewinnt auch darin die Episode Adam und Eva einen völlig befriedigenden Abschluß[1]).

III. Nebenhandlungen auf dem Schauplatz der Hölle. Wir heben auch hier nur eine heraus: die Episode Abbadona. Seine Charakteristik s. oben S. 301. Seine Geschichte wird zu einem Durchblick durch den ganzen Messias.

Sie bildet aber auch gleichsam ein kleines Epos für sich und ist Klopstocks „eigenste und gelungenste Erfindung" (Hamel). — Man achte schon auf die Art der ersten Einführung dieser hochpoetischen Gestalt. Er wird sofort mitten in die bedeutsamste Handlung hineingestellt,

1) E. Naumann, Lehrproben, H. VI, S. 3, meint, daß aus sachlichen Gründen, wie um der Person des Dichters willen in der dem Schüler zu bietenden Auswahl nie eine Szene aus dem schon im Proömium der Messiade erwähnten Weltgerichte fehlen dürfe. „Der Gedanke an dasselbe bewegte Klopstock Zeit seines Lebens: der erste Ansatz zur Darstellung des Gerichtes datiert aus der frühesten Zeit seiner Arbeit am Messias, die schließliche Einordnung in das Gefüge des Ganzen legt dem Leser die Frage nach Abfassungszeit und Komposition des Gedichtes nahe" usw. — Aber, fragen wir, welchen didaktischen Wert hat für den Schüler eine spezielle Entstehungsgeschichte des Messias oder eine eingehende Vertrautheit mit seiner Biographie? Das für ihn Fruchtbarste bleibt die Dichtergröße und das Verständnis für diese (s. oben S. 272). Dem Schüler werden die meisten Partien aus dem Weltgericht zu abstrakt erscheinen und deshalb unsympathisch bleiben. Wohl aber läßt sich das Gericht über Abbadona mit der Teilnahme für diese Persönlichkeit auch seinem Empfinden nahe bringen. Deshalb begnügen wir uns, dieses charakteristische Einzelbild (Ges. XIX) aus dem ganzen Gericht herauszuheben (s. unten S. 358); und würden aus dem Gesang XVIII höchstens noch den Schluß von der Verurteilung der Götter (V. 429—436) und das grausig-erhabene Gericht an dem Lästerer (V. 443 bis 476, Parallele zu der Lästerung Adramelechs, s. oben S. 311) zur Mitteilung auswählen.

wie er dem Satan, welcher den Tod Jesu in der Versammlung der höllischen Geister verkündet hat, allein unter allen Geistern der Hölle offen und kühn zu widersprechen wagt (s. oben S. 310). Aber es wird uns zugleich ein Einblick in seine Vorgeschichte gegeben, zunächst in die Geschichte seines Abfalles: er war der Versuchung schon fast entgangen und dann noch im letzten Augenblick, „von künftiger Gottheit trunken" (s. oben S. 301), durch Satans Macht erlegen; sodann in die Geschichte seiner Freundschaft, welche ihn in den Tagen der Unschuld mit dem Seraph Abdiel verbunden hatte. Dieser hatte allein an dem Abfall von Gott und an der Empörung gegen ihn nicht teilgenommen; und so war Abbadona nun auch von ihm auf ewig geschieden. Seitdem denkt er in verzehrender Reue und Sehnsucht seiner heiligen Jugend, sowie des geschiedenen Freundes, und sein Leben ist Klage um „das verlorene Paradies."[1]) Aber auch ein Vorblick in die Zukunft, auf die Möglichkeit „einer vielleicht zukünftigen Rettung", wird uns eröffnet und damit von vornherein ein bestimmtes Ziel der Geschichte des Abbadona angedeutet. Wenn er nun, obwohl ein Genosse der höllischen Geister, dennoch als eine ideale Erscheinung dasteht, verklärt durch die Reue und durch die Freundschaft des Abdiel, wenn eine verhältnismäßig geringe Schuld ihn in ein übergewaltiges Leiden gestürzt hat, und er in fast hoffnungslosem Ringen sich müht, durch Satanshaß[2]) und Messiasliebe den Fluch, in den er verstrickt ist, zu lösen und seine Schuld zu sühnen, — so wird er eine echt tragische Gestalt, die einzige dieser Art im ganzen Messias, und alles vereinigt sich, ihm unser sympathisches Interesse zu sichern und die Entwicklung seines Geschickes mit höchster Erwartung zu verfolgen. Endlich gewinnt, wenn dem Messias unter den satanischen Mächten selbst ein Helfer zu erstehen scheint (vgl. II, 744) diese Episode etwas von dem Charakter eines retardierenden Momentes (s. oben S. 303).

Wie nun die Scheidung von Gott auch die Scheidung Abbadonas von dem Freunde Abdiel zur Folge gehabt hat, so meint er, nachdem er in der Versammlung der Hölle sich laut zu jenem bekannt habe, mit der Rückkehr zu Gott auch dem Freunde sich nähern zu dürfen; aber dieser wendet sich schweigend von ihm ab. (Parallele zu der Erfahrung des gefallenen, aber reuigen Petrus, s. oben S. 326.)

---

1) So wird er zu einem Gegenstück des ersten Menschenpaares in Miltons Verlorenem Paradies. Deshalb weinte er in verständnisvollem Mitgefühl, als er einst aus Eden zurückkam und das gefallene erste Paar der heiligen Unschuld beraubt sah (III, 306 ff.).

2) „Ja, ich hasse dich, Satan! dich hass' ich, du Schrecklicher! mich, mich,
Diesen unsterblichen Geist, den du dem Schöpfer entrissest,
Fordr' er, dein Richter ewig von dir!
— — — — — — — — — —
— — Ich habe kein Teil an dem ewigen Sünder!
Gottesleugner! kein Teil an deiner finstren Entschließung,
Gott den Messias zu töten." (II, 669 ff.)

Abdiel, mein Bruder, ist mir auf ewig gestorben (II, 774, vgl. a. 769.)

klagt er, und klagt in bewegenden Tönen angesichts der Schöpfung — aus welcher er einst verstoßen war, in welche er nun zurückkehrt, den Messias leiden zu sehen —, daß er „den Frieden verloren“:

Du unsterbliche Ruhe,
Meine Gespielin im Tal des Friedens, wo bist du geblieben?“
(II, 788 f.)

Er wünscht verzehrt zu werden von der tötenden Glut, zu vergehen mit dem Weltbrand irrender Gestirne, und muß doch die höchsten Qualen des Schuldgefühls und die ganze Fülle des Elends („Wie bin ich so elend“ V. 798) in sich erfahren.

Und doch wachsen die Qualen. In kunstvoller Steigerung baut der Dichter die weitere Handlung auf: Abbadona in Gethsemane, am Kreuz, am Heiligen Grabe in immer sehnsüchtigerem Verlangen, den Messias zu sehen. Dies Verlangen mit den Gluten der Reue wird auch die Läuterungsglut, ihn allmählich reif zu machen für die Gnade. — Das Motiv der Steigerung wird sodann auch in die einzelnen Bilder hineingetragen:

1. Abbadona in Gethsemane, als Zeuge des Leidens der zweiten Stunde (s. oben S. 319 f.). Er erscheint „in den Hüllen der schweigenden Nacht“:

„Ach, wo werd' ich ihn endlich finden, den Mann, den Versöhner?
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — Wo soll ich dich suchen?
Und wo find' ich endlich dich auf, Mann Gottes, Versöhner?
Alle Wüsten hab' ich durchirrt! Ich bin zu den Quellen
Aller Flüsse gegangen. In aller dämmernden Haine
Einsamkeit hat sich mein Fuß mit leisem Beben verloren!
Zu der Zeder hab' ich gesagt: Verbirgst du ihn, Zeder,
O, so rausche mir zu! Ich sprach zu dem hangenden Berge:
Neige dich, einsamer Berg, nach meinen Tränen herunter,
Daß ich sehe den göttlichen Mann. — — — —
— — — — — — — Du erlösest nur Menschen!
Mich erlösest du nicht! Du hörst die jammernde Stimme
Meiner Ewigkeit nicht! Ach, du erlösest nur Menschen!“
(V, 488 ff.)

Das sind ergreifende Klagelaute der reuigen Sehnsucht, und von höchster Wahrheit; sie erregen auch unsere lebhafteste Erwartung.

Zunächst findet Abbadona den schönen Johannes, der in „lächelndem Schlummer“ ein Bild der himmlischen Unschuld und des Friedens vor ihm liegt. Des Petrus Stimme weckt ihn; er hat den Messias im Traum gesehen, wie er den Jünger, der ihn verraten sollte, „ernst mit Blicken voll Drohungen und mit Blicken des Mitleides“ anschaute. So wird das Bild des künftigen reuigen Petrus von vornherein zu einem Gegenbilde des reuigen Abbadona gemacht. (Parallele.) Dann hört er wohl von ferne her durch die schauernde Stille „wie eines Sterbenden Stimme“. Aber er glaubt die letzte Klage eines von Mördern

Niedergestreckten zu vernehmen, und diese wird seinem reuigen Gemüt zu einer Selbstanklage.

„Auch Blut des Erschlagnen!
— — — — — — — Auch du bist ein Zeuge
Wider mich vor jenem Gericht, das Erbarmung nicht kennet.
Auch ich habe zum Tode die Kinder Adams verleitet!“ (V, 544 ff.)

Nun sieht er, aber erst von fern, den Messias; indessen noch nicht sein Antlitz, noch nicht die blutende Stirne (Ev. Luk. 22, 44), wohl aber (Kontrast) den Seraph Gabriel über ihm und der Himmlischen Scharen.

„Ihrer Augen Gebet und ihres Schweigens Gedanken,
All Ein Antlitz, auf dich, o Messias, herunter gerichtet.“
(V, 586 ff. vgl. oben S. 318, 2.)

Da erhebt der Messias aus dem noch blutigen Staube und dem Todesschweiße langsam sein Antlitz; und Todesnacht umströmt mit diesem Anblick den Abbadona. Er erkennt — allmählich — den Messias wieder (erste ἀναγνώρισις), wie er ihn einst schon geschaut in dem großen Kampfe der höllischen Geister gegen Jehova. (Erweiterung der Handlung durch einen neuen Einblick in die Vorgeschichte seines Falles.)

„Du bist mehr als ein Mensch. In dir sind Tiefen verborgen,
Deren Abgrund mir unsichtbar ist, Labyrinthe
Gottes. — —
Wende dein Auge von ihm, Verworfner!
— — — — — — — — — — — —
Ach, er gleicht dem ewigen Sohn, der ehemals vom Thron her,
Hoch von dem Thron, auf Flügeln getragen des flammenden Wagens,
Donnernd über uns kam und dicht an unsere Fersen
Heftet sein Verderben und kein Erbarmen nicht kannte:
— — — — — — — — — — — —
Da Jehova nicht Vater mehr war! Ich wandte mein Antlitz
Einmal bebend herum und sahe ihn hinter mir kommen,
Sah den furchtbaren Sohn, des Donnerers schauendes Auge!
Hoch stand er auf dem flammenden Wagen, die Mitternacht stand
Unten, unten der Tod! Ihn hatte gewaffnet mit Allmacht
Gott! mit Verderben gerüstet den Allbarmherzigen! Weh mir,
Wehe! der Schwung der strafenden Rechte, des Donnernden Wurf rief,
Bebte die bange Natur in allen Tiefen der Schöpfung
Schauernd nach![1]) (V, 605 ff.)

Daß er aber nun leidet und mit dem Tode ringt, er, der stand auf dem Flammenwagen, so leidet, daß Abbadona mit keinem Namen die tiefste Angst seiner Seele zu nennen weiß, obwohl ihm selbst doch kein Jammer verdeckt sei, und obschon er selbst alle Stufen der Qual und Verzweiflung hinabstieg, — das läßt in seinem Geist aufsteigen neue Gedanken voll wunderbarer Entdeckung:

1) Der Dichter gibt nur im Auszug und andeutend, was Milton in seinem Epos zum Gegenstand einer ausführlichen Schilderung macht: den Kampf der höllischen Geister gegen Jehova und seine himmlischen Heerscharen. (Gesang I und VI.)

„Jener König des Himmels, der Sohn Jehova, des Vaters
Ewiges Bild, stieg nieder vom Thron in einen Menschen?
Leidet jetzt für die Menschen? für seine sterblichen Brüder
Gehet er hin ins Gericht? (V, 644 ff.)

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Ach, wenn du uns gewürdigt hättest, ein Seraph zu werden,
Und so über des Himmels Gefild' hinübergebreitet
Lägest, wie hier im Staube du liegst; so in das Gericht gingst,
Unsertwegen in das Gericht des ewigen Vaters,
Faltetest so die Hände zu Gott, zu dem Thron so auffähst:
O, wie wollt' ich alsdann mit aufgehobenen Händen
Dich mit der Stimme der Harfenspieler, du Göttlicher, segnen."
(V, 662 ff.)

Er ruft den Fluch herab auf diejenigen unter dem Geschlecht der Erdensöhne, welche den Messias verkennen; er will sie verklagen bei dem Throne des Richters mit der Klage:

„Was hab' ich getan, daß du ihn nur,
Nur den menschlichen Sünder und nicht den Engel versöhntest?" (V, 693 ff.)

Wer das große Versöhnungswerk des Messias mit so tiefem Verständnis und so aufrichtigem Verlangen auf sich beziehen zu können begehrt, der wird wert, auch wenn er ein gefallener Engel ist, an der sühnenden Gnade teilzunehmen.

2. Abbadona war vom Ölberg hinweggeflohen in die Tiefen der Erde, weil er den Messias nicht länger leiden sehen konnte. Aber ein unbezwingliches Verlangen, ihm nahe zu sein, treibt ihn von neuem empor an das Antlitz der Erde. Das hat inzwischen Nacht bedeckt (s. oben S. 322). An den tosenden Gestaden des brüllenden Toten Meeres herauf schwebt er in der oben (S. 302) geschilderten Gestalt über die zitternde und bebende Erde hinweg, findet da, wo am dichtesten die Nacht vom schweigenden Himmel herunterströmt, den Todeshügel, aber sieht darüber auch „der vollen Himmel glänzenden Kreis" der himmlischen Heerscharen, welcher Golgatha umgibt (s. oben S. 322). Eloa läßt den Trauernden hinzu:

„Denn er naht sich mit Tränen, zu sehn den sterbenden Mittler.
Keiner gebiet' ihm, zu fliehen! Laßt ihm die quälende Lindrung!
Denn es umgeben das Kreuz schuldvollere Sünder, als er ist!"
(IX, 533 ff.)

Wiederum, wie einst in Gethsemane, sucht er den Messias, eine geraume Zeit vergeblich; dann findet er wie damals den Johannes,

Und begleitet des Jüngers Blick mit geheftetem Auge.
Und der Geopferte für die Verbrecher hing in die Nacht hin,
Schien mit brechendem Aug' ein Grab zu der Ruhe zu suchen.
(IX, 586 ff., vgl. oben S. 320.)

(Zweite ἀναγνώρισις; Höhe in der Episode Abbadona.) — Denn mit dem Schmerzgefühl bei solchem Wiedererkennen des nun ge-

kreuzigten Messias erreicht auch sein Schuldgefühl die Höhe. Er bittet den Richter der Welt flehentlich, wenn er nun nach dem Tode des Opfers einige Sünder als Todesopfer dem Schatten des Getöteten weihen und an seinem Grabe vernichten werde,

„Ach, dann sondre mich auch, den verworfensten unter den Sündern,
Abbadona, mit aus, daß du dem Toten mich opferst!
— — — — — — — — — — — —
Siehe, ich neig' entgegen mein Haupt, Gott, Deiner Allmacht!
Würdige, Richter der Welt, mich, daß sie mit geheimer Berührung
Oder mit fallendem Strahl aus deiner Schöpfung mich tilge."
(IX, 610 ff.)

Da erblickte er die Lichtgestalt des Abdiel, des Freundes seiner Jugend, wünscht ihm unerkannt zu bleiben, wird aber erkannt und mit einem ernsten wehmutsvollen: Abbadona! begrüßt (ἀναγνώρισις), und nun

strömte des Abgrunds Nacht in das Antlitz
Abbadonas empor. Die Heiligen sahen ihn alle
Dunkel werden. Er floh aus ihrem schreckenden Kreise.
(IX, 646 ff.)

3. Kurz vor der Auferstehung des Messias erscheint er wieder. Satan und Adramelech sollen den Auferstandenen sehen dürfen, „damit des Erwachten Triumphe sie zu strafen beginnen" (s. oben S. 323); dem Abbadona aber wird gestattet, sich den Scharen der auferstehenden Gerechten und der Engel anzuschließen, welche das Grab umgeben (s. oben S. 323), da er an dem Entschluß der höllischen Scharen keinen Anteil hatte; nicht indessen werde er wünschen können, „ihn mit eines seligen Engels Entzückung, noch mit der Wonne der auferstandenen Erlösten zu schauen"! Aber Abbadona ist schon beglückt, den Saum seiner Erscheinung zu berühren:

„Nicht mit Entzückung,
Ach mit Wonne nicht; allein nur sehen, nur sehen!" (XIII, 510 ff.)

Und das beglückende Gefühl macht ihn stark gegenüber dem Haß des mit allen Schrecken dräuenden Adramelech, wenn es ihm auch die Schrecken nicht nehmen kann, welche für ihn, den Sünder, vom erstandenen Gerechten, von seinem Cherub und von Jehova selbst ausgehen werden. — So sollen ihn auch die Schrecken der Hölle nicht treffen. Als der entstandene Messias in die Hölle hinabgestiegen ist, das Gericht am Satan und Adramelech zu vollziehen (s. oben S. 312), und alle Satane zu Totengerippen verwandelt werden, aber mit unsterblichem Leben und ewiger Pein, da wird Abbadona um seiner Reue willen ausgenommen; er bleibt in seiner Gestalt. (XVI, 630 ff.)

4. So wird das Ende der Episode, die Begnadigung Abbadonas, innerlich durch seine Buße und äußerlich durch die ihm von den himmlischen Heerscharen und vom Messias gewährte Ausnahmestellung allmählich vorbereitet. Aber auch dieser Abschluß bildet wiederum gleichsam eine Dichtung für sich von vollendeter Durchführung. Wir befinden uns in der Vision des Weltgerichtes, welche Adam geworden ist (s. oben

S. 351), Schauplatz ist der offene Gerichtsplatz vor dem Thron des Weltrichters; sein Glanz „überstrahlt schön und schrecklich der Auferstandenen weites Gefilde". Zur Linken sind grauenvoll die zu Richtenden, zur Rechten die Engel geschart und alle Seelen der Frommen (ἀγορά); zunächst dem Throne sitzen auf 24 Stühlen (Offenb. 4, 4) die Ältesten (homerisches Motiv der βουλὴ γερόντων). Zu ihnen gehören die einstigen Jünger des Herrn; sie werden zu Klägern der zu Richtenden, welche ein Cherub herniedersteigend von den Stufen des Thrones zum Gericht ladet. Todesengel vollstrecken das gefällte Urteil und führen die Verworfenen in die Wohnung der ewigen Nacht (XVIII, 56 ff., 146 ff., XIX, 91 ff.). — Schon sind die Scharen der oben S. 324 Genannten bis auf die letzte Kategorie gerichtet. Nun folgt (Ges. XIX Anfang) jene früher (S. 276 und S. 351) erwähnte Szene: Eva fleht empor zu den Richtern um Gnade (XIX, 4 ff.), die Halbchristen werden gerichtet; der „fromme Johannes, der liebenswürdigste Jünger", wird hier Kläger:

„Niemals habt ihr genug des Hocherhabnen, des ersten,
Gottes Größe gekannt! Das ist es, daß ihr von Ruhe
Lächelnd träumtet, allein bis zu jenem Frieden nicht kamet,
Der in der Träne des Büßenden rann, die um Gnade nur flehte,
Nur um Gnade, durch Tränen und Blut des Versöhners erworben!"
(XIX, 83 ff.)

Ihr Schicksal bleibt noch unentschieden, wird Dämmerung, nicht Nacht; denn „die leichtere Schale der Wage" stieg nicht völlig empor. — So ist auch die Begnadigung Abbadonas vorbereitet und zwar auf zwiefache Weise. Er hat Jehovas und des Messias Größe erkannt. Seine letzte Vergangenheit ist nur reuige Sehnsucht nach Gnade gewesen, aber sein Schuldgefühl größer, als daß er diese zu hoffen wagte. Dadurch erscheint er der voraufgegangenen Fürbitte der Eva vor anderen würdig.

In einsamer Stille, den sterbenden Blick starr in die Tiefe gesenkt, steht er da; seine Seele ruft aus allen Tiefen zum Richter empor; das ganze Geschlecht der Menschen schaut auf ihn und der Richter vom Thron. Da erhebt Abbadona seine flehende Stimme:

„Weil nun alles geschehen ist und auf den letzten der Tage
Diese Nacht der Ewigkeit folgt: so laß nur noch einmal,
Du, der sitzt auf dem Throne, mit diesen Tränen dich anschaun,
Die, seit der Erde Geburt, mein brechendes Auge geweint hat.
Schaue vom Thron, wo du ruhst, du hast ja selber gelitten!
Schau in das Elend herunter, wo wir Gerichteten stehen,
Auf den Verlassensten aller Erschaffnen! Ich bitte nicht Gnade:
Aber laß um den Tod, Gottmensch Erbarmer, dich bitten,
Siehe, diesen Felsen umfass' ich! Hier will ich mich halten,
Wenn die Todesengel von Gott die Gerichteten führen.
Tausend Donner sind um dich her; nimm einen der tausend,
Waffn' ihn mit Allmacht, töte mich, Sohn, um deiner Liebe,
Deiner Erbarmungen willen, mit denen du heute begnadigst!
Laß mich sterben! Vertilg aus deiner Schöpfung den Anblick
Meines Jammers, und Abbadona sei ewig vergessen!
— — — — — — — — — — — —

Und du hörest mich nicht. Ach, muß ich leben: so laß mich,
Von den Verworfnen gesondert, auf diesem dunklen Gerichtsplatz
Einsam bleiben, daß mir's in meinen Qualen ein Trost sei,
Tiefnachdenkend mich umzuschauen: Dort saß auf dem Throne
Mit hellglänzenden Wunden der Sohn! Da huben die Frommen
Sich auf schimmernden Wolken empor! Hier wurd' ich gerichtet!" (XIX, 103 ff.)

Erwartend wenden die Todesengel ihr Antlitz zum Richter; in feierlichem Schweigen auch das Menschengeschlecht; es verstummen die rollenden Donner, die unaufhörlich von des Richtenden Throne her sich erheben, und durch die wartenden Himmel ertönt des Richters Stimme[1]):

„Abbadona, ich schuf dich! ich kenne meine Geschöpfe,
Sehe den Wurm, eh' er kriecht, den Seraph, eh' er empfindet:
Kenn' in allen Tiefen des Herzens alle Gedanken:
Aber du hast mich verlassen! und jene Gerichteten zeugen
Wider dich auch! Du verführtest sie mit! Sie sind unsterblich!"
(XIX, 134 ff.)

Abbadona erhebt sich, ringt die Hände gen Himmel und erfleht noch einmal den Tod: „Um des Elends willen und der Ewigkeiten, welche ich leide,

würdige mich, daß dein Donner mich fasse
Und dein Arm sich meiner erbarme, vor dir mich zu töten!"
(XIX, 143 f.)

Und noch einmal vor dem Abschied von allem in der erhofften Vernichtung wendet sich sein Blick zurück in die selige Zeit seiner Jugend und der ersten Gottesliebe; und die Höhe seines Schmerzes ist, daß er dieser Gottesliebe nun ewig verlustig sein solle,

„nie wieder mit tiefer Bewunderung Gott schaun!
Und an dem Throne des Sohns kein Halleluja mehr singen.
— — — — — — — — — — — —
Hier steh' ich,
Bete zum letztenmale dich an, o, der auf des Schicksals
Nächtlichste, furchtbarste Höh' mich stellte, dort mich zum Zeugen
Erst der Huld; der Rache, der unerbittlichen, dann mich
Auserkor, daß Äonen es sähn und ihr Antlitz verhüllten!"
(V. 171 ff.)

Also sagt er und sinkt vor dem Richter aufs Angesicht nieder, den Tod erwartend. Wiederum breitet sich durch den Himmel und über die Erde tiefe, feierliche Stille der gesteigerten Erwartung; wiederum wenden die Todesengel harrend den Blick zu dem Throne des Richters. Und er öffnet den Mund und

wie die Stimme des Vaters
zu dem Sohn, wie der Jubel Nachhall, scholl von dem Throne
Diese Stimme: „Komm, Abbadona, zu deinem Erbarmer!"
(V. 191 ff.)

Gleich dem Gedanken der himmelsteigenden Andacht[2]), wie auf Flügeln des Sturmes, in welchem die Ewige wandelt, schwingt sich nun

1) Erregung der höchsten Erwartung.
2) Erinnerung an das homerische Gleichnis s. oben S. 348.

Abbadona empor und eilt zum Throne. Als er nun so begnadigt in dem Himmel daher geht, da erwacht die Schönheit seiner heiligen Jugend in seinem betenden Auge; denn es darf Gott schauen[1]). Himmlischer Friede, so lang ersehnt, kommt in seine Gebärde. Abdiel eilt lautjauchzend durch den Himmel mit ausgebreiteten Armen dem Abbadona entgegen, ihn umarmend. Der aber entreißt sich seiner Umarmung, sinkt zu des Richters Füßen aufs Angesicht nieder. Ein Weinen der Rührung und seligen Freude geht durch die Schauenden, und leise, aber jubelnde Töne der himmlischen Harfen begleiten von den Stühlen der Ältesten her das Wonnegebet des wiedergewonnenen Abbadona, das in lautem Preise der Quelle des Lebens, der Fülle der Herrlichkeit, des Heiles, des Erbarmens und der Liebe sich ergießt.

„Ich war einer der Ewigtoten. Den letzten der Tage
Schuf er mich um und rief mich aus meines Todes Umschattung
Wieder zum ewigen Heil, das unaussprechlich wie Gott ist!"
(XIX, 229 ff.)

Damit hat das episodische Epos: Abbadona einen befriedigenden Abschluß gewonnen, und der Rückblick wird deutlich machen, daß diese Dichtung nach psychologischer Tiefe, Reichtum der Handlung, kunstvoller Anlage und Durchführung alle Vorzüge und die unvergänglichen Schönheiten auch der Klopstockschen Poesie wie in einem kleinen Einzelbilde übersichtlich vereinigt[2]).

4. Rückblick auf die kunstvolle Verwendung der Elemente der Handlung und auf ihre Gliederung.

Der in den voraufgehenden Abschnitten gegebene Durchblick durch den Inhalt des ganzen Messias (unter den Gesichtspunkten von Schauplatz, handelnden Personen und Handlung) hat dem Schüler alle wesentlichen Seiten der Klopstockschen Messias-Poesie nach allen Hauptrichtungen auszugsweise in größeren Einzelbildern oder kleinen charakteristischen Proben vorführen und ihm ein genügendes Material[3]) an die Hand geben wollen, die so gewonnene erste Totalauf-

1) Ein Motiv von höchster poetischer Schönheit und psychologischer Wahrheit.

2) Wie der Dichter selbst im Laufe der verschiedenen Bearbeitungen des Messias den Abbadona immer bestimmter dem schließlich gewählten Ausgange zuführt, hat Hamel Klopstock-Studien III, S. 192 an dem Text der verschiedenen Ausgaben von 1751—1800 sehr lehrreich nachgewiesen.

3) Wie weit es genügt oder zusammenzuziehen, vielleicht etwa auch zu erweitern ist, muß sich aus Zeit und Umständen ergeben. Wir setzen voraus, daß der Schüler im Besitz einer der wohlfeilen Ausgaben des Messias ist (über des Verfassers Schulausgabe s. das Nachwort unten S. 380) und veranlaßt wird, die längeren Zitate selbst nachzulesen, daß das Vorlesen dieser Stellen aber nach sorgfältiger Vorbereitung jedesmal durch den Lehrer so geschieht, daß der Schüler über das hier und da Fremdartige der Klopstockschen Ausdrucksweise leicht hinweggehoben und von vornherein zu einem ästhetischen Genuß auch dieser Poesie geführt wird.

fassung durch einen Rückblick auf die nähere Verwendung der Elemente und ihre kunstvolle Organisation zu einer vertieften und geläuterten zu machen.

Hat nun die bisherige Darbietung die beabsichtigte Wirkung erreicht, so wird der Schüler mit jener ersten Totalauffassung schon jetzt ein sicheres Gefühl davon gewonnen haben, daß das allgemeine, gegen die Klopstocksche Poesie und besonders auch gegen den Messias bestehende Vorurteil auf großer Unkenntnis des Dichters beruht und durchaus einseitig ist, daß die Meinung auch vieler Gebildeten, man sei von der Lektüre dieses Epos und jedenfalls von der Lektüre der letzten zehn Gesänge dispensiert, ein großes Armutszeugnis ist, durch welches man sich selbst eines hohen künstlerischen Genusses beraubt; daß hier vielmehr ein großes Dichtergenie sich an den denkbar großartigsten Vorwurf gewagt, ihn in kühner, wahrhaft genialer Weise beherrscht und durchgeführt hat, daß die Dichtung trotz vieler zunächst befremdender Partien und Züge eine große Fülle von Schönheiten klassischen und unvergänglichen Wertes enthält, daß es endlich nach allem eine Ehrensache wie jedes deutschen Gebildeten, so vor allem der Zöglinge jeder deutschen und christlichen höheren Lehranstalt ist, sich auch mit dieser Dichtung näher bekannt zu machen. Der nunmehr folgende Rückblick wird den bisher gewonnenen Eindruck nur zu befestigen, zu verstärken und zu läutern haben.

Dieser Rückblick hat dem Schüler in allmählicher Aufdeckung zu zeigen, 1. daß ein großer Teil der von Klopstock verwendeten Elemente auf das homerische Vorbild, im besonderen auf die Ilias zurückgeht (s. oben S. 288); 2. daß diese Elemente im Messias ebenso zu typischen werden, wie im Homer; 3. daß sie im Messias aber erweitert, verklärt, auch in die unsinnliche (übersinnliche) Handlung hinübergenommen werden; 4. daß, wie die Handlung des Messias den gesamten Kosmos umspannt, so auch die Elemente der Handlung einen Mikrokosmus des menschlichen und den Kosmos des Lebens überhaupt darstellen.

Die großartigste und umfassendste Verwendung findet das Element 1. des **Gerichtes**. Der ganze Messias ist das Gericht Gottes über das sündige Menschengeschlecht, seine großen Stadien in der überirdischen Handlung:

a) die Vorladung der sündigen Menschheit zum Gericht und das Eintreten des Messias in dasselbe; das Gericht Jehovas auf dem Berge Tabor (V);
b) das Gericht des erstandenen Messias auf dem Tabor über die Toten und in der Hölle über die satanischen Geister (XVI);
c) das jüngste Gericht (s. S. 304), im besonderen das Gericht über Abbadona (S. 356).

Daneben steht das Gericht auf dem irdischen Schauplatz: a) vor dem Kaiphas, b) vor dem Herodes, c) vor dem Pilatus (s. oben

S. 313 ff.). In der Ilias findet sich dieses Element nur angedeutet innerhalb der Schilderung der Bildwerke auf dem Schilde des Achilles (XVIII, 479 ff.). — Das Element des Gerichtes erscheint zum Teil in Verbindung mit dem Element der

2. **Versammlung**. In der Ilias: Heeresversammlung (ἀγορά) sowohl der Achäer, wie der Troer, aber auch Götterversammlung (θεῶν ἀγορά); im Messias: auf dem irdischen Schauplatz Versammlung des jüdischen Volkes bei dem Gericht vor dem Kaiphas, Herodes, Pilatus; Versammlung des Heeres der Sünder bei dem Gericht Jehovas auf dem Tabor (s. oben S. 307), der Engel und der aus dem Grabe Erstandenen bei dem Gericht des Messias auf dem Tabor (s. oben S. 324), des ganzen Menschengeschlechtes im jüngsten Gericht (s. oben S. 357). — Aber auch selbständig ohne Verbindung mit einer Gerichtsszene wird dieses Element der Versammlung in großartiger und hochpoetischer Weise vielfach verwendet: Die Versammlung der 500 Gläubigen (ersten christlichen Gemeinde) auf dem Tabor (S. 325); der Gläubigen und der verklärten Heiligen bei dem Siegesreihen am Heiligen Grabe (S. 342); der Engel um die einsame Gebetsstätte im Garten von Gethsemane (S. 319); der Engel und der verklärten Heiligen, welche dem Bericht Adams von der Vision des Weltgerichtes lauschen (S. 351); aller himmlischen Heerscharen, denen Jehova selbst feierlich das Erlösungswerk ankündigt (S. 307); schließlich aller beseelten Wesen, ja der ganzen Schöpfung bei dem Eidvertrage Jehovas und des Messias (S. 305), bei dem Kreuze auf Golgatha vor der Kreuzigung (S. 323); bei dem Heiligen Grabe kurz vor der Auferstehung (S. 324), endlich auf dem Ölberg bei der Himmelfahrt (S. 325).

In der Ilias wird von der ἀγορά, der Vertretung des ganzen Volkes, die βουλὴ γερόντων, der engere Rat der Alten und Fürsten unterschieden, und das letztere ist ein sehr häufig verwendetes Motiv. Wir finden dasselbe im Messias wieder im hohen Rat (Synedrium) der Priester (dreimal versammelt S. 313 und 314), aber auch in demjenigen Rate, welchen die Fürsten der Hölle pflegen, den Tod Jesu zu beschließen (S. 310).

Wir begnügen uns im folgenden, die außerdem am häufigsten wiederkommenden typischen Elemente so aufzureihen, daß wir sie nach den Kategorien von staatlichem, Kultus- und Privatleben ordnen, von Homer (Ilias) ausgehen und das Eigentümliche ihrer Verwendung im Messias in der sinnlichen und übersinnlichen Welt deutlich machen.

Daß das in der Ilias am zahlreichsten auftretende Element

3. der Schlachten (Massenkämpfe, Einzelkämpfe, Zweikämpfe usw.) im Messias ausfällt, ist natürlich[1]); indessen wird von ihnen das Motiv

1) Es scheint, als habe Klopstock einen Ersatz für diesen Ausfall bieten wollen, wenn er so viele Gleichnisse gerade dem Kreise des Schlachtenlebens entlehnt, s. unten S. 371. — Vgl. dagegen die Vorliebe Homers (Ilias) für Bilder des Friedens in den Gleichnissen.

der Götterschlachten (θεομαχίαι) wenigstens andeutungsweise einmal berührt in der Schilderung, welche Abbadona von dem Kampfe der gefallenen Engel und höllischen Geister gegen Jehova, Christus und die himmlischen Heerscharen entwirft (S. 354). — Anderseits wird ein neues und zwar in überaus schöner Ausführung hinzugefügt; der Siegesreihen (S. 342), wo Homer nur Andeutungen hat (s. oben S. 343).

4. ὅρκοι im Sinne von Eidvertrag. In der Ilias: Eidvertrag der Könige Agamemnon und Priamos, welchen sie im Namen der Völker abschließen (vgl. III, 103 ff. und ὁρκίων σύγχυσις, Il. IV); aber auch als Vertrag einzelner Personen, wie in dem Versuch des Hektor, einen solchen vor dem Zweikampf mit dem Achilles abzuschließen (Il. XXII, 254 ff.). Von Klopstock in grandioser Weise übertragen auf den Eidvertrag zwischen Jehova und dem Messias (S. 305). — Als einfacher Eidschwur: des Satans in der Versammlung der höllischen Geister (S. 310), des Philo im hohen Rat der Priester (S. 313).

5. Gottesdienstliche Handlungen — Gebete, Opfer — ziehen sich als typische Elemente durch die ganze Ilias; sie werden zu einem die Gesamthandlung des Messias recht eigentlich beherrschenden Motiv. Wir weisen nur auf die hervorragendsten Beispiele hin. Gebete: des gläubigen Kindes Nephthoa (S. 341), der gläubigen sterbenden Maria (S. 335), der Mutter Jesu (S. 332), der den Glauben suchenden Portia (S. 345), des nach demselben sich sehnenden Cnejus (S. 328), des mit dem Zweifel ringenden Thomas (S. 330)[1]), das große, im Namen der ganzen Menschheit dargebrachte Gebetsopfer Adams und Evas (S. 349 ff.), das Gebet des Todesengels Obaddon, bevor er dem Messias den Tod bringt (Gesang X, 1011 ff.), des Messias selbst im Anfang des Epos, welches durch einen Engel vor den Thron Jehovas gebracht wird (I, 179 ff.), der zahllosen anderen, welche die Seraphim, vor allem Eloa und Gabriel, darbringen, nicht zu gedenken. In den Triumphgesang und Hymnus eines einzigen großen Gebetes aller himmlischen Heerscharen löst sich die ganze Handlung auf (Gesang XX).

Ein Opfer im Allerheiligsten des Himmels (s. S. 293) wird Gesang I, 336 ff. geschildert. Eloa führt den ihm durch Freundschaft verbundenen Gabriel zum Altar des Versöhners, der wie ein Gebirge wolkenlos dasteht. Gabriel geht

in festlicher Schönheit
Priesterlich zu dem Altar und trug zwo goldene Schalen
Heiliges Räuchwerks voll und stand tiefsinnig am Altar.
Neben ihm stand Eloa, und rief aus seiner Harfe
Göttliche Töne, zum hohen Gebet den opfernden Seraph
Vorzubereiten. Der hört' ihn, und durch die mächtige Harfe
Hub sich sein Geist entflammter empor, wie der Ozean aufwallt,
Wenn auf ihm im Sturme daher die Stimme des Herrn geht,
Gabriel schauete Gott und sang mit mächtiger Stimme.

1) Und — damit die Kehrseite nicht fehle — kann auf das an Blasphemie erinnernde Gebet des Philo (IV, 322 ff.) hingewiesen werden.

Jetzo hört der ewige Vater, es höret der Himmel,
Mittler, dein Sühnungsgebet: Gott zündete selber das Opfer
Wunderbar an, und heiliger Rauch stieg mit dem Gebete
Stillbegleitend empor; dann hub er sich weiter und wallte,
Wie von der Erde Gebirgen ein ganzer Himmel, zu Gott auf.
(I, 338 ff.)[1])

Im übrigen tritt an die Stelle des homerischen Opfers der Gottesdienst und die höchste Feier desselben, das Abendmahl: die Einsetzung desselben in Jerusalem (S. 331); das erste Abendmahl der christlichen Gemeinde auf dem Tabor (S. 336).

Der Kreis des menschlichen Lebens wird in einem Zyklus von Einzelbildern ziemlich vollständig umschrieben nach den Lebensaltern: Geburt: Die Geburt Jesu in der Erzählung des Satan (S. 318, Ges. II, 486 ff.), die Geburt des Lebbäus (III, 325 ff.; homerisches Motiv vgl. Il. VI, 21 ff.). — Kindheit: Die Gestalt des Nephthoa (S. 341 ff.), des Benoni (S. 339), des Benjamin und der Jedidda (S. 347). — Jünglingsalter: Semida und Cidli (S. 337), Joel (S. 339) usw. usw. — Nach den Arten des Berufes und Standes: dazu würden außer den oben dargebotenen Materialien die Bilder aus dem Gericht des Messias in Ges. XIII und XVI herangezogen werden müssen.

Bilder des menschlichen Leides: es genügt, an Maria, die Mutter Jesu (S. 333), und Maria, die Schwester des Lazarus (S. 334), zu erinnern, — aber auch der rein menschlichen Freude; vgl. das Fest der Freundschaft im Garten des Lazarus (S. 336).

Endlich Bilder des Todes. Hier ist dasjenige Motiv, welches in der Ilias naturgemäß am häufigsten wiederkehrt, der Tod auf dem Schlachtfelde nur in Gleichnissen verwendet, aber mit besonderer Vorliebe.[2]) Im übrigen führt uns der Dichter dieses Motiv in außerordentlich vielseitiger Verwendung vor: als Tod grausiger Vernichtung (Benoni S. 339), Selbstmord (Judas Ischariot S. 317), Tod auf dem Krankenlager (Maria L. S. 335), sanftes Entschlafen (Nephthoa S. 344), Verklärung und Verwandlung (Lazarus S. 337), Semida und Cidli (S. 339)[3]), endlich in der Mitte des Ganzen der Kreuzestod des Messias selbst, und als Kontrast die Schilderung der dem Tode enthobenen Menschen eines anderen Gestirnes (S. 299).

---

1) Vgl. Offenb. Johannes 8, 3—5: „Und ein anderer Engel kam und trat bei den Altar und hatte ein gülden Räuchfaß; und ihm ward viel Räuchwerks gegeben, daß er gäbe zum Gebet aller Heiligen auf den güldenen Altar vor dem Stuhl. Und der Rauch des Räuchwerks vom Gebet der Heiligen ging auf von der Hand des Engels vor Gott. Und der Engel nahm das Räuchfaß und füllte es mit Feuer vom Altar und schüttete es auf die Erde. Und da geschahen Stimmen und Donner und Blitze und Erdbeben."

2) Siehe unten S. 371 f.

3) Andere mannigfaltige Bilder des Todes finden sich noch in Ges. XVI in der Schilderung des Gerichtes, welches der Messias als Richter über die Toten auf dem Tabor abhält.

Homerische Motive wiederum finden wir in den Bildern der Bestattung: Vgl. Il. XXIII, Bestattung des Patroklus und XXIV, des Hektor; hier die Bestattung des Nephthoa (S. 344) und die Grablegung Christi (S. 328); — und in dem Element der Klage, im besonderen der Totenklagen: in der Ilias die Klage um den Patroklus vom XVII., um den Hektor vom XXII. Buche an ein typisch wiederkehrendes Element; im Messias beginnt die Klage schon unter dem Kreuz um den Sterbenden (die Frauen der heiligen Geschichte und die Engel; IX, 180 ff.); sie umtönt das Heilige Grab als Sterbe- und Totengesang auch der himmlischen Chöre (S. 328) und begleitet die weitere Handlung bis zur Auferstehung (vgl. XII, 254):

> Singe, mein Lieb, die Tränen der Liebenden um den Geliebten,
> Ach, der trauernden Freundschaft Klage.

Eigentümlich der Klopstockschen Poesie sind die der Handlung des inneren Lebens angehörigen Motive. Aber den Übergang zu denselben kann das auch aus dem Homer bekannte und diesem von Klopstock nachweisbar (s. S. 311, Anmerkung) nachgebildete Motiv des Traumgesichts (ὄνειρος) bilden. Hierhin gehört das Traumgesicht des Judas (S. 311), des Kaiphas (S. 311), des Nephthoa (S. 341), des Johannes (S. 319 und 331), und vor allem das große bedeutungsvolle und vom Dichter mit besonderer Sorgfalt ausgeführte der Portia, welches selbst wiederum in eine Vision übergeht (S. 345).[1]

Dieses Motiv, die Vision, ist nun das eigentlich charakteristische

---

1) Die unverkennbare Art, in welcher Klopstock homerische Motive in seine Dichtung herübernimmt, gibt uns ein Recht, auch noch weitere Parallelen zu suchen. Ein sehr bekanntes und häufiges Motiv der Ilias ist die Einführung eines um sein Leben flehenden ἱκέτης. Schiller hat es in der „Jungfrau von Orleans" in der Gestalt des Montgomery verwendet: im Messias ist Abbadona in der Schlußszene der Typus eines ἱκέτης, nur daß er den Tod erfleht, statt des Lebens (vgl. S. 357). An das homerische Motiv der Prophezeiungen erinnert des Adramelech Weissagung vom Antichristen und dem Schicksal der Welten (II, 321 ff.). — Mit den homerischen Mahlzeiten stellen wir zusammen das Mahl in Emmaus (S. 329), das Mahl Jesu bei dem Jünger Simon von Kana (III, 248), das Mahl des Auferstandenen mit den Jüngern am See Genezareth (XIX, 316 ff.). Als eine Verklärung dieses Motivs würde dann das heilige Abendmahl selbst gelten können.

Auf zahlreiche andere homerische Reminiszenzen ist schon in der „Darbietung" hingewiesen worden. Wir stellen im folgenden noch einige andere zusammen: Ganz deutlich ist das Proömium demjenigen der Ilias nachgebildet, wie besonders aus V. 1 und V. 5 („Also geschah des Ewigen Wille", „Διὸς ἐτελείετο βουλή") sich deutlich ergibt. Parallelen in eingeführten Personen: Gabriel als Bote des Messias und Iris, die Götterbotin. Thersites und Gog (II, 417 ff.). — Parallelen in den Handlungen: Der Anbruch des Tages in Ges. II

> Jetzt stieg über den Zedernwald der Morgen herunter

ist ganz homerisch. — Als Jehova aufstand vom ewigen Thron, erklang derselbe unter ihm und des Allerheiligsten Berge zitterten (vgl. Il. VIII, 199 und 443). Die Fahrt des Eloa durch den Himmel (s. S. 298) erinnert an die Schilderung vom Apollo Il. XV, 307 ff.; die Wage des Weltrichters am

für die Klopstocksche Poesie und ganz im besonderen noch für den Messias. Das ganze Epos stellt gleichsam nur eine einzige große Vision dar und konnte den übersinnlichen Stoff nur in dieser Form und nur mit visionärem Geist gestalten (s. oben S. 283, 305, 308). Visionen des Dichters in diesem Sinne und Intuitionen von denkbar erhabenster Art sind es, wenn er uns nicht nur die einzelnen Gestalten der übersinnlichen Welt schauen läßt, sondern sie auch zu einem großen Gesamtbilde vereinigt, wie in den großen Szenen auf dem Tabor, um das Kreuz auf Golgatha, um das Heilige Grab und auf dem Ölberg (S. 306, 324 ff.), wo sich der ganze Weltkreis, der Kosmos alles Beseelten und Unbeseelten vor unserem inneren Auge auftut als eine Vision auch für uns. Aber er führt dasselbe Motiv auch in zahlreichen Einzelbildern aus. Wir erinnern an die Vision des Judas (S. 317), des Johannes (S. 330 und 331), die große Vision Adams vom jüngsten Gericht (Ges. XVIII und XIX). In visionärem Zustande lebt Lazarus (S. 335); nur Visionen sind die zahlreichen Erscheinungen des Auferstandenen an die Gläubigen (S. 350), die Erscheinung des Messias vor den Seinigen, wie dem Petrus (S. 327), seiner Mutter und ihrer Umgebung (S. 333), dem Thomas (S. 330) usw.

Eine andere Reihe ausgeführter Motive ist nach der Natur des Inhaltes des Messias dem religiösen Leben entnommen. Bilder des äußersten Gotteshasses bieten die satanischen Geister, vor allen Satan und Adramelech, des Christushasses Kaiphas und vor allen Philo, des Zweifels in allen Schattierungen: Thomas, Petrus (XIV, 359 ff.); Cnejus, Lebbäus, Kleophas (XIV, 555 ff.) und auch Beor, der geheilte Blindgeborne (XV, 863 ff., s. oben S. 296). Vgl. Hamel: Anmerk. zu XIV, 368. Bilder der Glaubensentwickelung und des Glaubens: Nephthoa als Vertreter des kindlichen Glaubens (S. 341 ff.); Portia und auch Cnejus, Vertreter einer allmählichen Wandlung vom Heidentum zum Glauben (S. 344); Lazarus, Semida und Cidli, Vertreter eines durch den Glauben verklärten Lebens; Maria L., das Bild einer festen, auch den Tod verklärenden Glaubensgewißheit, Abbadona endlich, das Bild eines zum Glauben zurückkehrenden Christus-Feindes (S. 353 ff.).

jüngsten Gericht (XIX, 88 ff.) an die Wage des Zeus (Il. XXII, 209 ff. und VIII, 69 ff.); die Begrüßung Jehovas durch die von den Sitzen sich erhebenden Seraphim (V, 63 ff.), an die Begrüßung des Zeus durch die olympischen Götter (Il. I, 533 ff.). Leuchtendes Glänzen geht von dem Gabriel aus (I, 174 f.), wie überirdischer Glanz von dem Haupt der homerischen Helden (vergl. Ilias V, 7. XVIII, 226. XIX, 375 ff.). — Er eilt zu dem äußersten Schimmer des Himmels, wie ein Morgen empor (I, 194); so taucht Thetis aus dem schäumenden Meer wie ein Nebel (Il. I, 359 ff.). Die Seele des Judas Ischariot entschwebt dem sterbenden Leibe (VII, 210 ff.), wie die des Patroklus und des Hektor (Il. XVI, 856 ff., XXII, 362 ff.). — Stellen, wie Gesang I, 135—192, sind von homerischen Reminiszenzen ganz getränkt. — Homerisch ist es, wenn zwiefache Bezeichnungen derselben Sache angenommen werden: Gott nennt den Seraph „den Erwählten", die Himmel „Eloa"; Götter den Fluß Xanthus, die Menschen Skamander (Il. XX, 74). Über die Motive der ἀναγνώρισις und Teichoskopie s. weiter unten.

Zahlreiche Motive gehören dem ethischen Leben an: Mutterliebe, die Mutter Jesu (S. 332); Schwesterliebe, die Schwestern des Lazarus (S. 335), Bruderliebe, Joels Verhältnis zu Benoni (S. 340), bräutliche Liebe, Semida und Cidli. Wir heben vor allen dasjenige heraus, welches wie kein anderes durch den ganzen Messias sich hindurchzieht und von dem Dichter deshalb — ähnlich wie in den Oden — mit so besonderer Teilnahme behandelt wird, weil es ein Lieblingsthema seines ganzen Zeitalters war, das Motiv der Freundschaft (vgl. oben S. 285). Da die Darbietung schon fort und fort auf dasselbe hingewiesen hat, genügt hier eine übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenartigen Freundespaare: der Messias selbst und der Jünger Johannes; der Seraph Eloa und der Seraph Gabriel[1]); der gefallene Engel Abbadona und der Engel Abdiel (S. 352). Die Hauptstelle:

Wie die Freundschaft des hohen Eloa und Gabriels Freundschaft:
Oder wie Abdiels Liebe war zu Abbadona,
Als er mit ihm noch lebte in anerschaffener Unschuld:
Also ist Johannes' und Jesus' göttliche Freundschaft. (III, 485—489.)

Sodann die Schutzengel der Jünger und diese selbst[2]); Eva und Maria, die Mutter Jesu (S. 350); der verklärte Benoni und Nephthoa (S. 341); Maria, des Lazarus Schwester, und Cidli (S. 337); die Kinder Benjamin und Jedidda (S. 346 Anm.).[3]) Das Verhältnis Jesu zu den Jüngern wird als eine „göttliche Freundschaft" behandelt (VI, 562, III, 122 und 144). Ihre Klage um den gestorbenen Messias ist „der trauernden Freundschaft Klage" (XII, 255). Selbst das heilige Abendmahl nennt der Dichter „den Abschied des Liebenden von den Geliebten und die Reden der trauernden Freundschaft" (IV, 1065 f.). — Zur reichsten Ausgestaltung aber kommt dieses Motiv in dem Fest der Freundschaft, welches Lazarus in seinem Garten veranstaltet (S. 336, vgl. XVII, 781). Da feiert die alte Freundschaft die Erneuerung des Bundes; aber auch der „neuen Freundschaft erstes Gefühl", lernt man kennen (XVII, 421 ff.). Stoff und Art der Behandlung dieses Themas (der Freundschaft) scheinen ganz modern; und doch wird man auch hier an das homerische Vorbild (die ideale Freundschaft des Achilles und Patroklus) erinnert.

1) I. 327 f.: „Gott sah sie und segnete sie. So gingen sie beide, Herrlicher durch die Freundschaft, dem Throne des Himmels entgegen.
2) Ges. III, 111 ff. sagt Orion zu Selia, einem der anderen Schutzengel:
„Das sind die heiligen Zwölfe,
Selia, die zu Vertrauten der Mittler Gottes sich auskor.
Ach, wie selig sind wir, daß uns ihr Meister geboten,
Ihre Beschützer und Freunde zu sein!"
3) Auch in die Bilder des Gerichts, welches der Messias auf dem Tabor abhält, wird das Thema der Freundschaft hineingetragen, s. die Episode vom Zoar und Seba, welche vereint im Bunde langer, dauernder Freundschaft gelebt haben und nun auch im Tode vereint zugleich hinwegscheiden, aber im Gericht geschieden werden, denn
der eine wird angenommen, der andere verworfen. (XVI, 473 ff.)
Vgl. auch die Episode vom Gelimar und seinem Freunde, ebenda XVI 142 ff.

Der Dichter liebte es endlich, auch gewisse Themata aus dem Gebiet des intellektuellen Lebens, große Lebensfragen, welche zugleich als Zeitfragen sein Geschlecht auf das lebhafteste beschäftigen, so zu behandeln, daß sie ebenfalls zu typischen Elementen des Epos wurden. Dahin gehört zunächst die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele (vgl. S. 285).[1]) Wie sehr sie und das Thema der Freundschaft eine Zeitfrage war, verrät uns der Dichter sehr bezeichnend in dem berühmten Gleichnis von der Pest (III, 539 ff.). Sie naht sich in mitternächtlicher Stunde den schlummernden Städten;

bei nächtlicher Lampe
Wacht noch der Weise; noch unterreden sich edlere Freunde,
Bei unentheiligtem Wein, in dem Schatten duftender Lauben,
Von der Seele, der Freundschaft und ihrer unsterblichen
Dauer! (III, 542 ff.)

Angekündigt wird die Frage schon in den ersten Worten des Proömiums: „Sing, unsterbliche Seele“ usw. Das Bedürfnis, Gewißheit über sie zu erlangen, schildert das Gleichnis II, 159 ff. — Formuliert wird die Frage (XV, 386):

„Wähnest du, Sterblicher, daß der Schlaf der Verwesenden ewig,
Daß auf immer daure der Schlummer im Schoß der Erde?“

Das Thema: XV, 285 ff.

„Zweifelte gleich das ganze Geschlecht der sterblichen Sünder
An der künftigen Welt: sie würden dennoch erfahren,
Daß geschieht, was geschehen soll! erfahren, daß über den Gräbern
Leben wohnt; wie staunend sie auch die Erfahrung erführen.“

Diese Erfahrung erfahren sie aber durch das Leben der vom Messias aus dem Tode Auferweckten: des Lazarus, des Semida und der Cidli, durch die Auferstehung des Messias selbst[2]), sowie aller der nach seinem Tode aus dem Grabe Erstandenen, welche sich den Gläubigen offenbaren (S. 349). Aber auch die Art dieser Erfahrung schildert der Dichter durch den Mund der Deborah, einer jener Erstandenen XX, 401; vor allem sodann in dem objektiven Bilde von dem Tode und dem Wiedererwachen eines Sünders, des Judas Ischariot: Seine Seele

schwebte dahin. Leichtfließendes Leben,
Unseres Seins Urkraft, sie unauflösbar dem Tode,
Folgt' ihr aus dem Leichname nach und bewegte sich schneller
Als Gedanken um sie und ward zum schwebenden Leibe,
Daß sie mit hellerem Auge den Abgrund sähe, mit feinerem
Und geschreckterem Ohr des Richtenden Donner vernähme,
Aber es war ein Leib unausgeschaffen, voll Schwäche,
Nur empfindlich der Qual, und menschenfeindlich von Bildung.
(VII, 213 ff., vgl. oben S. 317.)

---

1) Es wird auf dieses Thema schon deshalb nachdrücklich hinzuweisen sein, weil es das reifere Jünglingsalter selbst lebhaft zu beschäftigen pflegt, dem inneren Erfahrungsleben des Schülers also nahe liegt und bei der Lektüre des Platonischen Phädon ausführlich erörtert wird.

2) Vgl. damit die Ausführung IV, 954 ff. (Betrachtung des Messias bei dem Grabe des Joseph von Arimathia.)

Dazu bildet einen ergänzenden Gegensatz die Schilderung von dem Abschiede der gläubigen Seele der Maria L.:

> Als jetzt werdend der himmlische Leib um die Seele Marias
> Noch arbeitete, ganz noch nicht zu Lichte gereift war,
> Als er unter der mächtigen Hand der bildenden Schöpfung
> Zittert' und schwebt' und sank und sich schwung, ganz himmlisch zu werden,
> Dachte, da dieser Wonne Strom sie umringte, die Seele
> An den Leichnam, den sie zurückgelassen, und daß sie
> Sei von seinen Lasten getrennt, von dem Staube der Erde.
> Dies war ihr erstes Gefühl; ihr zweites, als sie vollendet
> Sich empor in die Wolken hub, ein tiefes Bewußtsein
> Ihrer Seligkeit. (XII, 689 ff., vgl. auch XIII, 394 ff. und oben S. 335.)

Endlich weiß er den Zustand des Lebens nach dem Tode auch als Tatsache und Wirklichkeit in konkreten Bildern vorzuführen. Jehova begibt sich nach dem Tabor zum Gericht (s. oben S. 307): Da kommt ihm ein Seraph entgegen; der führt sechs Seelen,

> Die seit kurzem der Erd' und ihren Leibern entflogen,
> — — — — — — — — — — — —
> Diese verklärte der Seraph und goß unsterbliche Strahlen
> Um den neuen schwebenden Leib.
> Ihr helleres Auge
> Sahe weit um sich her, einst Schauer der Herrlichkeit Gottes.
> Leichter und freier erhuben sie sich, von zärteren Sinnen,
> Nichts Geringerem, als dem ewigen Leben gebildet.
> (V, 74 ff., 101 ff.)

Vor allem gehört dann auch hierher die schon oft erwähnte Schilderung der vom Tode nicht berührten seligen Menschen eines anderen Gestirnes (s. S. 299; V, 153—172). Da schildert der ewig junge Älteste dieses Geschlechts die dem leiblichen Tode verfallenen Bewohner der Erde, deren Seele zwar nicht getötet werden könne, deren Leib aber werde zur Erde, „woraus er gemacht war. Das nennen sie Sterben." (V. 211.)

Selbst die Frage nach der Unsterblichkeit der Tierseele, welche die damalige Zeit vielfach erörterte, wird gestreift, s. oben S. 310[1]) und Ges. XVI, 337 ff. Da gesellt die Seele des treuen Hundes sich zu der Seele eines Menschen,

> folgt ihr und will sich nicht trennen.
> Dieser verstößt sie nicht; bald aber wird sie sich dennoch
> Trennen müssen, wenn er nun hinauf in höhere Sterne
> Steigt.

Für die Behandlung des anderen Lieblingsthemas der damaligen Zeit (s. S. 285): „Idealfürst" und sein Gegensatz: „Eroberer, Tyrann" schien der Stoff des Messias an sich keinen Raum zu bieten. Aber wie er schon in den Oden dieses Thema in zahlreichen Anspielungen zu berühren liebt (s. die Behandlung der Oden im zweiten Halbband), so suchte und fand er hier außer in Gleichnissen [2]) die Gelegen-

1) Vgl. die wiederholte Frage, ob das Frühlingswürmchen, das grünlich golden im Grase spielt, unsterblich sei, eine Seele habe, nicht seelenlos sei? in der Ode: die Frühlingsfeier.

2) Vgl. die ausgeführte Schilderung im Gleichnis IV, 605—616.

heit in verschiedenen Schilderungen des Gerichtes. Sogleich die erste und einzige Seele, welche im ersten Gericht des erstandenen Messias gerichtet wird (s. oben S. 342), ist die Seele eines Heiden, zu welchem „laut von dem schmachtenden Lande „Herrscher" das Volk schreit" (XIII, 872). Darauf folgt das Gericht des Messias auf dem Tabor (S. 324). Da erscheinen Herrscher vom Euphrat und Ganges, „stolz bis zur Unmenschlichkeit" (XVI, 82); ein König von Indien, „von seiner Größe Taumel noch immer ergriffen" (V. 123 f.); ein anderer mit seinem Hofe von „Lüstlingen oder Tyrannen" (V. 239 ff.); danach zwei Führer von Heeren, „Eroberer", „beide große Verbrecher", „Hochverräter der Menschlichkeit" (V. 307 ff.); endlich, wie zum Abschluß der aufsteigenden Reihe, ein Herrscher, welcher „der stolzesten einer . . . ., seinem Volke die heiligen Rechte der Freiheit . . . mit Schlangenentwürfen und Klauen des Löwen entrissen" hatte und zur Strafe nun dienen muß „den niedrigsten Sklaven des Abgrunds" (V. 435 ff.). Im jüngsten Gericht aber erscheinen als ganze Klasse „die bösen Könige", „die entehrtesten aller Gefallenen, der kriechenden Menschheit erste Schande, die tiefsten des Staubes", um ihr Urteil durch Eloa zu empfangen, welches zugleich zu einem Hymnus auf das ideale Königtum wird. Und damit es an einem Vertreter desselben nicht ganz fehle, erscheint mit den bösen Königen zugleich auch die Seele eines gerechten Königs im Gericht und schildert die Seligkeit, welche der Dank beglückter Geschlechter schon auf Erden und nun der himmlische Lohn gewähre (XVIII, 722—781).

Daß der Dichter auch den Kosmos des gesamten Naturlebens an der Handlung teilnehmen läßt, ist bereits wiederholt gesagt worden (S. 322, 324), vgl. den Aufruhr der gesamten Natur bei dem sich Auftun der Gräber, XI, 211 ff.[1]) Wie er diesen Kosmos auch in Einzelbildern darstellt, das kann zum Teil schon aus den in der Darbietung gegebenen Materialien entnommen werden (vgl. die Landschaft am See Tiberias in der Morgendämmerung S. 291; Waldlandschaft bei Sonnenaufgang S. 319; vor und bei dem Sturme S. 329; im Gewitter S. 317, Felsenwaldtal im Frühlingsblütenschmuck und in der Morgenbeleuchtung S. 342; Mondscheinlandschaft S. 336; Erdbeben S. 322; die im Dunkel der Nacht daliegende Erde S. 322).

Sie lassen sich aber auch leicht, besonders aus dem Gebiet der Gleichnisse ergänzen. Wir machen dazu vornehmlich auf folgende Naturschilderungen aufmerksam: Gewitter im Gebirge VIII, 139 ff., IV, 277: Gebirgslandschaft XII, 776;[2]) Meeresstrudel III, 28 ff.; ein in das Meer sinkender Fels III, 674 ff.

Auch zu einem tieferen Einblick in die kunstvolle Architektonik des Ganzen und Einzelnen hat die Darbietung das genügende

1) Vgl. Ilias XX, 56 ff.

2) Vielleicht Erinnerung an die Roßtrappe. Über die Beziehungen auf die heimatliche Landschaft in der Klopstockschen Poesie vgl. Hamel, Messias Bd. I, S. XXI ff.

Material an die Hand gegeben, und es genügt, im Rückblick den Schüler die vom Dichter zu diesem Zwecke verwendeten Kunstmittel, soweit möglich, selbst finden und zusammenstellen zu lassen oder ihn auf dieselben kurz hinzuweisen. Die großen Linien der Gesamtarchitektonik sind mit den S. 303, 308 und 326 ff. angegebenen Haupt- und Nebenthemen gegeben, auch schon im Proömium (V. 5 und 6) zielbewußt angedeutet. — Dazu kommen nun als Mittel allgemeinster Anordnung:

Die katalogische Aufreihung (zugleich homerisches Element[1]), vgl. S. 297. Beispiele: Katalog der Jünger III, 105—524, der Bewohner der Hölle II, 298—400, der künftigen ersten christlichen Bekenner, X, 225—418, der Patriarchen des alten Bundes X, 430 ff., der sechs Weisen aus dem Morgenlande V, 81—100, der den Gläubigen erscheinenden Erstandenen XV, der zu richtenden Sünder XVI, XVIII und XIX.

Der Parallelismus waltet durch die ganze Dichtung wie eine Art Gesetz, schon in der typischen Wiederkehr der Schauplätze (s. oben S. 291 und 303) und der Elemente (s. oben S. 360 ff.); — aber auch in vielen der handelnden Personen, z. B. in den Freundespaaren (s. S. 366 ff.), in den Vertretern des Zweifels (s. S. 367), der Reue (Joseph von Arimathia, Petrus, Abbadona vgl. bes. IX, 520 ff., 543 ff.), der Sentimentalität (Lebbäus, Abbadona), der Todessehnsucht und der Verklärung schon im diesseitigen Leben (Lebbäus, Maria L., Tabitha, Nephthoa, Semida, Cidli, Lazarus), — endlich auch in vielen der Handlungen, z. B.: Tod des Judas, des Philo und Vernichtung des Adramelech (s. oben S. 318), Einsprache des Gamaliel, Nikodemus, Abbadona (S. 313), Aussonderung der neun Knaben durch Nephthoa gleich der Wahl der Schutzengel XVII, 224 ff. — Gleich kunstvoll ist in der Zeichnung der Charaktere der Kontrast verwendet. „Wie Pilatus und Portia stehen sich Kaiphas und Hannas, Philo und Gamaliel, Adramelech und Abbadona, in anderer Weise Joseph von Arimathia und Nikodemus, die Apostel untereinander, einzelne Engel, besonders Gabriel und der Todesengel Obaddon, gegenüber" (Muncker, a. a. O., S. 97).

Zuweilen werden mehrfache Parallelen verflochten; so findet sich die Gestalt Abbadonas in dreifacher Parallele: zu dem klagenden Lebbäus, dem reuigen Petrus und dem für den Messias mit lautem Bekenntnis eintretenden Nikodemus.

Erweiterung der Handlung. Hauptbeispiel: die Hereinnahme der Vergangenheit des Messias (S. 318) und der Zukunft des Menschengeschlechts im jüngsten Gericht.

Verknüpfung der Handlung. Beispiele S. 303, 314, 315, 321, 351.

---

1) Auch die Einführung, z. B. II, 298; X, 225, erinnert an homerische Art, vgl. Ilias IX, 121, 262.

Konzentration derselben. Dahin gehört die außerordentlich häufige Verwendung des homerischen Motives der Teichoskopie sowohl im engeren Sinne, wie in den Beispielen S. 344, 330, 331, als auch im weitern Sinne, wie S. 317, 320, 348 und in der denkbar großartigsten Verwertung des Beispieles S. 323.

Steigerung und Potenzierung der Handlung. Hierher rechnen wir das auch homerische Kunstmittel der *ἀναγνώρισις*. Beispiele auf fast jeder Seite der „Darbietung". Die ganze Welt der Erscheinungen, nicht nur des erstandenen Messias, sondern auch der erstandenen Heiligen, aber auch die bedeutsame „Szene", als der leidende und sterbende Messias in Gethsemane und auf Golgatha von Abbadona S. 354, 355) und vom Judas Ischariot (S. 316) erkannt wird, sind hierher zu stellen. Die vielleicht eigentümlichste Verwendung dieses Motives ist die *ἀναγνώρισις* der Seele des Judas (S. 317 oben).

Festhaltung der Handlung auf Höhepunkten in sogenannten fixierenden Momenten. Beispiele: die Höhepunkte kurz vor dem Tode, der Auferstehung und Himmelfahrt des Messias (S. 323, 324 und 325).

Umschlag der Handlung (Peripetie). Beispiel einer sehr wirksamen Doppelperipetie auf dem Schauplatz irdischer Handlung ist der Umschlag, welchen in dem hohen Rate das Erscheinen des Judas bewirkt nach dem Umschlag, welchen unmittelbar vorher das mannhafte Eintreten des Nikodemus verursacht hatte (IV, 586 ff.); auf dem Schauplatz der übersinnlichen Handlung die Verurteilung und dann die Begnadigung des Abbadona (s. oben S. 357 ff.). Peripetien sind immer auch die Wiedererkennungen[1] (*ἀναγνώρισις*), ein Umschlag meist von Leid zur Freude, aber auch umgekehrt.

Katastrophischer Ausgang. Beispiele: der Ausgang des Judas, Philo, Adramelech, Satan.

Kunstvolle Wahl und Ausführung von Einzelbildern. Beispiele: das Epos Abbadona im Epos Messias (s. S. 353); die großen Stoffe und Bilder S. 304 und S. 309 ff.; aber auch die kleinen Bildchen idyllischen Charakters (*εἰδύλλια*), wie das Idyll von Emmaus (S. 328), das Fest der Freundschaft bei dem Lazarus (S. 336), die Bewirtung Jesu durch Simon von Kana (III, V. 248 ff.), das Uridyll von dem Leben der von Sünde und Tod nicht berührten Menschen eines anderen Gestirnes (V, 153 ff. s. oben S. 299); endlich die Gleichnisse.[2]) Sie geben mit Vorliebe Schlachtenbilder (s. oben S. 363); wir verweisen auf die hervorragendsten: IV, 179 ff., stampfende

1) Vgl. Aristoteles' Poetik Kap. 11: „Die Erkennung besteht darin, daß Unkenntnis in Kenntnis umschlägt oder daß ein Freundschafts- oder Feindschaftsverhältnis unerwartet zutage tritt bei Personen, deren Glück oder Unglück dadurch bedingt wird."

2) Bemerkenswert ist, daß die Gleichnisse sonst vielfach den Gebieten des abstrakten Lebens angehören und daß ihre Verwendung in der zweiten Hälfte des Messias auffallend zurücktritt.

Rosse vor eisernem Wagen, vgl. II, Schluß; IV, 4 ff., der sterbende Gottesleugner auf dem Schlachtfelde[1]); VIII, 547 ff. und II, 410 ff., das Schlachtfeld nach der Schlacht, vgl. II, 662 ff. Verwandten Inhaltes ist die berühmte Schilderung der Pest im Gleichnis III, 539—555. Zahlreiche andere Einzelbilder sind in den Szenen des Gerichtes auf dem Tabor (Ges. XVI) und des jüngsten Gerichtes (XVIII und XIX) enthalten; und hierher gehört auch die durch großartige Schönheit ausgezeichnete Schilderung einer Schlacht XVI, 307—19.

Beispiele der planvollen Anlage und des kunstvollen Aufbaues auch von Einzelabschnitten[2]) die Episode von Abbadona (S. 351) und von Nephthoa (S. 341); einer meisterhaften Charakteristik (descriptio) S. 318 Anm.; einer vollendeten Beschreibung S. 290 ff., 319, 320; einer dramatischen Schilderung S. 305, 306, 322, 331, 333, 342, 344, 357 ff. und außerdem XI, 762—788 (das Brechen der Beine durch die Kriegsknechte und der Lanzenstich); malerischer Auffassung S. 297, 301, 372, 327 und plastischer Gestaltung S. 317, 332, 334.

5. Kurze Übersicht über die Architektonik der Haupthandlung des ganzen Messias.

Wie die Darbietung (Abschnitt II) die Materialien für die in dem Rück- und Durchblick (Abschnitt II, 3 und 4) versuchte Arbeit der Vergleichung und Verknüpfung darreichte, so werden sich nunmehr wiederum aus diesem Rückblick leicht folgende große Linien der Gesamtarchitektonik ergeben:

Gesang I—III. Exposition.

Ges. I. Proömium. Die grundlegende Tat. Das Gericht über die Menschheit und die Erlösung derselben wird im Eidvertrag von Jehova und vom Messias beschlossen und dieser Beschluß der Versammlung der himmlischen Heerscharen mitgeteilt. Schilderung des Himmels und der himmlischen Heerscharen.

Ges. II. Aufdeckung der Höhe des Elends der zu erlösenden Menschheit (Episode: Samma und Benoni). Des Messias Tod in der Versammlung der höllischen Geister beschlossen. Schilderung der

1) Vgl. Talbot in Schillers Jungfrau von Orleans III, 6.

2) Hier mag der dem Homer (s. Ilias III und VI) abgelauschten Kunst gedacht werden, mit welcher der Dichter die durch vorübergehende Entfernung von Personen entstandene Leerheit der Bühne benutzt, um andere Handlungen episodisch einzuschieben. Der Messias begibt sich in das Richthaus zu Pilatus (VII, 139). Die Zwischenzeit (bis V. 246) wird durch die Erzählung vom Tode des Judas ausgefüllt. Er wird zu Herodes geführt (VII, 263). Die Zwischenzeit (bis V. 497) füllt die Episode: Begegnung der Portia und Maria aus.

Hölle und der höllischen Heerscharen. 1. Gegensatz: Messias und die Fürsten der Hölle, Satan und Adramelech.

Ges. III. Schilderung der nächsten Umgebung des Messias (Kreis der Jünger). Der Eintritt in die eigentliche Handlung durch das Traumgesicht des Judas Ischariot vorbereitet. 2. Gegensatz: der Messias und Judas Ischariot.

Gesang IV—XIX. Die eigentliche Handlung.

A. Gesang IV—X. Bis zum Tode des Messias auf Golgatha. (Erste Höhe.)

Ges. IV. Vorbereitung des irdischen Leidens Christi.

a) Kreis der Feinde. Der Tod des Messias im hohen Rat der Juden beschlossen (Kaiphas, Philo). 3. Gegensatz: der Messias und die Feinde in Israel. Der Verrat vom Judas dem hohen Rat verheißen.

b) Der weitere Kreis der Freunde (Maria, Lazarus usw.). Das Abschieds-(Abend-)mahl. Judas sagt sich vom Messias los.

Ges. V a) Vorladung der sündigen Menschheit vor das Gericht Jehovas auf dem Tabor. Eintreten des Messias in dasselbe; zugleich

b) Eintreten des Messias in das irdische Leiden. Gethsemane.

Ges. VI. Der Verrat des Judas in Gethsemane vollendet. Der Messias vor seinen Feinden in Israel (Kaiphas und Philo).

Ges. VII. Der Messias vor Pilatus, Herodes, Pilatus. Seine Verurteilung. Des Judas Selbstmord.

Ges. VIII—X. Der Messias auf Golgatha. Das Gericht wird im Angesicht der ganzen Menschheit und Welt durch den Kreuzestod an ihm vollzogen.

B. Gesang XI—XIII. Bis zur Auferstehung des Messias aus dem Heiligen Grabe. (Zweite Höhe.)

Ges. XI. Der Messias im Allerheiligsten des Tempels. Das Auftun der Gräber der Heiligen.

Ges. XII. Kreuzabnahme, Grablegung und Totenklage. Das Heilige Grab.

Ges. XIII. Der Messias geht, angesichts der ganzen Menschheit und Welt, durch das Gericht in der Auferstehung hindurch: Satan hinab in die Hölle gestürzt, des Philo Selbstmord.

C. Gesang XIV—XIX. Bis zur Himmelfahrt des Messias auf dem Ölberg. (Dritte Höhe.)

Ges. XIV. Der auferstandene Messias erscheint seinen Jüngern und Freunden.

Ges. XV. Erscheinungen der mit dem Messias aus ihren Gräbern erstandenen Heiligen.

Ges. XVI. Der Messias hält angesichts der ganzen Menschheit und Welt als ein Richter der Toten auf dem Tabor Gericht und fährt hernieder in die Hölle, die Fürsten derselben (Satan und Adramelech) zu richten.

Ges. XVII. Weitere Erscheinungen des Messias und der mit ihm Erstandenen.

Ges. XVIII—XIX. Ausblick in die Vollendung des (jüngsten) Gerichtes. Neue Erscheinungen des auferstandenen Messias. Er fährt angesichts der ganzen Menschheit und Welt vom Ölberg auf zum Himmel.

Gesang XX. Epilog. Der Messias, von den Triumphgesängen der triumphierenden himmlischen Heerscharen begleitet, schwingt sich von Himmel zu Himmel empor zum Throne Gottes, sich niederzusetzen zur Rechten des Vaters.[1])

6. Einiges über die Form im besonderen Sinne.

Es bleibt noch übrig, einiges über die Form im besonderen zu sagen, d. h. soweit das Allgemeine davon in dem Voraufgehenden nicht schon berührt ist. Auch hier geben die in der Darbietung mitgeteilten Materialien wenigstens je ein Beispiel. Wir knüpfen an die letzten Ausführungen von Abschnitt II, 4 an und weisen zunächst auf den Reichtum von Formen hin, welche der Dichter in dem Epos verwendet. Er weiß den Fluß der epischen Erzählung durch dramatische und lyrische Elemente zu unterbrechen. Das erste geschieht durch das Hineinnehmen des Dialoges. Beispiel: S. 305, 333, 340, 347, 358, und vor allem der Siegesreihen S. 342. Der Dichter läßt den Dialog — zuweilen sehr, ja allzu unvermittelt — eintreten, so oft mit der Erwartung und Spannung auf besondere Ereignisse die Erregung der Gemüter steigt und auf die Handlung gleichsam eindrängt. Daher wird dieses Kunstmittel gern mit den Wiedererkennungen (*ἀναγνώρισις*) verbunden (s. oben S. 345) und tritt in denjenigen Gesängen am häufigsten auf, welche die Erscheinungen behandeln, z. B. im Gesang XIV; vgl. dort die Szenen, welche die Mitteilung der Auferstehung des Messias

1) Die in den einzelnen Gesängen vorgedruckten Inhaltsübersichten in den Ausgaben des Messias sind wenig geeignet, dem Schüler den Einblick in die planvolle Ökonomie und kunstvolle Architektonik der Dichtung zu erleichtern.

durch die gläubigen Frauen berichten; ein gutes Beispiel auch die kurze Szene XII, 35—60 ff.: Joseph von Arimathia erbittet sich vom Pilatus den Leichnam des Herrn zur Bestattung, und Portia in angstvoller Teilnahme unterstützt die Bitte (s. oben S. 346).

Es entspricht dem eigentümlichen Empfindungsleben des Dichters ebenso, wie dem Stoff seines Epos (s. oben S. 281), wenn dasselbe nicht nur im allgemeinen eine lyrische Färbung erhält, sondern sehr oft geradezu in die Lyrik übergeht, und zwar vornehmlich in die religiöse, die Hymnik.[1]) Der ganze XX. Gesang ist ein einziger Hymnus, und die darauf folgende „Ode an den Erlöser" das letzte lyrische Ausklingen des Epos. Andere Beispiele: die Chöre der Engel am Heiligen Grabe nach der Grablegung (S. 327), der Lobgesang der Maria L. auf die göttliche Erbarmung (S. 335), der Dankeshymnus Abbadonas (S. 359). — Auch hier wird der Dialog hineingenommen; dann entsteht die Form des Wettgesanges. Beispiel: der Wettgesang der Eva und Maria, der Mutter Jesu (S. 350), der Wechselgesang Semidas und der Cidli von der Wonne der Liebe seliger Geister (S. 339)[2]); endlich der Siegesreihen (Tanzlied S. 342), welcher alle Eigentümlichkeiten dieser episodischen Lyrik am besten verdeutlicht, ja sogar eine strophische Gliederung enthält.

Ebenso wird die Darbietung Anlaß genommen haben, hinzuweisen auf die wahrhaft dichterische Behandlung der Sprache[3]), sei es im allgemeinen, sei es in der Verwendung besonderer Kunstmittel, wie z. B. der Alliteration (hervorragende Beispiele: XII, 852 ff., s. S. 319; XVI, 273 ff., 319; XVIII, 555—66), oder von beiden, wie XVIII, 774;

Seid mir gesegnet, ihr sanften, und süßen, ihr seligen Stunden; —

endlich auf die Verbindung dieser sprachschöpferischen Meisterschaft mit metrischer Kunst in den sogenannten malerischen Versen. Beispiel: oben S. 328:

bis sie zuletzt den Felsen mit müdem Arm aufhoben![4]) (XII, 195)

und Ges. II, 894 f.:

Sie (eherne Krieger) rauschen mit eisernem, wildem Getöse
über den Fels, und es kracht, und es donnert und tötet von ferne.

---

1) „Klopstock war eine durchaus lyrische Natur. Die Gabe, fest umrissene Gestalten deutlich und faßlich für die sinnliche Anschauung zu zeichnen, war ihm versagt; äußere Vorgänge und Situationen vermochte er plastisch nicht zu schildern (?). Dagegen fühlte er sich in seinem Element, wenn es galt, das Innerste des Seelenlebens zu entschleiern, die Empfindung zu wecken und mächtig zu zünden." Muncker a. a. O. S. 871.

2) Gesang XVII, 704—26. Man vergleiche mit den Ausführungen dieses Wechselgesanges die ähnliche Sprache der Liebenden in Schillers Piccolomini: III, 4.

3) Über die poetische Sprache des Messias handelt eingehend R. Hamel, Klopstock-Studien. Teil II, S. 25 ff.

4) Vgl. Virgil, Georg. IV, 174: „Illi inter sese magna vi brachia tollunt."

Vgl. XII, 382, 654, V, 625 (oben S. 354). — Stellen, wie oben S. 291, 298, 312, 319, 327, 335, 344 und vor allem wieder der Siegesreihen S. 342, bieten hinreichend Gelegenheit, den vollen Zauber und auch die musikalische Gewalt, deren die Klopstocksche Sprache im Messias fähig ist, zum Bewußtsein zu bringen.

Auch mag dem Schüler zum Schluß die Beobachtung Hamels Bd. I. S. VIII nicht vorenthalten werden, daß man seine — uns zuerst oft hart klingenden — Hexameter leicht mit fast gänzlicher Verwischung ihres ursprünglichen Charakters in freie Rhythmen auflösen kann, welche an Goethes freie Rhythmen erinnern. Hamel führt als Beispiel den Anfang des II. Gesanges an.[1])

Hier würden die Hexameter V. 12—17 (s. oben S. 285) als freie Rhythmen also lauten:

Leite mich ferner!
Du Unsichtbare!
Du Führerin, leite
Meinen bebenden Gang!
Des Sohnes Erniedrigung sang ich, —
Bring' mich höher hinauf,
Auch seine Wonne zu singen!
Aber darf ich mich,
Auch des Vollenders
Freuden zu singen,
Unterwinden?
Die Höhe, von Auferstehungen rauschend,
Und die Tale?
Des Siegers Triumph,
Da vom Tod er aufstand? (nach Hamel I, S. VIII.)

7. Schlußwort. Würdigung und Gewinn.

Da die Schüler mit den wunderlichen und durch lästige Breite ermüdenden Partien des Messias verschont und nur mit den bedeutendsten und wertvollsten derselben bekannt gemacht worden sind, so ist die Bahn für eine unbefangene Würdigung geebnet. Einzelne Steine des Anstoßes sind bereits hinweggeräumt worden[2]); die Darbietung wird

---

1) Doch ist dazu Saran, Deutsche Verslehre (München 1907) 323 ff., besonders 327 ff. zu vergleichen. „Klopstocks Hexameter halten sehr wohl in sich zusammen. Allerdings sind sie beweglicher, unruhiger als die Homerischen. Klopstock schiebt die syntaktische, sicht- und greifbare Gliederung in den Vordergrund und überhört die melodisch-rhythmische". Klopstocks Hexameter umspannt danach rhythmisch ganz verschiedene Formen: 1. den Doppeldreier: 3 + 3 Hebungen (z. B. IV, 742. 743. 747. 748); 2. den Sechser in seinen zwei Typen: 2 + 4 Hebungen und 4 + 2 Hebungen (z. B. IV, 740. 741. 744. 745. 746).

2) S. S. 277 ff. und 350. Ist man in der Darbietung weiter, als wir im vorstehenden gegangen, oder will man darauf Rücksicht nehmen, daß die Schüler den ganzen Messias in den Händen haben, so wird man die Kritik entwaffnen dadurch, daß man offen das Seltsame und nicht Befriedigende auch in einer Reihe von anderen Punkten zugesteht. Hierhin gehören z. B.

gleichzeitig fort und fort den Blick für den Reichtum an Schönheit und für die Tiefe der Auffassung in dem Messias geschärft haben; auch an Momenten der vertiefenden Rückbesinnung hat es nicht gefehlt (s. oben S. 288 und 360), so daß sich die Würdigung auf eine kurze Zusammenfassung der Hauptgesichtspunkte beschränken darf. Die Würdigung kann sich nun richten

1. auf den Dichter und wird dann unter Verwertung der oben S. 272 gegebenen Anhaltspunkte als Gewinn feststellen: Klopstock zeigt sich im Messias als eine geniale, wahrhaft große Dichternatur, als ein Vertreter vor allem des christlichen Bildungselementes; er sucht vor seinem Zeitalter das Ideal christlicher Weltanschauung auf dem Grunde des biblischen, kirchlichen Christentums zu erneuern;

2. auf die Dichtung. Gewinn: der Messias eine Gattung des Epos für sich; der denkbar erhabenste Stoff in großartigem Entwurf und kunstvoller Ausführung. Das Charakteristische: die Vision, der Messias eine einzige große Vision;

3. auf die Wirkung, welche wir unter der Beschäftigung mit der Dichtung an uns selbst erfahren. Hier fällt der Gewinn mit der Bereicherung unseres Erfahrungs-(Innen-)Lebens zusammen. Auf zwiefache Weise aber wird es vornehmlich bereichert[1]): a) durch Anschauung von und Umgang mit idealen Persönlichkeiten und ihrem Wirken: hier des Dichters und des Messias; sodann b) durch Bekanntschaft mit großen Anschauungen, Wahrheiten und Begriffen: hier Anschauung des gesamten Kosmos der diesseitigen und jenseitigen, der irdischen und überirdischen Welt, und der zentralen Stellung Christi in demselben. Hieraus ergibt sich die Bereicherung vor allem des religiösen und ethischen Lebens. Es ist dem Schüler sehr heilsam, wenn ihm einmal die Wahrheiten des biblischen Glaubens in einem hochpoetischen imponierenden Bilde als eine konkrete Wirklichkeit vor Augen gestellt werden (s. oben S. 307), zumal in einer Zeit, wo sein persönliches Gemüts- und Erfahrungsleben mit dieser

die Vorliebe des Dichters im allgemeinen für langatmige Reflexionen; s. die Reflexionen des Messias angesichts des Heiligen Grabes und vom Kreuze herab (oben S. 321), die theologischen Erörterungen in dem großen Gebete Adams, einer Dogmatik in nuce, X, 797 ff., vgl. Hamel dazu und oben S. 349; der naive Verkehr zwischen den Erdbewohnern und den Erstandenen in den Erscheinungen in Ges. XV und XVII, die Art, wie die Väter des alten Bundes in die Gräber zurückkehren und aus ihnen wiederum auferstehen (vgl. bes. XI, 224 ff.), einzelne Auffassungen, welche sich mit unseren Begriffen von der Majestät des Messias nicht vertragen, wenn er sich, z. B. auf Golgatha angelangt, vor dem Kreuze betend verneigt (VIII, 234), oder des Engels Gabriel bedarf, welcher sein Gebet vor den Thron Gottes bringt (I, 178 ff.), die allzu menschliche Auffassung von den Engeln, z. B. von der Rachsucht Eloas, V, 24 ff. u. a. m. — Anderseits wird der Schüler nachdrücklich daran zu erinnern sein, daß auch oftmals das Befremdende auf eine wohldurchdachte Absicht des Dichters zurückzuführen ist.

1) Vgl. O. Frick, Pädagogische und didaktische Abhandlungen. Bd. 1, S. 470.

Frage beschäftigt ist (s. oben S. 273). Auch wird ihm der Schluß nahe gelegt werden können: wenn schon die rein dichterische, zum Teil sogar phantastische Behandlung der christlichen Glaubenstatsachen durch eine im allgemeinen eher rationalistisch gerichtete und reflektierende Persönlichkeit (s. S. 284) uns gleichwohl ein Gefühl von der unendlichen Erhabenheit und Tiefe der Glaubenswelt zu geben vermag, wieviel mehr wird eine gläubige Versenkung in die Geheimnisse derselben bieten?

Aber auch das ästhetische Leben wird mannigfache Bereicherung erfahren können, vor allem durch Pflege des Sinnes der inneren Anschauung (durch den visionären Charakter der Dichtung); ja auch das Naturgefühl, nicht nur durch eine Fülle anziehender Schilderungen (s. oben S. 369), sondern in einer erhöhten und vergeistigten Weise dadurch, daß das Gesamtnaturbild durch Verknüpfung der übersinnlichen Welt mit der natürlichen noch erweitert und gleichsam verklärt wird.[1]) Über die Fühlung mit anderen Stoffen vgl. oben S. 273, 288 und 361 ff.

Andere Urteile über Klopstocks „Messias" mögen seine eigenen Eindrücke klären und befestigen:

Lessing (aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend): „Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern, ebenso rar als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward ebensowenig von allen Griechen verstanden, als Kl. von allen Deutschen." — „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter wie Kl. in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiße studiert zu werden. Man studiert an ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln."

Herder (in den Fragmenten): „Nirgends ist Kl. größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt; wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen und Ängsten erregt, wie Philo, der verzweifelnde Ischariot, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie, Abbadona, zeigt. Und im Zärtlichen sieht man Kl. immer sein Herz schildern: Lazarus (Semida) und Cidli, Maria und Portia, Mirjam und Deborah: alles vortreffliche, liebenswürdige Szenen. — Alles, alles ist bei Kl. in Teilen schön, sehr schön, nur im ganzen nicht der rechte epische Geist." — (Nach Kl.s Tode in den „Adrastea"): „Eben wollte

---

1) Die ganze Natur trauert bei dem Gericht auf Golgatha (Ges. VIII); sie wird verklärt in der Freude der Gläubigen. Vgl. XIX, 789 ff.:

Mir hüpfen die Berg' und die Hügel!
Mir frohlocket der Wald! mir schmückt mit reinerem Golde
Sich der Tag, mit lichterem Purpur, sanfterer Bläue
Mir der Himmel: so ist von der Freude das Herz mir durchdrungen.

Wenn Klarheit den Gipfel des ganzen Gebirges erfüllt, so ist es, weil ein Cherub darüber hinschreitet und Licht und blendendes Glänzen von ihm ausgeht, daß die Erde zerfließt in himmlischen Schimmer (I, 175 ff.). — Und die Gebirge sind still, weil noch die Spur des Ewigen (Gottes) dort ist, welcher zuletzt hier weilte, als durch die Sünde der Mensch zu Gottes Feinde sich umschuf und die Unsterblichen nicht mehr auf der durch des Todes Verwüstung entstellten Erde weilen wollten (I, 211 ff.). — Das sind Zeugnisse eines geheiligten Naturgefühls.

ich .... Horaz mit zweien seiner Nacheiferer, Kl. und Ramler[1]) zusammenstellen, da mir die Nachricht von Kl.s Heimgange aus unserem Erdenleben zukommt. Sogleich entfällt mir die Feder zu jeder Vergleichung; die Verdienste des seltenen, einzigen Mannes, seine heilige Muse tritt vor mich und spricht mir zu, freundlich bescheiden: ‚Als ich erschien, klimpertet ihr auf einem hölzernen Hackbrett von Alexandrinern, gereimten Jamben, Trochäen, allenfalls Daktylen, wohlmeinend, treufleißig, unermeßlich; ich kam und ließ aus meiner Region auch meine Silbenmaße hören. Diesen waren sie Spott, jenen unverständlich; mich kümmerte weder Spott noch Klage; denn ich war mir bewußt, daß ich in ihnen die höchste Einfalt, die reinste Anmut suchte, unbesorgt über das, was der Pöbel prosaisch oder poetisch nennen möchte. Die höchste Poesie war mein Ziel, die Poesie des Herzens und der Empfindung. Ich zählte und maß nicht nur, ich wägte die Silben im Fluge des Wohllautes; auf eine vorher ungeahnte Weise machte ich euch eure ganze Sprache melodisch. Was kümmerte mich, wofür ihr meinen Messias haltet. Was er wirken sollte, hat er gewirkt und wird er wirken; nächst Luthers Bibelübersetzung bleibt er auch das erste klassische Buch eurer Sprache‘."

Goethe (Dichtung und Wahrheit, Buch 10): „Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Wert auf sich selbst und auf alles, was er tut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Inneren gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen und an dessen Verherrlichung sie glorreich teilnehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine greuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Kl. bei Konzeption und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, teilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn Gesänge (nur diese?) liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gern Verzicht tut. Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigener Persönlichkeit. Daß er selbst aber dereinst zu diesen Chören eintrete, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm hier schon jedes gefühlvolle fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige, kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüt haben und hegen kann. So erwarb nun Kl. das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Tun der aufmerksamsten Reinigkeit."

Schiller (über naive und sentimentalische Dichtung): „In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Teile derselben möchten

1) Dessen Bekanntschaft soll der Schüler gelegentlich seiner Beschäftigung mit dem „Philotas" und der Poesie des Siebenjährigen Krieges machen. Vgl. unsere Zusammenstellung in den „Deutschen Schulausgaben" (Leipzig, B. G. Teubner, 1905).

wenige aus den neueren und noch weniger aus den älteren Dichtern mit unserem Kl. zu vergleichen sein. Was nur immer im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter erreicht worden." . . . . Seine Sphäre ist immer das Ideenreich und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es Geist zu machen, sowie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Übung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemütes, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist."

Nachwort.

Um die Behandlung des Messias in der Schule zu erleichtern, hat Verfasser eine Schulausgabe desselben bearbeitet (Leipzig, B. G. Teubner, Preis 1,40 Mk., geb. 1,65 Mk.), welche durch eine Auswahl der bedeutsamsten Partien den Durchblick durch das ganze Epos und den Einblick in die kunstvolle Architektonik desselben ermöglichen sowie den Genuß seiner Schönheiten erleichtern soll. Das bedingt, daß die Auswahl der Stücke zu keiner Zerstückelung führe, sondern nur das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Bedeutsame von dem Unbedeutsamen, das poetisch Wertvolle vom poetisch Wertlosen sichte. Gerade weil das einzelne im Messias den Schüler oft genug kalt lassen wird, muß ihm durch die Aufdeckung der Großartigkeit des dichterischen Entwurfes und des Gesamtaufbaues imponiert werden. Unter diesem Gesichtspunkte ist die vorliegende Schulausgabe zu beurteilen. Ausschließlich maßgebend war die Rücksicht auf den Schüler, vor allem auch für das Maß und die Art der Ausscheidungen von größeren Abschnitten sowohl als auch von einzelnen Versen. Ausgeschieden wurden 1. die Aufzählungen und Ausführungen katalogischer Art, welche vorausliegende oder einer späteren Zeit angehörige Begebenheiten in die Handlung des Messias hineinziehen; 2. die seltsamen, zum Teil gesuchten Abschnitte, welche von der eigentlichen Handlung abseits liegende Punkte des evangelischen Berichtes in weiten ermüdenden Wiederholungen ausspinnen; 3. die langen Paraphrasen der biblischen Reden des Heilands; 4. die weitläufigen dogmatischen Reflexionen, Gebete und lyrischen Ergüsse, mit welchen der Dichter die Handlung zu unterbrechen liebt. Doch durften so charakteristische und hochpoetische Episoden lyrischer Art wie X, 486 ff. und XVII, 257 ff. nicht fehlen. — Für den Gang der unterrichtlichen Behandlung nach dieser Schulausgabe ist folgender Weg vorgeschlagen:

Der **Vorbesprechung** dient eine vorausgeschickte Übersicht über die Architektonik der Haupthandlung des ganzen Messias; sie wird den Schüler in den Stand setzen, in einem Vorblick ein

vorläufiges Bild von dem Ganzen zu gewinnen. Diese Totalauffassung erregt seine Erwartung und hebt ihn auf die rechte Höhe der Betrachtung.

Darauf folgt die eigentliche **Darbietung** in der Weise, daß die Schüler angehalten werden, auf größere Abschnitte des Messias, welche eine Einheit bilden, durch häusliche Lektüre sich zunächst selbst vorzubereiten. Den Inhalt leichter zu erfassen, sind die Einführung und der Zuwachs von neuen Schauplätzen, handelnden Personen und neuen bedeutsamen Handlungen, ebenso bedeutsame Kernworte und große Grundgedanken jedesmal durch den Druck hervorgehoben. Auf die Elemente der Gliederung und den Aufbau derselben, sowie auf die Durchführung der großen Haupt- und Nebenthemata wird in den Anmerkungen hingewiesen.

Sie sollen, wie diese Erläuterungen, an die sie sich äußerlich wie inhaltlich anschließen, dem Lehrer die Arbeit erleichtern, durch Aufdeckung und Verknüpfung der inneren Beziehungen, durch Darlegung des ästhetischen und ethischen Inhaltes den vorläufigen Einblick des Schülers zu vertiefen und ihm zur Kunst des rechten intellegere (zwischen den Zeilen lesen) verhelfen. **Vertiefung und Besinnung.**

Endlich soll die zum Schluß gegebene Übersicht über die Gliederungen der Nebenhandlungen und Episoden die von dem Lehrer mit den Schülern gemeinsam anzustellende Arbeit des **Rückblickes** und einer systematischen **Herausstellung und Zusammenfassung des Gewinnes** erleichtern.

So wird die Hälfte, d. h. der Auszug aus dem Messias, für die Schüler wertvoller sein können als das Ganze und der Einwand hinfällig werden, daß wenn der ganze Messias, etwa in der Reclamschen Ausgabe, für die Schüler wohlfeiler zu haben sei, dieser ihm mehr empfohlen werden müsse, als eine verkürzte Schulausgabe. Der ungegliederte Text des ganzen Messias wird dem Schüler entgegenstarren wie eine dunkle, durch nichts anlockende Welt und wird eine solche ohne wiederholte Durcharbeit des Ganzen, für welche die Zeit in der Schule nicht vorhanden ist, auch bleiben. Selbst die den Ausgaben häufig vorgedruckten, von Kl. selbst herrührenden, aber sehr wenig durchsichtigen Inhaltsangaben der einzelnen Gesänge sind nicht geeignet, den Schüler in dieser fremden Welt heimisch zu machen. Dazu bedurfte es einer durchsichtigen, den Durchblick durch das Ganze bietenden Schulausgabe. (Vgl. das Vorwort dazu S. V und VII ff.)

Anhang.

Andeutungen zur Behandlung des Heliand.[1])

Literatur: Ausgaben: Die wissenschaftlich beste ist die von E. Sievers, Halle 1878, mit kritischer Einleitung; andere von H. Rückert (mit Wörterbuch, Wort- und Sacherklärungen), Leipzig 1876, v. Heyne, [4] 1905, von

1) Der zugemessene Raum nötigt zur kürzesten Fassung.

Otto Behaghel,[2] Halle 1903 (beide mit Wörterbuch). 1894 sind Bruchstücke einer dem Heliand nahestehenden altsächsischen Genesis von Zangemeister aufgefunden (her. v. Z. u. Braune, Heidelberg 1894), jetzt in den neuen Ausgaben. Ein Stück dieser Genesis ist angelsächsisch erhalten und schon lange bekannt. Jene Genesis ist kaum das Werk des Helianddichters.

Die Übertragungen sind alle wenig gelungen und können den Reiz des Originals nicht annähernd wiedergeben. Genannt seien die von Rapp, Stuttgart 1856, Grein,[2] Kassel 1869, Simrock (jetzt Neudruck bei Hesse, Leipzig), Seiler (s. u.), Herrmann (bei Reclam). — Über die Quellen des Heliand E. Windisch 1868 u. Grein 1869. — A. F. C. Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand. Beiträge zur Erklärung des altsächsischen Heliand und zur inneren Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland. 2. Ausgabe. Marburg 1862. (Für die Behandlung des Heliand unentbehrlich und für jeden Lehrer der deutschen Sprache und Geschichte eine Fundstätte reicher Anregung.) — R. Windel, Sachliches und Sprachliches aus dem Heliand; Ztschrft. für deutschen Unterr. 1896, S. 740 ff. — Für die Hand des Schülers bestimmt: J. Seiler, Heliand nebst einem Anhange über Otfrieds Evangelienbuch ausgewählt, übersetzt und erläutert (in den Denkmälern der älteren deutschen Literatur, Halle, Waisenhaus 1900; Mk. 0,80). — — Die wissenschaftliche Literatur ist verzeichnet bei Kögel-Bruckner in Pauls Grundriß der germanischen Philologie[2] II, 93 ff. und in Kögels Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters 1894, I, 276 ff. Die neuere Literatur in den Berliner „Jahresberichten über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie".

Vorbemerkung.

Wer sich die Auffassung W. Scherers (Geschichte der deutschen Literatur S. 46 ff.) aneignet, nach welcher die Vorzüge des Heliand auf Verwertung der „fertigen epischen Technik" zurückgeführt werden, die heimatliche Gewandung der biblischen Stoffe „unwillkürliche Travestie", die Dichtung überhaupt kein Epos, sondern nur ein Lehrgedicht und „eine Leistung der Seelsorge", der Verfasser „ein Prediger" ist, — der wird das Gedicht in der Schule gar nicht behandeln; denn für diese ist nur das Beste gut genug und eine nur herabsetzende Kritik, welcher der Schüler urteilslos gegenübersteht, vom Übel. Wir sagen in Übereinstimmung nicht nur mit der in manchen Punkten vielleicht etwas überschwenglichen Verherrlichung der Dichtung durch Vilmar, sondern auch mit der warmen Würdigung Greins, Simrocks und H. Rückerts[1]): da das Objekt des Heliand die Welt der großen christlichen Glaubenstatsachen ist und die wichtigsten Lebensfragen jedes einzelnen, eines Volkes und der Menschheit behandelt; da der historische Hintergrund uns zugleich immer den Heimatboden zeigt und Heimatluft atmen läßt; da die Art der Behandlung nichts voraussetzt als schlichte Empfänglichkeit und bei ihrer Anschaulichkeit, Einfachheit und Faßlichkeit „didaktisch im vollsten und besten Sinne des Wortes angelegt und ausgeführt ist" (H. Rückert, a. a. O. S. XIV), diese didaktische Kraft auch unserem Volkstum gegenüber sich auf das fruchtbarste bewährt hat, — so gibt es wenige Stoffe, welche unterrichtlich so bedeutsam erscheinen, als gerade der Heliand.

Anderseits hat eine unterrichtliche Behandlung des Heliand besondere Schwierigkeiten. Nur eine Übertragung kann zugrunde gelegt und diese schon aus den oben unter „Literatur" angegebenen äußeren Gründen in den Händen der Klasse nicht vorausgesetzt werden. So sieht man sich vorwiegend auf eine Darbietung beschränkt, in welche die Bearbeitung hinein-

1) Ebenso neuerdings Kögel in der „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters".

zunehmen ist; und selbst hier wird man das Anziehendste und Fruchtbarste, welches sich nach Vilmars Vorgang gerade aus dem Sprachlichen ergibt, nicht oder nur so weit bieten können, als es sich auch noch in der Übertragung erkennen läßt. Die Verwertung der Vilmarschen Arbeit ist notwendig, und darf doch nicht zu gelehrter Behandlung verleiten. — Ziel der Aufgabe wird sein müssen, daß der Schüler ein anschauliches Bild, eine klare Vorstellung und deutliche Empfindung erhält: von dem einzigartigen Zusammengehen des Evangeliums und des altgermanischen Volkstums, von der universalen Kraft der evangelischen Wahrheit, welche alles zu idealisieren und zu verklären imstande ist, und von der wunderbaren Empfänglichkeit der deutschen Natur, welche sich mit naiver Gemütsinnigkeit dem neuen Ideale hingab (s. oben S. 281), endlich von der inneren Zusammengehörigkeit der Faktoren des Christlichen und Germanischen in unserer Bildung auch für die Folgezeit, sowie von der Notwendigkeit, das an sich selbst auch erfahrend zu erleben durch innerliche Aufnahme dieser großen Bildungselemente, wenn man die Entwickelung des deutschen Volkes an sich selbst nacherleben will.

Daneben hat die Behandlung des Heliand nach eine besondere Aufgabe. Die höheren Schulen dürfen sich nicht die Quellen des deutschen Lebens abgraben lassen, sondern haben vielmehr die Aufgabe, in gewissem Umfange den aus der Beschäftigung mit der älteren deutschen Sprache erwachsenden Sach- und Gehaltsgewinn auf irgendeine Weise, aus Urtext oder Übersetzung, sich zu sichern. Dazu kann eine rechte Behandlung des Heliand ein fruchtbares Mittel werden. — Die Behandlung wird am besten der Obersekunda zufallen (s. oben S. 271); dann kann der Heliand propädeutisch wirken für die Bekanntschaft mit dem altdeutschen Leben, welche in derselben Klasse das Nibelungenlied und die Gudrun genauer zu ermitteln haben, sowie für die Behandlung des Parzival und Messias in der Unterprima.

I. Vorbesprechung.

Diese gibt in knappster Form ohne näheres Eingehen auf die Arbeit der wissenschaftlichen Forschungen das Ergebnis derselben: die Dichtung verdankt ihre Entstehung den Bestrebungen der karolingischen Zeit, das Christentum unter den Neubekehrten heimisch zu machen; sie ist, durch Ludwig den Frommen angeregt, zwischen 822 und 840 gedichtet und sollte zur Christianisierung der unterworfenen, neubekehrten Sachsen dienen. Ob der Verfasser ein Geistlicher war, wie man lange annahm und die herrschende Auffassung ist, oder ein Volkssänger, ist neuerdings wieder vielfach erörtert. Daß er letzteres gewesen sei, erzählt ein später dem Gedicht angefügtes, lateinisches Vorwort und lateinisches Gedicht[1]). Dann wäre ihm der Stoff seines Werkes durch die mündlichen Mitteilungen eines Klerikers zugetragen worden. Jedenfalls war er ein überzeugter Christ. Seiner Dichtung legte er die Evangelienharmonie des Tatian zugrunde, der er die erzählenden und lehrhaften Stücke in freier Auswahl entnahm, und er kannte die neuesten, damals vorhandenen Kommentare der Bibel. Über die Heimat des Helianddichters wissen wir nichts Bestimmtes, die Ansichten der Forscher gehen auseinander. Ebensowenig

1) Mitgeteilt in den Ausgaben. Auf diese praefatio geht auch zurück, was wir von der Veranlassung der Dichtung durch Ludwig den Frommen wissen. Es ist übrigens wohl möglich, daß der Helianddichter ursprünglich ein Volkssänger war und später in ein Kloster ging.

nennt er seinen Namen, aber er war ein wirklicher Dichter, nicht bloß ein Prediger (wie Otfrid). Sein Werk ist mitten aus dem deutschen Volksleben, seinem Fühlen, Denken und Anschauen herausgewachsen, demgemäß auch in die Form des nationalen epischen Stils, besonders des Alliterationsverses gegossen. Die altsächsische (altniederdeutsche) Sprache ist ein Glied der niederdeutschen Sprache, welche dem Hochdeutschen und in dessen Entwickelung wiederum dem Althochdeutschen parallel läuft und deren Nachkomme das jetzige sogenannte Plattdeutsche ist. — Endlich ein Wort über Evangelienharmonie (Beispiel manche jetzt von den Schülern gebrauchte biblische Lesebücher aus dem Alten und Neuen Testament)

II. Darbietung.[1])

Den Ausgang nehmen wir von der den Schülern bekannten Welt, also von der evangelischen Geschichte, und orientieren zunächst kurz über Auswahl, Anordnung und Aufbau (Architektonik dieses (biblischen) Stoffes. Ziel ist zugleich Gewinnung einer vorläufigen Totalauffassung. Die jedesmaligen Ergebnisse der Zusammenstellungen werden unter selbsttätiger Mithilfe der Schüler in gemeinsamer Arbeit mit ihnen herausgestellt. Es ergeben sich in der im Heliand enthaltenen Auswahl biblischer Stoffe drei Reihen von Gruppen:

I. **Reihe:** 1. Geburt des Johannes. 2. Geburt Jesu mit den zunächst voraufgehenden und nachfolgenden Umständen. 3. Knabenalter Jesu (der Knabe im Tempel). 4. Die Taufe im Jordan durch Johannes. 5. Die Versuchung in der Wüste. — Ergebnis: „Die Genesis des Heilandes und vorbereitende Begebenheiten bis zum Antritt seines eigentlichen Heil- und Lehramtes.“ (Rückert, a. a. O. S. XIII.) — Höhe: die Taufe im Jordan.

II. **Reihe:** A. Erste Hälfte: 1. Berufung der Jünger. Bergpredigt. Aussendung der Jünger; d. h. also: Eröffnung des Lehramtes. 2. Wundertaten in Kana, Kapernaum, Nain, auf dem Meere, Austreibung der Teufel, Heilung des Gichtbrüchigen, d. h. also Erweisung seines Heilamtes. 3. Gleichnisreden (vom Säemann, Unkraut im Weizen, Senfkorn und den Netzen), d. h. weitere Betätigung des Lehramtes. 4. Mordversuch (vgl. Lukas 4, 29), des Johannes Enthauptung, d. h. Hindeutung auf das künftige Leiden.

B. Zweite Hälfte: 1. Neue Wunder: Speisung der 5000, Wandeln auf dem Meere, die Kanaanitin. — 2. Neue Lehren: a) Petri Schlüsselamt, d. h. Gehorsam gegen die sichtbare Kirche auf Erden; die Verklärung, d. h. das erhöhte Haupt der unsichtbaren Kirche; Petrus und der Stater, d. h. Gehorsam gegen die weltlichen Herren, ihnen willig Schoß und Schatzung zu geben. Also drei Kardinalpunkte in der Ausgestaltung der Gemeinde und Kirche auf Erden. — b) „Vergib dem Beleidiger.“ „Laß durch Reichtum dich nicht abziehen vom Trachten nach dem Reich Gottes.“ „Bekehret euch, ehe es zu spät ist“ (am Gleichnis vom Lazarus und vom Weinberg). Also drei Kardinallehren für die neubekehrten

---

1) Abkürzungen in den Zitaten. Die übertragungen werden nach den Seiten zitiert, Gr. = Greins, Sr. = Simrocks übersetzung (letztere nach dem von Klee besorgten Neudruck bei Hesse, Leipzig). V. = Vilmars genannte Abhandlung. v. bezeichnet den Vers des Urtextes (nach den Ausgaben Sievers' und Behaghels = B.).

Heiden. — 3. Prophezeiung vom künftigen Leiden, Ausblick in das Werk der Erlösung im Anschluß an die Heilung des Blinden vor Jericho (vgl. Vilmar, a. a. o. S. 93).

Ergebnis: „Die eigentliche Lebens- und Tatenmitte, seine Lehren und Wunder umfassend, bis zur letzten Wanderung nach Jerusalem, um dort den Erlösungstod zu sterben." (Rückert, S. XIII f.) Höhe: die Verklärung.

III. **Reihe**: 1. Stadium: 1. Einzug Jesu in Jerusalem und in den Tempel (Säuberung desselben; das Scherflein der Witwe). — Fallstricke der Feinde (Zinsgroschen und Ehebrecherin); als Antwort Jesu und als Gegensatz: die Predigt vom lebendigen Brunnen (der heilige Geist) und die größte Wundertat, die Erweckung des Lazarus.

2. Stadium: Das Gericht über Jesu beschlossen und als Gegensatz: der Ausblick in das Gericht über die Menschheit (Weltuntergang). — Verrat durch den Jünger Judas und als Gegensatz: liebende Diensterweisung Jesu an seinen Jüngern (Fußwaschung). — Höhe: das Abendmahl.

3. Stadium: Christus in Gethsemane. Des Verräters (Judas) Verrat und des Getreuen (Petrus) dreimalige Verleugnung. — Die Verurteilung vor dem Kaiphas, Pilatus, Herodes und Pilatus. Barrabas' Lossprechung. Höhe: „Sein Blut über uns."

4. Stadium: Der Tod auf Golgatha. Das Heilige Grab und die Auferstehung. Des Auferstandenen Erscheinung. Die Himmelfahrt.

Ergebnis: „Der Erlösungstod samt Auferstehung und Himmelsfahrt." (Rückert, S. XIV.)

Einrahmung des Ganzen durch einen Eingang und ein (verlorenes) Schlußwort.

Wir meinen nicht, daß gerade diese Art der Anordnung und Gruppierung des Dichters Absicht genau wiedergebe, wohl aber, daß er eine kunstvolle Anordnung beabsichtigt hat, und zwar nicht nur in der schon von Rückert (s. oben) angegebenen Unterscheidung der drei großen Hauptteile, sondern auch in der weiteren Gliederung des einzelnen. Darauf weisen die selbständigen Abweichungen von der Anordnung in den Evangelien, das in der ganzen Anordnung deutlich wahrnehmbar und aus zufälliger Zusammenstellung nicht genügend erklärliche Gesetz des Parallelismus und des Kontrastes u. a. m. — Für den Schüler jedenfalls ist die nur katalogische Aufzählung der im Heliand enthaltenen biblischen Geschichten — etwa nach den Überschriften der Übertragung von Simrock und Grein — unfruchtbar; und fruchtbar nur ein Durchblick, welcher zugleich zu einem Einblick in die Gliederung und in den Aufbau der Dichtung wird. Endlich wird darauf hinzuweisen sein, daß die Handlung im Gegensatz zu der Anlage des Messias von Klopstock fast ausschließlich auf dem Schauplatz der Erde sich vollzieht und nur insoweit auf demjenigen des Himmels, als es auch in der evangelischen Geschichte geschieht (Mariä Verkündigung, Anbetung der Hirten usw.). Einmal wird, abgesehen von der Versuchungsgeschichte, auch der Satan handelnd eingeführt. Als die Seele des Judas Ischariot in die Hölle hinabkommt, da wird Satanas inne, daß in Wahrheit Christus die Welt am Kreuze hangend vom Höllenzwang erlösen will. Er beschließt: der Christ solle leben, „daß der Hölle ledig nicht würden die Leute und nicht frei von Sünden", und bestimmt des

Pilatus Gattin, sich für Jesus zu verwenden[1]). (B. v. 5427 ff.) — Der einfache epische Gang der evangelischen Geschichte wird auch in die Dichtung hinübergenommen und die künstlerische Arbeit nur in die planvolle Anordnung und Gliederung des auch dort schon gegebenen Stoffes gelegt.

Zu dem Stoff der Dichtung, der heiligen Geschichte, hatte der Schüler von vornherein ein inneres Verhältnis; zu dem Fremdartigen im Heliand ist es neu zu begründen. Das wird geschehen, wenn er das Fremdartige als die heimatliche Welt wiedererkennt. Diese Wiedererkennung planmäßig herbeizuführen, ist nun Sache der unterrichtlichen Behandlung; der Gang derselben wird zu diesem Zwecke der sein können, daß zunächst

I. der Schauplatz der Handlung in immer engerer Begrenzung als ein **heimatlicher** aufgedeckt wird, sodann II. die handelnden Personen als **heimatliche** Typen, endlich III. die Handlungen selbst als typische Elemente des **heimatlichen** Lebens nahe gebracht werden. Die Materialien dazu gibt Vilmar in der oben genannten äußerst anziehenden und lehrreichen Schrift. Die nähere Ausführung können wir durch folgende Zusammenstellungen nur andeuten:

I. Schauplatz der Handlung. Die Erde heißt Mittelwelt, Mittelkreis, Mittelgarten. — über die weite Welt und die Lande hin führen als Wege breite Burgstraßen (B. v. 1931). Galiläa ist ein Gau; nicht in die Wüste zieht sich Jesu zurück, sondern in des großen Waldes Dickicht (B. v. 1121), Nil und Jordan sind Achen; der Ölberg ein Holm (v. 4734; Sr. 150), ein anderer Berg der Steinholm; Burgen blicken von hohen Holmklippen herab (v. 1396). Die Städte werden stets Burgen genannt; so Romaburg, Nazarethburg, Jerichoburg, die herrliche Burg von Kapernaum, die hohe Burg von Nain und Ephraim, Jerusalem. Starke, blinkende Burgwälle umgeben sie. Aus Felsstücken gefügte Steinwege führen hindurch (v. 5462), an ihnen ragen die hohen Hornsäle[2]), der Juden Gebäude, empor (v. 3686); darinnen sind Hallen der Helden (v. 1409), hell erleuchtete Herrensäle und Gastsäle. Das Richthaus ist ein Dinghaus (v. 5172), der Tempel heißt Weihtum (wîh, z. B. v. 3907). In einem umzäunten Gartengehöft (Hofbesitz) wohnt Lazarus; liegende Gründe umgeben das Haus des Hauptmanns von Kapernaum usw.

II. Handelnde Personen. Der Kreis derselben stellt das gesellschaftliche Leben der Karolinger-Zeit dar. Wie die Menschheit das Leutegeschlecht und die Leutekinder, so ist das Volk das Leutevolk, verbunden durch Magschaft (Verwandtschaft) und Sippschaft (Blutsverwandtschaft). Deutsch werden die Stände gedacht, der Stand der Hirten von Bethlehem als Hirten der Pferde, der Stand der jüdischen Hohenpriester als Bischöfe der Leute und des Weihtums Wärter. Edelgeboren sind die Vornehmen, auch die Weisen aus dem Morgenlande und die Hohenpriester; ein Adelsmann streut selbst mit seinen Händen auf seinen Acker das reine Saatkorn (B. v. 2541). Der Adel der grimmigen Juden sitzt

---

1) Also im Gegensatz zum Messias von Klopstock, wo Satan den Tod Christi beschließt (s. oben S. 308 ff.). Daß diese Begründung des — nun unfreien — Entschlusses der Gattin des Pilatus keine glückliche Erfindung ist, bemerkt mit Recht Rückert, a. a. o. S. 234. Sie stammt übrigens nicht vom Helianddichter.

2) So genannt von den geschweiften, geschnitzten Zieraten des altdeutschen vornehmen Hauses.

zum Rat versammelt (B. v. 4479). Aber vor allem sind die Volksgenossen Krieger, Wigande, Recken, Kämpen, Helden, Degen. Ein Männergeschlacht und Heldenstamm sitzt zum Rat versammelt (B. v. 4479), mit dem Waffenspiel bekannt; selbst die Schriftgelehrten heißen Wehrmänner, ein kampflich Geschlecht. Genossenschaft und Gefolgschaft verbindet das Gesinde miteinander und mit seinem Herrn. So sind die Jünger Recken, Helden und Degen. Sie bilden eine Degenschaft und Gefolgschaft gegenüber ihrem Dienstherrn Jesu; heißen Gefolgsmannen, teure Gefährten der Heerfahrt, dreistgemute hehre, gute Degen. Aller Degen bester ist Petrus, ein kraftberühmter Recke. Als „schneller Schwertdegen" zieht er das Schwert in Gethsemane zum Schutze seines Herrn. Edelfrauen heißen Maria und Martha. Ein Herold des Adelkaisers nennt sich der Zöllner, ein hochfahrender unter dem Heervolk (Gr. 91). — Herzöge sind die Fürsten, Met- und Kleinodgeber. So ist Herodes und Pilatus ein Herzog, denen der Degen viel gehorchen, und welche selbst Degen des Kaisers genannt werden. Ein ausgeführtes Einzelbild von dem Verhältnis eines Fürsten zu seinen Heermannen: die Rede des Hauptmannes von Kapernaum (B. v. 2112 ff., Gr. 74). — Christus selbst aber, der Heilige Christ, erscheint ganz als deutscher Volkskönig. Wie Kaiser Karl unter seine zwölf Reichsmarschälle, tritt er als ein König und Herzog unter seine zwölf Apostel; und zwar so, daß alle idealen Züge des deutschen Königtums in ihm vereinigt werden. Er ist zunächst: der reiche Christ, der Könige kräftigster, der milde Landeshirt, Landeswart und Leutewart, ein milder Kleinodgeber, der Friedenswart, ein mächtiger Mundherr (v. 2938) und Schutzherr des Menschengeschlechtes, ein Gefolgsherr, Kriegsherr der Völker; — sodann in weiterer Bedeutung: der heilige Himmelskönig, Himmelswart, Himmelswalter; ferner das heilige Kind Gottes, Gottes Friedenskind, endlich ganz im allgemeinen: der Heilspender, d. h. der Heiland, **Heliand**, welchem dieser Name ausdrücklich von „den Helden" beigegeben wird (v. 440 ff.).

Ergebnis: „In der vollen Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen bis in den Tod getreuen Gefolgsmännern und von den unzählbaren Völkerscharen begleitet, welchen seine Königshilfe not ist, wird uns im Heliand Christus dargestellt (V. 72), vgl. die vortrefflichen, stets in die Tiefe gehenden Ausführungen ebendaselbst S. 91 und 66: „Kein Gedicht unseres Altertums schildert die Herrlichkeit des Volkes, keins den großartigen Glanz des Königtums in reicherer Fülle, als der altsächsische Heliand." — Christus selbst endlich hat wiederum Gott „zum höchsten Mund-, Schutz- und Schirmherrn, dem die Wehrmänner dienen in dem Weihhaus". Gr. v. 4464.

III. Handlungen als **typische Elemente des heimatlichen Lebens:** Man wird die Beispiele sofort in ausgeführten Einzelbildern geben können, welche zugleich das vorher Dargebotene verwertend in sich aufnehmen und auch die Kunst des Dichters zur deutlichen Anschauung bringen. Solche Einzelbilder würden sein:

1. Verbindung von Natur und Menschenleben: deutsche Landschaft und deutsches Fischerleben in der Berufung der Jünger. v. 1150 bis 1189. V. 48. — Seebild, Seesturm und Seefahrt der altsächsischen Helden, B. v. 2234 ff., Gr. 79 ff. „Stillung des Meeres" und v. 2899 ff. „Wandeln auf dem Meere", dazu V. 27.

2. Menschenleben: Gastmahl der aus heimatlichen Gefäßen den Met trinkenden Deutschen: die Hochzeit zu Kana, B. v. 1994 ff., vgl. V. 37, und das Gastmahl des Herodes und der Herodias. — Bestattung: z. B. Johannes' des Täufers in einem altsächsischen Heldengrab unter dem Geleit der Gefolgsmannen. — Berufung und Sammlung einer Gefolg-

schaft: die Berufung der Apostel, vgl. V. 74 ff. — Rat und Volksversammlung: der Eingang zur Bergpredigt, „welche zur Thronrede des mächtigsten Lehnsherrn an seine Vasallen wird", v. 1279 ff., ebenso die Volksversammlung der zum Osterfest versammelten Juden und die Beratung der Schriftgelehrten und Hohenpriester v. 5056 ff. — Gaumal und Malgericht: der Gerichtshof der Juden Sr. 133 ff. Als ein Galgen wird das Kreuz behandelt, vgl. die ausführliche Schilderung v. 5532 ff. — Heeresfahrt eines Volkes im Gleichnis vom Säemann v. 2402 ff.; eines Herzogs mit seinen Völkerscharen: das Vorüberziehen Christi vor Jericho v. 3546 ff., vgl. V. 76. — Beiwacht unter dem Heerschild: die Wächter am Heiligen Grabe v. 5765 ff., Sr. 180. — Auszug von Bewaffneten: Judas in Gethsemane v. 4807 ff., Sr. 152. — Ausgeführte Kampfesbilder: Petrus und Malchus[1]) Sr. 154 und Züge aus dem Kampfesleben in der Weissagung Christi von seinem Leiden v. 3085 ff., Sr. 103.

Das Ineinandergehen der evangelischen und zeitgeschichtlichen deutschen Vorstellungswelt tritt vor allem deutlich auch dann heraus, so oft die abstrakten und übersinnlichen Realitäten in deutsches Wesen übertragen werden: die Kirche Christi wird einem Saal verglichen, da die Hausgenossen selig sich sammeln v. 3069, Sr. 102; der selige Himmelsraum des Paradieses einer Gottes- oder Himmels-Wang[2]), d. h. einer grünen Gottesau, Waldwiese v. 275 und V. 22; die Freuden des Himmelreiches mit dem Jubel der erleuchteten Herrenhalle oder auch mit der Freude des Genusses, welche die Fülle des Besitzes und des Vorrates auf einem Erbgute gewährt, V. 45; endlich mit der Wonne des Heimatgefühles, nun zu sein in der ewigen Heimat, V. 41. — Volksqual, d. h. qualvolle Marter, in welcher ein ganzes Volk ringt, heißt das Leiden Christi, V. 66, und eine Heimfahrt in das Erbe seines Vaters die Rückkehr des Sohnes auf den Thron seiner Herrlichkeit V. 42.

Vollen Gewinn aber bringt die Behandlung des Heliand erst, wenn sie zu einem Einblick auch in das innere Leben der Dichtung wird. Die Aufdeckung dieses in demselben verborgenen Reichtums wird zugleich zur Aufdeckung einer Reihe bedeutsamer Anschauungen und Begriffe und dadurch unwillkürlich zu einer fruchtbaren Bereicherung des eigenen Innenlebens der Schüler sich gestalten können und müssen (vgl. oben S. 377). Wir können auch hier nur Andeutungen geben; weitere Materialien bei Vilmar, a. a. O. und bei A. Freybe, Altdeutsches Leben, Bd. I, in dem schönen Aufsatz „vom Zweifel alter und neuerer Zeit" S. 330—342. — Es wird sich vornehmlich um folgende Seiten des Innenlebens handeln, deren Aufreihung wir die bedeutsamsten Belegstellen beifügen:

1. Heimatgefühl. Lazarus, der Erweckte, darf nun leben „heil in der Heimat" V. v. 4114, Sr. 132. Es zeigt sich in der ganzen Naturanschauung, „als ein freudiges Naturleben des deutschen Volkes, welches in aller Wahrheit und Stärke der evangelischen Geschichte geliehen wird". V. 26, 41 ff., s. oben S. 383 ff. Übertragung des deutschen Heimatgefühles auf die ewige Heimat V. 41, V. 26, 41 ff. und oben.

2. Einfalt, d. h. „die Haltung des Gemütes, vermöge deren nur ein Sinn, nur ein Gedanke, nur ein Wille das ganze Innere des Menschen erfüllt und beherrscht". Beispiel: Einfalt der Witwe am Gotteskasten, der

1) Diese charakteristische Schilderung v. 4857 ff. wird den Schülern jedenfalls ganz mitgeteilt werden müssen.

2) Vgl. den Namen der Kirche „Wang" auf einer Waldwiese im Riesengebirge.

Jungfrau Maria, der Apostel, des Heilandes selbst (V. 33, Freybe 335). Vgl. Bedeutung der Einfalt im Parzival (s. oben S. 129, 199, 212).

3. Zweifel. „Laßt euer Herz nicht zweifeln, die Seele schwanken v. 1896 f., Sr. 69. „Der Maria Herz weiß von Zweifel nichts, nicht Wort, noch Weise", gegenüber der Verkündigung B. v. 288, Sr. 23. — Kein Zweifel kommt in ihr Gemüt an der heiligen Krippe, v. 385, Sr. 26, noch in Jesu Gemüt in Gethsemane (v. 4780). Andere Belege V. 32. — Dem Zweifel steht gegenüber eine lautere Gesinnung und ein festes, „wahrheitsfestes", starkes Herz. Christus selbst hat sein Herz fest gehärtet wider den Sündenschädiger B. v. 1049 ff., Gr. 29, Sr. 45. Das führt zum folgenden Begriff der

4. Treue. Treue gegen den irdischen Herrn: Hauptstelle aus des Thomas Rede. B. v. 3992 ff. und dazu V. 77; vgl. v. 4771 ff., Sr. 151 vom Schmerz der Trennung, wenn man scheiden soll von dem geliebten Herrn, übertragen auf die herzliche Treue, die man im Gemüt trägt zum Himmelskönig v. 2473, V. 32, 72, 77. — Adams und Evas Sündenfall ist Untreue B. v. 1036, Gr. 29. Lohn für der Juden Untreue ist noch heute „weite Wanderschaft" v. 2288 ff. und v. 2342 f. — Treue wird zur

5. Minne. Minne in irdischen Verhältnissen, als Mutterliebe v. 378 ff., Freundesminne v. 1446 ff. und vor allem Gottesminne v. 3321. — Alles Voraufgehende wird zusammengefaßt im Glauben B. v. 285 ff. Maria, die von Zweifel nichts weiß, nicht in Wort, noch in Weise, empfängt die Gottesbotschaft gern und willig, mit lichtem Sinn, mit lauterer Treue, mit gutem Glauben. Glaube ist Verhältnis von Person zu Person. — Es wird

6. zu neuem Leben, zu **dem** Leben. B. v. 3915 ff., Sr. 127: „Wer lauter an mich glaubt von der Leute Kindern unter diesem Volke, dem heiß' ich fließen aus seinem Leibe lebende Flut: rinnendes Wasser, aus rauschender Quelle wallt ihm ein Lebensborn."

Das Ende des in den vorhergehenden Stationen angegebenen Heilsweges B. v. 4114 ff., Sr. 132 f.: „Es wird der Himmelskönig, Die gewaltige Gottesmacht, einem jeden der Menschen Die Seele befreien, dem er seine Huld verleiht" — und B. v. 2486 ff., Sr. 86: „Er (der Gläubige) wechselt ein in dieser weltlichen Zeit Mit seines Herzens Gedanken des Himmelreiches Anteil, Die größte der Wonnen: er fährt in Gottes Gewalt, Der Laster ledig. Treue lohnt So gut und giebig, kein Goldeshort Gleicht solchem **Glauben**". — In Übereinstimmung damit zeichnet endlich den Heilsweg für die ganze Menschheit: die allegorische Erklärung der Heilung der Blinden von Jericho. B. v. 3588 ff., Sr. 117 ff., vgl. dazu die ausführlichen Bemerkungen bei V. 93 ff.

Da der Dichter aber zugleich die Absicht hat, seinem Volke zu zeigen: „wie man soll dem Volksgott dienen, dem Herrn um seine Huld, dem Himmelskönig" (Gr. 31, B. v. 1119 ff.), so hat er außer der allgemeinen Forderung: das Evangelium anzunehmen und den Glauben sich anzueignen, noch einige besondere, auf die deutsche Volkseigentümlichkeit und seine Zeitgenossen deutlich berechnete, ihnen auch besonders schwer erscheinende Gebote der praktischen Ethik:

z. B. „Vergib dem Beleidiger" v. 3224 ff. „Zahle und zinse willig und unweigerlich dem weltlichen Herrn Schoß und Schatzung, soviel ihm beschieden ist" v. 3216 ff. Empfehlung des Fastens, sehr bezeichnend erläutert durch des Heilandes Beispiel, welchem, solange er fastete, die tückischen Mächte der Finsternis nicht näher zu treten wagen, v. 1052 ff. Die Begründung der Forderung, den hl. Petrus zu ehren, obwohl er gesündigt habe, v. 5023 ff. Die den alten Deutschen vielleicht schwerste Forderung: auch einsam (d. h. ohne Freund und Sippe) aufzusteigen zum hohen Himmelreich, wenn der Freund zum Frevel locken wolle, so fest das Band der Freundschaft und Genossenschaft sonst auch sei.

III. Zusammenfassung. Würdigung und Gewinn.

Der Schüler ist nunmehr durch die voraufgegangene „Darbietung“ des Materials in den Stand gesetzt, mit einigermaßen selbständigem Urteil zu verstehen, was zum Schluß zu zusammenfassender Überschau herausgestellt wird:

1. Die Berechtigung des der Dichtung vom ersten Herausgeber (A. Schmeller) gegebenen Namens: **Heliand.** „Alles gruppiert sich aufs durchsichtigste und ungezwungenste um die eine **zentrale** Gestalt Jesu als des eigentlichen epischen Helden. Dieser selbst erscheint, wie es das Epos will, in stets fortschreitender, wenn auch immer feierlich gemäßigter Bewegung und Wachsen bis zu der Katastrophe seines Abscheidens von der Erde.“ (Rückert XIII.)

2. Die Gewißheit in betreff der sonst unbekannten Person des Dichters: er war eine selbst ganz von der lebendigen, beseligenden Gotteskraft des neuen Glaubens ergriffene, aber sonst auch ganz in der heimatlichen Welt seines deutschen Volkstumes stehende Persönlichkeit.

3. Er erfaßte beides auch mit einem dichterischen Gemüt, und hat aus diesem heraus beides als eine eigenartige und neue Einheit wiedergeboren, welche von der universalen Kraft des Evangeliums, wie von der Empfänglichkeit des deutschen Gemütes als einer anima naturaliter christiana in gleicher Weise Zeugnis ablegt (s. oben S. 382).

4. Er hat, durch seine Glaubensstellung gebunden, den Stoff der evangelischen Berichte nicht mit dichterischer Freiheit (wie Klopstock) umgeschaffen, auch nicht die Reflexion des Verstandes oder Gefühles als eine subjektive, fremdartige Zutat hineingetragen; aber er hat die ihn bewegenden großen und wahren Ideen von dem Zusammengehen des Deutschtums und Christentums in den erhabenen Stoff hineingebildet[1]), den religiösen Stoff „verheimatlicht“ und „nationalisiert“, dadurch ein neues, echt dichterisches Gebilde erzeugt, und mit ihm eines „der trautesten deutschen Bücher“ (Simrock).

5. Das Gebilde ist ein Epos mit dem Heliand als Helden und Träger der Handlung und mit der charakteristischen Idee, ihn als König darzustellen des einzelnen, des Volkes, der ganzen Menschheit, und das himmlische Königtum des Erlösers, welches die gesamte Christenheit bekennt, in dem höchsten Glanze eines irdischen, und zwar des deutschen Königtums seinem Volke zur gläubigen Aneignung vorzuführen. „Dieses gibt dem Gedichte eine Festigkeit, Gediegenheit und Durchsichtigkeit, eine schmucklose, aber imposante Würde und eine einfache Erhabenheit, wie sie nur ein echtes Epos besitzt“ (Vilmar S. 73).

---

1) Wie vollkommen, das zeigen die Stellen, in welchen er altheidnische Reminiszenzen in die Dichtung umbildend hineinnimmt; darüber Vilmar S. 11ff. im Abschnitte: Mythologie. Anderseits werden auch moderne Vorstellungen und Beziehungen aus der christlich-römischen Kulturwelt herübergenommen; darüber Rückert S. XVIIIff.

6. Die didaktische, besser: volkspädagogische Bedeutung (s. oben S. 382) drängt sich nicht lehrhaft vor[1]), sondern ergibt sich unwillkürlich aus der den Dichter erfüllenden Idee. Grundton bleibt der Ton der epischen Darbietung[2]).

Das ist durch ein Wort von der epischen Form kurz zu erweisen, durch Hinweisung auf die stets auch in der Behandlung abstrakter Dinge eine konkrete Anschauung und Fassung suchende und deshalb plastische Sprache, vor allem durch Verdeutlichung des Wesens der Alliteration und des alliterierenden Verses (seiner rhythmischen Bewegung in dem Gesetz des die Fügung der Halbverse bestimmenden Parallelismus), s. Rückert, Einleitung S. XXff. Auch dafür hat die voraufgegangene „Darbietung" schon Sinn und Ohr geschärft.

Zum Abschluß werden hervorragende Einzelbilder als Proben zu genießendem Aufnehmen entweder noch einmal mitgeteilt, damit die vorläufige Totalauffassung nunmehr vertieft und geläutert werde, oder andere, nunmehr zur ergänzenden Vorführung besonders charakteristische Züge. Hier darf nicht fehlen die Schilderung der Verklärung (v. 3107ff.) der Auferstehung (v. 5769ff.), des Weltunterganges oder jüngsten Gerichtes (mutspelli). (v. 4296ff.)

Von einer eingehenden Vergleichung mit anderen Stoffen wird abgesehen, weil diese Operation bereits bei der Betrachtung des Heliand selbst (Zusammenstellung von Deutschtum und Christentum) fort und fort geübt ist, sodann weil der Obersekunda diejenigen Stoffe, welche zur Vergleichung vorzugsweise auffordern, Otfrieds Evangelienbuch und der Messias von Klopstock noch unbekannte Größen sind, ein Hinweis auf solche aber die Vorstellungswelt über die auch erst bekannt zu machende Dichtung des Heliand nicht erklären kann. Zu einem vergleichenden Herüberschauen auf verwandte einzelne Punkte in anderen Stoffen (Nibelungen, Gudrun, Parzival), sofern es der Klarheit der Vorstellungen dient, gibt die Darbietung vielfach Gelegenheit. Wir weisen zu fruchtbarer Vertiefung der Grundidee der Dichtung: „Der Heliand ein König" nur noch auf Joh. Jak. Rambachs schönes Lied hin: „König, dem kein König gleichet".

Der **Gewinn** ergibt sich aus dem oben Nr. 1—6 Erörterten und berührt sich vielfach mit dem oben S. 377f. Gesagten. Als ganz eigentümliche und besondere Frucht der Beschäftigung mit dem Heliand wird aber bezeichnet werden können: Weckung und Bildung des Heimat-

1) Wie in Otfrieds Evangelienbuch, das auf dieser Schülerstufe oder überhaupt in der Schule eingehend zu würdigen wir für unfruchtbar halten. Einige Proben zur Kennzeichnung der Denk- und Darstellungsweise Otfrieds und zur Vergleichung mit dem Heliand in der oben S. 382 genannten Ausgabe von J. Seiler. Durch den Hinweis darauf wird auch dieser Name dem Schüler nicht ganz tot bleiben.

2) Darüber Vilmar S. 3ff. im Abschnitt: epische Form, und S. 77, wo darauf hingewiesen wird, daß selbst das homerische κλέα ἀνδρῶν als Stoff des echt epischen Gesanges seine Analogie im Heliand hat.

gefühles in seiner doppelten Bedeutung im Hinblick auf die deutsche und auf die ewige Heimat. Darin liegt denn auch die besondere und gewiß hervorragende Bedeutung dieser Dichtung für den erziehenden Unterricht.

Dr. O. Frick.

Nachwort.

Die Durchsicht der Erklärung des „Messias" und des „Heliand" ist nach dem frühen Tode des Verfassers von dem Unterzeichneten übernommen worden. Es erschien nicht angebracht, an der liebevollen und ausführlichen Behandlung des „Messias", die in der von Frick gebotenen Form viel Freunde gefunden hat, wesentliche Änderungen vorzunehmen. In den Bemerkungen über den „Heliand" ist die neuere Literatur nachgetragen und die Darstellung an einigen Stellen leise überarbeitet worden. Die Zitate sind jetzt durchweg nach dem Original gegeben worden.

Geestemünde, im Januar 1911.

Dr. W. Haynel.

Hermann und Dorothea.

Von

Joh. Wolfg. v. Goethe.

(Benutzte Literatur: Wilh. v. Humboldt, Ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea. 4. Auflage. Braunschweig 1882. F. Vieweg & Sohn. — G. Th. Becker, Goethes Hermann und Dorothea besonders zum Gebrauch in höheren Lehranstalten erläutert. Pädagogische Monatsschrift von Löw, 4. Jahrgang. Magdeburg 1850. — Dr. L. Cholevius, Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea. 3. verbesserte Auflage. Leipzig 1897. B. G. Teubner. — H. Düntzer, Goethes Hermann und Dorothea. Erläutert. 9. Auflage. Leipzig 1860. Ed. Wartig. — R. H. Hiecke, Goethes Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea. Leipzig 1860. J. Werner. — E. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. 2. Auflage. Leipzig 1866. — Robert Zimmermann, über Goethes Hermann und Dorothea. Praktischer Schulmann von Albert Richter, 23. Jahrgang. Leipzig 1874. — Dr. A. Funke, Goethes Hermann und Dorothea mit ausführlichen Erläuterungen in katechetischer Form für den Schulgebrauch und das Privatstudium. 15. verbesserte Auflage. Paderborn 1910. F. Schoeningh.)

Vgl. auch Alb. Bielschowsky, Goethe, 2. Bd. 18. Auflage. 1910. (München. C. H. Beck.) — Viktor Hehn, über Goethes Hermann und Dorothea (Stuttgart 1898. J. G. Cotta). — E. Neudecker, Die innere Komposition in Goethes epischer Dichtung Hermann und Dorothea, Progr. Würzburg 1896. Stahel.

I. Vorbereitung.

Wie das Nibelungen- und Gudrunlied ein beredtes Zeugnis von dem Lieben und Hassen, dem Denken und Tun, dem Leiden und Sichfreuen unserer Altvordern ablegt, so ist auch Hermann und Dorothea ein klarer Spiegel echt deutschen Seins und Wesens. Zwar ist es hier nicht das Gewaltige des Stoffes, was uns ergreift, nicht die Schilderung heroischer Charaktere und Leidenschaften, die uns hinreißt, nicht der heftige, gewaltsame Konflikt, welcher uns erschüttert, „es ist die erstaunliche Einfachheit und Naturweisheit, mit welcher die Tiefe und Lebensfülle des deutschen Gemütes entfaltet und in den bescheidenen Rahmen eines bürgerlichen Epos gebracht worden ist."

Während die entsetzliche Rache der an ihrem höchsten Gute schwergekränkten Kriemhilde „furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein" unsere Seele durchschauert, erscheint uns Dorothea in ihrer edelsten Weiblichkeit „süß und milde, als blickte Vollmond drein."

In ihr hat uns der Dichter ein Bild vor die Seele geführt, das zwar an ihre ältere Schwester Gudrun erinnert, mit der sie dasselbe tiefe Gefühl, dieselbe sittliche Unnahbarkeit, dasselbe feste Beharren auf

dem Boden der Pflicht gemeinsam hat, das aber weder von ihr noch von einer anderen Gestalt deutscher Dichtung erreicht wird. Selbst „Goethes andere Figuren haben, mit ihr verglichen, etwas Schwebendes, nicht völlig Konsistentes, als kämen sie mit einer letzten Falte ihrer Gewänder nicht ganz und gar aus dem Gewölk hervor."

Wie das Nibelungenlied dem deutschen Nationalbewußtsein und der deutschen Kunst neue Impulse gegeben, so ist auch Hermann und Dorothea eine Losung geworden zu frischer und geordneter Tätigkeit bürgerlicher Kraft auf Grund deutscher Liebe und Familiensittlichkeit und hat in Deutschlands traurigsten Zeiten die Vaterlandsliebe zur Flamme angefacht, „für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder die Brust dem Feinde mutig entgegenzustellen". Aber auch für die Kunst ist das Gedicht eine reiche Fundgrube geworden, welche Künstlern Motive zu herrlichen Schöpfungen lieferte.

Wie das Nibelungenlied der Stolz unserer Nation ist, so ist Hermann und Dorothea zugleich die Freude derselben. Es ist die „Perle der Kunst", das deutscheste, nationalste Gedicht und nach Beckers Wunsch wert, daß es von deutschen Jünglingen auswendig gelernt werde, wie einst die hellenischen Knaben den Homer lernten und sich daran für ihr Vaterland begeisterten.

Während am Nibelungenlied ein großes Volk jahrhundertelang sann und dichtete und nur ein Sammler und Ordner, allerdings von des Volkes Besten einer, ihm die jetzige Gestalt gab, ist Hermann und Dorothea das Phantasiebild nur eines einzigen Dichters, und zwar des deutschesten der Dichter, wie der urgermanische Jahn und sein gemütvoller Genosse Arndt Goethe nennen.

Jede Dichtung ist ein Phantasiebild des Dichters. Damit wird nicht gesagt, daß alles, was in der Dichtung dargeboten wird, freie Erfindung sein soll, sondern daß alle Stoffe, und wenn es selbst geschichtliche wären, sich den Zwecken des Dichters fügen müssen. Auch Hermann und Dorothea weist uns nach außen, auf Ereignisse, geschichtliche Tatsachen, äußere und innere Erlebnisse des Dichters.

Hierin haben wir die Bausteine der Dichtung zu erblicken. Sie wollen wir zuerst aufsuchen, dann werden wir auch erkennen, wie groß der Dichter sein mußte, der aus solchem Material, aus welchem ein anderer gar nichts oder doch nur Notdürftiges zustande gebracht hätte, ein Werk von unvergänglichem Werte schuf.

1. Die Quellen der Dichtung.

Als solche sind anzuführen:

a) Eine Erzählung aus der Geschichte der Salzburgischen Emigranten, welche Goethe vermutlich schon im Jahre 1794 kennen lernte. Sie lautet:

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyraten ange-

mahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich daher bei den andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten, und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagte er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittlung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott eine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wohl bei seinem Vater dienen wollte? sie sagt: ja, gerne! wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiert. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meint, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey, man wolle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharrt, und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben, wormit sie ihm ein Beutelchen überreicht, in welchem sich 200 Stück Dukaten befanden."

Im Winter von 1731—32 hatten 30000 Salzburger, durch den Glaubenseifer und Geiz des Erzbischofs Firmian veranlaßt, ihr Vaterland verlassen müssen, und noch in demselben Jahre war eine Flugschrift erschienen, in welcher die Aufnahme der vertriebenen Salzburger in der Stadt Gera erzählt wird. Aus dieser Schrift ging die Erzählung in andere Schriften über. Jetzt kennt man vier verschiedene Lesarten, die aber nur in unbedeutenden Dingen voneinander abweichen. Die oben mitgeteilte ist die älteste.

b) Geschichtliche Tatsachen. Die von Paris aus verbreiteten revolutionären Ideen der Freiheit und Gleichheit, welche durch die Verkündigung der Menschenrechte genehmigt wurden, hatten in den Provinzen, dann in den angrenzenden Ländern und selbst in fernen Kreisen einen unbeschreiblichen Enthusiasmus hervorgerufen. Namen wie Mirabeau und Lafayette wurden fast göttlich verehrt. Der ideale Anfang der Revolutionsbewegung hatte auch die edelsten Gemüter ergriffen und be-

geistert. In Deutschland standen anfangs selbst Klopstock und Schiller auf der Seite der Franzosen. Als dann 1792 der Krieg gegen Österreich und Preußen begann, wurden die zuerst siegreich einrückenden Preußen zurückgetrieben; Cüstine nahm im Herbst 1792 Landau, Speyer und Worms. Die Feinde schienen aber als Freunde zu nahen, und viele Deutsche ließen sich auch betören, sie als solche zu begrüßen. Doch gar bald sahen sie sich bitter enttäuscht; denn die Franzosen betrachteten die besetzten Gebiete als erobertes Land und erlaubten sich die ärgsten Bedrückungen. 1793 wendete sich das Kriegsglück auf die Seite der Deutschen. Die Preußen und Österreicher nahmen Mainz und vertrieben Cüstine, wodurch die westrheinischen Deutschen ihre Unabhängigkeit wieder erhielten. An den abziehenden Feinden hatten sie blutige Rache genommen. Bereits 1794 drangen die Franzosen wieder siegreich vor und trieben die deutschen Heere über den Rhein, sich dabei noch rühmend, sie hätten den Bewohnern nichts übrig gelassen als die Augen, um ihr Elend zu beweinen. Zu jener Zeit flohen viele deutsche Familien, um der furchtbaren Rache zu entgehen. Es ist möglich, daß sich unter den Fliehenden auch unsere Gemeinde befand, welche zur Zeit der Ernte an der Vaterstadt Hermanns vorbeizog.

Die Darstellungen des Richters im VI. Gesange schließen sich aufs genaueste dem historischen Gange an. Er berichtet auch zuerst die ungeheure Begeisterung, von welcher er und seine Gemeinde hingerissen sei, als in Paris die Menschenrechte, die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündet wurden.

> Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
> Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
> Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
> Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
> Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!

Jeder habe damals gehofft, „sich selbst“, d. h. frei und nach eigenem Gefallen, zu leben. Es habe geschienen, als ob das Band, das viele Länder umstrickte, nämlich das Band der beengenden Gesetze und Vorrechte, sich auflösen werde. Alle Blicke seien in jenen Tagen des Vorwärtsdrängens nach Paris, der Hauptstadt der Welt, gerichtet gewesen und die dort an der Spitze stehenden Männer fast göttlich verehrt worden.

> Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
> Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?

Dann habe der Krieg begonnen. Die Franken hätten nur die Freundschaft gebracht und nach der alten Sitte ihrer Väter an der Mahl- oder Versammlungsstätte Bäume errichtet und sie zum Zeichen der Volkshoheit mit roten Mützen behangen. Jedem hätten sie die Freiheit und die eigene Regierung, an deren Einsetzung jeder mithelfen sollte, versprochen und durch ihr feuriges, munteres Wesen die Herzen der Männer und Weiber, der Jünglinge und Greise gewonnen. Aber gar bald habe sich der Himmel getrübt. Eigennutz, Raub, Erpressung seien von

der neuen Regierung verübt worden, die gegen das Geschrei und den Jammer der Bedrückten sich taub gestellt habe. Mit Haß und Erbitterung sei da selbst das gelassenste Gemüt erfüllt worden. Als hierauf das Kriegsglück sich auf die Seite der Deutschen geneigt habe, hätten die Franken auf der Flucht die gräßlichsten Verbrechen verübt, aber auch von den Deutschen sei blutige Rache genommen worden.

Das abermalige siegreiche Vordringen der Franzosen und die Flucht der linksrheinisch wohnenden Deutschen läßt der Dichter unerwähnt, weil er diese Tatsachen als dem Pfarrer bekannt voraussetzt. — Auch die bereits im Jahre 1794 geführten Friedensunterhandlungen, die mit Preußen am 5. April im Frieden zu Basel endeten, finden in dem Gedicht durch eine Äußerung des Wirtes Erwähnung.

Müde sind schon die Streiter, und alles deutet auf Frieden.

c) Persönliche Erlebnisse des Dichters, welche er in der „Geschichte der Campagne in Frankreich 1792" und der „Belagerung von Mainz 1793" erzählt. In Pempelfort, wo er auf der Heimreise aus Frankreich längere Zeit verweilte, war er Zeuge von der göttlichen Verehrung, welche den Büsten Lafayettes und Mirabeaus zuteil wurde. In den Provinzen jenseits des Rheines sah er Männer, von der allgemeinen Begeisterung hingerissen, nach Paris eilen, um dort sich den vermeintlichen Volksbeglückern anzuschließen. Sie boten ihm reichlich Gelegenheit, einen hochherzigen Jüngling, wie Dorotheens Verlobten, aufzustellen. In Sivri hatte er sich mit vielen anderen in einem Bauernhause einquartiert und erfreute sich an dem „idyllisch homerischen Zustande". Hier erlebte er, wie eine alte deutsche Marketenderin für eine blasse und entkräftete junge Frau, welche auf der Flucht entbunden war, Einlaß und für das nackte Kind Leinwand begehrte. Wer dächte hierbei nicht an die bleiche Wöchnerin in der Dichtung, die Hermann auf Bitten Dorotheens mit dem kattunenen Schlafrock beschenkte? — In demselben Hause sah er, wie die Kinder beim Zubettgehen sich ehrfurchtsvoll Vater und Mutter näherten, sich verneigten, ihnen die Hand küßten und mit wünschenswerter Anmut bon soir, Papa, bon soir, Mama, sagten. Auch hierbei wird man an eine Stelle des Gedichtes erinnert, in der Dorothea der artigen Sitten der Franzosen gedenkt:

Und so brachten bei uns auf deutscher Seite
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern und hielten sittlich (der Sitte gemäß) den Tag aus.

Auf dem Wege von Verdun nach Estain geriet Goethe selbst in ein solches Gewirr und Gewimmel von Wagen, Fußgängern und Reitern, daß in dem ungeheuren Drange die Selbsterhaltung kein Mitleid und keine Rücksicht mehr kannte. Die auf dem beschränkten Wege niederstürzenden Pferde wurden überfahren; Fuhrwerke stürzten in die Gräben zu beiden Seiten der Landstraße, Reiter und Fußgänger retteten sich auf die Wiesen. Wer wollte in dem allen nicht Anklänge an das Gedränge und Getümmel

der Wanderer und Wagen beim Zuge der Vertriebenen auf der Landstraße durch den Wiesengrund erkennen?

So ließen sich in den genannten Schriften noch mehrere Stellen anführen, welche in dem Gedicht ihren Widerhall finden. Gehen wir jedoch weiter zu der nächsten, weit wichtigeren Quelle, welche die Auffassung und Behandlung des Stoffes, den Geist und die Tendenz des Gedichtes bestimmte, nämlich

d) den künstlerischen und sittlichen Ansichten, welche damals den inneren Kern Goethes bildeten. Goethe war aus Italien 1788 als ein anderer zurückgekehrt. Er hatte dort die Kunstwerke der Alten studiert, welche ihm für sein ferneres Wirken als unentbehrliche Muster erschienen. Die Schöpfungen jüngerer Dichter, Bildhauer, Maler sind gewöhnlich ohne Berücksichtigung ihrer Urheber nicht verständlich; sie teilen die Natur derselben und verraten die persönlichen Schicksale, unter denen sie entstanden sind; es fehlt ihnen mit einem Worte „die Realität". Das Geheimnis, Realitäten zu schaffen, d. h. Kunstwerke, welche die Phantasie so berühren, daß man über der Schöpfung den Schöpfer vergißt, besaßen nur die Alten, und ihnen hat es Goethe in Italien abgelauscht. Fortan wollte er auch nur Realitäten dichten, die für sich existieren, als unmittelbare Wirklichkeit wirken und nicht die geringste Spur eines subjektiven Zusammenhanges mit dem Dichter zeigen sollten. Damit hatte er zugleich das sentimentale Ideal der Romantik, dessen Anschauung die unendliche Sehnsucht erregt, und das außerhalb der Wirklichkeit liegt, abgestreift. Volle Befriedigung, aber nicht Sehnsucht sollen jetzt seine Werke atmen. Nicht das Unerreichbare und Traumhafte, sondern die Natur wollte er darstellen. In bezug hierauf äußert er in der Geschichte der Campagne:

„Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung."

Diese Stimmung mußte ihm die Natur mit ihren ewigen Realitäten zum intimsten Freunde machen. Wir sehen ihn daher auch selbst während des Feldzuges sich in das neckische Treiben der Tiere in Wald und Feld versenken, wozu ihn noch besonders die Übersetzung des Reineke Fuchs veranlaßte.

Aber auch seine sittliche Stimmung kommt hier in Betracht. Auf der „wüsten Fahrt" nach Frankreich, im Wirrwarr der Fliehenden während der Rückreise, bei dem Anblick der Not und des Unglücks, von welchem er Bürger, Bauern und Soldaten befallen sah, kam ihm der hohe Wert des wohlbegründeten, unerschütterten deutschen Familienwesens und des ruhigen Besitztumes von Haus und Herd erst recht zum Bewußtsein. Je weiter er nach Deutschland kam, desto ruhiger ward er in seinem Inneren. Beim Anblick des von hundert und aber hundert Lampen erleuchteten Kassels aber wichen völlig die

düsteren Gedanken der vergangenen Tage den beruhigenden Vorstellungen von den Vorteilen eines bürgerlich-städtischen Gemeinwesens.

e) Anschauungen des Dichters von Gegenden, Lokalen und Personen. Man hat hierbei an das kleine thüringische Landstädtchen Ilmenau gedacht, wo er im Gasthofe zum goldenen Löwen einzukehren pflegte und sich an der Harmonie erfreute, in welcher Gegend, Menschen, Klima, Tun und Lassen zueinander standen. Auch war Ilmenau trotz seiner einsamen Lage nicht gänzlich vom größeren Verkehr abgeschlossen, wie man dort auch das Handwerk überall zum Maschinenwerk überzuführen sich befleißigte. Der Brunnen am Markte, das Haus mit dem Garten, das Pförtchen in der Stadtmauer, der Weinberg, der Birnbaum, der Lindenbrunnen, die Dachstube — das alles sind Reminiszenzen aus Goethes Leben. Vor seinem Geburtshause am Hirschgraben, in welchem er die Dachstube bewohnte, befand sich ein Brunnen, am Bockenheimer Tore der Garten, hinter dem Friedberger Tore der Weinberg nebst dem Birnbaume, und in der Nähe Frankfurts waren zwei bekannte und sehr besuchte Lindenbrunnen. Dies alles ist von Goethe in Hermann und Dorothea treu gezeichnet worden. Es lag auch nahe, beim Namen und Charakter der Mutter, sowie bei ihrem Verhältnis zu Hermann an Goethes Mutter zu denken. Doch das läßt sich nicht mehr ermitteln, und solche Vergleiche fördern auch nicht, weil die Personen des Gedichtes in ihrer Realität derselben nicht bedürfen.

2. In der Werkstatt des Dichters.

Man sollte meinen, im Besitze des erwähnten Materials, der Erzählung, der Geschichte, der Erlebnisse, Anschauungen und Erfahrungen des Dichters könne es nicht mehr schwer fallen, das Gedicht daraus herzustellen. Allerdings gehört dazu auch weiter nichts als der Dichtergenius, der Fleiß und die Ausdauer eines Goethe.

Dieser Genius gab der Dichtung zunächst in der französischen Staatsumwälzung den großartigen Hintergrund und rückte damit verblichene Interessen in die lebensvolle Gegenwart. Statt der schneebedeckten Häupter der Alpen erscheinen nun die rebenbekränzten Hügel des Rheines, statt der Salzburger Vertriebenen im Öttingischen französische Flüchtlinge deutscher Abkunft in einem Städtchen auf der rechten Rheinseite und als Beweggrund der Auswanderung statt der Religion die Politik. Gegen diesen genialen Griff sind alle anderen Abweichungen von der Erzählung, z. B. daß Dorothea keine 200 Dukaten herauszieht, nur nebensächlich.

Nun erkennen wir auch, daß die Erzählung nicht besser und nicht schlechter war als „ein roher Steinblock", den Goethe in unserer Dichtung zu einem der strahlendsten Kunstwerke umgeschliffen hat.

Zugleich hatte er dadurch erreicht, „gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen", aus dem negativen Verhältnisse zur

Revolution in die positive Richtung einzutreten und zu zeigen, „wie das Schicksal Individuen und Nationen auseinander schleudert, aber nichts vermag gegen die unermüdliche Kraft des Menschen, der, wo es ihn hinschleudert, immer wieder von neuem Fuß faßt, sich ein neues Glück und neue Freuden schafft".

Goethe bekennt einmal von sich, daß er zuweilen unter einem dämonischen Drucke arbeite. Wenn er schreibe, wisse er nicht, was er schreibe, er „wühle es nur so auf das Papier" und sehe erst hinterher, was er getan. Dieser einen Seite steht aber eine andere gegenüber, nämlich unbarmherzige Objektivität und Klarheit. Sofort erkennt er die schwache Stelle der Menschen und der Dinge und übt unnachsichtig Kritik. Es gibt aber noch eine Weise, wie er sich Klarheit zu verschaffen sucht: er trägt den Stoff mit sich herum, dreht und wendet ihn, überlegt von neuem, bis er sich seinen Zwecken fügt. So hat er es mit Hermann und Dorothea getan.

Anfänglich wollte er die Salzburgerin dramatisch behandeln; allein die Vollendung der ihn schon längst drückenden letzten Bearbeitung von Wilhelm Meisters Lehrjahren nahm zunächst seine ganze dichterische Schöpfungskraft in Anspruch. Neben dem Roman beschäftigten ihn noch die zum Epos hinneigenden Dichtungsarten, die poetische Epistel, das Epigramm und die Elegie „Alexis und Dora", welche er im Mai 1796 vollendete.

Dieselbe, ein Meisterwerk im eigentlichen Sinne des Wortes, eine Realität, ist mit Hermann und Dorothea verwandt. Auch Alexis wird von einer unwiderstehlichen Liebe zu Dora ergriffen, aber erst in dem Augenblicke, als er sich von dem Mädchen, mit dem er jahrelang ruhig zusammengelebt hat, trennen muß, um eine ferne Meerfahrt zu unternehmen, während der junge Bürgerssohn gleich beim ersten Anblick von innigster Neigung hingerissen wird.

Alexis und Dora wurde überall mit dem freudigsten Beifall aufgenommen. Dies veranlaßte Goethe, sich den neuen Stoff in mehreren Elegien zurechtzulegen. Doch bald gab er auch diesen Plan wieder auf.

Man hat nun behauptet, Voß' Luise habe ihm das Vorbild für seinen Hermann geliefert, und ohne Luise würden wir überhaupt keinen Hermann haben. Goethes Gegner gingen sogar noch weiter und trauten ihm zu, er habe Voß Konkurrenz machen wollen. Der alte Gleim in Halberstadt, welcher nichts mehr zustande brachte, als zugunsten seiner Freunde, die ihn heimlich für einen Narren hielten, in ohnmächtige Wut zu geraten, schrieb über Hermann und Dorothea an Voß, er sage sich, daß dieser Hermann eine Sünde an seinem heiligen Voß sei — „ich lass' es mir nicht nehmen, eine gottlose Satire: Voßens Luise will der Bube lächerlich machen! Robespierre beging kein größeres Bubenstück! Hier sind alle guten Seelen meiner Meinung".

Wahr ist es, Goethe stellte die Luise in ihrer ursprünglichen Gestalt von 1784 — in der späteren Bearbeitung von 1795 hatte sie vom Dichter

eine strengere, aber verkünstelte Umgestaltung erfahren — außerordentlich hoch. Er hatte sie so oft vorgelesen, daß er einen Teil davon auswendig wußte. Auch das ist richtig, daß die neue Bearbeitung sein lebhaftes Interesse und seine eigene Produktivität anregte, weil es in seiner Natur lag, dichterische Produktionen anderer nicht mit passiver Freude aufzunehmen; aber Verleumdung ist es, Goethe einen unselbständigen Nachahmer und eifersüchtigen Rivalen zu schelten. Goethe Konkurrenz! Goethe ein Nachahmer!

Nachdem der Dichter den Stoff jahrelang mit sich herum getragen hatte, drängte sich ihm Form und Fassung wie von selbst auf. Die Grundlinien unseres Gedichtes entwarf er in Weimar im Juli 1796, als vom Main und Rhein alles flüchtete und die Franzosen Thüringen immer näher rückten. Am 18. August, nach Beendigung Wilhelm Meisters, siedelte er, sichtlich erleichtert, nach Jena über, wo er schnell ohne Unterbrechung die vier ersten, jetzigen fünf ersten Gesänge ausführte und in neun Tagen hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter niederschrieb. Abends wurde das am Tage Gelungene in Schillers Kreise vorgetragen und besprochen. Schillers Frau zählte diese Abende zu den schönsten ihres Lebens. Beim Vorlesen des vierten Gesanges, welcher Hermanns Gespräch mit der Mutter unter dem Birnbaume enthält, wurde Goethe so bewegt, daß er sich der Tränen nicht erwehren konnte. „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen!" sagte er zum Schlusse, indem er sich die Augen trocknete.

Anfangs Oktober kehrte er nach Weimar zurück, fand aber weder Muße noch Lust, um die beiden letzten Gesänge — das Ganze war ursprünglich auf sechs berechnet — zu vollenden. Dagegen wurden die drei ersten noch einmal genau durchgegangen. In Ilmenau erging es ihm nicht besser. Hier nahm die Mineralogie sein ganzes Interesse in Anspruch. Da sich der „Saum des Kleides einer Muse" nicht blicken ließ, brachte er es bloß zu einer abermaligen Durcharbeitung der ersten Gesänge. Als er diese in den Weihnachtsferien Böttiger vorlas, war derselbe ganz begeistert und merkte sich an:

„Man errät schon das Ende, Dorothea wird noch beim Mondschein diesen Abend heimgeführt. So läuft die ganze Geschichte ununterbrochen fort, in den engen Zeitraum von Nachmittag 3 Uhr bis Abend 8 Uhr eingeschlossen. Man sieht, daß die Fabel des Gedichtes so äußerst einfach ist, daß sie sich kaum auch nur erträglich erzählen läßt. Aber desto mehr Breite, desto belebenderes Detail gestattet nun diese scheinbar einfache Alltagsgeschichte. Und hier ist Goethe homerisch groß und neu. War je eine Epopöe ein Volksgedicht, so muß es diese werden. Der gemeinste Verstand wird es fühlen, der geübteste und gelehrteste wird es bewundern. Die Charaktere der handelnden Personen sind aus der Menschenklasse genommen, die in unseren Tagen allein noch Individualität und Naturgepräge haben, und doch ist es keine phantastische Idyllenwelt. Es sind die sogenannten Honoratioren einer kleinen Stadt, wie sie leiben und leben."

Außer Böttiger war es besonders Humboldt, welchem die fertigen Gesänge vorgelegt wurden. Die prosodischen Fehler, auf welche letzterer

den Dichter aufmerksam machte, wurden getilgt. In allen Punkten jedoch konnte Goethe sich nicht fügen, da er viele für inkorrekt erklärten Verse als unentbehrliche Erweiterungen des Hexameters ansah. Und in der Tat, „Goethes Hexameter, wo sie in Hermann und Dorothea fehlerhaft erscheinen, bedürfen nur der richtigen Wortakzentuation bei lauter Rezitation, um sich in Wohlklang aufzulösen. Sie sind fürs Ohr und nicht fürs Auge geschrieben". (Grimm.)

Auf der kurzen Leipziger Reise, am 28. Dez. 1796 in Begleitung des Herzogs unternommen, war es ihm gelungen, den Schluß der Dichtung vollkommen zu schematisieren, aber erst im Juni 1797 — also nach jahrelanger Überlegung, anfänglich vergeblichen Versuchen, Feststellung der Grundlinien, Ausführung des einzelnen, wiederholter Abänderung des Vollendeten, eingehender Besprechung mit Freunden, mehrfacher Durcharbeitung und wiederholter Korrektur unter fortwährender Hingabe der ganzen Seele an den zu formenden Stoff — hatte er die Freude, das Werk beendet zu sehen. Der Buchhändler Viehweg in Berlin erwarb das Verlagsrecht für 1000 Taler in Gold. Am 20. Oktober desselben Jahres erschien es unter dem Titel: „Taschenbuch für 1798. Hermann und Dorothea von J. W. v. Goethe."

Wie Goethe an Hermann und Dorothea mit dem innigsten Herzensanteil gearbeitet hatte, so blieb das Gedicht auch der Liebling seines ferneren Lebens. Noch im hohen Alter (1825) äußerte der Dichter gegen Eckermann, welcher Gymnasiallehrer in Weimar und des Dichters Hausfreund war: „Hermann und Dorothea ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen." Aber auch Schiller und Humboldt waren begeisterte Verehrer desselben. So schreibt ersterer an H. Meyer: „Sie haben Goethes episches Gedicht gelesen: Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist" — und an Goethe selbst: „Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen, es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung."

Ebenso voll des Lobes ist Humboldt: „Wenn Goethes Eigentümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus anderen seinen Werken hervorstrahlt, so findet man in keinem so wie in diesem alle diese einzelnen Strahlen in einem Brennpunkt versammelt."

3. Ankündigung und Widmung des Gedichtes.

Schon im Dezember des Jahres 1796 schrieb Goethe zur Ankündigung des Gedichtes die reizende Elegie „Hermann und Dorothea".

In derselben rechtfertigt er sich 1. gegen die Angriffe, welche er wegen seiner Römischen Elegien, Venetianischen Epigramme und Xenien zu erdulden hatte (1—12). Die Elegien,

„zu römischen Erinnerungen zurückverklärte Abenteuer neuester Weimaranischer Gegenwart", sind im Geiste des **Properz** (geb. 46 v. Chr.) gedichtet, welcher, ein Zeitgenosse von **Horaz**, fünf Bücher Elegien dichtete.

Zu den Venetianischen Epigrammen, Erinnerungen an Christiane, begeisterte ihn **Martial** (geb. 40 n. Chr.), der berühmte Epigrammen- und Xeniendichter des Altertums. Sie entstanden 1790 in Venedig — also auf der zweiten römischen Reise —, als der Herzog ihn seiner Mutter, welche in Italien war, bis nach Venedig entgegensandte, wo er vom 31. März bis 6. Mai vollständig allein war, da die Ankunft der Herzogin von Neapel sich verzögert hatte.

Das höhere geistige Leben, welches auch in diesen Gedichten wie in allen Schöpfungen Goethes pulsiert, konnten und mochten seine Gegner nicht anerkennen; sie nahmen vielmehr Anstoß an dem sinnlichen Gewande, in welches sie gekleidet waren, und schrieben Goethe eine „pöbelhafte" Gesinnung zu, weil sie dabei selbst von einer gemeinen Denkweise ausgingen. Überhaupt wurde, besonders seit die Romantik sich zu regen begann, sein treuer Verkehr mit dem Altertum, dessen Kunstwerke er erst in Italien durch Betrachtung der gleichartigen „Natur" zu verstehen glaubte, nicht gern gesehen.

Aber noch weit mehr Feinde erweckte er sich durch den berüchtigten und berühmten Xenienkampf, d. h. die Angriffe Goethes und Schillers gegen ihre gesamten literarischen Zeitgenossen.

In diesem Kampfe ließ sich Goethe von „keinem Namen täuschen" und von „keinem Dogma" (Glaubenssatz, in der Religion wie in der Wissenschaft) beschränken; selbst **Newton** griff er wegen seiner Farbentheorie an. Mit unbestochener Wahrheitsliebe, „unmaskiert" und ohne „Heuchelei" wurde jedem, dem Freunde ebensogut wie dem Feinde, die Wahrheit gesagt, so daß auch selbst die „Besseren", die Goethe hochschätzten, nicht mehr mit ihm zufrieden waren.

Goethe weist hier die Angriffe und Vorwürfe zurück. Er stellt sich in einen höheren Dienst, in den Dienst der Muse, die ihm **allein** zu gebieten habe. Unbekümmert um das Urteil der Welt, werde er stets nur seinem dichterischen Triebe folgen und abermals für eine Dichtung den hellenischen Stil wählen.

2. **bittet er die Muse (Poesie), welche ihm auch bei herannahendem Alter das ideale Gefühl der Jugend erhält, ihre heilige Sorgfalt zum Gelingen des Werkes zu verdoppeln und „gleichgesinnte" Freunde in seinem traulichen Hause zu versammeln** (13—26). An dem spärlicher werdenden Haupthaar — „Die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr" — merkt der Dichter das Herannahen des Alters. Wie ein Kranz das kahle Haupt bedeckt, so will er sich durch die Beschäftigung mit einem lebensfrischen Gegenstande das Herz verjüngen, „um sich und andere zu täuschen". Scherzend denkt er hierbei an Cäsar, welcher ja auch nur seine großen

Taten ausgeführt habe, um durch einen Lorbeerkranz den Mangel an Haar zu verbergen. In edler Bescheidenheit verzichtet er jedoch auf den Lorbeer. „Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige weiter grünen und gib einst es dem Würdigeren hin." Das Gedicht soll nur ihm selbst und den Freunden eine festliche Freude bereiten. Er führt sie in sein trauliches Haus. Die Gattin unterhält auf dem Herde das Feuer. Der spielende Knabe wirft geschäftig das Reis hinzu. Die Freunde, nach griechischer Sitte mit Kränzen geschmückt, sitzen um ihn her, sich labend an dem köstlichen Wein, während er selbst gleich einem Rhapsoden der alten Griechen die Gesänge ihnen vorliest, was Goethe in Wirklichkeit auch oft getan hat.

3. Er gedenkt dankbar des Einflusses von Wolf und Voß, indem er sein Gedicht den Deutschen als ein Spiegelbild ihres wackeren Bürgertums widmet (27—38). F. A. Wolf (1759—1824), der berühmte Philolog, hatte zuerst die Ansicht aufgestellt, daß die homerischen Gesänge nicht von einem einzigen Dichter, sondern von verschiedenen Sängern herrühren. In bezug hierauf schreibt Goethe an Wolf: „Schon lange war ich geneigt, mich in dem epischen Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Unteilbarkeit der homerischen Gedichte ab. Nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den Voß in seiner Luise so schön vorgezeichnet hat."

Von der Luise führt er in der Elegie in angemessener Weise den Schlußpunkt der Begebenheit an, nämlich die Trauung, welche bereits am Polterabend stattfindet.

Auf das Lob der Kenner macht Goethe keinen Anspruch. Heiterkeit des Weines, „Liebe und Freundschaft" des Herzens wünscht er sich zu Hörern. In die stille Wohnung einer deutschen Familie, in die Einfachheit der Natur will er seine Freunde führen. Das Gedicht soll dabei die traurigen Bilder der französischen Revolution zur Staffage erhalten, aber nicht um durch die Betrachtung zu schrecken, sondern nur um mutigen Widerstand zu erwecken „in dem gesunden Geschlechte".

4. Er bittet, an die Vorträge der Gesänge weise Gespräche zu knüpfen, damit die Prüfung des Jahrhunderts und der Nationen zur Erkenntnis des eigenen Herzens führe (39—46).

4. Die Überschriften der neun Gesänge des Epos in Beziehung zu ihrem Inhalte.

Herodot bezeichnet jedes Buch seines Geschichtswerkes mit dem Namen einer der neun Musen. Ebenso verfuhr Goethe mit den Gesängen seiner Dichtung. Während sich aber bei Herodot ein Zusammenhang zwischen dem Inhalte und den Überschriften nicht nachweisen läßt, veränderte

Goethe die Reihenfolge der Musen, jedenfalls in der Absicht, um wenigstens im allgemeinen eine Beziehung zwischen dem Inhalte der Gesänge und dem Amte der Musen herzustellen. Außerdem gab er noch jedem Gesange eine deutsche Überschrift.

Den Reigen eröffnet „Kalliŏpe“, die Schönstimmige, die Muse der epischen Dichtung, deren Abzeichen in einer Schreibtafel mit Griffel besteht. Goethe stellte sie deshalb wohl voran, um anzudeuten, daß er uns in seinem Werke eine epische Dichtung vorführen will. Die Überschrift „Schicksal und Anteil“ erklärt sich aus dem wechselvollen Schicksale der Vertriebenen und dem Anteile, welchen die Bürger des Städtchens daran nehmen.

Ihr folgt im zweiten Gesange „Terpsichŏre“, die Tanzfrohe. Sie ist die Muse des Tanzes und trägt als Abzeichen eine Leier. Als Hauptperson tritt uns hier „Hermann“ entgegen, welcher uns mit dem lustigen Weltleben im Hause des reichen Nachbars bekannt macht.

Der dritte Gesang ist der „Thalīa“, der Blühenden, geweiht. Sie besitzt als Muse des Lustspieles und der ländlichen Dichtkunst zum Abzeichen eine komische Maske oder einen Hirtenstab und ist nicht zu verwechseln mit Thalia, einer der drei Grazien. Ihre Aufgabe und Tätigkeit harmoniert mit der hier gegebenen Zeichnung des halb ländlichen, halb städtischen Kleinlebens und der Komik des Apothekers. Die Überschrift „Bürger“ bezieht sich auf den Wirt und den Apotheker, die hervorragendsten Vertreter der städtischen Interessen.

„Eutērpe“ oder die Blühende ist die Muse der lyrischen Dichtung, deren Kennzeichen zwei Flöten sind. Ihre Beziehung zum Inhalte des vierten Gesanges mit der deutschen Überschrift „Mutter und Sohn“ ist leicht zu erkennen. Der Gegenstand des Gespräches zwischen beiden ist die Liebe. Die Liebe ist aber auch das Lieblingsthema der lyrischen Dichtkunst, welche in der Euterpe ihre Schutzgöttin verehrt.

Der fünfte Gesang trägt den Namen „Polyhymnĭa“, die Gesangreiche, an der Spitze. Sie ist die Muse der ernsten, dem Kultus dienenden Dichtung und wird abgebildet mit einem Felsen oder Pfeiler, auf den sie nachdenkend den Arm stützt. In zweifacher Hinsicht gibt er Veranlassung, einen begeisternden Hymnus anzustimmen, einmal in Rücksicht auf die glückliche Überwindung des Widerstandes, welcher vom Vater der Verheiratung Hermanns entgegengesetzt worden war, und zum andern in Rücksicht auf das hehre Walten Gottes in den Lebensschicksalen der Menschheit, welchem Pfarrer und Richter einen beredten Ausdruck verleihen. Ein „Weltbürger“ oder Kosmopolit ist ein Mann, welcher die Welt für seine Heimat erklärt und im Menschen nur den Menschen sieht ohne Rücksicht auf Nation, Religion und Stand. Der Kosmopolitismus lief auf Völkerbeglückung hinaus und äußerte sich in einem maßlosen Streben nach dem Besseren und Neuen. Er zeigt sich am Anfange und am Ende des fünften Gesanges, am Anfange in der Theorie, am Ende in der Praxis.

„Klīo" (die Verkündende, Muse der Geschichte mit einer Schriftrolle als Abzeichen) und „das Zeitalter" sind die Überschriften des sechsten Gesanges. In demselben wird uns ein deutlicher Blick in den weltgeschichtlichen Hintergrund eröffnet, und in dem Gespräche zwischen dem Richter und dem Pfarrer erhalten wir Kunde von den Ideen, welche das Zeitalter, nämlich der Revolution, erfüllen.

Der siebente Gesang stellt „Dorothea" in den Vordergrund und ist mit Recht der Muse der Liebe, „Erāto" oder der Lieblichen, geweiht, welche als Abzeichen ein Saiteninstrument in der Hand hält.

„Melpōmĕne" oder die Singende ist die Muse des Trauerspieles. Als Abzeichen trägt sie ein faltenreiches Gewand mit breitem Gürtel; an den Füßen befinden sich Kothurne; ihr Gesicht bedeckt eine tragische Maske, und in der Hand hält sie häufig eine Keule. Sie bildet die Überschrift des achten Gesanges, in welchem wir das edle Paar auf dem Heimwege einen schweren Kampf kämpfen sehen, indem sich beide, „Hermann und Dorothea", ihre gegenseitige Liebe nicht zu gestehen wagen.

„Urānia" oder die Himmlische macht den Beschluß. Sie ist die Muse der Sternkunde, weshalb man sie mit einer Himmelskugel in der Hand abgebildet sieht. Ihre Aufgabe harmoniert insofern mit dem Inhalte des neunten Gesanges, als derselbe mit dem höchsten Glücke der Liebenden endet. Mit der Bezeichnung „Aussicht" deutet der Dichter auf die Hoffnung einer glücklichen Lösung der häuslichen und öffentlichen Wirren hin.

II. Wort- und Sacherklärung; Erläuterung des Inhaltes im Anschluß an die unmittelbare Darbietung der Dichtung.

Erster Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

30. Kattun = leichtes, mit Farben und Mustern bedrucktes Baumwollenzeug Flanell = leichtes, glattes Wollenzeug.

36. Sürtout = Überrock. Pekesche = polnischer Rock, eng anschließend, mit Schnüren besetzt und mit aufrechtstehendem Kragen.

56. Landauer = ein viersitziger Reisewagen, dessen Verdeck sich in der Mitte teilen und zurückschlagen läßt. Diese Wagen wurden in Landau selbst nicht verfertigt, wohl aber erregten sie Aufsehen in dem pomphaften Aufzuge, in welchem Josef I. 1702 bei der Belagerung Landaus erschien.

73. peinlich = es ist hier nicht der peinliche Eindruck gemeint, welchen ein zur Hinrichtung geführter Verbrecher auf jeden gefühlvollen Menschen macht, sondern das hochnotpeinliche Halsgericht, welches den Delinquenten zum Tode verurteilte.

109. War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen = Alliteration, d. i. der Gleichklang der Konsonanten am Anfange der Wörter. Außerdem ist die Trennung des Genetivs von dem zu ihm gehörigen Substantiv zu bemerken, eine Eigentümlichkeit, auf welche hier besonders aufmerksam gemacht wird, weil sie in dem Gedichte noch mehrfach vorkommt.

136. übergepackt = nicht der Wagen, sondern die Sachen sind übergepackt, d. h. über die Leitern hervorstehend gepackt. Auf solche Weise beladene Wagen (Korn- und Heufuder) fallen leicht um, weil der Schwerpunkt zu weit nach oben gerückt ist.

163. Dreiundachtziger = ein vorzüglicher, von Goethes Mutter mit besonderer Freude begrüßter Jahrgang.

169. Bohnen = poliertes Holzwerk mit Wachslappen reiben, um demselben Glanz zu verleihen.

201. Te Deum = Herr Gott, dich loben wir; der sogenannte Lobgesang des Bischofs Ambrosius von Mailand († 397).

2. Erläuterungsfragen.

1. In welchen Betrachtungen ergeht sich der unter dem Torweg sitzende Wirt zum goldenen Löwen? — Es ist die Leere der Straßen, die Neugierde der Menschen, das Elend der Vertriebenen, sein Unbehagen an traurigen Szenen, die Mildtätigkeit seiner Gattin und die Freude über die Gewandtheit seines Sohnes im Wagenlenken, was seinen Geist beschäftigt.

2. Weshalb nennt der Dichter die Wirtin eine „kluge und verständige" und späterhin auch eine „gute" Hausfrau? — Herzensgüte ist der Grundton ihres Wesens. Die Not der armen Flüchtlinge hat ihr Mitleid wachgerufen. Sie gibt denselben gern und viel. Mit mildtätigem Sinn hat sie schnell alles Entbehrliche an alten Kleidungsstücken und Wäsche zusammengesucht und den Sohn mit Lebensmitteln: Broten, Schinken, Flaschen voll Bier und Wein an sie abgesandt. Ihre Klugheit und Verständigkeit aber zeigt sie in der Behandlungsweise ihres Gatten. Sie hat dessen Schlafrock weggegeben, von dem sie wohl wußte, daß er ihn ungern missen werde, nicht etwa aus Geiz, sondern aus lieber alter Gewohnheit. Deshalb führt sie, um ihn zu beruhigen, zunächst an, daß sie sich auch von verschiedenen Sachen ungern getrennt habe. Dann macht sie ihm die Mitteilung in dem Augenblicke, als er ihr wegen ihrer Mildtätigkeit Lob gespendet hat, und endlich vergißt sie nicht zu erwähnen, daß der Schlafrock alt, dünn und aus der Mode war. Daß ihr Gemahl sie versteht, beweist sein Lächeln.

3. Welche Veränderung in der Kleidung gegen die alte Zeit wird erwähnt?

4. Weshalb sind Wirt und Wirtin zu Hause geblieben und weshalb nicht? — Teilnahmlosigkeit an dem Unglücke der armen Vertriebenen war es nicht, wie aus der barmherzigen Liebe, mit welcher beide die

Not derselben zu lindern suchten, hervorgeht. Der Wirt aber ist ein behäbiger Mann, welcher die Ruhe und den Schatten liebt, dagegen Staub und Hitze scheut. Außerdem ist er kein Freund von traurigen, aufregenden Szenen, weshalb er fortwährend das Gespräch auf andere Dinge zu lenken sucht. Das eine Mal denkt er an das „neue Kütschchen“, in dem bequemlich viere sitzen können, und das andere Mal, als seine Gattin das Gespräch nach Frauenart wieder auf die armen Flüchtlinge lenkt, spricht er von dem beständigen Wetter und von der bevorstehenden Ernte. Und die Hausfrau hat keine Zeit, eine bloße Neugierde zu befriedigen, weil sie daheim die häuslichen Geschäfte zu besorgen und überdies „genug am Erzählen“ hat.

5. Welche Bekannten aus den heimkehrenden Scharen von Männern und Frauen hebt der Dichter heraus?

6. Was tadelt der Apotheker? — Die Neugierde, welche zum Gaffen selbst beim Unglück des Nächsten herbeieile. Seine Behauptung begründet er durch drei Beispiele aus dem Leben, indem er auf die Schaulust der Menschen bei Feuersgefahr, bei Hinrichtungen und bei dem eben stattgefundenen Durchzuge der Vertriebenen hinweist. Sodann den Leichtsinn, welcher sich über den Gedanken an die eigene Gefahr hinwegsetzt.

7. Weshalb nimmt der Pfarrer die Neugierde und den Leichtsinn in Schutz? — Die Neugierde ist dem Menschen angeboren und kann mithin nicht schon an sich verwerflich sein. Verwerflich wird sie erst durch die falsche Richtung, welche sie bei der Entwickelung einschlägt. Die Neugierde als „roher Trieb“ steht allerdings auf der untersten Stufe der Willensbildung. Sie sucht nicht die Wahrheit, nicht das Nützliche und Gute aus sittlichem Interesse, sondern das Neue, um sich Genuß zu verschaffen. Aber erst dann, wenn sie sich mit schlechten Neigungen, dem Müßiggange, der Unterhaltungs- und Klatschsucht, verbindet, wird sie zu einer Plage der Menschheit. Aus derselben Wurzel jedoch, aus welcher die Neugierde entspringt, entspringt auch die Lern- und Wißbegierde, welche den Himmel und die Erde durchforscht, weder vor Afrikas Sandwüsten, noch vor des Nordpoles Eismeeren zurückschreckt, mit einem Worte, die Wissenschaften ausbildet. — Ebenso doppelseitig ist der Leichtsinn. Er ist einmal der Gemütszustand, in welchem wir uns von allen Begegnissen und Schicksalsschlägen nicht allzu hart betroffen fühlen und „geschwinde die Spuren des schmerzlichen Übels“ vergessen, dann aber auch der Zustand, „wo wir gegen drohende Übel oder für zu erreichende Zwecke die Zurüstungen und Vorbereitungen nicht mit Ernst und Sorgfalt treffen“. Während der Leichtsinn in der ersten Bedeutung als eine glückliche Temperamentsbeschaffenheit erscheint, welche über viele Beschwerden und Übel des Lebens hinweghilft, und wegen deren die Jugend vom Alter häufig gepriesen und beneidet wird, zeigt sich der Leichtsinn in der zweiten Bedeutung als eine moralische Schwäche, welche, wenn sie nicht ernstlich bekämpft wird, zu Verbrechen führt. Es ist selbst-

verständlich, daß der Pfarrer nicht die Neugierde von ihrer gemeinen, und den Leichtsinn von seiner ernsten Seite verteidigen will.

8. Inwiefern enthält der Bericht des Apothekers von den Vertriebenen erstens ein Bild der Unordnung und Verwirrung, der Unbesonnenheit und Unüberlegtheit, des Egoismus und des tiefsten Elends, und zweitens ein Bild seines eigenen Charakters? — Was den zweiten Teil der Frage anlangt, so können wir an dem Apotheker so recht sehen, wie die Sprache eine Offenbarerin des Inneren, der geistigen Befähigung, des Gemütes und des Charakters ist. „Rede etwas, daß ich dich sehe!" Wir lernen ihn als einen vorlauten und geschwätzigen Mann kennen, welcher dem Würdigern, dem Pfarrer, das Wort wegreißt. Ferner als einen, der gern reflektiert. Er beginnt seinen Bericht nicht mit Tatsachen, sondern mit allgemeinen Bemerkungen, und als er schon im Redefluß sich befindet, kann er doch nicht unterlassen, seinen Vortrag durch wohlweise Bemerkungen zu unterbrechen. Er ist auch tadelsüchtig. An allem hat er etwas auszusetzen und sieht die negative Seite zuerst und in stärkerem Lichte. Dabei offenbart er sich als ein beschränkter Geist, dessen einseitige Urteile über die Neugier und den Leichtsinn der Menschen vom Pfarrer korrigiert werden müssen. Er ist auch mißtrauisch; denn in der Neugier der Städter, die zu den Ausgewanderten hinaus vor das Tor eilen, erkennt er Schadenfreude. Doch ist ihm ein teilnehmendes, fühlendes Herz nicht abzusprechen. In seinem Tadel über die Neugier spielt er eine komische Figur, da er selbst im heißesten Sonnenbrande der eigenen Neugier nicht hat widerstehen können.

9. Wodurch sucht der Wirt die trüben Bilder, welche der Apotheker von den Vertriebenen entrollt hat, zu verscheuchen? — Er ladet seine Freunde ein, ihm in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen, zu folgen, um bei einem Glase Dreiundachtziger die Grillen zu vertreiben. — Auf diese Weise hat der Dichter zugleich geschickt seine Leute in die Stube gebracht; denn die nachfolgenden Auftritte mit Hermann konnten unmöglich auf die offene Straße verlegt werden.

10. Inwiefern offenbart die Trinkszene deutsches Wesen? — Weil Personen, Sachen und Getränke ein echt deutsches Gepräge tragen. Deutsch ist die Freude des Wirtes an heiterer Geselligkeit, bei der auch ein Trunk nicht fehlen darf; deutsch ist die Innigkeit und Herzlichkeit eines auf die tätige Liebe gegründeten Familienlebens, in welchem die Frau der gute Hausgeist ist; deutsch ist das Getränk, es ist Rheinwein, welcher dem Wirte auf eigenem Grund und Boden, auf dem Berge hinter dem Hause wächst; deutsch sind endlich auch die Flasche, die grünen Römer, der blanke zinnerne Teller. Daß Goethes Hermann und Dorothea eine viel stärkere Lokalfarbe trage als Voß' Luise, darauf hat schon Hegel aufmerksam gemacht. In dieser z. B. werde viel Kaffee getrunken. Der Kaffee aber samt dem Zucker gelangen zu uns weither aus Arabien und Ostindien. Selbst die Porzellantassen, aus denen getrunken wird, sind chinesischen Ursprunges.

11. Weiset nach, daß die Rede des Wirtes Zeugnis von seinem religiösen, patriotischen und häuslichen Sinne ablegt! — Dem Apotheker geht das Vertrauen auf den Höchsten ab; deshalb fehlt ihm die männliche Gesinnung, und Angst und Furcht bemächtigen sich seiner. Er kann den Blick nicht aufschlagen; in sich versunken, hängt er den trüben Bildern nach. Während Pfarrer und Wirt bereits heiter ihre Gläser erklingen lassen, hält er unbeweglich das seine. Anders der Wirt! Er hat religiösen Sinn. In dem Brande vor 20 Jahren erkennt er Gottes Strafe, und sein Gottvertrauen gibt ihm Mut und Kraft. Nicht minder ist er patriotisch gesinnt. Beim Anblick des Rheines und seiner grünen Fluten geht ihm das Herz auf. Der Gedanke an seine Landsleute, die Deutschen, erfüllt ihn mit Nationalgefühl, und seine Brust ist erfüllt mit Friedensgedanken. Wie er in seiner Ehe bisher das schönste Glück gefunden hat, so wünscht er auch, daß sein Sohn Hermann sich vermähle. Daß dieser hierzu keine Anstalten macht, erfüllt ihn mit Unzufriedenheit.

12. Wodurch hat der Dichter das Auftreten Hermanns trefflich vorbereitet? — Wir kennen bereits Wohnort, Haus und Gewerbe der Eltern, die Grundzüge ihres Charakters, ihre Lebensweise, Vermögensverhältnisse und Freunde, und von dem Sohne selbst seine Lieblingsbeschäftigung, seine Unbeholfenheit und Schüchternheit nach außen, besonders aber auch seine Unentschlossenheit zum Heiraten. Außerdem läßt ihn der Dichter am Schlusse des Gesanges mit donnerndem Getöse unter den Torweg fahren.

Zweiter Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

91. Geschafft = angeschafft.

94. Provisor = der stellvertretende Gehilfe des Apothekers.

116. Mühlen = vielfach auch Wirtshäuser.

123. Anger = wildes, grünes Grasland.

224. Pamina, Tamino = das Liebespaar aus der Zauberflöte, von Mozart 1791 komponiert.

264. Trulle = plumpe Bauerndirne, von drol (drillen), grober Faden.

2. Erläuterungsfragen.

1. Woraus schließt der psychologische Scharfblick des Pfarrers, daß mit Hermann eine Veränderung vor sich gegangen sei? — Aus Hermanns Benehmen, aus der Munterkeit seines Wesens, aus der Lebhaftigkeit seiner Blicke, aus der inneren Freude, die sein Äußeres wie verklärt erscheinen läßt. Über den Grund der Umwandlung täuscht er sich jedoch; ganz seiner Stellung würdig, schreibt er die Veränderung dem Bewußtsein des Jünglings zu, eine edle Tat vollbracht zu haben.

2. Hermanns Bericht nach Inhalt, psychologischer Bedeutung und Beziehung zu der Schilderung des Apothekers. — 1. Her-

manns Bericht enthält die Begründung seiner Verspätung, sein Zusammentreffen mit Dorothea auf dem neuen Wege, den herzlichen Dank derselben für die freudige Erfüllung ihrer bescheidenen Bitte um Leinwand für die Wöchnerin, seine Bedenken über die Verwendung der übrigen Gaben nach der Weiterfahrt des herrlichen Mädchens und endlich die Aushändigung alles übrigen zur Verteilung nach Bedürfnis. 2. Er liefert zugleich den Schlüssel für die mit Hermann vorgegangene innere Veränderung. Obgleich er ruhig erzählt, läßt er doch fortwährend sein bewegtes Gemüt mit sprechen. Gleich im Anfange deutet er an („mein Herz hat mich geheißen"), was in seinem Inneren vorgeht. Die genaue Wiedergabe jedes Wortes, das Dorothea gesprochen, läßt erkennen, welchen tiefen Eindruck das Mädchen auf ihn gemacht hat. Von einem unbegrenzten Vertrauen zeugt es aber, wenn er ihr alle Gaben ohne weiteres zur Verteilung übergibt. 3. Zu der Schilderung des Apothekers von den Vertriebenen bildet der Bericht Hermanns einen scharfen Kontrast: dort ein wirres Durcheinander, hier ein bestimmtes Einzelbild, dort die Sprache des Verstandes, hier die Sprache des Herzens, dort nur Schattenseiten der menschlichen Natur, hier stille Geduld mit dem eigenen und selbstlose, sich selbst vergessende Dienstbereitwilligkeit bei fremdem Unglück.

3. Worin liegt die ordinäre Denkungsweise des Apothekers, und inwiefern reizt sie unseren Humor? — Er denkt nur an sich und preist sich glücklich, daß er in den Tagen der Verwirrung und Furcht als unverheirateter Mann nur sein Geld in Sicherheit zu bringen braucht. Außer den Habseligkeiten möchte er auch noch die Wurzeln und Kräuter mitnehmen, obwohl er doch selbst ihren geringen Wert eingestehen muß. Das Komische in seiner Rede liegt aber darin, daß er in seiner geistigen Beschränktheit sich seiner Schwächen gar nicht bewußt wird, das Unmännliche in seiner Furcht und Angst vor dem Feinde, die Verletzung des sittlichen Bewußtseins in seinem Egoismus, den Geiz in seiner Geldliebe gar nicht erkennt und am Ende noch glaubt, etwas Kluges und Geistreiches gesagt zu haben.

4. Wie zeigt sich gerade in dem Widerspruche Hermanns auf die Rede des Apothekers die wichtige Veränderung, welche mit ihm vorgegangen ist? — Der sonst so schüchterne und wortkarge Jüngling hätte gewiß nicht gewagt, dem Freunde des Vaters in so entschiedener Weise zu widersprechen, wenn sein innerstes Gefühl in dem Gedanken an das Mädchen, das jetzt einsam und verlassen und ohne männlichen Schutz umherirre, nicht tief erregt gewesen wäre. Bei dem Gedanken an Dorothea möchte der früher die Gesellschaft der jungen Mädchen fliehende Jüngling sich am liebsten noch heute zur Heirat entschließen. Auch der Vater merkt jetzt mit Freuden die Veränderung des Sohnes, ohne natürlich den wahren Grund derselben zu ahnen.

5. Gliedert die Erzählung der Mutter von ihrer Verlobung zur Zeit des Brandunglücks! —

I. Die verheerende Feuersbrunst an einem Sonntag Nachmittag.
   1. Die begünstigenden Umstände: Hitze, Wassermangel, Abwesenheit der Bewohner.
   2. Ausbruch, Ausdehnung und Schaden des Feuers.
II. Der Aufenthalt auf dem Anger während der Nacht.
   1. Die entschlummerte Wächterin wird von der Kühle des Morgens geweckt.
   2. Die herrlich aufgehende Sonne beleuchtet rauchende Trümmerhaufen, erfüllt aber ihr Herz mit neuem Mut.
III. Die Begegnung der Liebenden auf der Brandstätte am Montage.
   1. Die Veranlassung des Zusammentreffens.
   2. Der Liebesdienst.
   3. Die Liebeserklärung und nachfolgende Verlobung.

6. Das Brandunglück des Städtchens wird von dem Apotheker, dem Vater und der Mutter erwähnt, von jeder der drei Personen in anderer Weise; was folgt daraus für ihren Charakter? — Der Apotheker hat bei dem Brande bemerkt, daß die Gefahr dem Menschen alle Besinnung raubt. Er sieht nur das Negative. Der Wirt erkennt in der Zerstörung der Stadt die heimsuchende und in dem Wiederaufblühen derselben die segnende Hand Gottes. Er glaubt an die Gerechtigkeit und Liebe Gottes, welche die Grundlagen seines Vertrauens bilden. In der Art und Weise aber, wie die Mutter den Untergang des Städtchens erwähnt, offenbart sie ihre große Liebe zu Mann und Kind. Wie behaglich erzählt sie, wie hat sie in ihrem Gedächtnis jedes Wort, jeden Umstand festgehalten, wie wird sie ordentlich wieder jung in der Erinnerung an den Tag, der ihr den Gemahl gegeben und ihr Familienglück begründet hat. Mit ihrer Erzählung will sie aber dem Sohne sagen, dessen Neigung zu jenem Mädchen sie längst mit mütterlichem Scharfblick erkannt hat: Wie wir, dein Vater und ich, die Verarmte mit dem Verarmten, im Unglück unseren Ehebund schlossen und Heil und Segen ernteten, so folge auch du unserem Beispiele nach und wage über Krieg und Trümmern zu freien und sei versichert, daß dir meine Einwilligung und mein Segen nicht fehlen soll! — Hermann hätte jetzt, nachdem beide Eltern ihre Zustimmung zu seinem Entschluß gegeben haben, ihnen seine Neigung zu dem seltenen Mädchen kund tun können. Aber da tritt plötzlich der Vater, durch die Erzählung der Mutter aufmerksam gemacht, mit seinen Anforderungen an die Braut des Sohnes hervor.

7. Durch welche Gründe sucht der Vater Hermann zu bestimmen, ein begütertes Mädchen, am liebsten eine von den Töchtern des reichen Kaufmannes zu heiraten? — Er führt drei Gründe an. Den ersten sucht er der Erfahrung, den zweiten der Natur des Weibes und den dritten dem Charakter des Mannes zu entlehnen. Aus der Erfahrung redet er, wenn er behauptet, daß er sich habe redlich quälen müssen, daß aller Anfang, besonders aber der Anfang der Wirtschaft schwer sei, daß die Bedürfnisse sich fortwährend mehrten, und daß das Leben täglich teurer

würde. Weiter behauptet er: eine Frau könne sich nur dann wohl im Hause fühlen, wenn sie die Geräte in Stube, Kammer und Küche als ihre eigenen erkennte, weshalb ja auch Vater, Mutter und Paten ihr zu diesem behaglichen Glücke durch Geld, Leinwand und Silbergeräte zu verhelfen suchten. Wegen der Ungerechtigkeit der Männer aber sei noch besonders eine Braut mit reicher Mitgift notwendig, wenn die arme nach dem ersten Rausch der Liebe sich nicht als Magd behandelt sehen wolle.

8. Weshalb kann Hermann trotz des guten Willens den Lieblingswunsch des Vaters nicht erfüllen? — Er hat in dem reichen Kaufmannshause gefunden: innere Roheit bei oberflächlicher Bildung, Betonung des Äußeren bei Verkennung der inneren Gediegenheit, Hochmut, Eingebildetheit und lieblose Eitelkeit. Daher hat er Tadel geerntet über den langen Rock und die ungekräuselten Haare, Gekicher über die modische Kleidung und den frisierten Kopfputz, Gelächter über die Unkenntnis der neuen Oper. Der ungelenke, verschämte, gutmütige, sich aber seines inneren Wertes bewußte Jüngling hat daher geschworen, jene Schwelle nie wieder zu betreten. Und in diesem Vorsatze kann ihn jetzt, wo das Bild Dorotheens in seiner Seele auftaucht, auch der gütige Zuspruch der Mutter nicht wankend machen.

9. Welche Wirkung übt die zwar bescheidene, aber doch bestimmt abgegebene Erklärung des Sohnes auf den Vater aus? — In seinem Streben nach der Glanzstellung des Nachbarhauses hält der Vater Hermanns Entscheidung nach den ewigen Gesetzen wahrer Liebe für unvernünftigen Widerstand und Trotz. In dem nun ausbrechenden Konflikt überhäuft er den Ärmsten mit bitteren Vorwürfen. Dem Knaben wirft er langsames Fortschreiten und Untenansitzen in der Schule vor, dem Jüngling nur Lust an Pferden, Acker- und Knechtsarbeit, Streblosigkeit in der Verwirklichung seines Lieblingswunsches, daß der Vater in dem Sohne geehrt werde, Mangel an Ehrgefühl und Höherhinaufstreben, der Mutter aber Hintröſten mit leeren Hoffnungen. Damit aber der Sohn außer Zweifel sei, unter welchen Bedingungen er auf seine Einwilligung rechnen könne, bezeichnet er R e i c h t u m und B i l d u n g als diejenigen Eigenschaften, welche unter allen Umständen seine zukünftige Schwiegertochter besitzen müsse. Zur Bildung rechnet er die Kunst des Klavierspielens und Gewandtheit in Ausübung gefälliger Umgangsformen.

10. Wie benimmt sich der Sohn dem empörten Vater gegenüber? — Hermann erweist sich hier als ein Muster wahrer Pietät. Trotz der heftigen Scheltworte des Vaters setzt er die ihm schuldige Ehrerbietung nicht einen Augenblick beiseite, bleibt im höchsten Grade bescheiden und widerspricht demselben mit keinem Worte. — Mit vor Freude übersprudelndem Herzen hatte er die Stube betreten; mit tiefem Schmerze drückt er leise auf die Klinke und verläßt sie wieder.

Dritter Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

24. Mannheim = zweite Residenz des Großherzogs von Baden, in einer Ebene am linken Ufer des Neckar gelegen, nach der Zerstörung durch die Franzosen 1699 regelmäßig und schön wieder aufgebaut. Die Straßen sind schnurgerade und durchschneiden sich so, daß die ganze Stadt aus 110 regelmäßigen Quadraten besteht.

82. Stukkatur = Verzierungen in erhabener Arbeit aus Gipsmörtel (it. stucco, Stück, Kruste).

89. Bettler von Stein, farbige Zwerge = Verzierungen der damaligen Gärten statt der antiken Statuen.

102. Fremdes Holz = Mahagoni.

108. Offizin = Werkstatt der höheren Gewerbe, namentlich der Apotheken und Buchdruckereien.

109. Drachen = nach Offenb. Joh. 12, 7 wird der Erzengel Michael als Besieger des Drachens, nämlich des Teufels, dargestellt.

2. Erläuterungsfragen.

1. Weshalb ist der Wirt mit sich selbst zufrieden, mit der Jugend im allgemeinen und seinem Sohne insbesondere aber unzufrieden? — Er hat sich um seine Vaterstadt durch Wort und Tat verdient gemacht. Durch das Wort, indem er in seiner Wirtsstube und im Rate für Verbreitung richtiger Ansichten und Grundsätze unter seinen Mitbürgern tätig war. So sprach er oft aus: Ohne Lust zum Erhalten, zum Erneuern und Verbessern nach den Bedürfnissen der Gegenwart und den Vorbildern des Auslandes gleicht der Mensch einem Pilze, welcher an dem Orte seiner Entstehung verfault, ohne eine Spur lebendigen Wirkens zurückzulassen. Schon aus dem Äußeren eines Hauses, einer Stadt läßt sich auf das darin herrschende Regiment schließen. Wo beispielsweise in einer Stadt verfallene Türme und Mauern, Unrat in Gräben und auf Gassen, aus den Fugen gerückte Steine und verfaulte Balken an den Häusern sich zeigen: da ist die Verwaltung eine schlechte. Zu Regierern und Lenkern einer Gemeinde sind Leute zu wählen, die auf Ordnung und Reinlichkeit sehen, damit sich der Bürger nicht an schmutziges Saumsal wie der Bettler an zerlumpte Kleider gewöhnt. Aber auch durch die Tat hat er sich um seine Vaterstadt hohe Verdienste erworben. Denn der Fremde rühmt die ausgebesserten Tore, den geweißten Turm, die wohlerneuerte Kirche, das bequeme Pflaster, die wohlangelegten Kanäle zum Schutze bei Feuersgefahr. Zu diesen Verbesserungen hat er ein gutes Teil beigetragen. Denn sechsmal ist er zum Ratsherrn gewählt worden und hat als solcher sich durch seine Vorschläge und emsige Ausführung derselben, durch Vollendung der von seinen Vorgängern unternommenen Verbesserungen, durch Beschließung des neuen Chausseebaues den Beifall und Dank der guten Bürger erworben. Wenn er, auf seine

eigene Tätigkeit blickend, sich einem gerechten Stolze hingeben darf, so schmerzt es ihn um so mehr, daß die Jugend nicht in seinem Sinne und in seinem Geiste handeln wird. Besonders kränkt ihn Hermanns Verhalten, der sich nicht einmal habe entschließen können, das regelmäßig gebaute Mannheim, sowie Frankfurt und Straßburg zu besuchen.

2. Weiset nach, daß der Vater den Sohn falsch, die Mutter dagegen ihn richtig beurteilt und behandelt! — Der Vater nimmt zum Maßstab in der Beurteilung seines Sohnes seine eigene Natur und Leistungsfähigkeit und folgert: weil er so ist (nämlich schüchtern und langsam nach außen, träumerisch und am liebsten für sich allein lebend, ohne Sinn für Glanz, Beifall und Ansehen, ohne Neigung, die Welt kennen zu lernen und in derselben etwas zu gelten) und nicht wie ich bin, so werde ich auch wohl wenig Freude an ihm erleben. Aus der verkehrten Beurteilung folgt dann weiter die falsche Behandlung und die Umformungsversuche durch Poltern und Schelten. Die einfache Mutter dagegen, welche in dem Sohne lebt, geht von der Eigenart desselben aus („denn, wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen", Prinzip der Individualität) und weiß gewiß, daß ihr Hermann einst der ererbten Güter wert sein wird. Ebenso richtig ist dann weiter ihre Behandlungsweise.

3. Inwiefern ist der Wirt ein Mann des Fortschrittes, der Apotheker dagegen ein Freund des Alten und Hergebrachten? — In seiner leidenschaftlichen Liebe zur Kultur und zum Vorwärtsschreiten, in seiner Geringschätzung des Überlieferten und in seinem Verlangen nach einer Wirksamkeit in höheren Kreisen hat sich der Wirt genugsam als rascher Fortschrittsmann gekennzeichnet. Von einem anderen Schlage ist der Apotheker. Zwar gibt er sich den Schein, um nicht als Philister, Sonderling, Rückschrittsmann zu gelten, als ob er in der Theorie den Ansichten des Wirtes zustimme und nur in der Praxis von der Ausführung derselben durch den Kostenpunkt habe abstehen müssen. Er versichert, ein Freund des Besseren zu sein, wofern es nicht teuer, doch neu sei. Schon längst habe ihm sein Haus im modischen Kleidchen mit Stukkatur in grünen Feldern und großen, glänzenden Scheiben gelacht, schon längst habe er eine Erneuerung seines Hausrates, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, in Erwägung gezogen, und erst neulich sei ihm in den Sinn gekommen, das Symbol seiner Offizin, den Erzengel Michael mit dem greulichen Drachen zu Füßen, vergolden zu lassen, aber die hohen Arbeitslöhne und der leidige Geldmangel hätten ihn davon zurückgeschreckt. In Wahrheit aber ist er ein Freund des Alten und Hergebrachten, der seine Zustimmung zu den Ansichten des Wirtes nicht aus innerer Überzeugung und Grundsätzen gegeben hat. Dies beweist sein Lob über Haus, Garten und Saal. Das erstere nebst dem goldenen Löwen nennt er das schönste nach dem Brande. Von dem Garten rühmt er die roten Staketen, die Bettler und Zwerge von Stein und das herrliche Grottenwerk mit Muscheln, Bleiglanz und Korallen. Am Saale

bewundert er die Malerei und die auf den Tapeten dargestellten Herren und Damen im französischen Geschmack. Dies beweist ferner sein Ärger über die gegenwärtige Einfachheit des Geschmackes, welcher nur weiße Latten und Bänke liebe, Schnitzwerk und Vergoldung verbanne und das Material höher schätze als die künstlichen Verzierungen.

Vierter Gesang.

Erläuterungsfragen.

1. Wo sucht die Mutter Hermann?

2. Stellet den Inhalt des Gespräches zwischen Mutter und Sohn in kurzer Rede und Gegenrede dar! —

M. Wie, du weinst, mein Sohn? was beklemmt dir das Herz?

S. Das Elend der Flüchtigen hat mir die dem Vaterlande und dem Besitztum drohenden Gefahren vor Augen gestellt. Ich halte es für eine Pflicht der Ehre, daß ich mit den anderen deutschen Jünglingen dem Feinde entgegentrete.

M. Ich kann dich nur tadeln, denn ich muß die Wahrheit deiner Worte bezweifeln, weil ich dich, dein Wesen und deine Bestimmung besser kenne.

S. In der Stille bin ich zum Manne gereift, und die Arbeit hat meine Kräfte gestärkt; mein Entschluß ist daher ernst und aufrichtig gemeint, aber trotzdem suchte ich dich zu täuschen. Nicht die Not des Vaterlandes, sondern das Gefühl eines vergeblichen Lebens, eines unerreichbaren Zieles hat mich bestimmt, mein Leben der heiligen Sache zu widmen.

M. Die Männer denken nur immer an das Ziel als das letzte, bedenken aber nicht die verschiedenen Wege, unter welchen nach Umständen zu wählen ist. Sage mir daher alles, was dich so gewaltig verändert hat!

S. Der Vater hat mich heute mit den bittersten Vorwürfen gekränkt, die ich niemals verdient habe; denn von Jugend auf war mir das Liebste, die Eltern zu ehren, welche sich oft selbst Entbehrungen auflegen, um für die Kinder zu sorgen. Aber trotz unserer Güter und unseres Reichtumes fühle ich mich vereinsamt und verlassen, denn ich entbehre der Gattin.

M. Dein verzweifelnder Entschluß und das Gefühl der Vereinsamung kann unmöglich in dem Mangel einer Frau überhaupt seinen Grund haben; denn der Vater und ich wünschen ja nichts sehnlicher, als daß du dich verheiratest. Ich schließe daraus, daß du schon gewählt hast und zwar ein Mädchen, welches die von dem Vater geforderten Eigenschaften nicht besitzt, und das kann kein anderes sein, als jenes vertriebene, das du so lebhaft geschildert hast.

S. Ja, Mutter, die ist's! und wenn sie mir der Vater verweigert, so habe ich keine Freude mehr weder am Hause noch am Garten, so kann mich auch deine Liebe nicht trösten, und das Haus des Vaters ist nicht mehr das meine.

M. Wie zwei Felsen stehen die Männer sich gegenüber, und doch kann der Vater fordern, daß der Sohn ihm entgegenkomme, und er wird sie dir gewiß geben, wenn sie brav ist. Denn der Vater ist zwar aufbrausend, aber von Herzen gut. Nun komm nur, wir wollen gleich die Bitte wagen, solange die Freunde noch bei ihm sind.

3. Gliedert das Gespräch zwischen Mutter und Sohn! —

I. Die Sprache der Verzweiflung.
   A. Die besorgte Frage der Mutter nach der Ursache der Tränen.
   B. Die begründende Antwort des Sohnes, zur Abwehr der dem Vaterlande und dem Besitztum drohenden Gefahren das Leben einsetzen zu wollen.

II. Das entlockte Geheimnis.
   A. Dunkle Andeutungen.
      1. Die Zweifel der Mutter an der Glaubwürdigkeit des Sohnes auf Grund genauer Kenntnis seines Wesens und seiner Bestimmung.
   B. Das allgemeine Geständnis.
      1. Die Mutter säet Vertrauen, indem sie zu verstehen gibt, daß sie nicht bloß das Ziel, sondern auch die zu demselben führenden Mittel erwäge.
      2. Sie fordert Vertrauen.
      3. Sie erntet Vertrauen.
   C. Die volle Wahrheit.
      1. Die Mutter entschleiert das Geheimnis.
      2. Der Sohn bestätigt die Wahrheit desselben.

III. Der gereifte Entschluß.
   A. Aufforderung der Mutter, den Vater zur Einwilligung der Heirat anzugehen.
   B. Die Folgeleistung des Sohnes.

4. Wie offenbart sich in der Unterredung zwischen Mutter und Sohn der Charakter beider? — Hermanns Güte enthüllt sich uns voll und ganz. Wir lernen, um zuerst mit dem Negativen zu beginnen, seinen Mangel an Regsamkeit und Beweglichkeit kennen. In spröder Verschlossenheit will er seinen Schmerz für sich allein ausleben. Was für Künste muß da die Mutter anwenden, um ihm das Herz zu öffnen? Herzliche Teilnahme, Tadel, Erweckung und Belebung des Glaubens und Vertrauens an ihre Hilfe, Nötigung und völliges Entgegenkommen in dem Aussprechen des Geheimnisses. Der ganze Zauber der Mutterliebe muß entfaltet werden, ehe er rückhaltlos sein Inneres öffnet. Doch dieses Gemüt besitzt zugleich in seiner Stärke, Innigkeit und Reinheit die Grundlagen zu einem wahrhaft schönen Charakter. Die Stärke zeigt sich in der Größe seines Schmerzes, welcher sich in Tränen äußert, durch die er sich nicht zu erniedrigen glaubt; in der Sprache der Verzweiflung, die seine heftige Leidenschaft trotz der äußeren Beherrschung verrät; in dem Entschlusse, für das Vaterland zu sterben, obgleich er sich sagen muß,

daß es vergeblich sein wird, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben. Die Innigkeit zeigt sich in dem herzlichen Verhältnis zu der Mutter und seiner unbeschreiblichen Neigung zu Dorothea, ohne welche ihm das Leben öde, kahl und farblos erscheint. Die Reinheit seines Gemütes endlich leuchtet am deutlichsten aus seinem Verhalten gegen die Eltern hervor. Trotz aller Vorwürfe, die er vom Vater erfahren hat, bewahrt er ihm doch kindliche Ehrfurcht und Vertrauen. Nicht minder offenbart sich in dem Gespräche der Seelenadel der Mutter, welche in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit das Wesen des Sohnes in seiner Tiefe erkennt, sich nicht durch das Bekenntnis des letzteren, daß die Liebe jegliche Bande löse, wenn sie die ihrigen knüpfe, abschrecken und in den Pflichten gegen den Sohn keinen Augenblick die gegen den Gatten zurücktreten läßt.

Fünfter Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

82. Devise = aus dem mittelalt. devisa, d. i. Abzeichen, entstanden. Die Devisen bestehen aus zwei Teilen, einer sinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten Wahlspruche, den man die Seele der Devise nennt. Im Mittelalter wurden die Devisen auf den Wappenschildern zur förmlichen Sitte, später wurden sie auch an Gebäuden, Türen und Decken angebracht. Jetzt versteht man darunter einen Wahlspruch.

99. Elend = aus eli-lenti, fremdes Land, in der alten sinnlichen Bedeutung für Ausland gebraucht.

140. Abgemessen = mit richtiger Bemessung der Länge der Stricke.

2. Erläuterungsfragen.

1. Wodurch erweist sich der Pfarrer in dem Gespräch über Fortschritt, welcher noch immer das Thema der im kühlen Sälchen versammelten Freunde bildet, als ein vorurteilsfreier Beurteiler menschlicher Verhältnisse? — Indem er zunächst dem Wirte darin recht gibt, daß der Mensch immer zum Besseren und Höheren, was freilich oft bloß das Neue sei, streben müsse. Doch warnt er ihn, nicht zu weit zu gehen; denn das Hängen am Alten und Gewohnten habe auch seine Berechtigung. Beide Seiten des unbedingten Fortschrittes und des Beharrens läßt er ihren Ausgleich finden in dem Satze: „Aller Zustand ist gut, der natürlich und vernünftig ist.“ Deshalb tadele er auch nicht den Kaufmann, der ferne Meere befahre und von seiner Tätigkeit reichen Gewinn ernte, ebensowenig aber auch den Landmann, dessen Beruf zur Geduld, Genügsamkeit, Fleiß und Regelmäßigkeit erziehe, also zu Tugenden, auf denen das Wohl des einzelnen sowie ganzer Nationen beruhe. Wieder vermittelnd und ausgleichend preist er den Bewohner der kleinen Städte am glücklichsten, welcher ländliches Gewerb mit Bürgergewerb paart und auf diese Weise die Segnungen der Kultur und Natur miteinander vereinigt. Hiermit ist er zugleich der Anwalt Hermanns geworden, dessen liebste Beschäftigung

die Feldarbeit ist. — In Anbetracht des Folgenden erscheint die Verteidigung Hermanns durch den Pfarrer und die Mahnung desselben an den Vater, des Sohnes Verlangen nach einer gleichgesinnten Gattin nicht hinderlich zu sein, als das Vorpostengefecht, welchem der Hauptangriff sofort nachfolgt.

2. Wodurch wird das Herz des Vaters besiegt, so daß er des Sohnes Neigung billigt? — Durch die Phalanx der Klugheit der Mutter, der Bescheidenheit des Sohnes, der Lebensweisheit des Pfarrers und der Wachsamkeit des Apothekers. Und zwar wird mit diesen Waffen ununterbrochen gekämpft, bis der Sieg errungen ist, ohne daß der Vater auch nur einen Versuch machen kann, seine Position zu verteidigen. — Die Mutter stellt sich so, als ob sie dem Vater die angenehmste Botschaft zu überbringen hätte, durch welche alle seine Wünsche betreffs des Sohnes erfüllt würden. Dabei verschweigt sie wohlweislich dessen verzweifelnden Entschluß, damit er nicht polternd ihr in die Rede falle, und erdichtet schließlich des Sohnes Schwur, durch welchen sein Wunsch, Hermann verheiratet zu sehen, unerfüllt bleiben müßte. — Der Sohn fordert nicht, sondern bittet bescheiden und unterstützt seine Bitte durch die denkbar triftigsten Gründe, mit reinem Herzen und darum eine den Eltern würdige Schwiegertochter gewählt zu haben. — Der Pfarrer läßt ihn Gedanken der tiefsten Lebensweisheit hören, denen er nicht widersprechen kann: „Der Augenblick nur entscheidet über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke“, „die Gaben kommen von oben herab in ihren eigenen Gestalten“, „wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling“. Er weist also zuerst auf das Göttliche des Augenblickes hin, welcher der lebensvollen Gegenwart angehört. Derselbe hat deshalb einen so hohen Wert, weil er genügt, uns alles zu nehmen oder auch alles zu geben. Wenn ferner die Überlegung Stunden und Tage beanspruchen kann, so ist der Entschluß immer nur das Werk eines Augenblickes. Wie oft hängt aber Leben und Tod von einem einzigen Entschlusse ab! Weil er endlich so schnell dahinfliegt, so fordert er auch zu einem raschen Handeln auf, um das ohne unser Zutun gebrachte Glück oder Unglück festzuhalten oder abzuwehren. Durch seine Macht als Herrscher, als Mutter des Entschlusses, als Gestalter der Ereignisse wirkt er aber wahrhaft entscheidend in dem Leben der Menschen. Der Pfarrer setzt nun weiter auseinander: ein solch entscheidender Augenblick sei auch jetzt in dem Leben Hermanns gekommen. Der Augenblick habe ihm die Gute zugeführt, im Augenblick habe er sich entschlossen, und nun gelte es auch, im Augenblick zu handeln, wenn sie nicht auf immer verschwinden solle. Weiter weist der Pfarrer auf den reinen Sinn Hermanns hin, der sich gewiß das ihm Gemäße gewählt habe, und entkräftet damit die Bedenken, daß der so wichtigen Wahl keine gehörige Überlegung vorangegangen sei. („Es ergreift doch nur der Verständige das Rechte“, „denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste“.) Endlich zeigt er, wie der liebe Gott die Wünsche nach seiner Weisheit erfüllt und nicht nach dem Begehren der Menschen, und mahnt

daher zum Schluß den Vater, das Glück seines Sohnes nicht seinen eigenen Wünschen opfern zu wollen. — Der Apotheker endlich in seinem Mißtrauen gegen die Jugend, in seiner Eingebildetheit, Vorliebe für die Mittelstraße, Achtung vor den Lebensregeln und Dienstfertigkeit kommt dem Vater noch mehr entgegen, indem er den Vorschlag macht, über die Braut erst Erkundigungen einzuziehen. Zu diesem wohlmeinenden Vorschlage fühlt er sich getrieben, weil nach seiner Meinung ein so wichtiger Schritt nicht genug überlegt worden sei. Übrigens befindet er sich völlig in Übereinstimmung mit dem Dichter: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet.“ — Und als noch einmal der Sohn mit lebhaften Worten die Hohe preist, deren Schicksal er mit dem Schicksal der vertriebenen Könige vergleicht, kann der Vater dem Andrängen nicht länger widerstehen.

3. Wodurch sucht der im Grunde so gutherzige Vater wenigstens sein Ansehen zu retten? — Indem er jedem, der an der Überredung mitgewirkt hat, seinen Denkzettel abgibt. Dem Sohne hält er seine Rednerkunst vor, den Freunden die Parteinahme gegen den Ehemann und der Mutter Begünstigung des Eigensinnes. Dann auch gibt er seine Einwilligung nur bedingungsweise.

4. Was geschieht nun zur Ausführung des Vorschlages?

5. Welche Schilderungen hat der Dichter in die Handlung eingeflochten? — Die Beschreibung des Anschirrens und Anspannens der Pferde, des Lindenbrunnens, des Äußeren der Dorothea, des Dorfes.

Sechster Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

5. Schrecklicher = eher Apposition zu Jahre als Komparativ.

12. Das Band = nämlich der beengenden Gesetze und Vorrechte.

17. Jener Männer = Mirabeau, Sieyes, Lafayette.

24. Bäume der Freiheit = die alten Franken hatten die Gewohnheit, auf der Mahlstätte, wo sie sich zu Beratungen, zu Gerichtssitzungen, zu den jährlichen Maitagen oder auch zu Lustbarkeiten versammelten, Bäume zu errichten. Diese Sitte wurde in der Revolutionszeit erneuert und die aufgerichteten Stangen mit roten Freiheitsmützen geziert.

27. Standarte = ursprünglich das kaiserliche Reichsbanner, jetzt die Fahne der Kavallerie, hier die Jakobinermütze.

132. Puppe = das kleine Kind.

2. Erläuterungsfragen.

1. Weiset aus der Geschichte und der Rede des Richters nach, daß in der Revolutionsbewegung die Franzosen zuerst die Vergötterten, dann die Freunde, dann die Bedrücker, ferner die Besiegten und endlich die Sieger der linksrheinisch wohnenden Deutschen gewesen sind! (Siehe Vorbereitung S. 394.)

2. Inwiefern erweist sich der Pfarrer auch in dem Gespräche mit dem Richter als ein allseitig gebildeter Mann? — Der Richter sieht nur die Schattenseiten der französischen Revolution. Durch die erlebten düsteren Greuelszenen, welche ihm noch frisch im Gedächtnis stehen, hat er allen Glauben an die Menschheit verloren. Er sieht den Menschen nur in der schnödesten Verirrung; ihm gewährt das wütende Tier einen besseren Anblick als der Mensch in seinem Wahn. Dabei vergißt er aber das Edle und Gute, was in Zeiten schrecklicher Ungebundenheit niemals fehlt. „Denn nicht alle verfallen den finsteren Mächten. Diejenigen, welche wirklich einen sittlichen Fonds in sich haben, erhalten sich nicht nur rein von dem hereinbrechenden Verderben, die Gefahr und der Kampf entwickeln bei solchen in ungeahnter Schnelligkeit Kräfte, die man ihnen nimmer zutraute." Hierauf wird er von dem Pfarrer aufmerksam gemacht, und er läßt sich auch diesen Trost mit einer lächelnden Miene gefallen.

3. Welche Lichtseiten führt hierauf der Richter an?

4. Welche Beschäftigung des Mädchens bildet zu ihrem Heldentum einen herrlichen Gegensatz?

5. Welche Unterschiede in dem Charakter des Pfarrers und des Apothekers ergeben sich aus der verschiedenen Beurteilung Dorotheens und aus der Darreichung der Gaben an den Richter?

6. Wodurch hat der Dichter den Ernst der Situation gemildert? — Durch die heitere Laune, zu welcher der Apotheker Gelegenheit gibt bei der Beurteilung des Mädchens, bei der Verteilung der Gaben, bei der Verteidigung der alten Heiratssitte und bei der Besteigung des Wagens.

7. Von welcher zwiefachen Sorge wird Hermann am Lindenbrunnen während der Abwesenheit der Freunde gequält? — Zum ersten: ist das Mädchen genügsam, wird sie dir folgen? Zum anderen: ist sie schön und tugendhaft, wird sie nicht schon verlobt sein?

8. Warum zerstreut der Pfarrer nicht Hermanns Bedenken? — Der Apotheker nimmt ihm das Wort weg, und dann hätte er auch nur Aufklärung über den zweiten Punkt geben können.

Siebenter Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

127. Zwanzig Männer = die Zahl 20 bezeichnet hier eine unbestimmte Menge.

202. Deuten, gewöhnlicher Tüten, Papiertüten.

2. Erläuterungsfragen.

1. Wodurch hat der Dichter den Augenblick, wo Hermann Dorothea wiedersieht, auf das allerbedeutsamste hervorgehoben? — Er beginnt damit einen neuen Gesang und leitet die Zusammenkunft durch ein Gleichnis ein.

2. Wodurch wird das plötzliche, fast wunderbare Erscheinen der Dorothea begründet?

3. Was veranlaßt Hermann, Dorothea als Magd und nicht als Braut ins Haus zu führen? — Sein schüchternes Zartgefühl läßt ihn immer wieder das Geheimnis seines Herzens zurückdrängen; auch blicken die hellen Augen des Mädchens nicht Liebe, sondern Verstand, und außerdem läßt er sich durch den Ring an ihrem Finger zurückschrecken.

4. Inwiefern hat Dorothea recht, wenn sie die Bestimmung des Weibes in der glanzlosen Tugend der Dienstfertigkeit findet? — Die Dienstfertigkeit setzt herzliche Liebe, stille Geduld, unermüdliche Ausdauer, fürsorglichen Sinn, Freundlichkeit und Bescheidenheit voraus und schließt eigensüchtiges Interesse, Herrschsucht, Hochmut und Überhebung aus. Ist die Frau dienstfertig, so wird das Haus ihre Domäne, wo sie schaltet und waltet. Aus dem behaglichen Glück, welches sie dadurch ihrem Manne und ihren Kindern bereitet, erblühen ihr selbst die schönsten und reinsten Freuden. Ohne Dienstfertigkeit dagegen stellt sie die Existenz, wenigstens das Gedeihen der Familie in Frage. Die Dienstfertigkeit ist mithin der wichtigste Gradmesser für den Wert einer Frau.

5. Wodurch wird das Erscheinen des Richters auf der Tenne begründet?

6. Weshalb kann Dorothea von der Wöchnerin ohne Besorgnis scheiden?

7. Was lehrt die Abschiedsszene? — Erst beim Abschied, welcher die Fäden des räumlichen Beisammenseins zerschneidet, erkennen wir völlig den Wert, welchen ein geliebtes Wesen für uns besitzt.

8. Was gefällt uns an derselben? — Die rein sachliche Darstellung, welche sich von jeder falschen und übertriebenen weiblichen Rührung frei hält.

Achter Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

23. So besorgend den Weinberg = nämlich früh und spät, wie er vorher angegeben hat.

47. Sittlich = der Sitte gemäß.

71. Gehaltene Jüngling = der an sich haltende, sich fassende Jüngling. Das Wort gehalten wird sonst nicht von Personen, sondern nur von Gefühlen gebraucht. Ein gehaltener Schmerz ist z. B. ein solcher, den man in Schranken hält.

91. Eilig streckte „gewandt" (sich umwendend) der „sinnige" (besonnene) Jüngling den Arm aus.

2. Erläuterungsfragen.

1. Wie harmoniert die Natur mit der Situation der Liebenden?

2. Welche Fragen richtet Dorothea an Hermann? In welcher Absicht erkundigt sie sich nach den Eigentümlichkeiten der Eltern? Wie verrät

sie dadurch Klarheit des Geistes und sittlichen Ernst in der Auffassung ihrer Lage?

3. Wie beantwortet Hermann die an ihn gestellten Fragen? Wie legt er dadurch ein Zeugnis seiner zarten Pietät gegen den Vater und seines unbegrenzten Vertrauens gegen Dorothea ab?

4. Welche Beruhigung gewährt uns die Erwiderung Dorotheas in betreff der Forderung des Vaters: die Braut des Sohnes müsse mit den feineren Umgangsformen vertraut sein?

5. Inwiefern ist der Birnbaum ein stiller Teilnehmer von Hermanns Leiden und Freuden?

6. Weshalb benutzt Hermann die günstige Gelegenheit, welche ihm Dorothea durch die Erkundigung nach ihrem Verhalten gegen ihn selbst bereitet, nicht zu einer Erklärung?

7. Weshalb können auch wir die Art ihrer Freude an dem Monde teilen? — Der Mond, der stille Gefährte, das Auge der Nacht, der Freund der Liebenden, hat allerdings für den Menschen und besonders für den Deutschen in seiner Gemütstiefe eine bedeutende Anziehungskraft und übt einen Zauber aus, welcher von Dichtern in unzähligen Liedern besungen und zu zahlreichen Vergleichen benutzt worden ist („Guter Mond, du gehst so stille" — „O sähst du, voller Mondenschein", aus Faust — „Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein" — „Nun kam die Minnigliche, wie das Morgenrot tritt aus trüben Wolken; wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt und mit hellem Scheine sich aus den Wolken hebt"). Aber man hat nicht immer Maß gehalten. Statt gesunder Naturfreude trifft man nicht selten auch weiche, sentimentale Empfindelei an, deren man sich schämen muß. Dorothea preist den Mond ohne gefühlvolle Schwärmerei. Sie erfreut sich seines Glanzes, weil er ihr die Häuser der Stadt zeigt, die ihr ein Obdach gewähren sollen.

8. Aus welchen Ursachen fließt Hermanns männliche Selbstbeherrschung beim Straucheln der Geliebten? — Aus der hohen Achtung vor dem Weibe und der wahren Neigung, welche sogleich zum Manne vollendet den Jüngling.

Neunter Gesang.

1. Wort- und Sacherklärung.

31. Bedenklichen = Nachdenken erregenden Worte.

46. steht = zu ergänzen „vor Augen".

103. Aber ich kenne mich wohl = nämlich die dienende Stellung, welche ich einnehme.

134. O, nie weiß der verständige Mann = nämlich derjenige, welcher sich nur vom Verstande leiten und das Gefühl nicht mitsprechen läßt.

225. Das = bezieht sich auf Glück und nicht auf Leben.

281. O, so erhalte mein schwebendes Bild = zu ergänzen „in der Erinnerung".

307. Dies = nämlich was wir um uns sehen: Haus und Hof, Vaterstadt und Vaterland.

2. Erläuterungsfragen.

1. Wohin führt uns der Dichter im neunten Gesange? Wodurch leitet er denselben ein?

2. Was bewirkt in der Mutter die Ungeduld, in dem Vater den Unmut, in dem Apotheker die philosophische Ruhe?

3. Wie harmoniert die Geduld des Apothekers in dem einzelnen Falle mit seiner Beweglichkeit in anderen Fällen? — Er trug gewisse Lebensregeln und Vorschriften wie Rezepte mit sich herum, welche er in einzelnen Fällen anwandte, ohne doch sein ganzes Leben von ihnen durchdringen und regeln zu lassen. Ein solches Rezept für ihn war der sargbereitende Tischler, wenn er auf etwas zu warten hatte.

4. Weshalb müssen wir das von dem Vater des Apothekers zur Ertötung der Ungeduld seines Sohnes angewandte Mittel verwerfen? — Weil erstens Schreck und Grausen als pädagogische Zuchtmittel untauglich sind. Welche Folgen ihre Anwendung hat, zeigt lebhaft der Apotheker selbst. Seine übergroße Ängstlichkeit und Furcht lassen sich aus der verkehrten Erziehung, welche ihm zuteil wurde, erklären; es läßt sich überhaupt annehmen, daß der Vater in mehr als einer Beziehung gefehlt haben wird. Er war ein Sonderling, was Wunder! wenn auch der Sohn einer wurde. Das angewandte Mittel war aber auch zweitens kein unfehlbares. Hätte nicht der Sohn mit vollem Rechte antworten können: Warum soll ich geduldig sein, wenn der Sarg in gleicher Weise Geduldige wie Ungeduldige aufnimmt?

5. Welche Stellung nimmt die Lebensweisheit des Pfarrers zu dem angeführten Zuchtmittel ein? — Man soll nicht den Tod im Tode zeigen. Dies geschieht, wenn derselbe als Schreckbild und als das Ende der Dinge hingestellt wird. In beiden Fällen muß die Kraft gelähmt und der Mut gebrochen werden und jegliche Arbeit als nichtig und gleichgültig erscheinen. Man soll vielmehr, wie der Weise und Fromme, das Leben im Tode sehen. Dem Weisen wird zum Leben der Tod, weil er weiß, daß er nur so lange wirken kann, als es Tag ist, und dem Frommen, weil er überzeugt ist, daß nach diesem Leben ein anderes folgt, in welchem Gott abwischen wird alle Tränen, die er hier geweint. Beiden bringt also der Gedanke an den Tod Gewinn; dem einen Lust zu frischer Tätigkeit und dem anderen frohe Hoffnung auf eine endliche Erlösung.

6. Inwiefern wird durch die Erzählung des Apothekers der Eindruck, welchen das Erscheinen der beiden Liebenden hervorruft, wesentlich gesteigert? — In unserer Phantasie sehen wir noch das Schreckbild des Todes, den Leichenzug, den schwarzen Sarg. Da öffnet sich plötzlich die

Tür, und herein tritt das Leben in den hohen Gestalten, für die die Öffnung kaum groß genug ist. Es ist also der Kontrast zwischen dem düsteren Tode und dem heiteren Leben, welcher sich hier wirksam erweist.

7. Weshalb erwidert die in Selbstbeherrschung geübte Dorothea des Vaters herzliche Begrüßung in gereiztem Tone und mit scharfer Zurechtweisung? — Vergegenwärtigen wir uns die Situation! Dorothea ist arm, ihre ganze Habe umschließt ein Bündelchen. Der Vater Hermanns ist reich. Dorothea ist als Magd gedungen worden; der Wirt steht ihr als Dienstherr gegenüber. Aber die Arme und Untergebene fühlt eine tiefe Neigung zu dem Jüngling, von dem sie nach ihrer Meinung eine tiefe Kluft trennt. Da wird sie von dem Vater als die Braut seines Sohnes angeredet. Was war da natürlicher, als daß sie sich bei ihrem zarten Ehrgefühl bitter gekränkt glaubt und als herben Spott, als eine Verhöhnung ihrer Armut, als eine Geringschätzung ihres Wertes ansieht, was sie ohne Neigung zu jenem Jünglinge doch nur als einen Scherz hätte auffassen können.

8. Auf welche Weise erfüllt der Prediger Hermanns Bitte um Aufklärung des Mißverständnisses? — Statt den Knoten zu lösen, unterwirft er Dorothea einer harten Prüfung. Weil er ihr Bekenntnis von der Bestimmung des Weibes nicht gehört, schreibt er ihre Gereiztheit einem sehr unzeitigen Hochmute zu, welcher sie nicht geeignet erscheinen lasse, eine dienende Stellung in einem fremden Hause zu übernehmen und die Launen des Herrn, die Heftigkeit der Frau und die Unart der Kinder zu ertragen.

9. Inwiefern offenbart sich in Dorotheens Bekenntnis, daß sie Hermann liebe, die Heldengröße des Weibes? — Der vermeintliche Spott des Vaters und der Vorwurf des Hochmutes von seiten des Predigers haben die Jungfrau bis zum Äußersten getrieben. Ihre Wangen sind bis zum Nacken hin mit fliegender Röte übergossen, der auf- und niederwogenden Brust entringen sich Seufzer, aus den Augen brechen Tränen. Ihr bleibt nur die Wahl: entweder den Vorwurf des Hochmutes schweigend zu ertragen und dadurch ihren Ruf befleckt und ihre Gesinnung getadelt zu sehen, — oder aber in der Erklärung ihrer Liebe zu Hermann den wahren Grund ihrer gereizten Empfindung über die Worte des Vaters zu bekennen und sich dadurch vielleicht noch einem spöttischen Lächeln und einem ebenso demütigenden Mitleiden auszusetzen. Sie wählt das letztere, zwar Schwerere, aber Edlere und offenbart dadurch ihre sittliche Reinheit und die Heldengröße des Weibes.

10. Welchen Eindruck macht der Entschluß Dorotheens, in Nacht und Wetter hinausstürmen zu wollen, auf die beteiligten Personen? — Die Mutter schließt Dorothea, als sie sich der Tür zu bewegt, in die Arme und redet sie an als die Verlobte ihres Sohnes. Hermann hält den Vater, als er vor Unmut zu Bette gehen will, zurück und bekennt sich als den allein Schuldigen. Der Pfarrer, welchen Hermann noch einmal bittet, die Verwirrung aufzulösen, fordert diesen auf, sich selbst zu erklären.

Dorothea endlich, nachdem ihr Hermann das Herz geöffnet, versagt weder Umarmung noch Kuß.

11. Wodurch wird der Vater völlig versöhnt? — Die Aufklärungen des Pfarrers lassen ihm die stattgefundenen Auftritte in einem helleren Lichte erscheinen. Die mit eigenen Augen erkannte Sittenreinheit der Jungfrau und deren gewaltige Neigung zu dem Jünglinge haben ihn vollkommen über die Würdigkeit seiner zukünftigen Schwiegertochter beruhigt. Der Zauber ihrer Erscheinung aber und die unendliche Anmut, mit welcher sie ihm das angetane Unrecht abbittet, pressen ihm Tränen der Freude und Rührung aus. Glücklich und versöhnt schließt er die Jungfrau in die Arme, deren ganze Habe nur ein Bündelchen umschließt.

12. In welcher Weise verlobt der Prediger das Paar? — Welche schöne Hinweisung auf die glückliche Ehe der Eltern liegt in den Worten: „Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten"?

13. Weshalb erstaunt der Pfarrer, als er den Ring an Dorotheens Finger erblickt? — Die Verwunderung des Pfarrers muß auffallen, da ihm ja der Richter die Sache mitgeteilt hatte. Entweder hatte er die Absicht, Dorothea zu veranlassen, sich selbst über ihr früheres Verhältnis auszusprechen, oder wir haben in jener Stelle (Gesang VI, 186—190) einen späteren Zusatz des Dichters zu erblicken. Dann würde uns auch das Schweigen des Pfarrers am Lindenbrunnen Hermanns Sorgen gegenüber, daß vielleicht die Jungfrau schon verlobt sein könne, als selbstverständlich erscheinen.

14. Gliedert die Abschiedsworte des ersten Bräutigams!

I. Lebe glücklich! Ich gehe und lasse dich hier. Das Schicksal fordert unsere Trennung. Denn
   1 alles ist jetzt in Bewegung und Trennung begriffen,
   2. die Grundgesetze der festesten Staaten lösen sich auf,
   3. der Besitz löst sich von dem alten Besitzer,
   4. der Freund vom Freunde,
   5. die Liebe von der Liebe.

II. Ob ich dich jemals wiedersehe, ist ungewiß. Vielleicht sind diese Gespräche die letzten. Denn
   1. der Mensch ist überhaupt nur ein Fremdling auf Erden,
   2. jetzt ist er es mehr als jemals. Denn
      a) der Boden gehört uns nicht mehr,
      b) die Schätze wandern,
      c) Gold und Silber schmilzt aus den alten, heiligen Formen,
      d) die Welt löst sich in Chaos und Nacht auf, um neu sich zu gestalten.

III. Bewahre mir dein Herz, bis wir uns dereinst wiedersehen! Sollten aber meine Ahnungen sich erfüllen, o, so laß meine letzten Wünsche dir heilig sein:
   1. Erhalte mein schwebendes Bild in der Erinnerung vor deinen Gedanken!

2. Sei mit gleichem Mute zu Glück und Unglück bereit!
3. Genieße mit Dank, was dir das Schicksal beschieden!
4. Liebe rein die Liebenden!
5. Halte dem Guten dich dankbar!
6. Setze den leichtbeweglichen Fuß nur leicht auf!
7. Heilig sei dir der Tag!
8. Schätze das Leben nicht höher als ein anderes Gut!

15. Gliedert Hermanns patriotische Rede!

A. Weib und Kind, deren Besitz erst ein höheres Verständnis des Besitztumes erschließt, knüpfen uns fester an das Vaterland.

B. In Zeiten allgemeiner Erschütterung liegt die Rettung des Staates:

I. in der Festigkeit seiner Bürger. Denn
1. der schwankende Mensch vermehrt nur das Übel,
2. der fest auf seinem Sinn Beharrende bildet die Welt sich,
3. dem ruhigen, besonnenen Deutschen geziemt es nicht, revolutionäre Bewegungen weiter zu leiten.

II. In der an allen Völkern gepriesenen Entschlossenheit, welche kämpft
1. für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder,
2. mit Mut und Kraft, ohne Kummer und Sorgen.

III. In der Einigkeit, die Macht und dadurch Aussicht auf den Frieden verleiht.

10. Welcher Gegensatz offenbart sich in den Reden und Charakteren der beiden Jünglinge? — Der erste Bräutigam lenkt unseren Blick auf den Anarchismus in Frankreich, auf die Vernichtung der Gesetze des Staates, auf den Mangel an Rechtsschutz für die Habe des Bürgers, auf die Auflösung aller sittlichen Ordnung, auf die in ein Chaos aufgelöste Welt. Der zweite Bräutigam stellt den heißblütigen, neuerungssüchtigen Franzosen den beharrlichen Sinn des deutschen Volkes entgegen, der eine gewaltsame Umwälzung verabscheue und der Revolution, wenn sie dem Lande einen frevelhaften Krieg aufdränge, eine ungeheure Macht entgegenstellen werde. Der erste Bräutigam stürzt sich mit idealem Feuer in die Bewegung, deren furchtbare Gewalt er mit weitreichendem Blicke überschaut; der andere entscheidet sich für die glanzlose Tugend konservativen Festhaltens an der bestehenden Ordnung. Der erste trennt sich von der geliebten Braut und besiegelt seinen heldenmütigen Enthusiasmus mit dem Tode; der andere beschränkt seine Begeisterung durch die Rücksicht auf die Versorgung des Hauses und der geliebten Eltern. Den ersteren umleuchtet die Erhabenheit eines tragischen Unterganges; bei dem letzteren bleibt es ungewiß, ob die Zukunft wirklich einmal seine Entschlossenheit auf die Probe gestellt hat. Aber der feurige Enthusiasmus des ersteren erscheint bei reiflicher Überlegung uns doch nur als eine edle Verirrung, während wir in der einsichtsvollen Mäßigung des deutschen Jünglings das Weisere und Bessere erblicken müssen.

17. Wie bewahrheitet sich in dem Leben Hermanns das Dichterwort: „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling"? — Hermann ist durch die Liebe zu Dorothea nichts anderes geworden, als was er schon war; was er aber früher war, das war er nur im Keime. Die Wundergewalt der Liebe trieb die vorher in sich verschlossene Natur aus sich heraus, weckte die schlafenden Kräfte, entwickelte die schlummernden Anlagen und vervollkommnete sein ganzes Wesen. Die in ihm aufgegangene Lebenssonne verwandelte das stockende Schweigen in einen beredten Erguß der tiefsten Empfindung, die zurückweichende Scheu in mutige Entschlossenheit, Sicherheit und Gewandtheit, den halbträumerischen Zustand in ein zielbewußtes Streben, die Enge kleinlicher Interessen in den weiten Sinn fürs Allgemeine, für Volk und Vaterland. Sein Patriotismus wird durch die Neigung zu Dorothea nicht nur angefacht, sondern auch geläutert. Denn früher, in der Verzweiflung, wollte er sich nutzlos für die heilige Sache opfern, während er jetzt, im Besitze der Jungfrau, mit ruhiger Überlegung die Notwendigkeit einer todesmutigen Gegenwehr ins Auge faßt.

III. Vertiefung.

1. Situationszeichnungen.

A. Unter dem Torweg. Es ist ein heißer Sommertag. Am Himmel ist kein Wölkchen zu sehen. Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht und sendet glühende Strahlen hernieder. Die Hitze wäre unerträglich, wenn nicht vom Morgen der Wind mit lieblicher Kühlheit wehte. Wer es haben kann, sucht sich ein schattiges Plätzchen. Ein solches finden wir unter dem Torwege des Wirtshauses zum goldenen Löwen. Derselbe ist breit und gewölbt. Ein schwarzer Stein in der Decke kann von dem furchtbaren Brande erzählen, welcher vor zwanzig Jahren fast das ganze Städtchen in Asche legte. In der Wand befindet sich eine Tür, welche in das Innere des Hauses führt. An der Seite stehen hölzerne Bänke zum Niederlassen. Auf einer derselben sitzt behaglich, des kühlen Schattens sich erfreuend, der behäbige Löwenwirt. Er hat die Beine übereinander geschlagen und richtet seine Blicke auf den menschenleeren Markt. Sein Gesicht ist ernst. Gewiß denkt er an das Schicksal der armen Vertriebenen, zu denen er seinen Sohn Hermann mit Lebensmitteln und altem Linnen abgesandt hat. Mit Wohlgefallen ruht sein Auge auf dem stattlichen Hause des reichen Kaufmannes an der anderen Seite des Marktes. Die schmucken Wände desselben mit Stukkaturen in grünen Feldern und großen Fenstern mit hellglänzenden Tafeln blicken vornehm zu ihm herüber, während der Erzengel Michael vor der Apotheke des Nachbars zu trauern scheint, weil er bis jetzt vergeblich auf eine erneute Vergoldung seines vor Alter braun und schmutzig gewordenen Kleides gehofft hat. Neben dem Wirt, ihm sanft

auf die Schulter gelehnt, steht die kluge, verständige Hausfrau. Ihre Gedanken sind ebenfalls bei den Vertriebenen, über die sie gern Näheres erfahren möchte, weshalb sie sehnlichst ausschaut, ob nicht bald die Hinausgeeilten wiederkehren. Sie braucht nicht lange zu warten; denn schon zeigen sich auf dem Markte die ersten Vorläufer der rückwärtsflutenden Bewegung mit glühenden Gesichtern, staubigen Schuhen und wehenden Schnupftüchern. Bald ist der ganze Markt lebendig von Scharen der heimkehrenden Männer und Frauen. In geöffnetem Landauer kommt auch der reiche Kaufmann des Ortes mit seinen Töchtern gefahren. Mit dem größten Interesse aber verfolgt ihr Auge zwei Gestalten, einen jungen Mann mit würdigem Schritte und einen älteren mit trippelndem Gange. Sie hat sich nicht getäuscht; es sind wirklich die beiden Hausfreunde ihrer Familie, der Pfarrer und der Apotheker. Sie kommen heran, begrüßen sich gegenseitig, schütteln den Staub von den Füßen, fächeln sich Luft zu und nehmen Platz auf den hölzernen Bänken. Der schon halb zum Sprechen geöffnete Mund des Apothekers gewährt Aussicht, daß der Wunsch der Wirtin, etwas Näheres über das Schicksal der Vertriebenen zu hören, sich erfüllen wird.

B. Auf dem Dammweg. Ein anmutiges Tal, welches zu beiden Seiten von Hügelreihen begrenzt wird, durchrieselt ein klarer Bach. Rechts und links von demselben breiten sich wohlbewässerte Wiesen aus, welche sich bereits wieder mit frischem Grün geschmückt haben, da die Heuernte schon einige Wochen vorüber ist. An die Wiesen stoßen goldene Saaten, welche sich den Garben entgegenneigen. Am Fuße der Hügelreihe führt die Landstraße hin. Heute bietet sich ein nie gesehenes Bild, das Bild einer Völkerwanderung im kleinen, dar. Die Vertriebenen sind es, welche nach dem nächsten Dorfe ziehen, um da zu übernachten. Staubwolken in der Ferne deuten an, daß der Hauptzug schon vorüber ist. Aber hier, wo die Chaussee, dammartig sich erhebend, eine Biegung durch das Tal macht, um auf der anderen Seite sanft empor zu steigen, ist groß noch das Gedränge und Getümmel der Wanderer und Wagen. Überall erblickt das Auge Unordnung und Verwirrung, die Zeichen eiliger Flucht. Die Wagen sind wie Kornfuder beladen, und die gerettete Habe liegt bunt durcheinander: über dem Schranke das Sieb und die wollene Decke, im Backtrog das Bett, über dem Spiegel das Leintuch und oben darauf Greise, Kranke und Kinder. Zu der Unordnung hat sich die Unbesonnenheit gesellt. Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig schleppen sie mit sich fort. Dazu sind viele der Fliehenden, durch die Not entartet, gegeneinander rücksichtslos und teilnahmslos und schaffen sich so zu dem allgemeinen noch besondere Leiden. Die von Pferden gezogenen Wagen suchen anderen mit Ochsen und Kühen bespannten vorauszueilen. Dabei geraten sie aneinander: die nach dem Rande gedrängten schlagen um, Weiber und Kinder werden gequetscht und die Alten und Kranken aufs Feld geschleudert, wo sie im Brande der Sonne und im Staube des Weges jammern und ächzen. In Scharen

ziehen die Städter herbei und suchen, gerührt von so viel Leiden, die armen Unglücklichen zu erquicken, zu trösten und zu unterstützen.

C. **Auf dem neuen Wege.** Auf der einsamen, menschenleeren Landstraße fährt ein Wagen. Er ist von tüchtigen Bäumen gefügt, ihn ziehen gewaltige Ochsen, nebenher geht mit starken Schritten ein Mädchen, sie hat einen langen Stab in der Hand, womit sie die Tiere klüglich leitet. Weibliche Anmut und Gefälligkeit umfließt die hohe Gestalt, Ruhe und Besonnenheit verkündet die gewölbte Stirn, Entschlossenheit und Mut belebt das helle, schwarze Auge, Worte des Trostes und der Liebe umschweben den lieblichen Mund, hilfreiche Tätigkeit wohnt in den kräftigen Armen. Auf dem Wagen liegt auf Stroh eine bleiche Wöchnerin, ihr neugeborenes Kind nackend im Arme haltend. Jetzt hält der Wagen; eine Kutsche, von mutigen, wohlgepflegten Hengsten gezogen, hat ihn eingeholt. Der geschickte Rosselenker ist ein hochgewachsener, ernster Jüngling. Neben ihm liegt ein Bündel, mit Schnüren zusammengehalten. Es enthält Wäsche und alte Kleidungsstücke, Schinken und Brote, Flaschen voll Bier und Wein. Ohne Ziererei und falsche Scham tritt die Jungfrau an den Jüngling bittend heran, und er reicht ihr, das Bündel lösend, einen kattunenen Schlafrock, Hemden und Linnen. Matt richtet sich die bleiche Wöchnerin empor, sprechen kann sie nicht, aber mehr, als Worte vermögen, sagt ihr stummer Blick und das frohe Befühlen des weichen Flanells. Jetzt treibt das fremde Mädchen die Tiere an, und der Wagen geht. Sinnend hält der Jüngling noch eine Weile. Wie hat doch die arme Vertriebene sein tiefstes Vertrauen erregt! Rasch eilt er ihr nach, um ihr auch noch die übrigen Speisen zu überreichen. Zum zweitenmal scheiden Empfängerin und Geber der Gaben voneinander, jene mit Freude im Herzen und Dank auf den Lippen, dieser mit lebhafteren Pulsen und erhöhter Lebenswärme.

D. **Im kühlen Sälchen.** Der Aufforderung des Wirtes an seine Freunde, ihren Platz im Torwege nach dem im Hinterhause gelegenen Sälchen zu verlegen, wollen auch wir folgen und treten mit den Freunden zugleich aus der Schwüle des Tages in die dämmernde Kühle. Vergebens sucht hier der warme Odem der Natur durch die stärkeren Mauern einzudringen; kein Strahl der Sonne hat hier jemals sein neckendes Spiel getrieben, und selbst das zudringliche Fliegenvolk meidet diesen Ort, allerdings zur größten Freude der Freunde. In der Mitte des Sälchens sehen wir einen runden Tisch, ein wahres Muster der Solidität. Er ruht auf mächtigen Füßen, und seine braun polierte, mit Wachslappen geriebene Platte glänzt wie ein Spiegel. Rings um den Tisch sitzen der Pfarrer, der Wirt und der Apotheker. Vor jedem steht ein grünlicher Römer, der echte Becher des Rheinweines, gefüllt mit herrlichem Dreiundachtziger. Eine geschliffene Flasche auf einem blanken zinnerenen Teller in der Mitte des Tisches enthält noch mehr dieses edlen deutschen Getränkes. Heiter ergreift der gesellige Wirt sein Glas, dessen Farbe ihn an die grünen Fluten des Rheinstromes erinnert, um mit dem Pfarrer anzustoßen. Wie klingen

die Gläser so hell und rein, wie Glockengeläute am Tage des Friedens! Aber wo bleibt der Dritte im Bunde? Weshalb sitzt der Apotheker so bedenklich da und wagt seine Augen nicht aufzuschlagen? Fehlt ihm der Mut und das Gottvertrauen seines Nachbars? Oder kann er die traurigen Bilder nicht los werden, deren Zeuge er heute war? Oder sieht er bereits die Felder vom Feinde verwüstet, das Städtchen geplündert und sich auf der traurigen Flucht? Doch plötzlich fährt er wie aus einem schweren Traume empor: in den Torweg rollt mit gewaltiger Eile donnernd der Wagen Hermanns.

E. Unter dem Birnbaume. a) Auf einsamer Höhe, an der Grenze der Felder Hermanns, steht ein uralter, ehrwürdiger Birnbaum, umwogt von goldenen Saaten. Seine Gipfel schauen über Getreidefelder, Weinberge und Gärten, über die Häuser und weißen Türme der nahen Stadt, über waldige Hügel, rauschende Bäche und grüne Wiesen bis an den mit blauen Bergen umrahmten Horizont. Wie in den Jugendtagen schmückt er sich noch alle Jahre mit herrlichen, wohlschmeckenden Früchten. In seinen Zweigen regt sich kein Laut; nur die Strahlen der Nachmittagssonne huschen leise durch die Lücken der Blätter, um unten im Schatten das Bild ihrer Erzeugerin zu malen. Den Stamm umgeben ringsum Bänke von Steinen und Rasen, den Schnitter und den Hirten zur sanften Ruhe in seinem kühlen Schatten einladend. Jetzt sitzt hier Hermann. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und schaut jenseits nach dem Gebirge, wohin heute der Zug der Auswanderer gegangen ist. Die Zufriedenheit und der stille Ernst sind aus seinem Gesichte gewichen; Wehmut, Schmerz und Verzweiflung blickt aus den tränenden Augen. Was mag den Jüngling mit so tiefem Weh erfüllen? Fühlt er sich ebenso einsam wie sein schattenspendender Freund? Oder steht er gleich diesem an der Grenze, die ein bisher glückliches Leben von einem verfehlten scheidet? Oder ist es die Fremde, welche sein Gemüt im tiefsten Inneren erschütterte? Mit erleichtertem Herzen atmen wir auf. Wir sehen dort die Mutter den Weinberg heraufkommen. Ihrer Liebe und ihrer Treue wird es gewiß gelingen, dies stürmische Herz zufrieden und stille zu machen.

b) Der Abend ist hereingebrochen und das letzte Schimmern der Sonne völlig erloschen. Menschen und Tiere sind von der Feldarbeit heimgekehrt. Die Vögel haben ihr Nest aufgesucht. Die Herden füllen die gewohnten Ställe. Schwüle und drohende Gewitterwolken beklemmen die Brust. Der Mond, der Freund der Liebenden, kämpft mit der Finsternis. Auf dunkle Schatten folgt Tageshelle. Im ehrwürdigen Dunkel des alten Birnbaumes auf der Rasenbank ruht Hermann an der Seite Dorotheas. Der Schmerz und die Verzweiflung sind aus seinen Zügen gewichen, aber seine Stirn ist noch sorgenvoll umwölkt. Die Natur ist ein Spiegel seiner Seele, in der auch Licht und Schatten miteinander wechseln. Seine Freude, Dorothea neben sich sitzen zu wissen und fernerhin unter einem Dache mit ihr zu wohnen, wird getrübt durch die Sorge, welche ihm der Ring an ihrem Finger verursacht. Wir sehen ihn daher schüchtern

schwanken, ob er sich aussprechen soll, und hören ihn nur leise andeuten, was sein Inneres bewegt. Auch in Dorotheas Gemüt wogt bei aller äußeren Ruhe Spannung und Ungewißheit. Vom Mondesglanz übergossen liegt im Vordergrunde die Stadt. Die Häuser und Höfe sind deutlich zu sehen. Am Fenster der Dachstube Hermanns zählt Dorothea die die Scheiben. Das Gewitter rückt näher. Das Wetter leuchtet. Der Sturm wird bald losbrechen. Das liebende Paar verläßt seinen Sitz und steigt die Stufen des Weinberges hinab, um zeitig das schützende Dach noch zu erreichen.

F. Am Lindenbrunnen. a) Von ehrwürdigen, Jahrhunderte alten Linden umsäumt und umschattet, liegt vor dem Dorfe ein weiter, grüner Anger, der Vergnügungsort der Bauern und nahen Städter. Unter den Bäumen findet sich flachgegraben ein Brunnen. Breite Stufen führen in die Vertiefung hinab. Unten zeigen sich steinerne Bänke, rings um den lebendig hervorsprudelnden Quell gesetzt. Derselbe ist reinlich mit einer niedrigen Mauer eingefaßt, lieblich zu kosten und von besonderer Kraft. Im schattigen Dunkel der Linden hält ein Wagen, mit schäumenden Hengsten bespannt, die wild den Rasen zerstampfen. Auf dem Sitze des Führers erblicken wir den Pfarrer. Aus dem kundigen Blick, mit welchem er das Gespann betrachtet, und der geschickten Handhabung der Zügel erkennen wir sofort den sicheren Rosselenker, hinter ihm sitzt der Apotheker. Tödliche Angst malt sich in seinen Zügen. Seele, Geist und Gemüt möchte er wohl dem würdigen Pfarrherrn anvertrauen; aber Leib und Gebein hält er nicht zum besten verwahret, wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt. Deshalb hat er sich weislich auch so gesetzt, daß er stets zum Sprunge bereit ist. An einer Linde lehnt Hermann. Still, in Gedanken versunken, blickt er vor sich hin. Ohne Zeichen der Freude hat er die Botschaft von dem Lobe der Jungfrau vernommen. Seiner Brust entringen sich tiefe Seufzer. Sein Inneres wird von Qualen des Zweifels gefoltert. Wird das Mädchen, das Schönheit und Sitte ziert, nicht schon einem Jüngling Herz und Hand geschenkt haben? Wird sie, der in ihrer Genügsamkeit die Welt gehört, dir, dem Fremden folgen, bloß weil du reich bist und sie arm ist? Solche und ähnliche Gedanken mögen sich ihm aufdrängen. Der Wagen ist unterdessen davongerollt. Traurig schaut er den Freunden nach. Er sieht die Staubwolken unter den mächtigen Hufen emporquellen und wieder niedersinken; aber seine Gedanken sind bei der Geliebten, nach der sein Herz sich sehnend verlangt. Da glaubt er plötzlich sie selbst zu sehen, wie jemand, der, von der Sonne geblendet, immer die Sonne zu sehen glaubt. Wie durch ein Wunder hervorgezaubert, taucht sie vor ihm auf. Endlich fährt er aus seinem staunenden Traume empor und faßt die lieblich dahinschwebende Gestalt schärfer ins Auge, und siehe, es ist kein Traumbild, sie ist es wirklich, in jeder Hand einen Krug haltend, um am rinnenden Quell Wasser zu schöpfen.

b) In der traulichen Enge der Brunnenvertiefung erblicken wir die Liebenden. Beide sitzen auf dem Umfassungsmäuerchen, beide beugen sich

über, beide schöpfen Wasser. In dem klaren Spiegel sehen sie ihr Bild in der Bläue des Himmels schweben. Sie nicken sich einander zu und grüßen sich freundlich. Dreister, als er es sonst gewagt hätte, betrachtet Hermann die große, kräftige, schlanke Gestalt in ihren anmutigen Formen: dem zierlichen Eirund des Kopfes, den hellen, schwarzen Augen, dem runden Kinn, den starken Zöpfen, dem gewölbten Busen, der reinlichen, sauberen Kleidung. Obgleich die Gelegenheit günstig ist, so vermag er ihr doch nicht von Liebe zu reden. Er ist zu befangen, zu ernst und feierlich gestimmt. Dazu blickt des Mädchens Auge nur Verstand, nicht Liebe, und der Ring an ihrem Finger macht ihn noch besorgter. Dem stotternden Jüngling gegenüber erscheint das Mädchen gefaßt, sicher und unbefangen. Ihre Neigung verbirgt sich unter dem Gewande der Zuvorkommenheit und Gewandtheit. Aber trotz aller Zurückhaltung und Beherrschung erkennen wir doch aus der Zartheit der Fragen, welche sie aneinander richten, aus dem vertraulichen Du, mit dem sie einander anreden, aus dem süßen Verlangen, welches Dorothea ergreift, als sie noch einmal in den Wasserspiegel schaut, daß am rieselnden Quell fest und für immer der Bund des Herzens geschlossen ist.

G. Am Gartenzaune. Die Dorfstraße führt an Häusern, Scheunen und Gärten vorüber. Letztere sind mit grünen Hecken statt toter Staketen eingefaßt In einem dieser lebendigen Zäune befindet sich eine Lücke. Vor derselben stehen der Pfarrer und der Apotheker. Letzterer deutet listig durch die Öffnung nach dem Garten. Sein Spürsinn hat dort die Jungfrau entdeckt, nach der sie eifrig gesucht hatten. Daß sie es wirklich ist, dafür bürgt die volle Übereinstimmung ihrer Gestalt und Kleidung mit der empfangenen Beschreibung, nicht minder der beiden wohlbekannte Schlafrock, welcher zerschnitten neben ihr liegt. Dorothea sitzt unter einem Apfelbaume. Sie hat soeben Windeln und Kleidchen für das Knäblein der armen Wöchnerin verfertigt. Hermanns Geschenke, den alten Kattun und einen blauen Kissenüberzug, hat sie hierzu trefflich verwenden können. Jetzt ist sie damit beschäftigt, den Säugling in die farbigen Windeln zu wickeln. Sie herzt und küßt ihn und drückt ihn an die Brust und geht so sorglich mit ihm um wie eine Mutter. Dann hält sie in ihrer Liebesarbeit inne und schaut das Knäblein ernst=sinnend an, als ob allerlei Gedanken durch ihre Seele zögen. Vielleicht denkt sie daran, daß das Schicksal das junge Leben dieses Säuglings bereits mit harter Hand berührt. Es nahm ihm den Vater schon vor der Geburt, es bereitete der Mutter ein hartes Los, es gab ihm zur Wiege ein Bund Stroh. Vielleicht auch denkt sie an den Geber der Gaben, dessen Bild beim Betrachten der bunten Windeln in ihr aufsteigt. Der Pfarrer kann den Blick nicht von ihr wenden. Die herrliche Gestalt der Jungfrau und ihre echt weibliche Beschäftigung gewähren ihm ein Schauspiel, an dem sich seine Augen nicht genug weiden können. Er zweifelt keinen Augenblick, daß in diesem vollkommenen Körper auch eine reine Seele wohnen und Hermann in diesem Mädchen eine treue Gefährtin fürs Leben erhalten werde.

H. Die Verlobung. a) Die Aufregung der Gemüter. Blitze erhellen die sich breit mit sinkenden Wolken bedeckende Nacht. Der Donner rollt. Der Regen schlägt gewaltsam hernieder. Wie in der Natur die Elemente in Aufruhr und Empörung begriffen sind, so herrscht auch in der Familie des Wirtes zum goldenen Löwen die größte Aufregung. Dorothea steht da, mit fliegender Röte von der Wange bis zu dem Nacken übergossen. Aus ihren Augen brechen Tränen, das feste Gleichgewicht des starken Mädchens ist erschüttert. Der vermeintliche Spott des Vaters, welcher sie als die Braut des Sohnes anredete, und der Tadel des Pfarrers wegen ihrer übertriebenen Empfindlichkeit haben die als Magd Geworbene in ihrer tiefen Neigung zum Jünglinge schwer gekränkt. Mit dem Bündelchen unter dem Arme will sie in Regen und Nacht hinausstürmen, wird aber von der verwunderten und erstaunten Mutter zurückgehalten. Wir fühlen ihren herben Schmerz; wir erkennen aus ihrer Aufregung die Größe der Gewalt, mit welcher sie sich zu Hermann hingezogen fühlt; wir sehen in ihrer Entschließung den ganzen Adel ihrer Gesinnung enthüllt. Nicht minder aufgeregt ist Hermann. Er bebt an allen Gliedern und sendet flehende Blicke zum Pfarrer, um das Mißverständnis aufzuklären. Der Unmut des Vaters ist aufs höchste gestiegen. Er verwünscht die Tränen und das Geschrei der Weiber und steht im Begriff, sich dem widerwärtigen Schauspiel zu entziehen, wird aber von Hermann, wie Dorothea von der Mutter, an dem Rückzuge in die Kammer verhindert. Nur der sonst so bewegliche Apotheker zeigt eine ungewöhnliche Gelassenheit. Er erinnert sich eines Rezeptes, das ihm einst sein Vater gegen die Ungeduld verordnete, und das er nun anwendet.

b) Die Versöhnung der Gemüter. Das Gewitter ist gnädig vorübergegangen. Nur schwach aus der Ferne grollt noch der Donner. Der Wolkenschleier ist zerrissen, und wieder herrlich glänzt der Mond vom Himmel herunter, die Nacht zum Tage erhellend. Wie die ganze Natur Befriedigung atmet, so ist auch Ruhe und Frieden bei unseren Freunden eingekehrt. Von der Mutter zur Verlobten des Sohnes erklärt und vom Sohne als Braut geworben, verweigert ihm Dorothea weder Umarmung noch Kuß. Der versöhnte Vater schließt sie mit Freuden in die Arme, die Tränen der Rührung verbergend. Die beiden Frauen weinen laut vor Freude, schütteln sich einander die Hände und bekräftigen den Bund zwischen Mutter und Tochter durch einen Kuß. Der Pfarrer aber hat beide Hände erhoben, um die mit den Ringen der Eltern Verlobten für künftige Zeiten zu segnen. Und auch der Apotheker neigt sich jetzt mit Segenswünschen zu dem glücklichen Paare.

In ähnlicher Weise lassen sich behandeln: Auf dem Anger (Gesang II), Auf der Brandstätte (Gesang II), Hermann in der Kaufmannsfamilie oder die verschämte, ungelenke Gutmütigkeit und die lieblose Eitelkeit (Gesang II), Auf der Dorfstraße (Gesang V), Der Überfall auf dem großen Gehöfte (Gesang VI), Auf der Tenne (Gesang VII).

2. Charakteristik der Personen.

a) **Der Wirt.** Sein Charakter ist das Produkt seiner Anlage und Erziehung, seiner Lebensschicksale und Erfolge in Familie und Beruf. Er ist eine sanguinische Natur, lebhaft und lebendig, leicht reizbar und dann polternd, aber von Herzen gutmütig und durch ein gutes Wort ebenso schnell wieder zu besänftigen. Kopf und Gemüt sind bei ihm in der richtigen Verfassung; ersterer besitzt einen klaren Verstand, letzteres einen kräftigen Willen und ein tiefes Gefühl. In seiner Jugend hat er eine dürftige Schulbildung genossen, da sein Vater ihn hauptsächlich zu häuslichen Arbeiten anhielt, aber in seinem ferneren Leben sehen wir ihn fort und fort bestrebt, die Schranken seines Wissens durch den Umgang mit der Natur, durch Reisen und durch den Verkehr mit anderen Menschen zu erweitern. Von harten Lebensschicksalen ist er nicht verschont geblieben; aber sie gerade haben seinen Willen gestählt, seinen Mut belebt, seine Tatkraft erhöht. In früher Jugend verliert er den Vater und muß der Mutter die Wirtschaft führen helfen. Selbständigkeit ist daher ein Grundzug seines Wesens. Ein furchtbarer Brand legt fast die ganze Stadt in Asche; aber noch auf den Trümmern verlobt er sich mit der Tochter des Nachbars. Durch angestrengten Fleiß und redliches Quälen erwirbt er sich einen bedeutenden Besitz. Daher weiß er auch später den Wert des Geldes zu schätzen und wünscht sich eine begüterte Schwiegertochter, am liebsten eine von den Töchtern des reichen Kaufmannes, dessen erneuertes Haus, modische Kutsche und schöne Möbel ihm gar sehr in die Augen stechen. Als Vertreter des Fortschrittes genießt er in seiner Vaterstadt das höchste Ansehen. Sechsmal hat er die Würde eines Ratsherrn bekleidet, ihm verdankt die Stadt manche Besserung, und durch seinen Eifer im Baufach wußte er den ganzen Rat zu rühriger Tätigkeit anzuspornen. Auf seine Erfolge in Familie und Beruf kann er mit Stolz blicken. Er ist daher nicht ohne Selbstgefühl, zeigt aber auch eine bis zum Ehrgeiz ausgeprägte Ehrliebe. Ersterers zeigt sich in seiner äußeren würdevollen Erscheinung, welche mutwillige Knaben zum Spott reizt; letztere in dem Wunsche, eine gebildete Schwiegertochter zu besitzen, welche ihm schmeichelnd begegne, Klavier spielen könne und die besten Leute des Sonntages um sich versammle. Ferner in der Unzufriedenheit mit seinem Sohne, dem der Trieb fehle, sich in der Welt umzusehen und in der Gesellschaft durch Kenntnisse und gefällige Formen zu glänzen. Seiner Ehrliebe schmeichelt besonders der gute Ruf, welchen er als Wirt genießt. Es ist ihm aber auch Ehrensache, allen Anforderungen der Gäste zu entsprechen und auf gute Speisen und Getränke zu halten. Der selbstische Zug des Ehrgeizes wird gemildert durch sein wohlwollendes und gerechtes, geselliges und redseliges, heiteres und gemächliches Wesen.

Ohne Fehler ist er freilich nicht, wie wir gesehen haben; er schilt zu viel und tritt nicht selten anderen zu nahe, aber seine Schwächen

bringen ihn uns nur näher. Wir dürfen ihn mit vollem Rechte einen liebevollen Gatten, sorglichen Vater, treuen Freund, strebsamen Landwirt, tüchtigen Geschäftsreisenden, beliebten Wirt, verdienten Bürger, guten Patrioten und aufrichtigen Christen nennen, der aus seinem festen Gottvertrauen immer neuen Mut schöpft.

b) **Die Mutter.** In derselben hat uns der Dichter ein Bild der reinsten Weiblichkeit und tiefsten Innerlichkeit gezeichnet. Sie besitzt die Herrschaft im Hause; aber nicht durch verwerfliche, ehrgeizige Mittel hat sie dieselbe erlangt, sondern lediglich durch Dienen. Als Hausfrau zeichnet sie sich aus durch Sparsamkeit, welche auch die abgetragene Leinwand und die alten Kleidungsstücke sorgfältig aufbewahrt, durch emsige Tätigkeit, welche keinen Schritt vergebens tut, durch einen mitleidigen Sinn, der die armen Flüchtlinge mit Nahrung und Kleidung versorgt. Als Gattin leiten ihre Schritte Liebe, Klugheit und Verständigkeit. Sie behandelt ihren Gatten auf die seiner Natur entsprechendste Weise. Erst, nachdem sie den Schlafrok verschenkt hat, erfährt derselbe den Verlust, weil sie weiß, daß er sich beruhigen wird, wenn es geschehen ist. Sie trägt seine kleinen Schwächen in Geduld. Sie vermittelt zwischen Vater und Sohn. Gelegentlich, natürlich in Abwesenheit des Sohnes, tadelt sie den ersteren wegen seiner fortgesetzten Vorwürfe, die derselbe nicht verdiene. Sie tadelt aber auch den Sohn und stellt sich nicht ohne weiteres auf seine Seite, als er dem Vater Vorwürfe macht, wodurch der Jüngling seinen Fehler erkennt und wieder Vertrauen zu dem Vater gewinnt. Um ihren Gatten zu gewinnen, teilt sie ihm die Liebe Hermanns zu der Vertriebenen so mit, als ob nur sein eigener, innigster Wunsch erfüllt würde. Als Mutter weiß sie auch ohne psychologische Studien, lediglich durch die Kraft der Liebe das Richtige in der Erziehung zu treffen. Alle Umformungsversuche gegen die angeborene Individualität sind ihr eine Sünde gegen die Menschennatur. Deshalb kennt sie ihren Sohn besser als der Vater und behandelt ihn seiner Natur gemäß. Mit Leichtigkeit errät sie den Grund seiner Bekümmernis und macht das spröde Herz mitteilsam.

So erscheint uns die Mutter in sittlicher Hinsicht als ein wahres Muster, der wir ihrer hohen Vorzüge wegen gern die weibliche Neugier (vgl. I) und die sich und andere quälende Ungeduld beim Ausbleiben des Sohnes (vgl. IX) verzeihen.

c) **Der Sohn.** Hermann ist ein 19jähriger, hochgewachsener, kräftiger Jüngling von phlegmatischem Temperamente. Die Eigentümlichkeiten dieser Seelenkonstitution treten bei ihm stark hervor. Es ist zunächst der Mangel an geistiger Lebendigkeit, welcher uns auffällt. Schon in der Schule fehlte ihm die leichte Auffassung, rege Wißbegierde und der Trieb, sich auszuzeichnen, weshalb er auch, trotzdem der Vater ihm Privatunterricht erteilen ließ, hinter seinen Mitschülern

zurückblieb. Ferner legt er eine große Schüchternheit an den Tag. Er spricht wenig, scheut den Verkehr, flieht den Tanz und gesellige Vergnügungen und hat selbst für Reisen kein Interesse. Außerdem zeigt er einen auffallenden Mangel an Kenntnissen in Dingen feinerer Bildung und ist mit einem gewissen Ungeschick behaftet. Von der Zauberflöte, welche in aller Munde lebte, hatte er kein Wort gehört. Dies und seine Ungewandtheit bereiteten ihm daher auch im Hause des reichen Kaufmannes, in dem der Schein mehr als das Wesen galt, eine schwere Kränkung. Nur zwei Dinge erfüllen seine Seele voll und ganz: der Umgang mit der geliebten Mutter, die ihm Freund und Gesellschaft ersetzt, und der Umgang mit der Natur. In der Bewirtschaftung des Ackers findet er seinen wahren Beruf. Hier zeigt er Geschicklichkeit im Fahren und Lenken der Hengste, hier sehen wir ihn mit der pünktlichsten Sorgfalt und dem höchsten Pflichteifer sein Tagewerk erfüllen. Aber gerade durch den liebenden Umgang mit der Mutter war der Seelenkern des Jünglings rein und unverletzt geblieben. Trotz seiner Lust an beschränkten Verhältnissen besitzt er einen inneren Reichtum, den er selbst nicht kennt, den der Vater kaum ahnt und der nur von der Mutter und dem Prediger völlig gewürdigt wird. Trotz der äußeren Teilnahmlosigkeit besitzt er ein Gemüt, das an Stärke, Innigkeit und Reinheit ersetzt, was ihm an Lebendigkeit und Regsamkeit abgeht. Aber der innere Schatz mußte erst gehoben werden und zur völligen Entfaltung gelangen, und dies konnte durch nichts anderes geschehen als durch die wahre Neigung des Jünglings zu der vertriebenen Jungfrau. Nach dem Zusammentreffen mit derselben erscheint er als ein veränderter Mensch, wie sogleich der seelenkundige Pfarrer bemerkt. Er ist heiter und gesprächig, opponiert dem Apotheker und zeigt dem Willen seines Vaters gegenüber Mut und Energie in der Verfolgung des vorgesteckten Zieles, während er vorher ganz hinter die Eltern zurücktrat und ganz in ihrem Willen aufging.

Der volle Reichtum seines Gemütes zeigt sich aber 1. in der Pietät gegen die Eltern, welche nicht aus Schwäche, sondern aus einem reinen Herzen entspringt. Er ist gegen dieselben durchaus gehorsam und bescheiden, widerspricht nicht und verliert das Vertrauen nicht, auch wenn ihn vielleicht vom Vater unverdienter Tadel trifft. Schon als Knabe ist er außer sich, wenn derselbe von Gespielen wegen seiner altfränkischen Tracht und seines würdevollen, bedächtigen Ganges verspottet wird. Von der Mutter entfernt er sich nie weit, ohne es ihr zu sagen, um ihr keine unnötige Sorge zu bereiten. Als Dorothea sich nach seinen Eltern erkundigt, wägt er jedes Wort ab, um ja dem Vater nicht zu nahe zu treten. Und in der Schlußszene endlich gibt er sich alle Mühe, um den Vater voll und ganz zu versöhnen. 2. In der Reinheit und Keuschheit seiner Gesinnung. Von ihm bemerkt der Pfarrer: Rein ist Hermann; ich kenne ihn von Jugend auf. „Vom Seelenadel des Mädchens ist er so sehr überzeugt, daß ihn kein Mißtrauen, keine Besorgnis darüber

befällt, ob sie seiner Liebe auch wert sei; er weiß es gewiß, daß sie, die Hohe und Edle, nur vom Strudel der Zeitbewegung ergriffen ist." Von seinem eigenen Werte dagegen hat er eine höchst bescheidene Meinung. Gleich dem edlen Siegfried scheint es ihm ein törichter Wahn, sich der herrlichen Maid gleichstellen zu wollen. Mit mädchenhafter Schüchternheit sehen wir ihn daher auch seine Liebe mehr verheimlichen als andeuten. Ebenso fließt seine schöne, männliche Selbstbeherrschung im achten Gesange aus der tiefen Achtung vor der hohen Würde des Weibes. 3. In seiner Liebe zum Vaterlande. Nicht bloß als Kummer ihn drückt und die Verzweiflung erfaßt, will er sein Leben dem Vaterlande weihen, sondern auch später, als er sich im Besitze der Geliebten und des väterlichen Erbes weiß, ist er bereit, mit Mut und Kraft den Feind zu bekämpfen.

d) **Dorothea.** Sie ist eine der herrlichsten Frauengestalten, welche die Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Ihr Bild hat dem Dichter am lebendigsten vor der Seele gestanden. Er malt nicht nur klar und bestimmt ihr Äußeres: den hohen Wuchs, die schlanke Gestalt, die kleidsame Tracht, sondern entwirft auch in plastischen Zügen ein ebenso klares Bild ihres Inneren, welches im vollen Einklange mit dem Äußeren steht.

Dorothea ist stark an Leib und Seele. Ihren herrlichen Wert erkennen wir 1. aus dem festen Gleichgewicht der Seele, welches sich äußert in stiller Geduld, edler Ruhe und imponierender Selbstbeherrschung. Harte Prüfungen sind ihr auferlegt worden, schwere Verluste hat sie erlitten: den Tod der Eltern, des alten Verwandten, des Bräutigams. Aus der Heimat wird sie getrieben, verlassen und verarmt muß sie in der Fremde Wind und Wetter ertragen. Aber kein Wort der Klage kommt über ihre Lippen. Sie jammert nicht über ihr Unglück, zieht sich nicht scheu aus dem Leben zurück und zeigt sich nicht erbittert über die Menschen. Sie ist mit gleichem Mute zu Glück und Unglück bereit. Als beim Abschied von der Wöchnerin diese, die Weiber und Kinder jammern, bleibt sie allein ruhig und gehalten. Nur im neunten Gesange sehen wir sie tief und leidenschaftlich erregt, aber auch da nur für Augenblicke.

2. Aus der Selbständigkeit ihres Willens, welche sich äußert in Besonnenheit und Mut, edler Haltung und Sicherheit im Auftreten. Schon früh war sie auf sich selbst angewiesen und mußte selbständig die Wirtschaft führen. Wenn sie eines Rates bedurfte, so konnte sie sich nicht an Vater und Mutter wenden; in ihre eigene Brust mußte sie greifen und wählen. Ihren hohen Mut in dringender Gefahr zeigte sie bei dem räuberischen Überfalle. Dieselbe mutige Entschlossenheit bewährt sie auch auf der Flucht der Gemeinde vor den zurückkehrenden Franken. Sie belegt einen Wagen mit Stroh, bespannt ihn mit zwei Ochsen, bringt die hochschwangere Frau „des reichen Besitzers" darauf und fährt dem Zuge langsam nach, die gewaltigen Tiere mit einem langen Stabe klüglich leitend. Ohne falsche Scham tritt sie an Hermann heran

und bittet, dabei immer edles Selbstgefühl bewahrend, um eine Gabe für die Unglückliche.

3. Aus der seltenen Klarheit ihres Geistes. Hermann ist ganz entzückt über den hellen Verstand, der aus ihren Augen blickt. Ihre ganze mühselige Jugend hatte es ihr zur Gewohnheit gemacht, sich in der Welt mit verständigen Blicken umzusehen; die gewaltigen politischen Ideen, welche die Welt bewegten, hatten sie zum Nachdenken veranlaßt. Alles, was sie sagt und tut, zeigt eine seltene Reife des Urteiles. Das herrlichste Zeugnis von ihrem einsichtsvollen Sinne aber legt sie in dem Bekenntnis über die Bestimmung des Weibes ab.

4. Aus ihrer dienenden Liebe, weiblichen Anmut, zarten Gesinnung und sittlichen Reinheit. In den Worten: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung", spricht sie den Inhalt ihres Lebens aus. Dasselbe war ein ewiges Kommen und Gehen, ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andere. Hilfreiche Geschäftigkeit ist daher der Grundzug ihres Wesens und Seins. Den alten Verwandten pflegt sie bis zum Tode; der Hausfrau auf dem großen Gute leistet sie freundliche Dienste und nimmt sich besonders der Kinder an. Durch ihre rege Tätigkeit im Hause, durch ihre Einsicht und Treue erwirbt sie sich die Liebe und Achtung der ganzen Gemeinde. Auf der Flucht geht sie gänzlich in der Pflege der Wöchnerin auf. Im Dorfgarten erblicken wir sie, wie sie aus den geschenkten Kleidern Hüllen für den Säugling näht. — Die Bedenken Hermanns, ob sie auch verstehen werde, den Vater, der auch den Schein liebt, zufrieden zu stellen, weist sie liebreich zurück, da sie schon von Jugend auf der äußeren Zierde nicht fremd sei. Über ihr ganzes Wesen ist eine stille Heiterkeit ausgebreitet. Die Schicksale haben ihr Gemüt nicht verdüstert, wohl aber demselben eine höhere Richtung und Weihe gegeben. In der letzten Szene verneigt sie sich anmutsvoll vor dem noch nicht völlig versöhnten Vater, küßt ihm die Hand und weiß durch ihre Anmut schnell seine Gunst zu gewinnen. — Ihren zarten Sinn verrät sie dadurch, daß sie den Antrag Hermanns, als Familienglied in eine Häuslichkeit einzutreten, schon deshalb mit Freuden ergreift, weil der Ruf eines „wandernden Mädchens" immer ein schwankender sei. — Die sittliche Reinheit und Heldengröße des Weibes endlich offenbart sich zum Schluß, wo sie, um den Vorwurf des Hochmutes zu entkräften, das schmerzlichste Opfer bringt und ihre Liebe zu Hermann bekennt.

e) **Der Pfarrer.** 1. Er ist das Ideal eines rationalistischen Geistlichen. Zu Ende des vorvorigen und in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hatte der Rationalismus in Deutschland eine weite Verbreitung gefunden. Derselbe betrachtete die Vernunft als das oberste religiöse Erkenntnisvermögen, suchte die Religion durch Verallgemeinerung einzelner Glaubenssätze mit der weltlichen Bildung zu verschmelzen, erklärte die Wunder für natürliche Erscheinungen und entkleidete Christum seiner Herrlichkeit als Sohn Gottes. Zugleich wurde von einem

Geistlichen dieser Richtung verlangt, daß er auch äußerlich durch sein Verhalten den freisinnigen, aufgeklärten Anschauungen Rechnung trage. Er sollte zwar in seinen Reden und Handlungen Würde zeigen, aber sich weder durch eine pedantisch strenge Ehrbarkeit, noch durch ein ängstliches Vermeiden aller weltlichen Geschäfte von anderen Leuten absondern. Wir sehen daher auch unseren Pfarrer nach dem Gottesdienste mit hinausziehen zu den Ausgewanderten, den Rest des Sonntages im Wirtshause verbringen und auf dem Heimwege vom Lindenbrunnen die Zügel führen. Ferner wird ausdrücklich von ihm bemerkt, daß er außer der Heiligen Schrift auch die besten weltlichen Schriften kannte. Obgleich seine ganze Redeweise nicht recht an seine Amtstracht erinnert und überhaupt sein Charakter als Geistlicher nicht besonders zur Geltung kommt, so erscheint er uns doch als ein hervorragender Führer und Leiter seiner Gemeinde, welcher auf der Höhe der sittlichen und intellektuellen Bildung seiner Zeit steht.

2. Er ist ein vorurteilsfreier Beurteiler menschlicher Verhältnisse. Dem Apotheker gegenüber nimmt er die unschuldigen Triebe der Menschen in Schutz und läßt nicht zu, daß der Tod als lähmendes Schreckbild hingestellt werde. Dem Wirte gegenüber betont er die Gleichberechtigung der beiden Richtungen des menschlichen Strebens, der Bewegung und der Ruhe, der Lust nach dem Neuen und der Neigung, zu verharren beim Alten. Dem Richter gegenüber vertritt er die Ansicht, daß auch aus Krieg und Aufruhr Gutes hervorgehen könne.

3. Er ist ein feiner Menschenkenner. Mit psychologischem Scharfblick bemerkt er sofort die Veränderung in Hermanns Wesen, als derselbe, vom Zuge der Vertriebenen zurückgekehrt, in die Stube tritt; nur über den wahren Grund täuscht er sich. Er beurteilt überhaupt die Charaktereigentümlichkeit Hermanns, nur das ihm Gemäße zu ergreifen und mit der größten Entschiedenheit festzuhalten, nächst der Mutter am richtigsten. Schon im Knaben sieht er den künftigen Mann und ist daher in betreff der Wahl Hermanns ohne die geringste Sorge. Ebenso richtig beurteilt er die sittliche Größe Dorotheens. Auf den ersten Blick weiß er, daß ein so vollkommener Körper gewiß auch die Seele rein bewahrt habe.

4. Er ist ein Friedensvermittler. Ganz seinem Berufe gemäß, faßt er überall den Frieden des Menschen mit sich selbst und anderen ins Auge, sucht Streitigkeiten zu schlichten und Gemütsverstimmungen vorzubeugen. Er lobt den Wirt, daß er der Furcht und Verzagtheit des Apothekers durch ein fröhliches Vertrauen auf Gottes Schutz zu Hilfe kommt. In dem Konflikte des Vaters mit dem Sohne tritt er mit aller Entschiedenheit für den Sohn ein, um den Vater zum Nachgeben zu bewegen. Den alten Richter versöhnt er mit der Menschheit. Nur Dorothea gegenüber scheint er Freude am Zwiespalte zu empfinden und absichtlich wehe zu tun. Dies *scheint* aber auch nur so; denn er kannte ja den begütigenden Ausgang der Sache und hatte die Absicht, „der Guten das schöne Bekenntnis zu entlocken“.

5. Er ist ein milder Geber, indem er den Ausgewanderten nicht nur alles Silbergeld, sondern auch ein Goldstück spendet, während der Apotheker sich nur von einigen Pfeifen Tabak trennen kann. — Infolge dieser Eigenschaften ist der Pfarrer ein leuchtendes Vorbild seiner Gemeinde und genießt die größte Achtung und das höchste Vertrauen aller, besonders der Jugend, weshalb er auch auf die Sinnes- und Denkweise der anderen Personen des Epos den wohltätigsten Einfluß ausübt.

f) **Der Apotheker.** Derselbe vertritt in der Dichtung das komische Element, dient „als Ferment der Opposition" und ist als Schatten neben das Licht gestellt. Während wir die anderen Personen des Epos auf einer idealen, sittlichen Höhe erblicken, ist er vielfach mit Schwächen behaftet. 1. Er ist geschwätzig, tadelsüchtig und ängstlich. Dem Pfarrer als der würdigeren Person reißt er mehrfach das Wort weg; in der Neugier der Städter erkennt er Schadenfreude; weil ihm das Gottvertrauen fehlt, befürchtet er Plünderung des Feindes, obgleich derselbe noch nicht in der Nähe ist.

2. Er ist selbstsüchtig, eitel und beschränkt. In den schlimmen Zeiten freut er sich, daß er allein steht und nicht verheiratet ist. Er möchte gern für einen feingebildeten Mann gelten, deshalb legt er großen Wert auf zierliche Formen. Den Tabaksbeutel öffnet er mit Anmut, seine Segenswünsche begleitet er mit höflichen Verbeugungen. Auf seine Klugheit bildet er sich nicht wenig ein, obgleich er aus Höflichkeit seinen Verstand nur einen geringen nennt. Mit seiner Gelehrsamkeit prahlt er gern, indem er eine Menge von Sprüchen gleich Rezepten mit sich herumträgt. In seiner Beschränktheit lobt er die vormalige Sitte der Brautwerbung, sowie er auch die geschmacklosen Bildsäulen in seinem Garten für Kunstwerke hält.

3. Er ist geizig, mißtrauisch und geheimtuerisch. Im Falle einer Flucht vor dem Feinde möchte er auch gern die Kräuter und Wurzeln mitnehmen. Die Erneuerung seines Hauses unterläßt er, weil die teuren Arbeitslöhne ihn zurückschrecken. Der Geldpunkt hat ihn auch vom Heiraten abgehalten. Für die armen Vertriebenen hat er nur ein paar Pfeifen Tabak übrig. — Nach seiner Meinung darf man dem neuen Bekannten nicht eher trauen, bevor man einen Scheffel Salz mit ihm verzehrt hat. Deshalb vermag auch die äußere Erscheinung Dorotheens und der günstige Eindruck, welchen dieselbe auf den Pfarrer gemacht hat, ihn nicht zu bestimmen, derselben mit Vertrauen zu begegnen. Ebenso zieht er des Pfarrers Geschicklichkeit im Wagenlenken in Zweifel und besteigt nur zaudernd den Wagen, setzt sich aber „wie einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet". Eine Folge seines Mißtrauens und seiner Eitelkeit ist eine gewisse Geheimtuerei und Spioniersucht. Nur „wispernd" sagt er, was jedes Ohr hören durfte, und während der Pfarrer sich in ein Gespräch mit dem Richter einläßt, späht er listig umher.

Aber trotz seiner Fehler ist der Apotheker kein verächtlicher Mann; denn Pfarrer und Wirt verkehren mit ihm auf das freundschaft-

lichste. Seine Schwächen, auf die er stolz zu sein scheint, weil er sie nicht kennt, reizen eher zum Lachen, als daß sie Haß und Abneigung erzeugen sollten. Sie entspringen nicht einem verdorbenen Herzen, sondern der Unklarheit und Beschränktheit seines Geistes; auch treten sie nur als Äußerungen und nicht als Taten hervor. Dabei ist er bereitwillig und dienstfertig, und in einem Falle, wo er zur Eile mit Weile rät, befindet er sich sogar in Übereinstimmung mit dem Dichter.

g) **Vergleichung der Personen miteinander, besonders nach ihrem Verhältnis zur Natur und Kultur.** Sie stellen zwei Lebenskreise dar, einen fortgetriebenen und einen ruhenden, von welchem letzteren die Darstellung ausgeht. Der wandernde, weltgeschichtliche weist zurück auf die Unnatur in der Kultur der französischen Zustände (unumschränkte königliche Macht, Knechtschaft des Volkes, Auflösung der Ehe, Unterjochung des arbeitenden Bürgers durch einen schwelgerischen Adel, Armut des Landes, fabelhafter Luxus des Hofes) und zeigt die zerstörenden, auflösenden, verwirrenden, zerrüttenden Wirkungen eines egoistischen Idealismus (Ideen der Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit), der das Gesetz, das Bestehende, die Ordnung rücksichtslos verläßt. Im zweiten, bürgerlichen Kreise befinden sich Natur und Kultur in schönster Harmonie. Das Bestehende, das Wirkliche, das Reale wird geachtet, und die Kultur, der rege Fortschritt, führt zu Wohlstand und Glück.

Der Mittelpunkt des ruhenden Kreises ist der Pfarrer, welcher beide Kulturenden, den Kultursinn und die wohltuende Natürlichkeit, miteinander am vollkommensten in bewußter Weise in sich vereinigt. Bei ihm gehen ideale und reale Bildung Hand in Hand und durchdringen sich gegenseitig. Er verbindet mit der höchsten wissenschaftlichen Bildung, durch Studien und Erfahrung im Leben erworben, die Einfachheit eines naturgemäßen, echt bürgerlichen Fühlens und Denkens. Er ist daher ein ganzer Mensch, ein allseitig gebildeter Mann.

Den äußersten Punkt in der Peripherie links vom Pfarrer nimmt der Apotheker ein. Er ist nur ein halber Mensch, ein Mitteldring zwischen gelehrter und bürgerlicher Kultur, ein reflektierender Hagestolz, die komische Figur der Dichtung. Von allen Personen hängt er am meisten am Besitz, den er nicht zur Ausschmückung des Lebens und zum Wohle anderer benutzt. Sein Geiz hat ihm allen Idealismus geraubt. Er repräsentiert die Halbkultur.

Weiter rechts von ihm folgt der Wirt. Mit dem Apotheker hat er die Übung im Verkehr gemein, übertrifft ihn aber durch sein gemütliches, aufopferungsfähiges, teilnehmendes Wesen und steht ihm nach in der Bücherweisheit. Er zeichnet sich zwar auch aus wie der Ackerbauerstand, dem er angehört, durch Gediegenheit und Festhalten am Besitz; in seiner Liebe zur äußeren Kultur aber und zum unbedingten Fortschritt ist die Harmonie zwischen Natur und Kultur schon etwas gestört. Er repräsentiert das Deutschtum mit französischem Formensinn.

Zwischen ihm und dem Pfarrer erhält die Mutter ihren Platz. Er vereinigt ebenfalls beide Kulturenden in sich, aber nicht in bewußter Weise wie der Pfarrer, sondern instinktmäßig und unbewußt.

Im äußersten Punkte der Peripherie rechts vom Pfarrer steht Hermann. Er haftet am meisten an der Natur durch seine Neigung zur ländlichen Beschäftigung, welche zur Ordnung und Regelmäßigkeit, zu Geduld und emsiger Tätigkeit erzieht. Durch seine Einfachheit, Insichgeschlossenheit und Abneigung gegen äußere Kultur unterscheidet er sich vom Vater. Der Mutter steht er näher als diesem; von dem Egoismus des Apothekers findet er sich aber am meisten abgestoßen. Er repräsentiert das Deutschtum in seiner Reinheit.

Den Mittelpunkt des zweiten Kreises bildet der Richter. Er ist durch sein Alter, seine Erfahrung und Würde das für seine Gemeinde, was der Pfarrer für die Stadt ist, nämlich: Führer, Sprecher und Ordner. Während jener zu dieser leitenden Stellung durch seine wissenschaftliche Bildung befähigt ist, ist es dieser durch das Unglück und die reine Erfahrung. Er repräsentiert daher die rechte Lebenspraxis.

In der Peripherie rechts vom Richter erscheint die ideale Figur des ersten Bräutigams, welcher seinen Idealismus mit dem Tode besiegelte. Und in dem Berührungspunkte der beiden Kreise, neben Hermann, steht Dorothea. Sie vereinigt in sich die ideale und praktische Richtung. Die Ideen ihres verstorbenen Bräutigams hat sie zu den ihrigen gemacht; sie weiß sich aber auch in dem wirklichen Leben, in der Not und in den schlimmsten Lagen zurecht zu finden. Den Vater versteht sie durch einnehmende Umgangsformen zu befriedigen, und mit der Mutter ist sie durch edle Aufopferungsfähigkeit und Dienstfertigkeit verwandt. Ein unmittelbarer Berührungspunkt mit Hermann ergibt sich aus ihrer dienenden, nichts gering achtenden Geschäftigkeit und Arbeitsliebe. Außerdem entspricht ihrem Heroismus die wütige Kraftäußerung des Knaben gegen die Spötter des Vaters, ferner das reizbare Ehrgefühl des Jünglings gegenüber der Eitelkeit der Kaufmannstöchter, sein Entschluß, dem Vaterlande als Soldat dienen zu wollen, sein Mut festen Beharrens auf dem eigenen Sinn, „der die Welt nach sich bildet", und endlich sein Vorsatz, dem Feinde, welcher Haus und Hof bedrohen sollte, mutig die Brust entgegenzustellen. Was die Liebe der Mutter begonnen, das hat Dorothea vollendet, indem sie Hermann befriedigt, ergänzt und ausbildet. So vermählt sich in beiden durch die Liebe Manneskraft und Mannesgefühl mit der Heldengröße des Weibes, das Reale mit dem Idealen, die Natur mit der Kultur zu einer vollkommenen Harmonie.

3. Gedankengang und Gliederung.

Erster Gesang. Der Wirt zum goldenen Löwen in einer kleinen Provinzialstadt diesseits des Rheines unterhält sich unter dem Torwege mit seiner Gattin über das alle Gemüter aufregende Tagesereignis: die

Flucht französischer Gemeinden deutscher Abkunft. Die beiden Hausfreunde der Familie, der Pfarrer und der Apotheker des Ortes, gesellen sich zu ihnen und berichten als Augenzeugen über die Vertriebenen. Der Wirt ist bemüht, die erweckten trüben Gedanken zu verscheuchen.

Zweiter Gesang. Hermann, der Sohn des Wirtes, soeben von den Flüchtlingen zurückgekehrt, berichtet über die Verteilung der Gaben, mit welchen die Eltern ihn an die Unglücklichen absandten. Auf eine egoistische Bemerkung des Apothekers erklärt er, daß er gerade jetzt sich zur Heirat entschließen möchte. In diesem Entschlusse wird er noch bestärkt durch die Erzählung der Mutter, daß sie und der Vater sich auch in traurigen Zeiten verlobt hätten. Der Entschluß des Sohnes ist für die Ohren des Vaters Musik; weil er aber befürchtet, Hermann könne ein armes Mädchen sich zur Braut erwählen, schlägt er ihm eine der reichen Kaufmannstöchter des Nachbarhauses vor. Hermann jedoch erklärt sich außerstande, des Vaters Wunsch zu erfüllen. Letzterer überhäuft deshalb den Sohn mit harten Vorwürfen und erklärt ihm kurz und bündig, daß er ihm nur zur Verheiratung mit einer reichen und gebildeten Jungfrau die Einwilligung geben würde, worauf dieser schweigend die Stube verläßt.

Dritter Gesang. Aus der Unterhaltung der Freunde während der Abwesenheit Hermanns lernen wir das gemütliche deutsche Gemeinwesen des Städtchens und dessen Bürger kennen, und zwar den Wirt als einen Mann des Fortschrittes, den Apotheker dagegen als einen Freund des Alten und Hergebrachten.

Vierter Gesang. Die Mutter sucht Hermann und findet ihn an der Grenze der Felder unter dem alten, ehrwürdigen Birnbaume. Kummer und Verzweiflung über die kränkenden Worte des Vaters haben ihn erfaßt. Die Unmöglichkeit, sich mit der Geliebten seines Herzens vereinigen zu können, lassen ihm das Leben wertlos erscheinen. Dem trostreichen Zuspruche der Mutter gelingt es, daß er das Geheimnis seines Herzens bekennt und sich entschließt, den Vater vertrauensvoll um die Einwilligung zu der Heirat anzugehen.

Fünfter Gesang. Der Wirt und seine Freunde unterhalten sich noch in dem Saale über das Thema des „Fortschrittes". Da tritt die Mutter mit Hermann ein und teilt dem Vater ihr Anliegen mit. Der Pfarrer unterstützt die Bitte der Mutter und des Sohnes. Dem vermittelnden Vorschlage des Apothekers, zunächst über das fremde Mädchen Erkundigungen einzuziehen, gibt der Vater nach, worauf Hermann die Hausfreunde zum Lindenbrunnen hinausfährt. Während diese in das Dorf gehen, wo die Auswanderer rasten, bleibt er zurück bei dem Wagen. Im Dorfe trifft der Pfarrer den Richter der vertriebenen Gemeinde, mit welchem er sich in ein Gespräch einläßt.

Sechster Gesang. Der Richter erzählt dem teilnehmenden Geistlichen die Leiden seiner Gemeinde, den idealen Anfang der Revolutionsbewegung und die darauf folgende furchtbare Enttäuschung, woran er düstere Betrachtungen über die Menschennatur knüpft. Dorothea wird vom Apo-

theker aufgefunden und macht auf die Abgesandten den günstigsten Eindruck. Während Hermann am Lindenbrunnen allein weilt, steigen in ihm Bedenken auf, ob Dorothea ihm auch die Hand reichen werde. Er entschließt sich, sie selbst aufzusuchen, um aus ihrem Munde sein Schicksal zu erfahren, indes die Freunde den Heimweg antreten.

Siebenter Gesang. Während Hermann noch in Gedanken versunken, kommt Dorothea an den Lindenbrunnen, um Trinkwasser zu holen. Hermann läßt sich mit ihr in ein Gespräch ein, wagt aber nicht, ihr von Liebe zu reden, eingeschüchtert durch die hellen Augen des Mädchens und den Ring, welchen er an ihrem Finger erblickt. Er wirbt sie als Magd für die Wirtschaft seiner Eltern. Dorothea, mit dem Antrage zufrieden, geht mit Hermann ins Dorf, um sich von ihren Verwandten zu verabschieden.

Achter Gesang. Hermann führt Dorothea über den Weinberg in das elterliche Haus.

Neunter Gesang. Hier herrschte die größte Ungeduld über das Ausbleiben des Paares; nur der Apotheker zeigte sich gelassen, weil er ein von seinem Vater ererbtes Rezept gegen die Ungeduld in Anwendung brachte. Der Vater begrüßt Dorothea als Braut. Sie aber, als Magd gedungen, hält dies für einen beleidigenden Scherz. Als dann noch der Pfarrer ihre übertriebene Empfindlichkeit tadelt, wird sie, um sich selbst zu rechtfertigen, zu dem Bekenntnis getrieben, daß sie Hermann liebe. Nun folgt die Aufklärung und die feierliche Verlobung durch den Pfarrer, wobei Dorothea ihres ersten Bräutigams in dankbarer Erinnerung gedenkt und den Blick noch einmal auf die anarchistischen Zustände in Frankreich richtet, während Hermann, durch die Liebe zum Manne vollendet, der fürchterlichen Bewegung den beharrlichen Sinn des deutschen Volkes entgegenstellt.

Kürzer läßt sich der Gedankengang in folgender Weise darstellen:

A. Das Zusammentreffen Hermanns mit Dorothea.

I. Ursache des Zusammentreffens: die Teilnahme des Städtchens an dem Unglücke der Vertriebenen.

II. die Folgen des Zusammentreffens: die tiefe Neigung des Jünglings zu der Jungfrau und die dadurch bewirkte Veränderung seines Wesens. Sie gibt sich zu erkennen

1. in seinem Äußeren,
2. in seinem Berichte,
3. in seiner Opposition gegen den Apotheker,
4. in seinem Widerstande gegen die Erfüllung des väterlichen Wunsches.

B. Die Hindernisse der Vereinigung Hermanns mit Dorothea.

I. Die bestimmte Erklärung des Vaters, nur einer begüterten und gebildeten Schwiegertochter das Haus zu öffnen. Sie veranlaßt

1. Hermanns Verzweiflung, das Geständnis der teilnehmenden Mutter gegenüber und den Entschluß, dem Vater sein Anliegen vorzutragen,
2. der Freunde Vermittelung, durch welche der Vater sich zum Nachgeben bestimmen läßt,
3. die Brautschau im Dorfe.

II. Hermanns Bedenken am Lindenbrunnen.
1. Sie halten ihn ab, Dorothea seine Liebe zu bekennen,
2. sie treiben ihn an, sie als Magd zu werben,
3. sie führen zu einer aufregenden Szene im elterlichen Hause.

C. Die Verlobung des Paares.

Die Idee der Dichtung. Wer da glauben wollte, Goethe habe Hermann und Dorothea geschrieben, um einem abstrakten Gedanken einen Körper zu geben, der würde sich sehr täuschen. Seine Personen sind nicht Masken, sondern konkrete Erscheinungen. Hermann und Dorothea wird ebenso wenig von einer besonderen Idee getragen wie die Ilias und Odyssee. Denn das Thema eines Epos ist eben keine Idee, sondern ein Faktum. Muß man sich daher auch hüten, in der Erzählung unserer Dichtung eine Art symbolischer Weltgeschichte zu erblicken, oder den einfachen Tatsachen kulturhistorische Ideen unterzulegen oder die geschilderten Zustände für Symbole zu halten. Vor solchen Abstraktionen warnt der Dichter selbst: „Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch rühren zu lassen, euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke oder Idee wäre." Die Hauptsache in einem Epos ist die demselben zugrunde gelegte Erzählung, die Handlung. Sie muß aber Gehalt besitzen, d. h. zur Veranschaulichung und Beherzigung guter Lehren Veranlassung bieten. Und hieran ist unser Gedicht unendlich reich. Ohne Schwierigkeit lassen sich folgende Sätze aus der Geschichte desselben nachweisen:

1. „Die Liebe ergreift wahlverwandte Gemüter im ersten Augenblicke, entwickelt den Jüngling zum Mann und leistet die Bürgschaft, daß der durch sie auch in sturmbewegter Zeit begründete Herd sicher steht, wenn auch alles umher schwankt."

2. „Durch Freud und Leid, durch Irrtum und Erhebung, durch Hoffnung und Entsagung, unter bangem Sorgen und Handeln reift das Menschenherz heran und findet Ruhe und Sicherheit."

3. „Das Schicksal schleudert Individuen und Nationen auseinander, vermag aber nichts gegen die unermüdliche Kraft des Menschen, der, wo es ihn hinwirft, immer wieder von neuem Fuß faßt, sich ein neues Glück und neue Freunde schafft."

4. „Die scheinbaren Fehler der menschlichen Natur werden oft die Veranlassung, daß der Mensch sich zum Besseren und Höheren erhebt."

5. „Leiden läutern."

6. „Das Natürliche darf nicht unterdrückt und das Mannigfaltige nicht einförmig gemacht werden, wenn sich das Leben im Leben vollenden soll."

7. „Durch Vertrauen auf Gott, Mut und Entschlossenheit bewahrt sich der Mensch im Unglücke Ruhe und Zufriedenheit."

8. „Die heilige Kraft der Liebe bewährt sich erst bei auseinandergehenden Anschauungen und widerstreitenden Meinungen. Sie bindet auch das Ungleiche und weiß auch das Vielartige in eins zu verschlingen."

9. „Wer fest auf dem Sinn beharrt, bildet die Welt sich."

10. „Not und Liebe sind die Hebel aller Weiterbildung, sowohl des einzelnen als auch der ganzen Menschheit."

4. Die Gattung des Gedichtes.

Von dem Erscheinen an bis zur Gegenwart ist vielfach darüber gestritten worden, zu welcher Dichtungsgattung „Hermann und Dorothea" zu zählen sei. Goethe nennt das Gedicht ein Epos, Humboldt ein bürgerliches Epos, Schiller ein Epos und in einem Briefe an Körner, „eine Art bürgerlicher Idylle", Hegel ein idyllisches Epos, Jean Paul ein episches Idyll, Cholevius ein Idyll, und Viehoff hält ebenfalls das Gedicht nicht für ein reines Muster einer Epopöe. Da nach Humboldt nichts so sehr den absoluten Wert eines Gedichtes vollendet, als wenn es, neben seinen übrigen eigentümlichen Vorzügen, zugleich den sichtbaren Ausdruck seiner Gattung an sich trägt, so könnte das Gedicht allerdings keinen Anspruch auf einen reinen Kunstcharakter machen, wenn diese Meinungsverschiedenheit in dem Gedichte selbst und nicht in der verschiedenen Begriffsauffassung der epischen und idyllischen Dichtung ihren Grund hätte. Hermann und Dorothea ist in der Tat ein Epos; denn der Inhalt ist eine Erzählung, die Personen gehören einem bedeutsamen Lebenskreise an, der Stoff ist ein echt epischer, es stellt möglichst alle Seiten des Volkslebens dar, und der Dichter erzählt objektiv, mit epischer Ruhe, epischer Breite, plastischer Sinnlichkeit und scheinbarer Absichtslosigkeit bei Anordnung und Ausführung.

1. Hermann und Dorothea ist eine Erzählung. Hiervon wird sich jeder unmittelbar überzeugen können, der das Gedicht nur einmal liest. Dadurch aber unterscheidet sich das Epos auf das bestimmteste von dem Idyll. Jenes ist nach Hegel die ruhige Darstellung des Fortschreitenden, dieses die Darstellung eines Zustandes. Als Mittel der Darstellung dient dort die Erzählung, hier die Beschreibung und Schilderung. Erstere hängt an der Zeitfolge, letztere am Raume. Der Epiker muß mithin, dem Begriffe des Epos gemäß, das Ruhende in ein Bewegliches, Fortschreitendes verwandeln.

Wenn Homer den Schild des Achilles beschreibt, so betrachtet er ihn nicht als einen *fertigen*, sondern als einen *werdenden*, vor unseren Augen entstehenden. Ebenso verfährt er, wenn er zeigen will, wie Agamemnon bekleidet gewesen ist. Er läßt dann den König seine Kleidung Stück für Stück antun. Dieses epische Gesetz, welches Lessing in seinem Laokoon erläutert, hat Goethe überall befolgt. Wenn er den Garten und Weinberg uns vorführen will, so läßt er die Mutter durch die Landschaft schreiten, und sie leiht uns nun gleichsam ihr Auge. Ferner läßt er die Beschreibung der Dorothea in die Handlung eingreifen, indem die Abgesandten sie an den gegebenen Merkmalen erkennen sollen.

2. Die Personen gehören einem *bedeutsamen Lebenskreise* an, zwar nicht, wie in den alten Epen, dem *Heldentume*, sondern dem *Bürgertume*. Auch dadurch unterscheidet sich das Epos von dem Idyll, daß letzteres seine Personen aus dem Gedränge des Lebens heraus in einen abgelegenen Winkel rettet, wo sie sich in *ruhiger Beschränkung* behaglich fühlen, während ersteres sie in einen bestimmten Kreis eintreten läßt, der sich *geltend* zu machen sucht. Die Charaktere unseres Gedichtes wurzeln in dem Bürgertume, wachsen aus demselben heraus und empfangen aus ihm Nahrung und Leben. Deshalb sind sie auch wie aus dem Leben gegriffen. Aber trotzdem hat uns der Dichter nicht die *gemeine Wirklichkeit*, sondern das *im Spiegel der Einbildung verklärte Leben* geschildert. Goethe bekennt ja selbst: „Ich habe das Reinmenschliche einer kleinen, deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht.“ Die Personen in Hermann und Dorothea sind individuelle, der Natur entsprechende Gestalten, aber zugleich so ideal gehalten, wie sie die Wirklichkeit niemals darzustellen vermag. Die Idealität ist aber eine doppelte: eine *ethische* und eine *ästhetische*.

Das ethische Ideal ist ein Musterbild, welches in jeder Weise dem Begriffe des Guten entspricht. Zur ethischen Idealität ist jedoch nicht erforderlich, daß jede Person ein vollkommenes Wesen ohne Fehler und Mängel sei. Der ethischen Idealität ist schon genügt, wenn die Personen in das richtige Verhältnis zum ethischen Ideale gesetzt sind, d. h. wenn durch das ganze Gedicht ein sittlicher Geist weht, wenn die Verirrungen des Kopfes und Herzens gerichtet, wenn das Gute, Wahre, Rechte anerkannt, das Böse, die Unwahrheit, der Irrtum dagegen bekämpft werden. Hierzu muß aber noch eins kommen: die *Entscheidung*, die *Vergeltung*, der *Richterspruch* darf nicht in *jenes Leben* verlegt werden, sondern muß in dem Gedichte selbst zum Austrage kommen. Und dieses poetische Gesetz finden wir auch in allen Werken unserer großen Dichter bestätigt. Im *Leben* freilich ist dies nicht immer der Fall. Da bleibt oft manche Träne ungetrocknet; mancher Bösewicht frohlockt über den Guten; da siegt sehr häufig die Lüge über die Wahrheit, die Macht über das Recht, und uns bleibt als Ersatz nichts anderes als der *Glaube* an eine *ewige Vergeltung*.

In Hermann und Dorothea hat Goethe der ethischen Idealität volle Rechnung getragen. Der Pfarrer, das personifizierte öffentliche Gewissen, ist überall bemüht, die Ansichten richtig zu stellen. Die auftretenden Personen sind in sittlicher Hinsicht wahre Musterbilder. Kein Vater hätte in betreff der Heiratsangelegenheit seines Sohnes vernünftiger und kein Mädchen in ähnlichen Verhältnissen verständiger handeln können. Ebenso befriedigt der Ausgang der Dichtung unser sittliches Gefühl.

Das ästhetische Ideal ist ein Musterbild, welches dem Begriffe seines Gegenstandes selbst entspricht. „Wenn der Dichter uns einen Menschen zeichnet, welcher nur immer an sich denkt, nur stets seinen Vorteil im Auge hat, so ist dieser Mensch allerdings weit vom sittlichen Ideale entfernt, aber er ist ein vollkommener Egoist.“ Und das Ideal, welches dem Dichter hierbei vorschwebte, war das ästhetische. Daß in Hermann und Dorothea den Forderungen der ästhetischen Idealität vollkommen Rechnung getragen worden, ist bei einem Dichter wie Goethe selbstverständlich. Die Charaktere zeichnen sich aus durch Einheit, Wahrheit und Vollständigkeit; jeder besitzt bestimmte Grundzüge; Beruf und Stand der Personen sind passend gewählt; sie bleiben in Reden und Tun ihrem Charakter treu und fallen nicht aus der Rolle.

Mit dem ethischen und ästhetischen Element verbindet sich in Hermann und Dorothea das naive. Das ästhetische Ideal kann nach Schiller naiv oder sentimental empfunden werden. Im naiven Dichter lebt es als Natur, im sentimentalen als Sehnsucht; ersterer ahmt die gegenwärtige Natur nach, letzterer sucht die verlorene. In dieser Hinsicht gehört unsere Dichtung zu den naiven Dichtungen, wie die großen Epen des Altertumes: die Ilias und Odyssee, das Nibelungenlied und die Gudrun. Die Personen in Hermann und Dorothea sind deshalb naiv, weil sie ihr Inneres unbewußt und unwillkürlich kund geben; weil ihr Leben als das natürliche Ergebnis ihrer Anlagen, Verhältnisse und Erfahrungen erscheint; weil sie weder in Gefühlsseligkeit schwärmen, noch bei Ungemach durch wiederholte Ausbrüche des Schmerzes ihrem Herzen Luft machen. Die Natur erscheint ihnen nicht als die liebliche Wohnstätte, welche ihr Gemüt mit Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies erfüllt, sondern als die all ernährende Mutter.

3. Der Stoff ist echt epischer Natur. Während im Drama der Held als ein Atlas die Welt trägt, wird im Epos der Held von einer Welt getragen. Während dort die handelnden Personen die Begebenheit herbeiführen, tritt sie hier an den Helden heran. Dort ist deshalb der Held mehr aktiv, hier mehr passiv. In Hermann und Dorothea muß eine Fremde kommen, um den Jüngling zu ergreifen, und die Jungfrau mußte hinausziehen, um an der Brust des Geliebten eine neue Heimat zu gewinnen. Ferner bewegt sich die Handlung in unserem Epos um zwei Verwickelungen: die eine geht von dem Widerstande des Vaters gegen des Sohnes Neigung aus, die zweite hat ihren Grund in Her-

manns Bedenken und Zweifeln, ob die Erwählte seines Herzens ihm auch folgen werde. Dadurch ergibt sich ein neuer Unterschied zwischen Epos und Idyll, welches letztere sich von Konflikten frei erhält und die epische Grundlage im erzählenden Teile nur als Anlaß zur Beschreibung nimmt.

4. Es stellt möglichst alle Seiten des Volkslebens dar. Im Heldenepos ist das Wirkliche und Wunderbare miteinander gemischt. Die auftretenden Personen sind willens- und leidenschaftsstarke Naturen, welche gewaltige Taten verrichten. Die Konflikte sind tiefgehender, heftiger und gewaltsamer Natur. Sie nehmen nicht selten eine solche Ausdehnung an, daß ganze Völker und Zeiten in Mittätigkeit und Mitleidenschaft gezogen werden und häufig die feindlichen Parteien der gänzlichen Vernichtung verfallen. An den gewaltigen Bewegungen stellt das Heldenepos ein dichterisches Gesamtbild der allgemeinen Welt- und Volkslage dar, indem es die Merkmale seines Zeitalters unmittelbar und vollständig an sich trägt. Nun muß zwar zugegeben werden, daß in Hermann und Dorothea die französische Revolution nur den dunklen Hintergrund zu dem Lebensgemälde bildet, daß die Konflikte nicht so einschneidender Natur sind, und daß alle Momente versöhnend enden. Die Wöchnerin findet Unterstützung, der alte Richter wird durch den Pfarrer milder gestimmt, die vertriebene Gemeinde ist vor dem Feinde in Sicherheit, Hermann sieht alle seine Wünsche erfüllt, der Vater ist versöhnt. Aber Hermann und Dorothea ist auch kein heroisches Epos, es ist ein bürgerliches Epos. Mag ihm auch der volle Glanz der Heldenepen abgehen, an geistigem Gehalte steht es ihnen nicht nach. In den intellektuellen feingegliederten Empfindungsgehalt, in die eindringendere, seelenvollere Sprache, in die Schilderung des Gemütes aber gerade setzt Humboldt das Charakteristische des bürgerlichen Epos. Nach dieser Seite hin steht Hermann und Dorothea unübertroffen da. Es entrollt vor unseren Augen ein reiches Kultur-, Sitten- und Zeitgemälde; es enthält eine reiche Fülle pädagogischer, christlich-religiöser und politischer Anschauungen; es führt uns die lieblichsten Naturbilder vor; es trägt einen echt nationalen Charakter. Der Schauplatz der Handlung ist deutscher Boden; wir hören die Fluten des Rheines, des deutschesten der Ströme, rauschen; die handelnden Personen sind in ihrem treuen Festhalten an dem Hergebrachten und in ihrem empfänglichen Gefühl für das Neue ein Spiegelbild deutschen Wesens und deutscher Gesinnung.

5. Der Dichter erzählt objektiv. In einem gewissen Sinne freilich ist jede Dichtung subjektiv, in dem Sinne nämlich, daß jede Dichtung, selbst wenn der Stoff aus der Geschichte und Sage entnommen, ein Phantasiebild des Dichters und das in derselben aufgestellte Ideal das Ideal des Dichters selbst ist. Was in dem Gedichte getadelt und verurteilt, was anerkannt und gelobt wird, was dem Leser oder Hörer Schmerz oder Freude bereitet: das hat dem Dichter selbst dafür gegolten, das hat er selbst so empfunden.

Objektiv wird die Darstellung dadurch, daß der Dichter den Gegen-

stand selbst sprechen, nicht das Wort, sondern die Sache reden läßt; daß er nicht über den Eindruck reflektiert, welchen der Gegenstand auf ihn gemacht hat; daß er Zwischenreden vermeidet, durch welche er seine Gedanken gibt; daß er für keine der auftretenden Personen Partei nimmt; daß er vom Leser sich nirgends fassen läßt, ihm nirgends Rede steht und ihm gar keine Gelegenheit gibt, an ihn, den Dichter, zu denken; daß er nach dem Schillerschen Ausspruche hinter seinem Werke steht wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude.

Der Unterschied zwischen objektiver und subjektiver Darstellung wird leicht erkannt, wenn man die subjektive Auffassung Jean Pauls oder Wielands mit der objektiven Goethes oder Shakespeares vergleicht. Von letzterem Dichter berichtet Schiller in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung: „Als ich in einem sehr frühen Alter Shakespeare kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, in König Lear, in Macbeth durch einen Narren zu stören, der ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neueren Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren, kurz, das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich seine Individualität lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild konnte ich ertragen.“ Ähnlich erging es Schiller auch mit Homer, dem Meister der epischen Dichtung, welchen er später kennen lernte.

Was bewirkt nun aber die objektive Darstellung im Leser? Die Ereignisse und Begebenheiten stellen sich ihm als Tatsachen hin; er glaubt nicht ein Phantasiebild des Dichters vor sich zu haben, sondern die reine Wirklichkeit und das wirkliche Leben, welches ihn ergreift und zum Mitleben nötigt.

Goethe ist den Anforderungen der Objektivität, welche der Charakter des Epos fordert, in Hermann und Dorothea aufs strengste nachgekommen. Überall läßt er seine Person nach ihrer Individualität sprechen und handeln, aber nirgends tritt er in seiner Individualität hervor. Der Apotheker reflektiert zwar, aber er, der Dichter, enthält sich jeder Reflexion. Nirgends unterbricht er die Erzählung durch sympathische Kundgebungen; nirgends sucht er durch launige Einfälle oder pathetische Worte die Aufmerksamkeit von der Sache ab- und auf sich hinzulenken.

6. Der Dichter erzählt mit epischer Ruhe. Die epische Ruhe folgt unmittelbar aus der Objektivität. Denn wenn er zwar Helden mit Leidenschaften darstellen darf, aber selbst ohne Leidenschaft bleiben soll,

so ist notwendig, daß er den Stoff aus einer gewissen Entfernung betrachten muß. In Hermann und Dorothea wird kein Leser die epische Ruhe vermissen. Als ein klares, bereits in sich vollendetes Dasein stand das ganze Lebensbild mit seiner friedlichen Entwickelung und seinem heiteren Ausgange vor der Seele des Dichters, welcher die ganze Handlung vom ersten bis zum letzten Moment überblickte, bevor er sie niederschrieb. Überall bewahrt er sich den schlichten, effektlosen Erzählungston, stets verschmäht er jenen rhetorischen Schwung und Glanz, der der Wirkung der Dinge nachhelfen will. Hierdurch wird er befähigt, auch das Kleine und Kleinste nicht zu übersehen. Im neunten Gesange heißt es:

> Eilig faßte darauf der gute, verständige Pfarrherr
> Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring
> (Nicht so leicht, er war vom rundlichen Gliede gehalten).

Von diesem letzten Verse sagt Hiecke: „Dieser einzige Vers verrät den Meister epischer Poesie, der bei der wärmsten Teilnahme doch immer noch das Auge offen hat für Nebenumstände, wenn sie zur Anschaulichkeit beitragen, und ich denke, das rundliche Glied malt uns zugleich eine behagliche Körperfülle des Gastwirtes." Doch darf man nicht meinen, daß bei ihm der Gleichmut in Gleichgültigkeit übergegangen sei. Welch innigen Anteil er an den Personen nahm, geht schon daraus hervor, daß er das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte und dieselbe Wirkung ihm auch noch im Alter blieb.

7. Der Dichter erzählt mit epischer Breite. „Der Epiker hat Zeit; Lücken und Sprünge kennt er nicht, es geht alles ohne ein eigentliches Abbrechen des Fadens weiter." (Leimbach.) Die Handlung drängt nicht wie beim Drama zu rascher Entscheidung hin. Das Epos gleicht einem Strome, der langsam und majestätisch dahin fließt, Krümmungen macht und dem Beschauer Zeit läßt, sich mit der Gegend vertraut zu machen. „Nur eins gestattet sich der Dichter: er hält den Gang der Haupthandlung auf durch Einfügung kleiner Erzählungen, welche auf den Gang der Haupthandlung keinen Einfluß haben", durch Einschiebung von Episoden, welche zur organischen Entfaltung des Ganzen dienen. Außerdem ist die epische Darstellung charakteristisch durch eine Menge stehender Redewendungen und Beiwörter. An kleineren Erzählungen und Episoden enthält Hermann und Dorothea die Mitteilung des Brandunglückes, die Heldentat der mutigen Jungfrau, die Heilung des Apothekers als Knaben von der Ungeduld usw. Hermann verläßt zu Ende des zweiten Gesanges die Stube, und wir erfahren erst im vierten Gesange, wohin er gegangen ist. Der ganze dritte Gesang ist mithin eine Episode, in welcher uns das Städtchen, das gemütliche deutsche Gemeinwesen im Bilde vorgeführt wird. Aber nur ein Gleichnis enthält das Gedicht („Wie der wandernde Mann"), während die Iliade außerordentlich reich daran ist. Goethe war wohl deshalb so sparsam mit diesem Anschauungsmittel, weil uns in seinem Gedicht überall die frische Schöpfung entgegenlacht, weshalb er Gleichnisse aus der Natur entbehren konnte.

8. Der Dichter erzählt mit plastischer Sinnlichkeit. Unter der plastischen Darstellung versteht man die Fähigkeit, mit wenigen einfachen Mitteln einen Gegenstand so darzustellen, daß die Phantasie gezwungen wird, sich von demselben ein totales Bild zu entwerfen. Die Plastizität ist demnach der Weg der sinnlichen Klarheit und Anschauung. Goethe ist auch hierin Meister. Während jedoch die Alten mehr die äußere, uns umgebende Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Größe darstellen, legt er in einzelnen kräftigen Zügen das Innere des Menschen dar. Wodurch aber, fragen wir, hat er die sinnlich plastische Darstellung erzielt? Die Antwort lautet: a) durch die einfache, natürliche, maßvolle Sprache. Hermann beschreibt seine Liebe zu Dorothea mit Worten: „Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich." Mit welcher Überschwenglichkeit dagegen schildern die Romantiker die Liebe, und doch machen jene einfachen Worte einen tieferen Eindruck auf uns als alle jene schönrednerischen Auslassungen. b) Durch Anwendung des Lessingschen Mittels, wodurch er dem im Raume Ruhenden Leben und Bewegung erteilt. c) Durch genaue Verfolgung der einzelnen Momente einer Sache oder einer Verrichtung. Wir erinnern nur an die Erzählung der Feuersbrunst in der Stadt. Hier ersinnt er eine Reihe von einzelnen Umständen und Szenen, wodurch die Erdichtung die Wahrheit einer wirklichen Tatsache annimmt. d) Durch Verwendung des Äußeren als eines Spiegels des Inneren. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Gesichtspunkte ihrer Bewohner, eifriger Landwirte, geschildert. Die starken Schritte, die starken Zöpfe, der gewölbe Busen, die hellen, schwarzen Augen lassen die Seelengröße Dorotheas erkennen. Der trippelnde, behende Gang ist für den unruhigen Apotheker und die Wohlbeleibtheit für den behaglichen Wirt bezeichnend. Die Wöchnerin drückt ihre Dankbarkeit für die empfangenen Gaben dadurch aus, daß sie aufmerksam und froh den weichen Flanell des Schlafrockes befühlt. Die drei Vorgänge in der Natur, die in die Zeit der Handlung fallen, entsprechen den Gemütszuständen der Personen. In der Natur folgen aufeinander Schwüle, Gewitter, erquickender Regen, und auf die Spannung der Gemüter folgt Aufregung und danach volle Befriedigung. Auf dem Heimwege der Liebenden nach der Stadt wechseln in der Natur helle Lichtermassen mit den Schatten der dunkeln Nacht. Ebenso hell erglänzt es in der Seele Hermanns, als er neben Dorothea sitzt; wenn er dagegen an die bevorstehende Entscheidung und an den Ring an Dorotheens Finger denkt, ziehen schwarze Wolken an seinem Lebenshimmel vorüber. Ehe die Mutter bei Erzählung des Brandunglückes recht in Redefluß kommt, bricht sie mehrmals den begonnenen Satz ab. Ihre Aufregung läßt uns der Dichter hierdurch deutlich erkennen. e) Durch die Mannigfaltigkeit des Ausdruckes. Er braucht homerische Ausdrücke („geflügelte Worte", „eherne Busen"), ahmt die Sprache der Bibel nach („Liebe Mutter, ihr sagt's"; ebenso 1. Mos. 2, 24), benutzt sprichwörtliche und volkstümliche Redensarten („es blieb kein Fäschen zurück", „wie ein Wiesel dahin und

dorthin laufen", „besser ist besser", „zu Hause hocken und hinter dem Ofen brüten", „einen Korb bekommen", „kriegen" für bekommen), wählt aber auch höchst poetische Ausdrücke („die goldne Frucht neigt sich den Garben entgegen"), fügt sinnlichen Gegenständen passende Beiwörter hinzu („des Birnbaums lastende Zweige", „der kräftig strotzende Kohl", „des klaren, herrlichen Weins", „die grünlichen Römer", „der glänzend gebohnte Tisch"), führt die Wörter auf ihre sinnliche Bedeutung zurück („Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend" — eli—lenti, fremdes Land, Ausland). f) Durch Hervorhebung einzelner Begriffe. Als Mittel wendet er an: die Alliteration („Das Gedräng und Getümmel der Wandrer und Wagen"), Schallnachahmungen („Man hörte der stampfenden Pferde — Torweg"), die Nachstellung des Beiwortes („Das überrheinische Land, das schöne"), das Hinübergreifen des Satzes aus einer Verszeile in die andere („Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind, wie die Gesichter glühen"), die Wiederholung der Wörter („Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte. Weinte laut —"), den kurzrednerischen Gebrauch des Adverbs („Und er das Unrecht fühlte, das er anderen lebhaft erzeigte"; prosaisch: das er anderen erzeigte, wenn er einmal lebhaft aufgeregt war), Eintönigkeiten (im sechsten Gesange wird „ich sah" fünfmal kurz hintereinander wiederholt), die Trennung des Genitivs vom vorangehenden regierenden Hauptwort („auf dem beladen die Äste ruhten des Apfelbaums"). g) Durch die dialogische Form der Gespräche, wodurch wir die Begebenheit unmittelbar erfahren. h) Durch Verwandlung abstrakter Begriffe in sinnliche Phantasiebilder. So sagt er z. B. statt Ackerwirt:

> Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
> Und die Erde besorgt, sowie es die Stunden gebieten.

9. Der Dichter erzählt mit scheinbarer Absichtslosigkeit bei Anordnung und Ausführung. Er beginnt nicht, wie in Romanen, mit ausführlichen Schilderungen der Örtlichkeiten und Zeitereignisse, unterbricht auch nicht die Handlung durch lange Berichte aus dem früheren Leben der auftretenden Personen, sondern verflicht die Vorgeschichte derselben und die Beschreibung der Örtlichkeiten in so geschickter Weise mit der Haupthandlung, daß der gleichmäßig stete Gang derselben nicht im geringsten gestört wird. Die Anordnung des Stoffes ist so natürlich und selbstverständlich, daß kein einziger Umstand absichtlich erfunden zu sein scheint. Goethe nennt das innige Ineinandergreifen, die Wechselbeziehung der epischen Momente: „Verzahnung." Cholevius weist an unserem Epos vier Verzahnungen nach. „Die erste besteht darin, daß wir von Personen und Gegenständen, die uns beschäftigen sollen, durch eine vorhergehende Ankündigung Kenntnis erhalten." Ehe Hermann auftritt, kennen wir bereits die Grundzüge seiner Persönlichkeit, ebenso wird

Dorothea vorläufig durch Hermanns Schilderung eingeführt. „Eine zweite Reihe von Verzahnungen ist bestimmt, etwas Vorangehendes zu bestätigen.“ Die Leinwand, welche Dorothea im zweiten Gesange erhalten hat, sehen wir sie im sechsten Gesange verwenden. „Manchmal ist das eine Moment nicht dem anderen untergeordnet, und sie verbinden sich nur zur stärkeren Wirkung.“ Ein passendes Beispiel für diese Art von Verzahnung bietet der Birnbaum an der Grenze der Felder. Hier hatte sich Hermann am Nachmittage so einsam gefühlt, hier hatte er des fremden Mädchens gedacht, hier der Mutter seine Sehnsucht geklagt und auf das Fenster seines Dachstübchens hingezeigt, und noch ehe der Tag vergangen ist, sitzt er unter demselben Baume mit dem geliebten Mädchen, welches beim taghellen Mondscheine die Scheiben jenes Dachstübchens zählt. „Viertens bemerken wir bei der Verzahnung, daß ein Moment nicht bloß verschiedene Szenen des Gedichtes durch seine Wiederkehr in eine Wechselbeziehung bringt, sondern daß es mehrmals und in mannigfacher Weise als Motiv in Wirkung gesetzt wird.“ Der Schlafrock z. B. bezeichnet die Freude des Wirtes am Soliden und Dauerhaften, bekundet den wohltätigen und verständigen Sinn der Mutter bei der Not der Vertriebenen, zeigt den Jugendeifer Hermanns, wenn die Knaben über die indianischen Blumen spotteten, offenbart das freundliche Herz Dorotheas, welche den alten Kattun für den Säugling verwendet, und dient dem Apotheker als Erkennungszeichen für die zu suchende Jungfrau.

Aus den angestellten Betrachtungen aber folgt, daß das Epos Hermann und Dorothea in jeder Weise, nach Inhalt und Form, den rein epischen Charakter an sich trägt und dadurch Goethes Wunsch: „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!“ in seltener Weise verwirklicht.

5. Besondere Schönheiten des Gedichtes.

Zu den vielgerühmten Schönheiten des Epos gehören die poetische Disposition, die Schilderung von dem Zusammentreffen Hermanns mit Dorothea, die Beschreibung des Gartens und Weinberges und die Szene der Liebenden am Lindenbrunnen.

1. Unter poetischer Disposition versteht man „die Aufstellung und Gliederung eines Gedankenganges zu einem in sich geschlossenen Ganzen“. Sie zerfällt bei jedem größeren epischen oder dramatischen Gedichte in drei Teile: den Eingang (Exposition), die Mitte oder Fortführung und den Schluß (Katastrophe). Die Exposition enthält die Aufstellungen, welche uns mit den Personen und Verhältnissen bekannt machen und die Verwickelung einfädeln. Der Dichter hat hier völlige Freiheit, der Hörer verhält sich bloß empfangend.

a) Der Eingang zu Hermann und Dorothea ist eine Musterexposition; denn die Aufstellungen geschehen erstens in Unmittelbarkeit. Der

Dichter versetzt uns sogleich ohne alle Vorbereitung und Einleitung in die Begebenheit (in medias res) hinein. Er beginnt das Stück nicht mit dem Anfange der Handlung, der Abfahrt Hermanns und der Verteilung der Gaben an die Ausgewanderten, sondern mit der Hauptaufgabe der Dichtung, der Darstellung des Familienkreises. Dadurch lenkt er den Blick des Lesers sogleich auf die Hauptsache und läßt ihn einen Eindruck vom Ganzen empfinden. Wie das Samenkorn das Bildungsgesetz der ganzen Pflanze in sich trägt, so zeigt der Eingang zum Goetheschen Epos das Gestaltungsgesetz des ganzen Gedichtes. Wäre Goethe umgekehrt verfahren, so hätte er dadurch das reiche und imponierende Gemälde der wandernden Gemeinde zu nahe in den Vordergrund gerückt und das Interesse von dem Zentrum des Gedichtes abgelenkt. Die Aufstellungen des Einganges sind zweitens mustergültig, weil sie in Allgemeinheit geschehen. Die Personen sind Repräsentanten ihres Geschlechtes, ihrer Gattung, und gleich beim ersten Auftreten gibt der Dichter einer jeden diejenige Charakterrichtung, welche die Grundlinien ihres Wesens anzeigt. Die Aufstellungen des Einganges geschehen drittens, den Gesetzen der Poesie gemäß, in Gegensätzen. Durch fünf Kontraste schreitet der Dichter zum Konflikte, d. i. dem Gegensatze, vor, auf welchem das ganze Dichtwerk ruht. Diese Gegensätze finden statt 1. zwischen den beiden Gemeinden. Die eine erfreut sich unter dem Schutze staatlicher Ordnung eines behaglichen Glückes, die andere wird ruhelos fortgetrieben. 2. Zwischen den beiden Eheleuten. Der Wirt zeigt einen Anflug von Eigenwillen und Stolz, die Wirtin ist herzensgut und sucht in kluger Weise die Widersprüche auszugleichen. 3. Zwischen den beiden Gästen. Der Apotheker ist beschränkt und beurteilt die Dinge vom selbstischen Ich aus, der Pfarrer geht rücksichtsvoll auf das Wesen und die Beurteilung ein. 4. Zwischen den genannten Personen und Hermann. Die ersteren bekunden eine lebhafte Teilnahme mit der Not der Auswandernden, der letztere kehrt fröhlich von der Stätte des Jammers. 5. Zwischen Dorothea und Minchen. Erstere ist die selbstlose Dienstfertigkeit selbst, letztere das verbildete, eitle Stadtkind aus vornehmer Familie mit gesicherter Zukunft. 6. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn. Hermann hat im Herzen eine Frau gewählt, der Vater aber stellt für die Wahl der Schwiegertochter Bedingungen auf, mit denen Hermann den Wunsch seines Herzens aussichtslos fühlt.

b) Die Mitte oder Fortführung des Gedichtes. Sie enthält die Folgerungen aus den Aufstellungen. Hier ist der Dichter nicht mehr ganz frei, er muß das Weitere mit dem im Eingange Gegebenen in Übereinstimmung bringen. Ebenso ist der Hörer nicht mehr bloß empfangend, sondern miturteilend, indem er veranlaßt wird, zu untersuchen, ob das Neue zu dem vorher Angeführten paßt.

Wie der Eingang zu Hermann und Dorothea, so ist auch die Weiterführung musterhaft. Sie zeigt folgerichtige Entwickelung, durchgängige Stetigkeit der Bewegung und vollkommene Übereinstimmung mit

dem anfangs Gegebenen. „Aus Anlaß des Konfliktes zwischen Vater und Sohn greifen alle im Eingange zusammengekommenen Personen zur Fortführung ein: zuerst die Mutter nach ihrer Kenntnis des Sohnes und nach ihrer Liebe zu ihm, dann die beiden Freunde, Prediger und Apotheker, nach ihrem guten Willen und Vermögen. Die Erzählung verfolgt den Verlauf, indem sie die Personen in drei Gruppen trennt: Vater und Mutter, die daheim bleiben und abzuwarten beschließen, Prediger und Apotheker, die innerhalb der auswandernden Gemeinde Auskunft über Dorothea suchen; und Hermann und Dorothea, die zu einer einsamen Besprechung zusammenkommen. Die Folge dieser Trennung ist ein neuer Gegensatz. Vater und Mutter erwarten Hermanns Ankunft mit seiner Verlobten; Dorothea dagegen betritt in ihren Gedanken die Schwelle des Hauses als Magd." (Hahn.)

c) Die Katastrophe. Sie bringt die Gegensätze zur Erledigung und Ausgleichung. In ihr erst wird der künstlerische Bau der ganzen Dichtung, die unscheinbar anfing und sich zu einem Baume mit zahlreicher Verästelung entfaltete, verständlich. Es erscheint als selbstverständlich, daß sie nichts vorführen darf, was nicht schon vom Anfang an vorbereitet wäre.

Der Katastrophe in Hermann und Dorothea, welche den neunten Gesang umfaßt, kommt keine in den neueren Epen gleich, wie unter den älteren Epen es nichts gibt, was schöner komponiert wäre als die Katastrophe der Ilias und der Todeskampf der Burgunder an Etzels Hofe. Alle Personen, die sich in dem Goetheschen Epos allmählich zusammenfanden, treten im Schlußgesange vereint auf, und auch Dorothea ist unter ihnen. „Die mißverständlichen Voraussetzungen, die Vater und Mutter hegen, bewirken eine erschöpfende Enthüllung der Charaktere aller, namentlich des Vaters, Hermanns und Dorotheas. Der Ausgleich zwischen Vater und Sohn, ferner die Verbindung zwischen Hermann und Dorothea, wird als die wohlbegründete Folge aller vorangegangenen Vorgänge geschlossen und befestigt." (Hahn.)

2. In Hermanns Bericht über das Zusammentreffen mit Dorothea hat der Dichter ein Meisterstück sinnlich plastischer Darstellungsweise geliefert. Es ist der Kontrast und die entsprechende Umgebung, in welche er Dorothea versetzt, wodurch er den günstigen Eindruck, den die Persönlichkeit derselben machen soll, noch gesteigert hat. Humboldt äußert sich hierüber also: „Man glaubt eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten, auf geschnittenen Steinen erblickt. Man fühlt sich betroffen und hält inne; man begreift nicht, wodurch und womit dieses gemacht ist. Der Dichter hat bloß die einfache Handlung erzählt; aber man kann sich nicht enthalten, dieser Erscheinung noch einen Augenblick zuzusehen. Sie steht zu auffallend da. Von der Erzählung des Apothekers im vorigen Gesange her ist der Leser noch von dem Zuge der Ausgewanderten erfüllt; er sieht noch das verwirrte Durcheinander, die unbesonnene Eile, die gegen fremdes Unglück gleich-

gültige Selbstsucht vor Augen. Aus dieser ungeschiedenen Menge sondert sich eine einzelne Gruppe ab; ein Wagen ist zurückgeblieben, indes die übrigen schon in der Entfernung davoneilen: eine Wöchnerin, von Ochsen gezogen, die ein Mädchen lenkt. Das Mädchen tritt allein, einzeln auf, sie allein ruhig, besonnen, hilfreich; nun muß alles, die Stärke des festgefügten Wagens, die gewaltige Größe der Tiere, selbst das verwirrte Gedränge des Zuges ihr Bild vergrößern helfen.“ Ebenso bestimmt ergreift die Phantasie das Bild der Wöchnerin. Ihr mattes, langsames Emporrichten, ihre bleiche Farbe, ihr stummes Hinschauen: das sind alles Züge, die sich dem Gedächtnis unvergeßlich einprägen.

3. Als ein Meisterstück beschreibender Poesie gilt die Schilderung des Gartens und Weinberges. Der Dichter reihet Bild an Bild ohne breite Schilderung, ohne malerische Ausführung; aber er verwandelt das Ruhende in Fortschreitendes und weiß durch eine leicht auffaßliche Abgrenzung der einzelnen Teile: des Gartens durch die Stadtmauer, des Weinberges durch die Umzäunung, des Birnbaumes an der Grenze der Felder, das Ganze wie das Einzelne höchst malerisch und klar zu gestalten. Goethe bedient sich hierbei des Lessingschen Mittels. Mit demselben hat es folgende Bewandtnis: Aus Anlaß der verschiedenen Darstellungsweise des Laokoon, den der Dichter schreien, der Bildhauer aber nur seufzen läßt, fühlte sich Lessing getrieben, die Unterschiede zwischen bildender Kunst (Malerei und Plastik) und Poesie festzustellen. Nach seinen Auseinandersetzungen kann die bildende Kunst von den vielen Veränderungen, deren ein Ding fähig ist, nur einen Moment vorführen, dem sie aber gleichsam eine ewige Dauer verleiht. Deshalb darf sie nicht den höchsten Affekt wählen, weil derselbe dem Gesetze der Schönheit widersprechen würde, sondern muß ihren Helden in dem Augenblicke darstellen, in welchem Vernunft und Willenskraft den Affekt bändigen. Die Poesie dagegen stellt einen Verlauf vom Anfange bis zum Ende da und begleitet seine Entwickelung durch alle Stufen und Wandlungen. Sie hat nur dafür zu sorgen, daß alle Veränderungen zusammengenommen sich zum Eindruck der Schönheit ausgleichen. Der bildenden Kunst sind demnach engere Grenzen gesteckt als der Poesie. Das Gebiet jener ist der Raum, das Gebiet dieser die Zeitfolge. Erstere stellt Körper dar, Handlungen aber nur andeutungsweise durch Körper; jene stellt Handlungen dar, Körper aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Goethe hat hier Räumliches zu schildern; dies durfte demnach nur andeutungsweise durch Handlungen geschehen. Deshalb läßt er die Mutter durch Garten und Weinberg schreiten und uns stückweise eins nach dem anderen vorführen. Dadurch hat er dem im Raume Ruhenden Leben und Bewegung erteilt und die Schilderung vor ermüdender Breite bewahrt.

„Ferner belebt Goethe, dem Homer nachahmend, jeden Gegenstand durch eine besondere Handlung. Er erwähnt nicht nur die be-

ladenen Obstbäume und das kräftige Gemüse, sondern die Mutter hat im Vorübergehen etwas an ihnen zu tun. Die mutigen Hengste im Stalle hat Hermann schon als Fohlen gekauft und vertraut niemandem ihre Pflege. Das Pförtchen hat der Ahnherr angelegt; die großen Trauben des Gutedel und Muskateller sind für den Nachtisch der Gäste; selbst der Birnbaum erhält seine kleine Geschichte; er ist so alt, daß niemand sagen kann, wer ihn gepflanzt, bei Sonnenhitze ruhen Schnitter und Hirten in seiner erquickenden Kühle." (Funke.)

4. Die Brunnenszene. Über ihr waltet ein unbeschreiblicher Zauber. Schon der liebliche Ort, umschattet von uralten Linden, fesselt das Gemüt mit sinnlichen und sittlichen Reizen. Wir werden unwillkürlich an die Patriarchenzeit des biblischen Altertumes erinnert, an Jakob und Rahel, bei welchem auch der Bund der Liebe am rieselnden Quell geschlossen wurde. Vortrefflich sind die Worte Viehoffs: „Der plastischen Bestimmtheit der Gestalten, der außerordentlichen Anschaulichkeit jeder Bewegung und Handlung, der lichtvollen Klarheit dieser ganzen Szene muß sich jeder Leser sogleich bewußt werden. Welches sind aber die eigentlich produzierten Striche in dem kleinen Gemälde? In welchen Worten liegt der geheime Zauber, der unsere Phantasie zu so lichten Bildern entzündet? Erstens müssen wir die trauliche Enge der tieferen Brunnenumgebung, zu welcher Dorothea „die breiten Stufen hinunter mit dem Begleiter gelangt", als einen günstigen Umstand in Anschlag bringen. Dadurch erhält die Gruppe eine feste Begrenzung, und die Phantasie konzentriert sich mit ihrer Tätigkeit auf einen kleineren Raum. Dann wird durch das Niederlassen auf das Einfassungsmäuerchen der Gestalten schaffenden Einbildungskraft wieder ein Haltpunkt geboten. Ferner kommt ihr das Symmetrische in Gruppierung und Handlung zustatten; beide setzen sich nieder, beide fassen einen Krug, beugen sich über, betrachten ihr Spiegelbild und schöpfen aus dem Brunnen. Von ganz eigentümlicher Wirksamkeit ist das Spiegelbild, welches die Gestalt von der Person gleichsam lostrennt und abgesondert zur Beschauung hinstellt; und was die Wirkung noch erhöht, ist der Umstand, daß das Spiegelbild in einfacher Umgebung erscheint („in der Bläue des Himmels"). Warum ergreift unser inneres Auge so bestimmt das Bild eines Schiffes auf dem Meere, eines Kahnes auf dem See, eines Karawanenzuges in der leeren, öden Sandwüste, der Schiffbruchtrümmer auf dem einsamen, sandigen Ufer, der Blume auf der einfarbig-grünen Wiesenfläche, und jede meteorische Erscheinung auf dem einfachen Grunde des blauen Himmels? Warum anders, als weil sie in einfacher Umgebung sich zeigen! Verwandt ist das Kunstmittel der einfachen Umgebung mit dem Kontraste, aber nicht identisch; indem nicht nur der grelle Abstich der Farben den Gegenstand dem Auge kräftig einprägt, sondern auch die Einsamkeit wirkt. Die Phantasie konzentriert ihre Produktionskraft auf den aus der einfachen Umgebung grell vortretenden Gegenstand."

IV. Verwertung.

1. Sentenzen und Aussprüche für Herz und Leben.

1. Geben ist Sache des Reichen. (Wirt I, 15.)
2. Ich tadle nicht gern, was immer den Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab.
(Pfarrer I, 84—85.)
3. Es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
(Apotheker I, 129.)
4. Haltet am Glauben fest und fest an solcher Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.
(Pfarrer I, 186—188.)
5. Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger. (Wöchnerin II, 50—52.)
6. O, wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergaben, und der mit Gedeihen es auszziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirtschaft.
(Wirt II, 164—166.)
7. Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm.
(Wirt III, 3.)
8. Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurteilt.
(Wirt III, 12—13.)
9. Wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. (Mutter III, 47—52.)
10. Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke. (Wirt III, 66.)
11. Ein geschäftiges Weib tut keine Schritte vergebens.
(Dichter IV, 15.)
12. Wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
(Hermann IV, 105.)
13. Der Jüngling reifet zum Manne,
Besser im stillen reift er zur Tat oft als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
(Hermann IV, 127—129.)
14. Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
(Pfarrer V, 12.)
15. Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.
(Pfarrer V, 69—70.)
16. Der Augenblick nur entscheidet
über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke.
(Pfarrer V, 57—58.)
17. Die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.
(Pfarrer V, 69—70.)
18. Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
(Pfarrer V, 76.)

19. Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
(Pfarrer VI, 151—152.)
20. Der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben, erfreulich.
(Dorothea VII, 25.)
21. Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
(Dorothea VII, 114—116.)
22. Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
(Pfarrer IX, 46—47.)
23. An der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Wert fühlt.
(Pfarrer IX, 82—83.)
24. Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
(Dorothea IX, 828—289.)
25. Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
(Hermann IX, 302—304.)

2. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes.

Die der Politik wegen erfolgten Auswanderungen französischer Gemeinden zur Zeit der Revolution erinnern an die Flucht der ihrer Religion wegen vertriebenen Waldenser, Hugenotten und Salzburger.

Dorothea sieht sich zur traurigen Flucht genötigt, findet aber in der Fremde Heimat, den Geliebten ihres Herzens, Reichtum und Glück. Ebenso erging es Jakob. Von seinem Bruder Esau mit dem Tode bedroht, flieht er nach Mesopotamien, wo ihm Gott Lea und Rahel und große Reichtümer bescherte.

Der Apotheker ist froh, daß er in den Tagen der Verwirrung ohne Weib und Kinder ist. Wenn nur der Provisor zu Hause bleibe, könne er getrost von dannen gehen. Denselben Egoismus zeigen Priester und Levit. Beide beeilen sich ebenfalls, nur ihre Person in Sicherheit zu bringen. Um den Unglücklichen am Wege bekümmern sie sich ebensowenig, wie sich der Apotheker zur Zeit einer wirklichen Flucht um den Provisor bekümmert hätte.

Hermanns Zusammentreffen mit Dorothea, bei deren Anblick es ihm die Seele mit Himmelsgewalt ergriff, war entscheidend für sein ferneres Leben. Ebenso bestimmend und entscheidend war der Eindruck, welchen Preußens Königin Luise bei ihrer ersten Begegnung auf Friedrich Wilhelm III. machte. Der König beschreibt denselben mit Don Cesars Worten in der Braut von Messina:

Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage nicht. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar, ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.

Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es oder keine sonst auf Erden.

Der Wirt zum goldenen Löwen begehrt als Schwiegertochter eine reiche und gebildete Jungfrau; Wallenstein will seine Tochter auf Europens Thronen sehen und ein königliches Diadem um ihre Stirne flechten. Beide entscheiden sich gegen die ewigen, unwandelbaren Gesetze wahrer Liebe. Hermanns Vater aber gibt nach und erntet Segen; Wallenstein dagegen opfert seinem Phantom Glück und Leben seiner Tochter.

Die Trinkszene in Hermann und Dorothea läßt durch den Kontrast an das Festgelage in Babylon denken. Erstere fand am Nachmittage statt, letzteres endete um Mitternacht. Dort herrscht Mäßigkeit, hier wilde, bacchantische Lust. Dort klingen die Gläser wie Friedensgeläut, hier verkünden die klirrenden Becher den Ausbruch einer markerschütternden Katastrophe. Dort erkennt man im Glauben und Vertrauen die gütige und segnende Hand Gottes nach dem Brandunglück, welches er vor zwanzig Jahren über die Stadt verhängte; hier wird durch eine grausige Gotteslästerung der Liebe und Langmut Gottes ein Ziel gesetzt und in einem furchtbaren Strafgerichte der Ernst und die Gerechtigkeit desselben gezeigt.

Dorotheens Heldentat, ihre Unschuld in dringender Gefahr mit dem Säbel in der Hand zu verteidigen, ruft in unserem Gedächtnis die Erinnerung an ähnliche Taten wach. Wir denken an Virginius, jenen römischen Hauptmann, welcher seine tugendhafte Tochter Virginia ersticht, als er ihre Unschuld nicht retten kann, an Emilia Galotti, welche den Tod von Vaters Hand einem entehrten Leben vorzieht, an Lukretia, welche sich selbst ersticht, um nicht die Schande überleben zu müssen, an Adelheid in der Sage von der Roßtrappe, welche lieber den gefährlichen Sprung übers Tal von Fels zu Fels wagt, als daß sie sich ihrem Verfolger preisgibt.

Das Hereintreten des hohen Paares nach Vorführung des Leichenzuges mit dem schwarzen Sarge erinnert an die Situation in Nain, die suchende, tröstende und aufrichtende Mutterliebe an die Sünderliebe des Heilandes, die Führung der Gemeinde durch den Richter an Moses und Josua, die Szene zwischen Hermann und Dorothea am Brunnen an die Patriarchenzeit, Hermann in seiner Vaterlandsliebe, seinem reinen Sinn und seiner Pietät gegen Vater und Mutter an Joseph, dessen Keuschheit die härteste Probe besteht, dessen Liebe gegen den alten Vater über Tod und Grab hinausreicht, der sich in dem Lande seiner Väter begraben läßt.

Die Worte (VIII, 93): „So stand er (Hermann) starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt", enthalten eine Hinweisung auf die Skulptur der Alten, welche ihre Helden niemals im höchsten Affekt darstellten, sondern immer den Moment wählten, in welchem Vernunft und Willenskraft den Affekt mäßigten, weshalb die Marmorbilder selbst vom ernsten Willen gebändigt erscheinen. Winckelmann, mit dem sich Goethe vertraut gemacht hatte, erklärte aber die maßvolle Ruhe und die gehaltene Empfindung, durch welche sich die Werke der Alten auszeichneten, mit Recht als ein Erfordernis der künstlerischen und sittlichen Schönheit.

In dem Erziehungsverfahren des Vaters des Apothekers spielt die Furcht eine bedeutende Rolle; Tell dagegen sucht seinem Sohne die Furcht als ein Kind der Finsternis auszutreiben. Die Erzählung der Hirten, daß die Bäume auf dem Gebirge gebannt seien und bluteten, wenn ein Streich mit der Axt gegen sie geführt werde, und daß dem Schädiger die Hand aus dem Grabe wachse, benutzt er, um dem Knaben die Weisheit Gottes in der Natur und den wahren Grund für die Schonung der Bäume zu zeigen und ihn dadurch von abergläubischen, furchterregenden Vorstellungen zu befreien. Die Erziehungsresultate entsprechen den Erziehungsweisen. Der Apotheker lebt in beständiger Furcht und Angst vor Gefahren, die ihn möglicherweise treffen können; Tells Knabe dagegen ist nicht nur gewitzt, er zeigt auch schon Charakter, er ist furchtlos.

Der Wirt richtet an Hermann die drohenden Worte: „Aber denke nur nicht, du wolltest ein bäurisches Mädchen je mir bringen ins Haus als Schwiegertochter." Geßler sagt spöttisch in der Apfelschußszene zu Tell: „Jetzt, Retter, hilf dir selbst, — du rettest alle!" Wallenstein legt in der letzten Nacht in Eger Gordon und seinem Kammerdiener ans Herz: „Ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war groß; sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken!" In allen drei Fällen geschieht, was die Sprecher aussagen, aber im Gegensatz und Widerspruch mit ihrer wirklichen Meinung. Wir haben deshalb in diesen Äußerungen echt dramatische Wendungen anzuerkennen, durch welche der Dichter das wunderbare Walten des Schicksals uns offenbart. Der Wirt will durch seine Schwiegertochter geehrt, geliebt und beglückt werden, und das geschieht auch wirklich durch Dorothea, welche er mit Freudentränen in die Arme schließt, aber sie ist weder einer vornehmen Familie angehörig, noch reich; ihre ganze Habe umschließt ein Bündelchen. Geßler nennt Tell den Retter aller, und Tell wird auch wirklich der Retter aller, aber — durch den Tod des Tyrannen. Auch Wallensteins Wunsch erfüllt sich, er sinkt in einen langen Schlaf, in welchem er niemals mehr gestört wurde.

Die in prophetischem Dichtergeiste gesprochenen Worte: „Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens", lassen einen Hinweis auf die einmütige Erhebung von 1813 ahnen und entsprechen der Aufforderung Rösselmanns im Tell: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in

keiner Not uns trennen und Gefahr", oder der Mahnung des sterbenden Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!" Was überhaupt Goethe und Schiller, jener durch Hermann und Dorothea, dieser durch Tell, für die großartig patriotische Erhebung des deutschen Volkes zur Abschüttelung des französischen Joches getan haben, läßt sich nicht hoch genug anschlagen.

Goethe hat in seinem Epos dem veredelnden Einflusse des weiblichen Geschlechtes in der Mutter und Dorothea ein leuchtendes Denkmal gesetzt. Weitere Beispiele bieten dar Iphigenie, welche durch „reine Menschlichkeit" ihren Bruder vom Wahnsinn heilt, Bertha im Tell, welche Rudenz zu seiner Pflicht gegen das angestammte Volk und Vaterland zurückführt, Thekla im Wallenstein, die Max trotz der sicheren Aussicht auf Vernichtung ihres Glückes auf „dem schmalen Wege der Pflicht" erhält, Minna von Barnhelm, welche Tellheim in dem Konflikte zwischen „Liebe und Ehre" den Sieg erringen läßt, Luise, Königin von Preußen, deren edles Wesen einem ganzen Volke als Ideal vorschwebte, Fürst Bismarcks Gemahlin, welche den großen Staatsmann zu dem Ausrufe veranlaßte: „Sie ahnen gar nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat."

3. Vergleichung des Epos mit den homerischen Gedichten und mit Vossens Luise.

1. **Hermann und Dorothea und die homerischen Gedichte.** Wie das Eigentümliche der homerischen Gedichte auf der Naivität des Stiles beruht, welche sich in den drei Eigenschaften der Objektivität, plastischen Sinnlichkeit und scheinbaren Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung zeigt, so trägt auch Goethes Hermann und Dorothea denselben naiven Charakter. Auch hier herrscht Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit.

Goethe hat jede prunkende Landschaftsmalerei unterlassen. Das Geistesleben seiner Personen legt sich in aller Einfalt dar, die Kultur erscheint ihnen nicht als etwas Aufgedrungenes, ihr Gefühlsleben äußert sich in schlichten Worten. Hermann klagt nicht sein Leid den Winden und Wolken, den Blumen und den Vögelein. Dorothea trägt ihren Schmerz mit schweigender Geduld.

Auch hinsichtlich der Naturliebe gleichen die Personen in Hermann und Dorothea den homerischen Menschen. Der Wirt sucht nach dem Brande sein Pferd, die Mutter ihre Hühner. Hermann erzieht sich seine Fohlen selbst. Vater und Sohn beobachten als eifrige Landwirte trotz mancherlei anderer Sorgen das Wetter, weil die Ernte bevorsteht. „Die Mutter sieht in ihrem Garten nicht nach Rosen und Nelken, sondern nach dem unromantischen Kohl."

Wie ferner Homer das Koexistierende der Gegenstände in ein wirklich Sukzessives (vgl. Lessing, Laokoon, cap. 16—19) verwandelte,

so haben wir auch in Hermann und Dorothea statt stillstehender Beschreibung überall den Fluß fortschreitender Handlung.

Aber auch das von Lessing an den homerischen Gedichten (Laokoon, cap. 20—21) nachgewiesene Gesetz, das Körperlich-Schöne aus der Wirkung erkennen zu lassen, hat Goethe befolgt. Homer enthielt sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten. Nur im Vorbeigehen erfahren wir, daß Helena weiße Arme und schönes Haar hatte; aber er läßt sie am skäischen Tore auf die trojanischen Greise einen solchen Eindruck machen, daß sie bei ihrem Anblick gestehen, solch ein Weib sei es wert, daß um ihren Besitz ein so langer Krieg geführt werde. Ebenso verfährt Goethe. Hermann erscheint nach dem Zusammentreffen mit Dorothea als ein veränderter Mensch; er ist gesprächig, opponiert dem Apotheker, fügt sich nicht dem Willen des Vaters, gerät in Verzweiflung, ruft im fünften Gesange durch seine Beredsamkeit das Staunen des Vaters hervor und äußert im sechsten Gesange in seiner Hoffnungslosigkeit den Wunsch, Dorothea nur noch einmal — zum letztenmal zu sehen. Der Pfarrer erklärt bei ihrem Anblick: nun begreife er, warum Hermann ein solches Mädchen liebe.

Wie der Dichter ihre Schönheit durch die Wirkung erkennen läßt, so hat er uns auch ihre Dienstfertigkeit in anschaulicher Weise vorgeführt. Nirgends rühmt das Lied in ausführlicher Breite ihre hilfreiche Geschäftigkeit, wohl aber zeigt er sie uns, wie sie die Wöchnerin pflegt und sich der Kinder annimmt.

Beide Dichter haben weiter einen durchaus nationalen Stoff gewählt. Homer hat ein Bild echt griechischen Lebens gezeichnet, und Goethe führt uns in Hermann und Dorothea einen Spiegel echt deutschen Lebens vor.

Homerisch ist ferner der Hexameter, ein sechsfüßiger daktylischer Vers, dessen vier erste Füße mit Trochäen und Spondeen vertauscht werden können, dessen fünfter Fuß ein reiner Daktylus sein muß, und dessen sechster Fuß immer ein Trochäus oder Spondeus ist, und welcher im dritten Fuße nach der Hebung oder der ersten Senkung eine Cäsur hat.

Auch die Anrufung der Musen im neunten Gesange erinnert an Homer. Die Anrufung derselben im Eingange unterließ Goethe, weil er sich in der einleitenden Elegie „Hermann und Dorothea" bereits an die Göttin der Dichtkunst gewendet hatte.

Als Homerid kündigt sich Goethe auch in den Epitheta an, indem er ebenfalls eine Menge stehender Beiwörter gebraucht. „Die geflügelten Worte", „der eherne Busen" sind Ausdrücke Homers. Goethe gebraucht sie aber in einem anderen Sinne. „Geflügelt" bedeutet dort die Flüchtigkeit und rasche Bewegung des lautgewordenen Gedankens, hier (V, 89) das schnelle Einfallen der Rede. Durch den Ausdruck „eherne Busen" weist jener auf eine unermüdliche, dieser (IV, 72) auf eine gefühllose Brust hin.

Weiter bedient sich Goethe nach Homers Vorgange auch einigemal der Anrede an den Sprechenden, so VI, 248; VI, 252; VII, 173.

Von Homer hingegen weicht Goethe ab in der Verdeutlichung der Rede durch Gleichnisse. Während die homerischen Gedichte eine reiche Menge enthalten, hat Goethe nur ein einziges ausgeführtes Gleichnis (VII, 1—5). Während bei Homer oft die geringfügigsten Sachen auf das umständlichste und ausführlichste dargelegt werden, verweilt Goethe nur länger bei den Gegenständen von einigem Interesse und von geistigem Gehalte. „So gewährt das Anspannen der Pferde durch Hermann, das mit allen Nebenumständen nach seinem ganzen Verlaufe erzählt wird, nicht nur ein sinnlich, sondern auch sittlich anziehendes Bild.“ Während bei Homer mehr die äußere, uns umgebende Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Größe dargestellt wird, legt Goethe in einzelnen kräftigen Zügen das Innere des Menschen dar. Während endlich das homerische Epos sich streng seinen sinnlichen Charakter bewahrt und niemals einen reflektierenden Ton annimmt, indem in den Gesprächen, wenn sie nicht dramatisch in die Handlung eingreifen, gewöhnlich nur die Personen einander über Zustände und Ereignisse Mitteilung machen, aber niemals Ansichten und Meinungen austauschen, bringt Goethe seine Personen auch mit der sittlichen Welt in nähere Verbindung und läßt sie durch Rede und Gegenrede ihre Ansichten entwickeln.

2. **Goethes Hermann und Dorothea und Vossens Luise.** Beide Schöpfungen haben dasselbe Versmaß, den Hexameter. Beide gehören, von einigen sentimentalen Stellen in der Luise abgesehen, der naiven Dichtung an. Wir finden daher auch in beiden homerische Sprachweise, Einfachheit, Naturliebe und kindliche Wahrheit. Beide Gedichte bewegen sich ferner in den Grenzen stillen Familienlebens, indem sie die Vereinigung eines braven Jünglings mit einer edlen Jungfrau erzählen, jenes die Verbindung des Bürgersohnes mit der flüchtigen Fremden, dieses die Verbindung Walthers, des Pfarrers zu Seldorf, mit Luise, des ehrwürdigen Pfarrers Tochter zu Grünau.

Während aber in der Idylle von Voß die epische Grundlage hauptsächlich der Beschreibung dient, erscheint in dem Epos von Goethe die Erzählung als der eigentliche Zweck. Während dort die Mitteilung jegliche Verwickelung vermeidet, führt sie hier Konflikte vor, durch welche das Gemüt aufgeregt und das schmerzbewegte Innere enthüllt wird. Die Erzählung ist deshalb dort nur die Darstellung einer Begebenheit, hier die Darstellung einer Handlung, welche ohne Hindernisse, die zur Erreichung eines Zieles überwunden werden müssen, nicht denkbar ist.

Außerdem fehlt der Luise der großartige, weltgeschichtliche Hintergrund des Goetheschen Gedichtes; sie beschränkt sich ferner auf die Schilderung und Verherrlichung nur eines Standes, während Goethe noch andere Personen und Charaktere uns vorführt und dadurch eine weit größere Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit erreicht.

„Diese Allgemeinheit in Hermann und Dorothea gegenüber der Beschränkung in der Luise sticht vor allem auch in der Namengebung hervor. Goethe gibt weder seinem Städtchen, noch dem Wirte, dem Apotheker oder dem Pfarrer einen Namen, und Hermann und Dorothea werden auch nur mit ihrem Vornamen bezeichnet, während Voß gerade in der recht vollständigen und kleinlichen Namengebung — Arnold Ludwig Walther, Anna Luise Blum — etwas sucht. Die Beschränkung in der Luise ist ferner daran schuld, daß Vossens Schilderungen der Gemütlichkeit zur Behaglichkeit herabsinken, unendlich breit werden und fast nicht über das Essen, Trinken und Tabakrauchen hinauskommen, während Goethes Gemütlichkeit nie den Reiz des Anteiles am Allgemeinen und Ganzen verliert. Selbst der kleine Umstand ist charakteristisch für den Standpunkt beider Gedichte, daß Vossens Personen unendlich viel Kaffee, Goethes Bürger aber Rheinwein trinken."

4. Rede- und Stilübungen.

1. Wie fördert das Epos „Hermann und Dorothea" a) die Kenntnis des Völkerlebens, b) typischer Persönlichkeiten, c) der großen Lebensfragen, — d) die Bildung der Anschauung, e) der begrifflichen Erkenntnis, f) des Naturgefühles, g) des Heimats- und Vaterlandsgefühles, h) des religiösen Gefühles, — i) die Verknüpfung von Lernstoffen, k) von ethischen Grundbegriffen und l) von inneren Erfahrungen im Schüler? (Dr. Frick.)

a) Wir lernen in dem Epos zwei Völker kennen, das französische und das deutsche. Ersteres erscheint zwar nicht unmittelbar auf dem Schauplatze der Handlung, aber wie ein drohendes Gewitter umwogt und umbraust es denselben. Die Wirkungen seiner Taten, die Mitteilungen des Richters und der Dorothea charakterisieren dasselbe als ein zwar formgewandtes, aber neuerungssüchtiges, leichtsinniges und wankelmütiges Volk, welches sich schnell für eine Idee begeistert und dieselbe rücksichtslos zu verwirklichen sucht. Das deutsche Volk hingegen zeichnet sich aus durch ein friedliches Bürgertum, gesundes Familienleben, treues Festhalten am Alten, ruhiges Vorwärtsstreben, Achtung vor dem gesetzlich Bestehenden.

b) Der Apotheker ist durch seine Eigentümlichkeiten der Typus eines Sonderlinges, Hermanns Vater durch Kleidung, Behäbigkeit, reelle Bedienung der Gäste, Biederkeit des Herzens der Typus eines Wirtes einer kleinen Landstadt, der Pfarrer der Typus eines rationalistischen Geistlichen des vorigen Jahrhunderts, Dorothea und die Mutter sind Typen echter Weiblichkeit.

c) Was führt zur Revolution? Was hat jeder einzelne (Regent, Soldat, Richter, Geistlicher, Lehrer, Schriftsteller, Bürger) zu einem sicheren und blühenden Bestande des Staates beizutragen? Was hat der Mensch zu beginnen, wenn durch konvulsivische Zuckungen des Gesell-

schaftskörpers lange bestandene Formen der Gesellschaft, altes Herkommen, rechtliche Gewohnheiten, lang ererbter Besitz vernichtet werden? Wie bewahrt der Mensch im Unglück sich Ruhe und Zufriedenheit? (Nicht durch Murren und Verzagen an der Menschheit [Richter], nicht durch Hinbrüten in Furcht und Angst [Apotheker], nicht durch Eigennutz und Streit [Vertriebenen], sondern durch ein lebendiges Gottvertrauen und den durch die Erfahrung bestätigten Gedanken, daß auch aus dem Unglück Segenskeime hervorsprießen [Wirt], durch Mut und Entschlossenheit [Hermann], durch Belebung des Glaubens an Gott [Pfarrer] und seine Hilfe [Wöchnerin; II, 50—53], durch stille Geduld und dienende Selbstverleugnung [Dorothea]). Auf welchen Grundlagen erbaut sich das Glück des einzelnen und dadurch auch des Ganzen? (Diese Grundlagen sind: Festhalten und Ausbilden der Individualität, Behaupten eines geraden und gesunden Sinnes gegen alle äußeren Stürme, Offenhalten desselben für jeden höheren und besseren Eindruck, Bekämpfen des Geistes der Verwirrung und Unruhe.) Welches sind die Hebel aller Weiterbildung? (Negativ ausgedrückt: Widerstreit, Unglück, Gefahr und Not; positiv: die Liebe, sei es die Eltern-, Gatten-, Kindes- oder allgemeine Menschenliebe.)

d) Die sinnliche Plastizität des Stiles ist der Weg der Anschauung (Lessingsche Mittel).

e) Hermann und Dorothea bietet zur Auseinandersetzung folgender Begriffe Anlaß: Natur und Kultur, Idealismus, ästhetisches und ethisches Ideal, Individualität, Epos und Idylle, Objektivität und Plastizität, Naivität und Sentimentalität, Exposition, Konflikt, Katastrophe, Rokokostil (III), Rationalismus und Kosmopolitismus, Revolution.

f) Das Naturgefühl findet in unserem Epos reichliche Nahrung indem der Dichter nicht nur ein Stück herrlicher Natur (Wiesengrund, Garten, Weinberg, Anger, wogende Saatfelder) schildert, sondern uns auch Menschen vorführt, die sie über alles lieben. Der Vater sucht nach dem Brande sein Pferd, beobachtet das Wetter, freut sich der bevorstehenden Ernte; die Mutter sucht ihre Hühner, nimmt Raupen vom Kohl, stützt die Obstbäume; Hermann ist ein eifriger Landwirt, pflegt die Hengste selbst, hat sich den Birnbaum mit herrlicher Rundsicht an der Grenze der Felder zum Liebling erkoren.

g) Der Zug der Vertriebenen, welche ihr Vaterland verlassen mußten, stellt uns lebhaft vor Augen, was wir der Heimat zu verdanken haben: Obdach und Schutz vor Wind und Wetter, Bequemlichkeit und Pflege, Verwandte und Bekannte, Hilfe und Teilnahme, ruhigen Tod und sanfte Ruhe bei den Lieben. Wie sehnsüchtig warten daher auch die armen Unglücklichen auf den Tag der Rückkehr! Die Erkenntnis aber dessen, was die Heimat an unzähligen Wohltaten dem Menschen bietet, muß in jedem die angeborene Liebe zu derselben befestigen und kräftigen. Nicht minder überträgt sich auf den Hörer oder Leser der Patriotismus des Wirtes im ersten, Hermanns und des ersten Bräutigams im letzten Gesange.

h) Das religiöse Gefühl ruht auf den erhabenen Vorstellungen von dem göttlichen Wesen und wird besonders dann lebendig erregt, wenn die Fügungen und Führungen Gottes sichtbare Gestalt annehmen. Wir fühlen und verstehen das Gottvertrauen des Wirtes und werden selbst mit in eine höhere Stimmung versetzt, wenn wir ihn die Vatergüte Gottes nach der schweren Heimsuchung in dem Brande preisen hören oder die Dankbarkeit der Wöchnerin sehen, weil sie in der Not Gottes Hand und Finger erkannt hat, oder mit dem Richter die heilige Nähe des Höchsten verspüren, welcher in den Tagen der Greuel und Verwirrung der flüchtigen Gemeinde wie einst dem Moses in Feuer und Wolken erschien.

i) Das Epos Hermann und Dorothea ist ein Wissenszentrum, von welchem nach allen Seiten hin Strahlen ausgehen. Es weist mit seinem Inhalte hin auf die französische Revolution, auf die Geschichte der vertriebenen Salzburger, auf die Elegie Alexis und Dora, auf die Götterlehre Griechenlands, auf Goethes Leben selber, und in seiner naiven Form auf die Epen des klassischen Altertums, des Mittelalters und in der Luise von Voß auch auf die Neuzeit.

k) Aus Hermann und Dorothea läßt sich erkennen, daß die Tugend nur eine ist, Liebe heißt und sich in der Treue, der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit und dem Mute kund gibt. Hermanns Liebe z. B. zu Vater und Mutter, zu Dorothea und in letzter Beziehung zu Gott läßt ihn treu seinen Eltern und seiner angeborenen Natur, gerecht gegen Vater, Apotheker und Minchen, keusch in Worten und Werken gegen Dorothea, mutig gegen die Spötter des Vaters und in den Gefahren, welche dem Vaterlande drohen.

l) Unser Epos ist endlich reich an Situationen und Stimmungen, welche geeignet sind, auch in dem Leben des Schülers vielfache Erinnerungen an ähnliche und verwandte Erlebnisse und Eindrücke wachzurufen. Der eine mag an Hermanns Lage unter dem Birnbaume denken, wenn er sich in seinem Schmerze über ein unerreichbares Ziel oder verfehlte Jahre in die Einsamkeit rettet; ein zweiter hat die heilende Wirkung der Mutterliebe und des Muttertrostes in ernster Stunde erfahren; ein dritter hat eine ähnliche Verlegenheitsszene wie Hermann in dem reichen Kaufmannshause erlebt; einem vierten ist die Not, die bevorstehende Versetzung, das drohende Examen, ein Fall und die damit verbundene Strafe oder auch der Gedanke an die Treue der Mutter und die Opferwilligkeit des Vaters ein Hebel der Weiterbildung geworden; ein fünfter kann von einem ähnlichen Schreck berichten wie der Apotheker bei Vorführung des sargbereitenden Tischlers; ein sechster fühlt sich verwaist und verlassen wie Dorothea; ein siebenter glaubt sich vom Lehrer oder Vater ungerecht beurteilt oder in seiner Individualität angetastet (Was sagt in diesem Falle die Mutter, was tut Hermann?) usw.

2. Goethes „Hermann und Dorothea", eine Fundgrube pädagogischer Weisheit.

3. Der erste und zweite Bräutigam der Dorothea. (Eine Vergleichung.)

4. Wie unterscheidet sich die Darstellung der Feuersbrunst im zweiten Gesange von der Darstellung desselben Gegenstandes in Schillers „Glocke“?

5. Das Humoristische in dem Epos „Hermann und Dorothea“.

6. In welchem Verhältnis steht das Goethesche Epos zu seiner Quelle?

7. Die französische Revolution als Hintergrund in „Hermann und Dorothea“.

8. Nausikaas Begegnung mit Odysseus und das Zusammentreffen Hermanns mit Dorothea. (Eine Vergleichung.)

9. Der Bericht über die Vertriebenen durch den Apotheker und durch Hermann. (Eine Vergleichung.)

10. Das Kleinstädtische in Hermann und Dorothea.

11. Der Garten des Apothekers und der Garten des Wirtes.

12. Gudrun und Dorothea.

13. Aus welchen Umständen läßt sich Hermanns Veränderung erkennen?

14. „Hermann und Dorothea“, ein reiches Kultur-, Sitten- und Zeitgemälde.

15. Welche Bedeutung hat der Ring in unserem Epos?

16. Was hat Dorothea erlebt, bevor sie Hermann kennen lernte, und welchen Einfluß hat das Erlebte auf ihren Charakter gehabt?

17. Weshalb trägt besonders der dritte Gesang in „Hermann und Dorothea“ ein echt episches Gepräge?

18. Welchen Zweck erfüllt der Wagen in der Dichtung?

19. Welche Rolle spielt der Schlafrock in „Hermann und Dorothea“?

20. Inwiefern erweist sich der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ als ein allseitig gebildeter Mann?

21. Weshalb ist trotz mancher Schwächen der Apotheker kein verächtlicher Mann?

22. „Hermann und Dorothea“ in politischer Hinsicht.

W. Machold.

Der siebzigste Geburtstag.

Von

Joh. Heinrich Voß.

Benutzte Literatur: Prof. Dr. Wilh. Herbst, Johann Heinrich Voß. Drei Abteilungen in 2 Bänden. 1872, 1874, 1876. (Leipzig, B. G. Teubner.) Das Idyll findet sich in fast allen Lesebüchern für mehrklassige Schulen, meist in der erweiterten Form aus seinen „Sämtlichen poetischen Werken", herausgegeben von seinem Sohne Abraham Voß. Leipzig, I, 158).[1]

Vgl. auch W. Knögel, Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle, 1904. Frankf. a. M. Reitz & Koehler.

I. Zur Einführung und Vorbereitung.

Die Poesie ist der natürlichste und reinste Spiegel der Wirklichkeit, des Lebens selbst in abgeklärter Form. Sie spiegelt wider das Tatleben in der epischen, das Gedankenleben in der didaktischen und das Herzensleben in der lyrischen Dichtung. Gleichsam Ruhepausen in dem Tatenschritte der epischen Dichtung sind die Idyllen. Es sind kleine, engumrahmte Gemälde eines Stückes stillen Natur- und Menschenlebens. Schreibt das Epos in Fraktur, so malt das Idyll kleine, feine Federzeichnungen. Drängt das Epos vorwärts, so macht das Idyll am liebsten Halt. Eilt das Epos in großen Schritten von Tat zu Tat, so weilt das Idyll in liebevoller Betrachtung bei Kleinem und Kleinstem. Ist Bewegung der Pulsschlag des Epos, so ist Ruhe die Seele des Idylls.

Ein Meister der Idylle ist Johann Heinrich Voß. Seine „Luise" und sein „Siebzigster Geburtstag" werden sich erhalten, solange eine deutsche Dichtung die Herzen erfreut und erhebt. Vieles befähigte ihn in besonderer Weise für diesen Zweig der Dichtung: 1. Seine Jugendeindrücke und seine Wesensart; 2. seine Liebe zu Land und Leuten seiner ländlichen Umgebung und der zwanglose Verkehr mit ihnen; 3. sein tiefer

---

1) In dem Musenalmanach für 1781 ist das Idyll merklich kürzer; die einzelnen Szenen sind weniger ausgemalt. Der Anfang lautet:

> Bei der Postille beschlich den alten christlichen Walter
> Sanft der Mittagsschlummer in seinem geerbeten Lehnstuhl,
> Mit braunnarbichtem Jucht voll schwellender Haare bepolstert.
> Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke:
> Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag.
> Und ihm hatte sein Sohn, der gelahrte Pastor in Marliz,
> Jüngst vier Flaschen gesandt voll alten balsamischen Rheinweins
> Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
> Zuließ, ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin usw.

Sinn für ein behagliches deutsches Familienleben; 4. seine jahrelange Beschäftigung mit den geliebten „Alten", besonders mit Homers Odyssee; 5. seine kraftvolle und doch biegsame Sprache; 6. sein scharfer Blick für alles Eigenartige und Volkstümliche.

1. Idylle wollen gelebt sein, ehe sie gedichtet werden. Und zwar sind sie Kinder des Gegensatzes. Vom lauten Weltmarkte flüchten sie sich in die stille Weltabgeschiedenheit, aus der unbefriedigenden Gegenwart in die sonnigverklärte Welt der Erinnerung. So bei Voß. Bei den Arbeiten und Kämpfen seines Lebens ruhte seine Seele aus in der Erinnerung an eine sorglose Jugend in einer Welt der Einfalt und schlichten Sitte. Der mütterliche Boden seiner mecklenburgischen Heimat war ein Stück seines Wesens und Lebens, eines Wesens von kerniger niederdeutscher Art, und so wurde die Erinnerung an das schlichte, glückliche Leben der Heimat zur Idyllendichterin. Das sinnige Verweilen bei den friedlichen Szenen seiner ländlichen, seeumrauschten Heimat gestaltete sich in den Idyllen zu Ruheinseln im Arbeitmeere. Sie webten sich gemäß seiner Eigenart aus Erinnerungen und lebendiger Gegenwart.

2. Diese Gegenwart entnahm zu gutem Teile ihre Kraft zur Arbeit und ihre Frische zum Glücklichsein aus Voß' Umgebung und aus dem zwanglosen Verkehr mit Freunden und Nachbarn. Besonders waren ländliche Pfarr- und Schulhäuser die bevorzugten Stätten seines Lebens, Liebens und Schaffens. Hier warf seine Muse Anker; hier gewann sie in edler Häuslichkeit neue Kraft; hier fand sie die Bilder eines schlichten, unverkünstelten Lebens, Liebens und Glücklichseins. Wie Voß das Wirkliche liebte und übte und allen Phantastereien abhold war, so atmen auch seine Idyllen schlichte, schöne Wirklichkeit, sind oft wortgetreue Abschriften des Gelebten. Örtlich bestimmt, tragen sie die Züge des Bodens, auf dem sie gewachsen sind. Persönlich empfunden, tragen sie die Züge von des Dichters Eigenart. Fest umrahmt, sind sie sämtlich Bilder einer poetischen Verklärung der Alltäglichkeit, Bilder des Hausfriedens und einer stimmungsvollen Natur. Die Realistik des Selbsterlebten macht die Voßschen Idyllen zu erweiterten Gelegenheitsgedichten in bestem Sinne.

3. Die Wärme des Tones und das Behagen im kleinen Kreise und in enger Welt nahm Voß aus seiner eigenen schönen Häuslichkeit. Trotz seiner zahlreichen literarischen Kämpfe, die er mit zorniger Galle und scharfer Feder grob und schroff, herb und derb ausfocht, führte er ein stilles, glückliches Gelehrtenleben. Er hatte Frieden in seinem bescheidenen Rektorhause zu Otterndorf im Lande Hadeln links an der Elbmündung und später in dem schönen Eutin in Holstein. Seine geliebte Ernestine geb. Boie war ein treffliches, verständnisvolles Weib und wußte ihm bei aller Knappheit der Mittel ein behagliches Heim zu bereiten. In seinen Söhnen erwuchsen ihm hoffnungsvolle Menschenblüten. In der Musik hatte er eine Trösterin und Stillerin des Haders. Weder durch Widersacher noch durch Hadersachen ließ er sich den Frieden des Herzens und das Glück des Hauses stören.

So erwuchsen aus dem Kerne seiner Eigenart in der Rückerinnerung an eine glückliche Jugend, aus dem zwanglosen Verkehr mit Freunden und Nachbarn seiner ländlichen Umgebung und dem liebevollen Verständnis dieses schlichten Lebens und aus dem Frieden und Behagen seines eigenen Hauses zwischen seinen gelehrten Arbeiten und Kämpfen seine Idylle wie Rosen zwischen Dornen.

4. Noch eins trieb Voß zur Idyllendichtung. Seine größte und verdienstvollste Arbeit ist die Übersetzung von Homers Odyssee und Ilias. Sie ist bahnbrechend gewesen und wird den Ruhm des Mannes bis in die fernsten Zeiten tragen. Aber auch diese Heldengedichte, besonders die Odyssee, wiesen den Übersetzer auf den Weg der Idyllendichtung; denn viele rührende Gemälde von breiter Zuständlichkeit weben sich als liebliche Rastorte in das meerumrauschte Tatleben der Odyssee. Was lag dem Übersetzer näher als der Versuch, ähnliche Bilder der Heimat zu zeichnen! Es ist kein Wunder, daß die Sprache Homers zuletzt auch die Sprache seiner besten Idyllen ward.

5. Diese Sprache ist kraftvoll und doch biegsam; sie versteht zu donnern und zu lispeln, das Größte und das Kleinste treffend auszudrücken, erhaben und volkstümlich zu reden. Voß hatte sie gebildet an dem Muster der Bibelsprache und an den altklassischen Dichterwerken, doch verleugnet sie auch des Dichters eigene Art nicht. Voß war kein reicher, tiefer und glänzender Dichtergeist, aber eine offene, ehrenfeste, knorrige Charaktergestalt, schwerfällig und derb; aber in der harten, herben Schale des manchmal grämlichen Poltergeistes barg sich der weiche, edle Kern der Menschenliebe, ein unbestechlicher Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, die Freude an häuslichem Frieden und Behagen und der Geist der Sitteneinfalt und Hausväterlichkeit. Die Weiche wie die Härte seines Wesens und seiner Sprache erklärt sich aus seinem Lebensgange. Einem sorglosen Jugendglücke folgte der harte Kampf mit der Not und die angestrengteste Arbeit um Bildung und Brot. Auf diesem Amboß härtet das Schicksal seine Männer. Kein Wunder, wenn sie hart und herb werden in Wort und Tat! Die Kränze, die später das Leben dem Dichter flocht, sie waren aus hartem Holze erwachsen. Das bittere Brot der Fremde blieb lange unversüßt von der Liebe. Nur Elternliebe, Lehrer- und Freundestreue warfen einzelne Lichtstrahlen in das ernste Bild eines entbehrungsreichen Lebens. Schon früh hatte Voß ein natürliches Gefühl für Musik und musikalischen Sprachklang. Schon als Kind beunruhigte ihn wirres, zweckloses Geräusch, während ihn alles freute, was klang und klappte. So konnte er stundenlang dem Drescherklange, dem Trommelwirbel und dem Schmiedehämmern zuhören und mit Hand und Fuß den Takt schlagen. So kündigte sich sein sprachliches Formengefühl schon frühzeitig an. Unwillkürlich übersetzte er einst als Knabe ein deutsches Sprichwort in einen lateinischen Hexameter. Und das wurde der Vers, der sein ganzes Leben durchtönen und auch seinen Idyllen besonderen Wohlklang geben sollte.

6. Eine andere Eigenart des Vossischen Wesens, seiner Auffassung und Darstellung ist seine wundervolle Kleinmalerei. Die Wurzeln dieser Gabe und Kunst, des scharfen Sehens und des liebevollen Ausmalens, liegen gleichfalls in seiner Jugend. Er hatte einen angeborenen Sinn für alles Wirkliche, eine scharfe Beobachtung alles Eigentümlichen und einen gesunden, volkstümlichen Humor. Als Knabe besuchte er allerlei Werkstätten, besah und erfragte alles aufs genaueste, griff selbst mit an und suchte eigenhändig dies und das zu formen. Das Ferne suchte er sich nah, das Fremde heimisch zu machen. Solch sinnige Kindheit ist selbst Poesie und verrät den künftigen Dichter. Früh schon liebte und übte er ein bewußtes Ergreifen, Ergrübeln und planmäßiges Ausmalen. Das Einfache und Natürliche war ihm dabei immer das wahrhaft Schöne. Um es dichterisch zu gestalten, hat er es an Fleiß und Übung nicht fehlen lassen. „Weile und Feile!“ hieß es bei seinem dichterischen Schaffen.

All das Gesagte beweist, daß Voß zum Idyllendichter berufen war. Und diesen Beruf hat er erfüllt. Er ist der Dichter des deutschen Hauslebens, sein Dichten ein Abschildern erlebter Wirklichkeiten des ländlichen Lebens geworden. Das gilt besonders von seiner „Luise“ und dem „Siebzigsten Geburtstage“. Beide Dichtungen schildern Selbsterlebtes. Die „Luise“ führt uns in das Pfarrhaus seines Schwiegervaters Boie, des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau, wo Voß als Bräutigam seiner Ernestine erwartet wird. Der 70. Geburtstag führt uns in Voß' Elternhaus, das Schulhaus zu Penzlin. Hier wird von den Eltern der einzige Sohn (Voß selbst) mit seiner jungen Gattin zum ersten Besuche erwartet. Alles ist nach der Natur gezeichnet, so die mütterlichen Erbstücke aus dem elterlichen Küsterhause: der eichene Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln auf schraubenförmigen Füßen und mit Schlüsselschildern von Messing, der Desem (eine Handwage), das Mangelholz zum Wäscherollen und die zierliche Elle von Nußholz.

Gedichtet ist der 70. Geburtstag 1780 in Otterndorf, „dem Marschwinkel des Froschlebens“, gedruckt im Musenalmanach für 1781. Zum erstenmal wendet er in diesem Idyll den geliebten griechischen Hexameter als Erzählton an.

Der Schauplatz der Dichtung ist ein norddeutsches ländliches Schulhaus mit seinen anheimelnden Dorfszenen. Sie schildern Selbsterlebtes auf dem Boden der Heimat, sind also ein Stück poetischer Selbstbiographie mit der Geschichte seiner Liebe als Mittelpunkt. So wurde Voß mit seiner Ernestine von den Eltern erwartet und so alles für den lieben Besuch gerüstet. Bis jetzt hatten die Eltern bloß Briefe von Ernestinen gelesen. Die hatten sie mit Freude und Stolz erfüllt. „Etwas Unwiderstehliches“ fand Vater Voß darin. Und nun kam sie selbst mit dem einzigen Sohne! Die glücklichen Eltern ließen sich's nicht nehmen, dem jungen Ehrenpaare einen Ehrenschmaus auszurichten und dazu auch den langjährigen älteren Freund ihres Sohnes, den Pfarrer Brückner in Groß-Vielen, als Gast einzuladen. Die Mutter bestand darauf, alles selbst

sorgsam zu rüsten und bei Tische selbst aufzuwarten, wobei sie zuweilen freudeglänzend die Gäste überschaute.

Diese schlichten Tatsachen bilden den Inhalt der Dichtung. Der Besuch des jungen Ehepaares ist auf den 70. Geburtstag des Vaters verlegt. Während der Greis seine Mittagsruhe hält, waltet die rüstige Mutter geschäftig in Stube und Küche und rüstet alles zu würdigem Empfange. Alles atmet Behagen im Hause, draußen aber toben die Schrecken des Winters. Doch die Liebe überwindet sie. Das junge Paar kommt an. Ein Kuß der Schwiegertochter weckt wie ein himmlischer Gruß, wie die Verheißung einer glücklichen Zukunft den alten Vater. Das Idyll ist rein poetisch, völlig frei von Absichtlichkeiten, die Voß so gern als Stacheln in seine Blumensträuße band. Harmlos und innerlich wahr sind Menschen und Zustände, aber eng begrenzt und ohne tiefern Lebensgehalt ist das Gedicht. Doch wird das Äußerliche dadurch verinnerlicht, daß die häuslichen Geräte, Sitten und Gewohnheiten im engen Wechselschritt gehen mit den Gedanken und Gemütsbewegungen der Personen. Der sonntägliche Friede des häuslichen Lebens in einem Schulhause, der Werdekampf eines Strebenden, die Treue auf ihren einzelnen Posten, die Liebe als Sonnenschein des Hauses und des Alters: das alles ist mit feiner Kunst gefügt und ausgemalt. Und so ist das Idyll zum Lobliede eines hausbackenen Idealismus in einem friedlichen, engumschlossenen Kreise geworden. Es gleicht den Bildern des Stillebens niederländischer Maler, die mit geschicktem Pinsel jeden Zug der schlichten Wirklichkeit festzuhalten, ihn aber doch auch zum Träger innerer Lebensregungen zu machen wußten. Über Voß als Idyllendichter mögen einige Urteile folgen:

Chr. Boie: „Ihr Talent liegt in der Idylle. Sie werden unser Juvenal werden, wenn Sie wollen."

G. A. Bürger: „Wie weiß Voß jede Einzelheit seines Gegenstandes, woran kein Mensch gedacht hätte, aufzudecken und darzustellen! Wie weiß er sich der Meinungen und Begriffe des Volkes zu bemächtigen! Solche Stücke sind's, die ich so absonderlich liebe. Sie sind aus der wahren poetischen Schatzkammer, worin noch Schätze der Art zu tausenden aufbewahrt sein mögen."

W. Herbst: „Die ersten Idyllen sind gefärbte Sittenbilder, die gegen Zeitgebrechen eifern. Sie ruhen nicht ganz (wie der 70. Geburtstag!) in sich, in dem friedlichen, engumschriebenen Kreise eines sich selbst genügenden, weltfernen und in sicherer Ruhe sich auslebenden Lebens, wo Kämpfe der Zeit nur in leiser, gebrochener Welle anschlagen, wo Einfalt und Bildung sich versöhnt die Hand reichen."

Schlosser urteilt in der „Geschichte des 18. Jahrhunderts" über Voß' Gedichte, „daß ihre Wirkung auf die mittleren Stände, auf die Familien mit sehr mäßigem Einkommen sehr groß war. Voß söhnte diese durch die süße Täuschung einer Gattung Poesie, die ihren Verhältnissen angepaßt war, mit ihrem Schicksale aus. Er lehrte sie den an-

scheinend ärmlichen Genuß idealisch erhöhen und eine harte Entbehrung durch eine Spannung des Gefühls und einen Ausdruck, den man freilich Sentimentalität schalt, sich und den Ihrigen nach Campes und Salzmanns Anweisung versüßen. Das Leben ward leichter durch die der Prosa desselben näher gebrachte Poesie; dadurch ward einer höheren Art von Dichtung der Weg eher gebahnt als gesperrt."

II. Unmittelbare Darbietung der Dichtung

durch gutes Lesen und daran sich schließende kurze Wort- und Sacherklärungen.

Postille = Predigtsammlung.
Jucht = Verkürzung von Juchten = Lederbezug des Lehnstuhls.
Freidorf = wohl Dorf mit freier Bauerschaft im Gegensatz zu den Hörigen, die es damals noch gab.
Organist, Schulmeister, Küster: den drei Titeln entspricht das dreigliederige Tun. Welches?
Kalmankene Jacke = von gemustertem Wollzeug.
Mit Not vollendet = bezieht sich nicht auf das mühsame Studium, sondern auf die Not, die das Studium den Eltern gemacht, und auf die Entbehrungen, die es dem Studenten gekostet. („Das gesegnete Freidorf und die Haushaltung mit zwei Dienstboten scheint dazu nicht ganz zu passen.")
Tabak oder nach Voß Toback mit Betonung der zweiten Silbe, wie es auch Goethe in „Hermann und Dorothea" getan hat.
„Gutes gewollt —" = des Vaters Lebensgrundsatz.
Altende statt alternde; alten ist die alte Form neben dem gebräuchlicheren altern.
Geuhlt = mit der Uhle, dem borstigen Wandbesen, Staub und Spinngewebe abgefegt.
Alkov = ein Voß eigentümliche Verkürzung von Alkoven (Bettnische).
Maililien = wohl Maiblumen, die im Winter getrieben sind.
Zinngeräte bilden die besten Stücke der Küchenausstattung; sie werden jetzt in den vornehmsten Häusern wieder Mode.
Stettinische Krüge = in Stettin gefertigt, blau geblümt und von besonderer Schönheit.
Mangelholz = Rollholz zum Wäscherollen.
Geflügelte Köpfe = Engelsköpfe mit Flügeln.
Knirren =lautmalend, ein feineres, leiseres Knarren.
Hüpfende Kräh' = die sonst ernsthaft einherschreitende Krähe ist durch die Schneewehen zum Hüpfen genötigt; komischer Gang!
Modeln = das Einweben von Figuren bei der Arbeit des Webers.
Posen = Federspulen, zu Aufsätzen auf Pfeifen verwandt.
Feuerkieke = ein blecherner Kohlenbehälter zum Füßewärmen.
Desem = eine Handwage.
Mit gebildertem Deckel = erhabene Bildschnitzereien.
Rummeln = lautmalend, das Schnurren des Spinnrades.
Wähliges = 1) wählerisch; 2) sich wohl fühlend. Hier ist wohl 2) gemeint.
Dammeln = mit Anstrengung sich durcharbeiten. Thür. Platt: Dämmeln = mit den Füßen heftig stampfen.
Kraueln = Verkleinerungsform von krauen (kratzen).
Diele = Hausflur.
Gesims des Schornsteins = Gesims an dem Rauchfange über dem Herde.

Goß sie auf graues Papier = auf Fließpapier zum Übergießen des Kaffees mit Wasser.
Thoms = verkürzte Form für Thomas.
Kitzlich = reizbar, eigensinnig, grillig.
Kitzel = Übermut, Torheit.
Der Dogge = auch die Dogge, ein großer Hund.
Hälter = Behälter, Fischkasten.
Häckerling = auf der Futterbank gehacktes oder geschnittenes Stroh.
Mit verdecktem Gestühl = Verdeckstuhl, die Schlittensitze also unter einem Verdeck wie bei der Kutsche; der Pfarrer kutschierte selber.
Seelengesicht = Gesicht mit seelenvollem Ausdruck.
Tuschen = mit „tsch" und bezeichnenden Gebärden zum Schweigen ermahnen.
Das Gemahl = kann für beide Geschlechter stehen, vorzugsweise für das weibliche. „Ein jeglicher soll sein Gemahl lieben und ehren." Matth. 1, 20: Maria, dein Gemahl. —

III. Vertiefung.

1. Lagebilder. a) Die Wohnstube im Schulhause. Die Dielen sind gescheuert und mit feinem Sande bestreut. Überall ist mit dem Staubbesen gefegt, so daß weder Staub noch Spinngewebe zu sehen sind. Vor den Fenstern sind reine Vorhänge (Gardinen), ebenso vor dem Alkoven, in dem ein frisch überzogenes Bett steht. Auf dem Fensterbrette stehen allerlei Topfblumen, deren Blätter sorglich vom Staube gesäubert sind. Zwischen den beiden Fenstern hängt der Spiegel, an einer anderen Stelle der Wand eine Schwarzwälder Kuckucksuhr, deren Schlaggewicht angehalten ist. Hinter dem großen Kachelofen steht ein tönerner Korb, in dem Maililien zeitig zum Blühen getrieben sind. Auf einem Wandgesims sind blank gescheuerte Teller und Schüsseln von Zinn aufgereiht. An Pflöcken hängen ein Paar blaugeblümte Stettiner Krüge, ein messingener Fußwärmer, eine Handwage, ein Mangelholz und eine Elle von Nußbaumholz. An der einen Seite der Wand erhebt sich auf schraubenförmigen Füßen ein mächtiger Eichenschrank mit geflügelten Engelköpfen, allerlei Schnörkelwerk und messingenen Schlüsselschilden. Das Holz ist glänzend gebohnt; die Schlüsselschilder sind blitzeblank geputzt, alle Geräte sorglich abgestäubt. Oben stehen auf besonderen Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe von Gips, geschliffene Gläser, zwei zinnerne Teetöpfe und irdene Tassen. Dazwischen liegen große, wohlriechende Äpfel. In eine Ecke geschoben ist ein Spinnrad nebst Spinnstuhl. An einer anderen Wand hat das Klavier von grüner Farbe Platz gefunden. Der Deckel ist poliert und mit Bildwerk geziert. Unten am Klavier ist das Pedal mit einem Forte- und Piano-Zuge. Aufgeschlagen ist der Pultdeckel, und ein offenes Choralbuch liegt darauf. In der Mitte der Stube steht ein eichener Klapptisch, der mit einem rotblumigen Teppich bedeckt ist. Darüber ist an einem Ende eine feine Drillichdecke mit eingewebten schönen Mustern gebreitet. Darauf stehen Kaffeetassen, eine blecherne Zuckerdose mit großen Zuckerstücken, ein Zinnteller mit Tabak, und daneben liegen ein

paar rote und grüne Tonpfeifen mit aufgesetzten Federspulen. Auf dem Fußtritte des Tisches sitzt eine Katze, leckt sich die Pfoten und putzt sich Bart und Nacken. Einige Fliegen summen schwerfällig durch die Stube, und der Uhrpendel leiert sein einförmiges Ticktack.

Neben dem Ofen steht ein geschnitzter Lehnstuhl, der mit Haaren gepolstert und mit braunem Juchtenleder überzogen ist. Darin ruht ein Greis im Silberhaar und hält seine Mittagsrast. Er hat auf dem Klavier einen Choral gespielt, dann in der Postille eine Predigt gelesen und ist darüber eingenickt. Sein Haupt ist auf die Postille gebückt, die Brille von der Nase auf das Buch gefallen, ebenso das violette Samtkäppchen mit goldener Troddel und Fuchspelz-Verbrämung. Tiefe Stille herrscht im Zimmer. Man hört nur die Atemzüge des Schlafenden, das Summen der Fliegen, das Schnurren der Katze, das Ticktack der Uhr und das leise Knirschen des Sandes unter den Pantoffeln einer bejahrten, geschäftigen Frau, die eben vorsichtig das Zimmer verläßt.

b) Die Küche. Die Mauern sind berußt. Daran hängt ein Beil und ein Fischbeutel. In der Ecke liegen wohlgeschichtet Kienholz zum Feuermachen, Torf und Buchenscheitholz zum Nachlegen und ein knorriger Klotz für die Nacht. Der weitbäuchige Schornstein hat über dem Herde ein Gesims. Darauf stehen allerlei Geräte, z. B. eine Kaffeemühle. Im Ofen glühen Kohlen; eine Magd legt Holz darauf und entfacht den Brand mit dem Blasebalge. Dabei steigt ihr der Rauch in die Augen, so daß sie sich ärgerlich die Tränen wegwischen muß. Auf dem Herde rösten in einer Pfanne über linder Feuerglut die knatternden, schwitzenden und sich bräunenden Kaffeebohnen. Das geschäftige Hausmütterchen rührt sie mit hölzernem Löffel um. Ein würziger Qualm füllt die Küche und den Hausflur. An die Küche stößt die Gesindestube. Durch die halboffene Tür sieht man das Spinnrad der Magd und eine Garnwinde, auf der eben Garn gehaspelt ist.

c) Der Hof. Der Hof ist so geräumig, daß sich ein Wagen oder Schlitten drehen kann. Er ist von Scheune, Stall und Backhaus umschlossen. In der Scheune steht die Futterbank, auf welcher der Knecht mit gewaltiger Kraftanstrengung Häcksel schneidet. Im warmen Stalle auf weicher Streu brummen an ihren Trögen und Raufen die Milchkühe „Schönmädchen" und „Blümig" sowie etliche Kälber. Der Backofen liegt am Garten, und hinter der geschlossenen Tür kratzt und winselt der Hofhund „Monarch", eine stattliche Dogge. In der Mitte des Hofes steht der Taubenschlag, an dem eine Leiter lehnt und von dem man einen weiten Blick in das freie Feld hat. Das Hoftor ist geöffnet. Ein scharfer Ost wirbelt den Schnee umher, treibt die Flocken gegen die Scheiben und zerzaust die kahlen Äste der Eschen. Krähen, die sonst bedächtig schreiten, hüpfen über die Schneewellen und suchen ihr Futter an der Scheuer. Ein halbverdeckter Schlitten hält auf dem Hofe. Die beschneiten und dampfenden Renner mit schönem Geschirr schnauben und schütteln die klingenden Schellen. Der Sohn des Hauses, ein benachbarter

junger Pfarrer, der Rosse und Schlitten selbst gelenkt hat, ist aus dem Schlitten gesprungen und hat Zügel und Peitsche dem wartenden Knechte Thomas gereicht, damit er die Rosse in sorgliche Obhut nehme. Aus dem zottigen Fußsacke von Bärenpelz hüpft leichtfüßig eine blühende junge Frau und fliegt in die offenen Arme des glücklichen Mütterleins.

2. Charakter der Personen. Drei Paare verschiedenartiger Personen, die aber das Band der Liebe und Familiengemeinschaft verbindet, lernen wir kennen: 1. Das greise Elternpaar. 2. Das junge Ehepaar. 3. Das treue Gesindepaar. Nur kurz erwähnt ist das Freundespaar: Pfarrer und Verwalter.

a) Das Geburtstagskind ist der 70 jährige Küster, Schulmeister und Organist Tamm. Als Küster hat er 40 Jahre lang in Stolp das Taufwasser gereicht. Als Schulmeister hat er alle im Dorfe — bis auf wenige Greise — in christlicher Sitte und allerlei Kenntnissen unterwiesen. Als Organist hat er durch sein Orgelspiel die Feier von Gottesdiensten, Trauungen und Begräbnissen erhöht. Er ist ein Freund der Musik und versteht sein Klavier selbst zu besaiten und zu stimmen. Auch die Blumen liebt und pflegt er. Gegen die Tiere ist er mildherzig und verschont mit seiner Klappe sogar eine Anzahl Fliegen, damit sie ihm Wintergesellschaft in der warmen Stube leisten. Dem Gesinde ist er ein freundlicher Herr und betrachtet es als Glieder seiner Familie. Der Gattin ist er immer eine treue Stütze in Freud und Leid gewesen. Er hat sie in Kummer getröstet, in heiterer Laune geneckt und mit ihr gescherzt, immer aber in liebevoller Gemeinschaft mit ihr gelebt. Das Alter hat die Liebes- und Lebensgemeinschaft immer inniger gemacht. Als Vater hat er sich die größten Entbehrungen auferlegt, um dem Sohne das Studium der Gottesgelahrtheit zu ermöglichen. In dem Glück, der Liebe und Dankbarkeit des Sohnes erntet er den Lohn seiner Opfer. Mit Gebet, Choralspiel und Predigtlesen weiht er seinen 70. Geburtstag. In seinem mühevollen Amte und Leben hat er mit Gottvertrauen seine Arbeiten begonnen, mit Gebet sie geweiht, mit Beharrlichkeit zum Ziele geführt, mit Geduld die Widerwärtigkeiten ertragen und mit Demut Gott für den Erfolg gedankt. Erinnerungsfroh gedenkt er vergangener Zeiten, der schweren und der leichten. Dankbar genießt er den Abend seines Lebens, das Glück seiner Kinder und das Behagen einer schönen Häuslichkeit. Behaglichkeit ist auch hier die Luft, die durch den „70. Geburtstag" wie durch alle Voßschen Idyllen weht, und die Eigenschaft, die allen seinen Helden eigen ist.

b) Die rührige Seele des Hauses ist die geschäftige Mutter, eine gesunde, rüstige Frau, gegen Wind und Wetter abgehärtet, „vom eisernen Kerne der Vorwelt". Ihrem Manne ist sie eine zärtliche, fürsorgende Gattin, die ihm ein gemütliches Heim zu bereiten versteht. Sorgsam wehrt sie alles Störende ab. Peinliche Sauberkeit, schönste Ordnung und warmes Behagen herrscht überall. Sie waltet in Stube und Küche, in Stall und Backhaus mit Umsicht und rascher, sicherer und geräusch-

loser Geschäftigkeit. Der Magd und dem Knechte befiehlt sie rasch und bestimmt und weiß sie an das Interesse des Hauses zu fesseln. Die weibliche Eitelkeit ist noch nicht ganz in ihr erstorben, denn im Spiegel beschaut sie den neuen Kopfputz zu Ehren der Schwiegertochter, lächelt aber über die eigene Torheit. Nicht frei vom Aberglauben, sieht sie im Putzen der Katze die Ankündigung eines Besuches. Ein überquellend Herz voll Mutterliebe und Mutterglück zeigt sich im Gedanken an den einzigen Sohn und beim Empfange der Schwiegertochter. Sicher ist sie eine der besten von den viel verleumdeten Schwiegermüttern. Die wohltuendste Gastfreundschaft zeigt sie den Freunden und Besuchern des Hauses.

c) In der geschäftigen Hausmagd haben wir ein Muster ihrer Art. Mit inniger Liebe hängt sie an ihrer Herrschaft und an dem Sohne des Hauses. Geschäftig und umsichtig erfüllt sie alle nötigen Pflichten in Küche, Stall und Backhaus. Willig und rasch gehorcht sie aufs Wort. Alle Aufträge merkt sie und überbringt sie wörtlich dem Knechte. Vom Weber und dem eigenen Ehrgeize gespornt, spinnt und haspelt sie flink und gut das Garn zu Leinwand. Lebhaft schürt sie das Feuer und schilt unwillig den Rauch. Mitleidig gedenkt sie der Menschen draußen im Schneesturm. Barmherzig sorgt sie für das Vieh, liebkost die Kühe und gibt ihnen Kosenamen. Klug weiß sie den Hofhund ins Backhaus zu locken und einzusperren. Scharfäugig und feinhörig erspäht sie von hoher Warte den Schlitten und meldet erfreut die nahenden Gäste.

d) Der Knecht Thoms handhabt kräftig die Häckselschneide. Willig erfüllt er die Aufträge. Derb will er dem Fischer die eigensinnigen Launen austreiben. Fest und sicher ergreift er die Zügel, führt die Renner zum Stalle und pflegt sie sorgsam.

e) Der einzige Sohn Zacharias, seit kurzem wohlbestellter Pfarrer und glücklicher Gatte, hat Wuchs und Gemüt des Vaters. Wohlbegabt, fleißig, strebsam und ausdauernd hat er sich durch Not und Entbehrung emporgearbeitet. Zäh und stetig hat er sich Ziele gesetzt und sie zu erreichen gewußt. Seinen Eltern ist er ein liebevoller, dankbarer Sohn, seinen Freunden ein zuverlässiger Gefährte, seiner Gattin ein zärtlicher Ehegenoß, seiner Gemeinde ein gewissenhafter Seelenhirt. Trotz der Amtspflichten weiß er Zeit zur Erfüllung der Sohnespflichten am 70. Geburtstage des Vaters zu finden. Kraftvoll versteht er die Rosse zu lenken, geschickt durch Hohlwege und Schneestürme zu kutschieren und liebevoll und fürsorglich die Gattin vor den Unbilden des Wetters zu schützen.

f) Die junge Pfarrfrau ist zart und schlank, aber kerngesund, wie die Schwiegermutter vom ehernen Kerne der Vorzeit. „Sie würde noch krank vor lauter Gesundheit“, hat ihr Vater gescherzt. Sie hat ein fröhliches Herz, rote Wangen und immer ein heiteres, verständiges Wort auf den Lippen. Mutig vertraut sie sich dem Schlitten und der Kutscherkunst ihres Gatten an. Weder Oststurm noch Hohlweg noch Schneewirbel fürchtet sie. Gewandt und beweglich weiß sie sich aus den Schutzhüllen zu schälen. Ihr Seelengesicht, d. h. ihr Antlitz als Spiegel der Seele,

verkündet herrliche Eigenschaften des Geistes und Herzens. Voll Vertrauen naht sie den unbekannten Eltern ihres Mannes und voll Dank, daß sie ihr den Gatten so wacker erzogen. Voll Zärtlichkeit umfaßt sie die Schwiegereltern wie eigene Eltern. In Wort und Tat offenbart sie Herz und zarten Takt. Die Mutter ihres Zacharias nennt sie du, und den Vater küßt sie wach. Schelmisch, geheimnisvoll deutet sie auf eine besondere Gabe, die der Koffer noch birgt. Kuß wie Gaben sind das Festgeläut zu der unvergleichlichen Feier des 70. Geburtstages.

3. Gliederung und Gedankengang.

I. Der schlummernde Greis in der festlichen Geburtstagsstube.
II. Die umsichtige und geschäftige Gattin in Stube und Küche.
III. Die rasche, tätige Hausmagd in Küche, Stall und Hof.
IV. Die willkommenen Gäste auf dem Hofe und im Hause.

Gedankengang: Der 70jährige Küster Tamm hält Mittagsruhe, nachdem das fröhliche Geburtstagsmahl gehalten und durch den Wein des Sohnes sowie durch allerlei Erinnerungen gewürzt worden ist. Seine geschäftige Gattin hat die Stube festlich geschmückt. In der Küche ruft sie die Magd von der Garnhaspel zum Feuerschüren in die Küche. Sie selbst brennt, mahlt und kocht mit Liebe und Sorgfalt den Festkaffee. Die Magd sperrt den lärmenden Hund in das Backhaus, schickt den Knecht nach Karpfen zum Fischer und späht vom Taubenhause nach den Gästen, die sie trotz Hohlweg, Sturm und Schneetreiben entdeckt und freudig ankündigt. Die Gäste kommen im halbverdeckten Stuhlschlitten, werden von der Mutter mit überquellender Freude und Liebe empfangen, die Rosse vom Knechte versorgt und die Gäste in die Schulstube zur Ablegung der Umhüllung geführt. Gleichwie die Sonne früh den Tag verkündet, so weckt ein Kuß den Schläfer zur Wonne der Festfeier.

Drei Mahlzeiten mit immer steigender Teilnehmerzahl lassen uns das häusliche Behagen mitgenießen: das Mittagsmahl der beiden Alten mit seinen ernsten und heiteren Rückblicken, der gemütliche Kaffee des Eltern- und Kindespaares, das Festmahl der Eltern, Kinder und Freunde. Als unsichtbare Überschrift des Idylls lesen wir: „Seinen Freunden gibt der Herr es schlafend." — Also wird gesegnet sein der Mann, der den Herrn fürchtet und auf seine Güte hofft. — „Gegen Abend wird es Licht werden."

4. Poetische Schönheiten: a) Die wundervolle Kleinmalerei, die uns durch ihre liebevolle Deutlichkeit gleichsam zu Mitgenießern der Festfeier macht. b) Der Gegensatz zwischen dem warmen Behagen im Hause und dem wilden Schneesturm draußen. c) Die Rückblicke in eine schwere Vergangenheit und der dankbare Genuß einer schönen Gegenwart. d) Das trauliche Verhältnis zwischen den Hausgenossen und den Tieren in Stube, Stall und Hof (die verschonten Winterfliegen; die schnurrende Katze; der tapfere „Monarch", den Wärme und Brotgeruch laben; die wohlversorgten Kälber und die geliebkosten brummenden Kühe): alles in allem das Bild

eines glücklichen und behaglichen deutschen Familienlebens. e) Die Liebe der Mutter, die jede Störung von dem lieben Alten abwehrt und in der Fürsorge für andere ganz aufgeht. f) Die gespannte Erwartung zwischen zwei Unbekannten auf das erste Sehen und die glückliche Lösung der Spannung. g) Der liebevolle Kuß der Schwiegertochter, der den Vater zu einem neuen glücklichen Lebensabschnitte weckt. h) Das kunstvolle und doch natürliche Heben und Senken des Hexameters als Erzählform.

IV. Verwertung.

1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Vorbildlich für unsere unruhige, hastig bewegte und vielstrebige Zeit ist die Einfachheit, Ruhe und patriarchalische Gesinnung der Bewohner des Schulhauses. Ein herzliches, väterliches Verhältnis herrscht besonders zwischen der Herrschaft und den Dienstboten. Sie sind miteinander in Freude und Leid verwachsen. Die Arbeitsgemeinschaft ist eine Lebensgemeinschaft. Die Interessen sind gemeinsam. Das Lohnverhältnis hat noch nicht die Herzen erkältet, die Selbstsucht, der Stolz und die Gleichgültigkeit auf einer, die Geld- und Vergnügungsgier auf der anderen Seite noch nicht das Band der Liebe und Gemeinschaft zerrissen. Wohlwollen herrscht auf der einen, Gehorsam und dankbare Anhänglichkeit auf der anderen Seite. Wie anders jetzt! Wie oft Kälte, Feindschaft und Ausnutzung auf beiden Seiten! Voß hat sich in allen seinen Idyllen bemüht, die verschiedenen Stände durch das gemeinschaftliche Band des Wohlwollens und der Menschlichkeit zu verknüpfen. Seine bäuerliche Abkunft, sein volkstümlicher Sinn, die niederdeutschen Verhältnisse und die homerischen Vorbilder mögen ihn dazu bewegt haben. Wie Güte und Wohlwollen zwischen Hohen und Niederen, Achtung der Rechte und Bedürfnisse auf beiden Seiten die einzige Lösung der sozialen Frage sind, können wir schon von Voß lernen, ebenso, wie Glück und Lebensbehagen auf kleinem Raume, in engen Verhältnissen und mit bescheidenen Mitteln möglich sind, wie Einfachheit, Sauberkeit, Gemütlichkeit, Zufriedenheit, Pietät der Kinder gegen die Eltern und der Dienstboten gegen die Herrschaft, altväterische Sitten jedes Haus und jedes Leben schmücken und Bürgen wahren häuslichen Glückes sind. Wie Voß selbst tief und innig das Behagen des stillen, heimlich-trauten Familienlebens täglich dankbar empfand, so malt er verlockend die Behaglichkeit des Familienlebens im engen Kreise und erhöht ihre Wärme durch den Gegensatz der Schrecken eines kernhaften nordischen Winters. Das Leben des Hauses hat seine Mittelpunkte in der warmen Stube, der warmen Küche, dem warmen Stalle und dem warmen Backhause. Wie behaglich und erwärmend der Blick da hinein, wie grausig und erkältend der hinaus! Der Gegensatz macht den eigenen Besitz klar und erhöht die Besitzfreude.

Nachstehende Wahrheiten und Merksätze ergeben sich aus der Dichtung und lassen sich aus ihr beweisen:

1. Wer Dank opfert, bezahlt seine Gelübde.
2. Die Liebe wehrt den Störungen und mehrt die Glücksbedingungen.
3. Erinnerung an Freud und Leid ist des Alters Seligkeit.
4. Gutes gewollt mit Vertrau'n und Beharrlichkeit führt zum Ausgang. Nur geduldig, bet und vertrau. Je größer die Not, je näher die Rettung. Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, kommt an. (Wahlspruch Tamms.)
5. Das Erbe der Väter verpflichtet zum Wahren und Mehren.
6. Im Glücke vergiß nicht fremder Not, und erbarme dich auch des Viehes!
7. Williger Dienst und treue Pflichterfüllung ist Gottesdienst.
8. Das schönste Glück des Alters ist das Wohlergehen wohlgeratener Kinder.
9. Jede Lebensstufe hat ihre Gaben und Aufgaben, ihre Sorgen und Freuden. Sie erkennen, ist Weisheit; ihnen gemäß leben, ist Glück.
10. Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. Sie löst alle Banden, wenn sie die ihrigen knüpft.
11. Glück und Behagen lieben die Enge und flieh'n das Gedränge. —

2. **Verwandtes und Bekanntes.** Ps. 127: Wo der Herr nicht das Haus bauet —. Ps. 90: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für —." Ps. 97, 11: Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen. Ps. 112, 4: „Den Frommen —" „Gegen Abend muß es Licht werden." Krummacher: Das Angebinde oder des Vaters Geburtstag. — Aus Goethes Schatzgräber: „Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste: sei dein künftig Zauberwort." — Fr. L. Jahn: „Im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit. — Das Ineinanderhineinleben, das stille, vertrauliche Sichaneinandergewöhnen, das mit Wechselliebe Sichlebendeinverleiben bildet das Volk und bewahrt und erhält es durch Volkstum."

3. **Rede- und Stilübungen.** a) In welchem Zusammenhange stehen die verwandten Stoffe mit der Idylle? b) Erläutere oder begründe die elf Wahrheiten und Merksätze aus der Dichtung! — c) Was spricht dafür, was dagegen, daß der 70. Geburtstag ein Sonntag gewesen ist? — d) Warum hat der Dichter gerade den 70. Geburtstag gewählt? — e) Was erleben wir von der Geburtstagsfeier? — f) Was wird vom Essen und Trinken erzählt? — g) Was wird erwartet, und was erfüllt sich? — h) Welche Vorbereitungen werden getroffen, um die Gäste würdig zu empfangen? — i) Wie zeigen sich in der Dichtung die Behaglichkeit, die Fürsorge, das Mitleid, der Familiensinn, die Frömmigkeit, die Freundschaft, die Gastlichkeit, das Elternglück, die Kinderliebe und die Dienertreue?

Fr. Polack und **Dr. P. Polack.**

Reineke Fuchs.

Tierepos

von

J. W. v. Goethe.

(Methodische Winke zu einer schulmäßigen Behandlung.)

Literatur: Goethes Werke, herausgegeben von Heinemann. B. IV. 1903, Leipzig, Bibl. Institut. — Goethes Werke, herausgegeben von K. Goedeke. Bd. III. 1867, Stuttgart, J. G. Cotta. — Reineke Fuchs, im Versmaß des Originals übersetzt von Soltau. Bibl. deutscher Klassiker. Bd. II, Hildburghausen. — Jakob Grimm, „Reinhard Fuchs". „Einleitung" dazu. „Sendschreiben an Lachmann über Reinhard Fuchs". Leipzig, 1840. — Genthe, Reineke Vos, Reinaert, Reinhard Fuchs im Verhältnis zueinander. 1866, Berlin, Calvary & Co. — Mèon, Le Roman du Renard. Paris 1826. — Literaturgeschichte von Vilmar und von Scherer.

Vgl. auch Gräf, Goethe über seine Dichtungen, 1. Bd. 1. Abt., S. 248 ff. (1901, Frankf. a. M., Lit. Anstalt). — M. Lange, Goethes Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs, Progr. Dresden 1888. Strehlke, Hempelsche Ausg., Bd. 5. — Ferner Fr. Vogt und M. Koch, Gesch. d. deutschen Lit., 2. Bd. 3. Aufl., 1910, Leipzig, Bibl. Institut.

I. Vorbereitung.

Zur Wahrheit bekehre
Bald sich jeder und meide das Böse, verehre die Tugend!
Dieses ist der Sinn des Gesanges, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemischt, damit ihr das Böse vom Guten
Sondern möget und schätzen die Weisheit. . . . .

So heißt es gegen das Ende des „Reineke Fuchs". Im Spiegel des Tierlebens soll der Mensch sich selbst erkennen und Weisheit lernen. Doch was ist Fabel und was Wahrheit in dem Epos? Fabel ist die Übertragung menschlicher Einrichtungen, Gedanken, Worte und Taten auf die Tierwelt, Wahrheit die feinsinnige Schilderung des Naturlebens und die eingeflochtene Erfahrungsweisheit vom „Laufe der Welt". Das Tierepos ist die poetische Umbildung und Ausgestaltung der Tiersage. Es ist grundverschieden von der Äsopschen oder Lessingschen Fabel. Während letztere einen einzelnen Zug aus dem Tierleben in zugespitzter Anwendung auf das Menschenleben gibt, entfaltet das Tierepos ein volles, ausgeführtes Bild des Tierlebens.

Die Tiersage ist ohne lehrhafte und satirische Nebenzwecke. Nicht als verkappte Menschen oder „Professoren der Moral" treten die Tiere, die Helden der Dichtung, auf, sondern in voller Naturwahrheit, ganz

in ihrem eigenartigen Leben und Treiben. Nur ist die geheimnisvolle Eigentümlichkeit der sprachlosen Tiere in die Höhe des bewußten Menschendaseins erhoben, die menschliche Rede zum Dolmetscher der unverständlichen Tiersprache geworden und Tierisches mit Menschlichem eng verschmolzen. Diese Verschmelzung und dieser Gleichschritt zwischen Tier- und Menschenleben ist aber ein ungesuchter und unwillkürlicher. Die Bearbeiter der Tiersage, die ein Epos daraus schufen, wurden sich der oft überraschenden Verwandtschaft und des Gleichschrittes zwischen Tier- und Menschenwelt bewußt, konnten dem lehrhaften oder satirischen Drange nicht widerstehen und behandelten das Leben der Tierwelt als Abbild der Menschenwelt und zugleich als lehrreiches Spiegelbild für diese.

Eine verständnisvolle und genußreiche Lektüre des Tierepos „Reineke Fuchs" wird zweckdienlich vorbereitet werden durch die Beantwortung der drei Fragen:

1. Wie ist die Tiersage entstanden?
2. Welche poetischen Formversuche haben dem Tierepos seine jetzige Gestalt gegeben?
3. Welche stofflichen Bestandteile des Epos finden sich bereits im Vorstellungskreise der Schüler?

1. Entstehung der Tiersage.

Wie die Kinder eine Vorliebe für Tiere und das Spiel mit ihnen zeigen, so war die Menschheit in ihrer Kindheit eng umrahmt von dem Naturleben und das Menschengeschick innig durchflochten von den Geschicken der Tiere. In jener fernen Zeit inniger Vertrautheit und engen Zusammenlebens mit den Tieren liegen die Wurzeln der Tiersage. In dem Gefühl der Gemeinsamkeit mit der Tierwelt, in der Freude an ihren Gestalten und ihrem eigenartigen Leben, in der Teilnahme an ihren Leiden und Freuden, in dem Nachsinnen über die rätselhafte Sprachlosigkeit und die ausdrucksvollen Blicke der Tiere, kurz in einem verständnis- und liebevollen Natursinne haben wir die Quelle und Seele des Tiermärchens und der Tiersage zu suchen. Letztere wie das daraus entstandene Tierepos ist ein eigenartiges Erzeugnis des deutschen Volksgeistes, mit dem sich ähnliche poetische Bildungen bei Orientalen und Griechen nicht im entferntesten messen können.

Ein kräftiges Naturvolk wie das deutsche, in den einfachsten Lebensverhältnissen, im engsten Zusammenleben mit der Natur, begabt mit einem liebevollen Naturgefühl, harmloser Natureinfalt und doch sinnender Versenkung in die Erscheinungswelt, war am meisten geeignet, das Verhältnis zwischen Tier- und Menschenwelt tief zu erfassen und poetisch zu gestalten.

Man sah in den Tieren Lebensgenossen und Teilhaber der eigenen Freuden und Leiden. Man las aus ihren Augen eine denkende Seele und ein empfindendes Gemüt. Man hörte aus ihren unverständlichen

Lauten menschliche Rede und Gedanken. Man bewunderte ihre Kunst beim Bau der Wohnungen, ihre List oder Stärke bei der Verteidigung oder Nahrungsgewinnung. In ihren Zusammenscharungen zu Spiel oder Raub oder Wanderung sah man wohlgeplante Versammlungen usw.; kurz man schloß bei ihrem Tun und Treiben auf eine der menschlichen verwandte Gedankenunterlage. So gewöhnte man sich, im Tierleben eine verwandte Kette leitender Gedanken, ein ähnliches Empfinden, gleiche Leidenschaften, gleiche Einrichtungen, gleiche Schicksale usw. wie im Menschenleben zu sehen. Die Darstellung dieses Verhältnisses in kindlicher Weise war ein wechselseitiger Aus- und Umtausch des Tierischen und Menschlichen. Man sah in den Tieren nicht etwa künstliche Masken von Menschen, in ihrem Leben nicht eine langweilige Allegorie des Menschlichen, sondern einen wirklichen, lebensvollen Zusammenhang des Tierischen und Menschlichen, eine Gemeinsamkeit der Interessen, eine Verflechtung der Geschicke. Die Tiere blieben in ihrer wesenhaften Eigenart unangetastet und wurden nur unwillkürlich zu Spiegelbildern der Menschen.

Eine solche poetische Auffassung der Tierwelt, eine Belebung und Beseelung der Natur, eine Erhebung der Tiere zu einer Art Ebenbürtigkeit war in einfachen Lebensverhältnissen ein Naturbedürfnis, aber nur in den unbefangensten, stillsten Naturzuständen des Hirten- und Jägerlebens in alter Zeit möglich. Warum? (Wald die Welt; engster Horizont; Kreis der Vertrauten und der Freunde klein; viele Erscheinungen unverständlich; die ganze Natur mit Dämonen bevölkert; Hexen verwandelten sich in Tiere; aus den Augen der Tiere blitzte, aus ihren unverständlichen Lauten sprach eine fremde, unheimliche Macht; Wölfe und Bären durch Stärke ebenbürtige Gegner, die man mit menschlichen Namen nannte; Waffen unvollkommen; List über rohe Kraft; durch „Furcht und Schrecken" oder durch List und Güte suchte man das gegenseitige Verhältnis zu gestalten.) Dies Verhältnis zu den Tieren als „vertrauten Rätseln", das Gefühl der Gemeinsamkeit bei aller Geschiedenheit, des Zusammenlebens bei häufiger Feindschaft, der Vertrautheit bei einer unüberschreitbaren Grenzscheide mußte in herzlicher Anteilnahme, in verständnisvoller Deutung der unverständlichen Tiersprache und in harmloser, behaglicher Ruhe ausgesprochen werden. Und dies geschah in der Tiersage.

Lehrhafte oder satirische Gedanken hineinzutragen, Menschliches und Tierisches zu scheiden und eins zum Spiegel des andern zu machen, lag der ursprünglichen Naturpoesie fern. Das war einem späteren Geschlechte vorbehalten, das sich von der Naturgemeinschaft mehr und mehr entfernte, die innige Harmonie zwischen Tier- und Menschenwelt löste und den in objektive Ferne gerückten Gegenstand sinnend betrachtete. Je mehr wir einen Gegenstand von uns abrücken, aus dem Bereiche unseres Gefühls und unserer Interessenverflechtung entfernen, desto geeigneter wird er zur Betrachtung. Die Tiersage behandelte gewisse Tiere als wirk-

liche Helden und ihr Tun als Heldentaten, das Tierepos aber machte sie unter Festhaltung der tierischen Eigentümlichkeit zu Trägern bestimmter menschlicher Gedanken und Charaktere.

Woraus ist zu ersehen, daß Tiersage und Tierepos eine eigenartige Schöpfung der deutschen Poesie, des deutschen, liebevollen Natursinnes und Volkscharakters sind? (Sie allein unter allen Völkern haben die Tiersage in einem inneren Zusammenhange. Ihre örtliche Verbreitung geht nicht über das nordwestliche Deutschland und nördliche Frankreich hinaus, nicht einmal nach England. Der Stamm der Franken muß also Pfleger der Tiersage gewesen sein, da sie sich nur in dem Wander- und Wohngebiete derselben findet. Die ursprünglichen Hauptthelden der Tiersage, Bär, Wolf und Fuchs, sind unsere einheimischen Raubtiere. Ihre Namen sind deutsch und bleiben es selbst in Frankreich. Der Wolf heißt Isegrim, franz. Isengrin, d. h. eisengrimmig, nach anderen: der mit der eisernen Helmmaske, von seiner unersättlichen Raubgier und der zermalmenden Kraft seiner Zähne. Der Name des Fuchses, Reginhart oder Reinhart, franz. Renard, d. h. der kluge Ratgeber, nach anderen: der Erzharte, in Schlauheit Unüberwindliche, erinnert an seine List und Verschlagenheit. Der Bär wird der Braune, franz. Bruns, genannt von seinem braunen, zottigen Haarkleide.)

Wie erklärt sich aber die Aufnahme fremder Tiere in den Kreis der deutschen und die Verwandlung mancher Namen? (Von Brabant, der eigentlichen Heimat der Tiersage, wanderte dieselbe mit den Franken südwärts und bewahrte auch in Frankreich im allgemeinen ihren ursprünglichen Charakter. Nur an die Stelle des deutschen Bären trat der fremde, gewaltigere Löwe Nobel als König der Tiere. Der deutsche Hahn Henning, d. h. Mann der Henne, der Singenden, wurde französisch zu Chanteclèr, d. h. Klarsinger, der eine Bruder zu Creiant, dem Schreier, und der andere zu Cantard, dem Sänger. Auch der fremdländische Affe Martin mit seiner gewandten Äffin Frau Rückenau, sowie das Panthertier werden zwischen die deutschen Waldbewohner geschoben, — ein Beweis, daß sich in Frankreich der naturkundliche Erfahrungskreis erweitert hatte.)

2. Entwickelung des Tierepos.

Wie einzelne Volkslieder und Heldensagen in ihrer Verbindung mit dem Mythus die Grundstoffe unseres Volksepos bilden, so sind einzelne Jagdlieder und Tiererzählungen, die mit dem Naturmythus zusammenflossen und in poetische Beleuchtung rückten, die Urbestandteile der Tiersage und des Tierepos. Erst nach langer mündlicher Vererbung erfolgte durch Geistliche oder Mönche eine Aufzeichnung. Die ersten Spuren finden sich bei den Franken im 7. Jahrhundert in Fredegars Chronik. Die erste Niederschrift geschah vermutlich durch einen jungen Mönch zu Toul ums Jahr 1000 in lateinischen Hexametern. Im Anfang des 12. Jahr-

hunderts erschien in Südflandern der Isengrimus, der in lateinischen Distichen zwei Tiergeschichten erzählt, die Heilung des kranken Löwen durch das dem Wolf abgezogene Fell und die Betfahrt der verfolgten Gemse. Dieselben Geschichten nebst zehn anderen enthielt der Reinardus vulpes, den der nordflandrische Magister Nivardus in lateinischen Distichen um die Mitte des 12. Jahrhunderts abfaßte. Er wirft schon satirische Seitenblicke auf das Kirchenregiment und besonders die Cisterziensermönche. Schon vorher müssen französische Bearbeitungen der Sage entstanden sein. Dieselben ließen im ganzen den Stoff unverändert und führten nur den Löwen als König und den Affen als gewandten Hofmann ein. Der zähe, eigenartige Charakter der Tiersage hatte sich gegen fremdartige Beimischung spröde und abweisend verhalten. Doch je mehr sich der französische witzige Geist mit dem schlichten Stoffe befaßte, desto ausgiebiger wurde er als bequemes Maskenkleid benutzt, um Königen, Hofleuten, Edlen und Geistlichen die beißendsten Wahrheiten zu sagen. Der „Roman du Renard“ ist ein lebendiges und vollständiges Bild der damaligen Gesellschaft, und die Tiere sind zu verkappten Menschen umgewandelt. Der Grundgedanke ist: Bei den Großen der Erde geht Macht vor Recht, aber List und Gewandtheit triumphieren über die plumpe Kraft.

Die erste mittelhochdeutsche Umdichtung eines verloren gegangenen französischen Originals besorgte um die Mitte des 12. Jahrhunderts der Elsasser Spielmann Heinrich der Glichesäre (d. h. in fremde Gestalt Versteckte) im „Reinhart Vuhs“. Seine zehn Erzählungen in kurzen Reimpaaren bewahrten den alten, strengen Charakter und Stil der Sage. Um die Wende des 12. Jahrhunderts goß ein Unbekannter diesen „Reinhart Fuchs“ in schonender Weise auch in kurzen Reimpaaren in die reineren dichterischen Formen eines Heinr. v. Veldeke um. Ihre vollkommenste künstlerische Gestaltung erhielt jedoch die Sage um 1250 im „Reinaert“ durch einen flandrischen Dichter Willem, über dessen Person und Autorschaft die Meinungen jedoch auseinandergehen. Der „Reinaert“ Willems wurde — angeblich von dem Westfalen Nikolaus Baumann, der als Sekretär des Herzogs Magnus von Mecklenburg in Rostock 1526 starb — als Reineke Vos ins Plattdeutsche übersetzt (Lübeck 1498). Im 13. und 14. Jahrhundert erschienen eine große Zahl deutscher und französischer Bearbeitungen, aber keine erreichte auch nur annähernd die Wirkung und Verbreitung des „Reinaert“ und des „Reineke Vos“. Eine köstliche Frische und Lebendigkeit der Darstellung, eine natürliche Verknüpfung der Handlungen, eine überraschende Naturwahrheit und drollige Naivetät und Komik zeichnen die Dichtung aus. Der eigentümliche Waldesduft weht noch durch das Buch, aber unwillkürlich werden die Züge des Tierlebens zu Abbildern des Menschenlebens, die zutage springenden Wahrheiten zu Lichtblitzen und Gleichnissen für das Menschenleben, die absichtslose Darstellung der tierischen Handlungen zu treffenden Nutzanwendungen für den Menschen.

Im 16. und 17. Jahrhundert erschienen viele Ausgaben des „Reineke Vos". Bei der satirischen Richtung des 16. Jahrhunderts gewöhnte man sich, das Gedicht als einen Spiegel des Hoflebens und als eine Satire auf die Geistlichkeit anzusehen. Sogar nach Jak. Grimms scharfsinnigen und abschließenden Forschungen gab es und gibt es noch nicht wenig Stimmen, welche das Tierepos „durch und durch Satire, Persiflage einer bestimmten Zeit und Verlarvung des Menschlichen" nennen.

Einen guten Originalabdruck der Dichtung nebst einem sehr guten Wörterbuche besorgte Hoffmann von Fallersleben. Von den vielen hochdeutschen Bearbeitungen seien nur die Gottscheds, Soltaus und endlich die Goethes in Hexametern genannt. Letztere entbehrt, so gut sie sonst ist, nach J. Grimms Urteil, zu sehr „der natürlichen, einfachen Vertrautheit", als daß sie die ursprüngliche, naive Schönheit treu wiedergeben könnte.

Goethe war schon früh durch Everdingen's Kupfer auf „Reineke Fuchs" aufmerksam geworden. Im März 1783 schenkte ihm Knebel aus der Regenburger Auktion ein schönes Exemplar des Gedichtes, in das er sich zehn Jahre später vertiefte, um sich die leidigen Welthändel aus dem Sinne zu schlagen. Der Blick in diesen heiteren Hof- und Regentenspiegel erheiterte ihn. Wenn sich hier auch die Menschheit in ungeschminkter Tierheit gab, so wurde doch nirgends der gute Humor gestört, und selbst die tragischen Momente erglänzten in heiterer Beleuchtung.

Um sich in dem von Klopstock in die deutsche Dichtung eingeführten und von Joh. Heinr. Voß streng ausgebildeten Hexameter praktisch zu üben und die heitere Dichtung in aller Ruhe zu genießen, machte sich Goethe an die Übertragung des Gedichtes in Hexameter. Da er die strengen Gesetze über Cäsur und Diärese nicht ängstlich durchführte, sondern mehr seinem Gefühle folgte, so gerieten die Verse leicht und frei und entsprachen so dem heiteren Inhalte. Er teilte das Gedicht in zwölf Gesänge, ging mit Lust an die Ausführung und vollendete es im Juni 1794. Die metrische Übung am „Reineke" war eine vorzügliche Vorbereitung für „Hermann und Dorothea".

Schiller fand ungemeines Wohlgefallen an der naiven Dichtung im homerischen Gewande, während Körner mit manchem anderen sie trocken und langweilig nannte und meinte, Goethe hätte Zeit und Kraft auf etwas Besseres verwenden können.

Goethe hat wenig an dem alten, nie vergessenen und oft bearbeiteten Stoffe verändert. Er hat ihn nur in der Form wiederbelebt, die der Bildung und Gesittung seiner Zeit angemessen war. Mancher kräftige Zug und derbe Ausdruck, der in der niederdeutschen Fassung ganz zu dem Charakter und der Tendenz der Dichtung paßte und den lesenden Volksschichten mundrecht war, mußte leise geändert werden. Goethe hat Stoff und Form aus der Sphäre des Niedrig-Komischen in das Licht des Heiter-Komischen, aus dem Kreise der breiten Volksschichten in die

Höhe des Feinen, Weltmännischen gehoben, ohne jedoch die eigenartigen Züge des Tierlebens durch zeitliche und örtliche Anspielungen auf Kulturzustände zu zerstören. So haben wir in dem Goethischen „Reineke Fuchs“ ein frisch bewegtes, naturwüchsig getreues Bild des Tierlebens, das zugleich wie absichtslos mit anmutiger Schalkheit zu einem farbenreichen Bilde des leidenschaftlich bewegten und ränkevollen Menschentreibens wird.

3. Bereits vorhandene Stoffe des Epos im Vorstellungskreise der Schüler.

a) Geographische Wanderung durch das Verbreitungsgebiet der Franken; Aufsuchung von Arras, Gent, den Ardennen, Aachen usw.

b) Kulturgeschichtliches um das Jahr 1100; Mönchs- und Nonnenklöster. Ordenstracht. Skapulier = ein schmales Stück Tuch über der Mönchskleidung, das Brust, Schultern und Rücken bedeckte und ohne Seitenteile bis zu den Füßen niederfiel. Barett = runde oder eckige schirmlose Kopfbedeckung. Abt. — Platte scheren. Fromme Übungen: Wachen, Beten, Fasten usw. Vigilien = Nachtwachen bei Toten. Sept-, None-, Vesper-Gebetszeiten, 1, 3 und 4 Uhr Nachmittags, in denen bestimmte Stundengebete gelesen wurden. Klostergesänge, z. B. Domino placebo. Mit Credo (dem Glaubensbekenntnis) begann der Gottesdienst. Der Geistliche stimmt an, und das Volk antwortet (Intonationen und Responsorien). Anrufung des heiligen Geistes (Spiritus Domini). — Klausnerleben. — Reichtum der Klöster. — Durch das römische Missale vorgeschriebene Beichtformel für öffentliches Schuldbekenntnis: Confiteor tibi Pater. — Häufiges Beichten mit Aufzählung aller einzelnen Sünden und ebenso häufige Rückfälle in die Lieblingssünden. Absolution und Auflegung von Bußen. — Bedeutung von Bann und Interdikt. Bußfahrten nach Rom, um die Lossprechung vom Bann zu erlangen (Heinrich IV.). — Weltliches Leben der Geistlichen. Bruch des Keuschheitsgelübdes. Bestechlichkeit und Simonie am römischen Hofe. — Hofleben. Hof- und Gerichtstage. Große Versammlungen. Geistliche (Kapläne) zugleich Geheimschreiber. Einfluß der Verwandtschaft. Vorliebe der Frauen für Schmuckgegenstände seltener Art. — Ring mit dem Stein der Weisen. Hinrichtungen (Hängen) ein Schauspiel. Hofnarren mit bunten Schellenkappen und langen Ohren. — Reichsacht und Vollstreckung durch Heeresaufgebot. Kampfzurüstungen. Bestechung von Reichsfürsten und Söldnern und Verleitung zum Abfall. Macht des Aberglaubens. Der Zweikampf als Gottesurteil. — Bauernleben auf dem Dorfe. Schenke. Allerlei Werkzeuge. — Verwandtschaften: Neffe, Oheim, Muhme, Paten. — Mythologisches: Paris reicht der Aphrodite den Apfel als Preis der Schönheit.

c) Aus der Naturgeschichte: Bezeichnende Charakterzüge des Löwen, Bären, Wolfes, Fuchses, Katers usw. Beim Fuchs: Aussehen, Nahrung und deren Erwerb, Wohnung und deren Bau (Male-

partus = Geburtsstätte von allerlei Bösem), Anleitung der Jungen zum Raube; List und Schelmerei. — Der Kranich heißt Lütke, der Heher Markwart (Heger oder Hüter des Waldrandes), der Kater Hinze, der Hase Lampe, der Dachs Grimbart (der Mürrischdreinschauende), der Widder Bellin, das Hündchen Wackerlos (das französ. Sprache nachäfft), die Dogge Ryn, der Bock Hermen, die Ziege Metke, der Storch Barthold, die Ente Typpke, die Gans Alheid, die Krähe Merkenau, der Biber Bokert, die Wölfin Gieremund, die Füchsin Ermelin, der Esel Baldewin (der in seiner Beschränktheit Selbstvergnügte).

d) Literarische Stoffe (Fabeln, Tiererzählungen usw.). Fuchs und Wolf von Gebr. Grimm („Rotfuchs, schaff mir was zu fressen!"). — Der Fuchs und die Katze von Gebr. Grimm (Die Katze weiß nur ein Rettungsmittel, das Klettern). Wolf und Kranich nach Äsop. (Der Kranich zieht den Knochen aus dem Halse des Wolfes.) Fuchs und Hahn. (Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hennen, daß hinfort Friede sein sollte zwischen allen Tieren.) Wolf und Mensch von Gebr. Grimm. (Der Fuchs erzählte dem Wolfe von der Stärke des Menschen.) Der Mann und die Schlange. (Zum Danke für die Rettung will sie den Menschen fressen. Auf den Rat des Fuchses wird der Streit so entschieden, daß die Schlange erst wieder in ihre gefährliche Lage vor der Rettung gebracht wird.) „Wie das Pferd in den Dienst des Menschen kam" von Löher. — Die Frösche begehren einen König und erhalten den Storch. — Die Stute hat den Kaufpreis für ihr Füllen auf die Hinterhufe geschrieben. — Der kranke Löwe wird durch die Leber des Wolfes geheilt. — Die Teilung. (Erst teilt der Wolf ein Schwein zwischen sich, dem Löwen und dem Fuchse. Da er das Beste behält, züchtigt ihn der Löwe. Dann teilt der Fuchs und gibt dem Löwen fast alles, weil er sich des Wolfes Schicksal gemerkt hat.) — Die Wölfin fängt Fische mit dem Schwanz und friert ein. — Fuchs und Wölfin in den Brunneneimern usw.

II. Unmittelbare Darbietung.

Vgl. die methodischen Winke zur Behandlung des Nibelungenliedes S. 121—126!

Einige der zwölf Gesänge, insonderheit 1, 2, 4, 5, 6 sind in der Schule zu lesen, stellenweise von dem Lehrer mustergültig vorzulesen; andere sind der häuslichen Lektüre zu überweisen oder im Auszuge zu geben.

Am Schlusse jeden Gesanges ist der Inhalt, besonders der Gedanken- und Tatfortschritt, durch zusammenfassende Fragen zu klarem Bewußtsein zu bringen. Erläuterungsfragen werden wenig erforderlich sein, da die Vorbereitung bereits die wenigen Schwierigkeiten des Verständnisses aus dem Wege geräumt hat. Dagegen werden allerlei zusammenfassende Inhalts-, Kern- und Konzentrationsfragen zu stellen sein, z. B. Welche Gesänge versetzen uns an den Hof des Königs, welche in die Nähe der

Burg Malepartus? — An welche Orte führt uns das Epos? Welche Reisen werden gemacht? Welche Tiere sind dem Fuchse freundlich, welche feindlich? Welchen Grundzug des Charakters zeigen die einzelnen Tiere? Welche Streiche hat der Fuchs dem Wolfe gespielt? Bei welchen Gelegenheiten wirft das Epos satirische Seitenblicke auf den Hof und die Geistlichkeit? Welches ist der kurze Inhalt jedes einzelnen Gesanges? Welche Züge gehören dem wirklichen Tierleben an, und welche sind eine Übertragung aus dem Menschenleben? (Vergleichung und Scheideprozeß.)

Was erfahren wir aus dem Reineke Fuchs über Sitten und Gebräuche der Zeit? (Vgl. I, 3!)

III. Vertiefung und Verknüpfung.

1. Situationszeichnungen.

Berühmt sind die W. v. Kaulbachschen Zeichnungen zu Goethes Reineke Fuchs. Sind sie zur Hand, so hat sich die Besprechung an sie anzuschließen. Auch die L. Richterschen sind bekannt. Die Schüler sind anzuleiten, die malerischen Szenen der Dichtung selbst zu suchen und die Einzelstoffe zu einem Bilde zu gruppieren.

a) Die Pfingstversammlung am Königshofe. Auf einem moosigen Felsblock thront König Nobel, der Löwe. Ernst blickt aus seinen Augen, und drohend schüttelt er die Mähne. Ein hoher, breitwipfeliger Baum gibt seinem Throne Schatten. In den Ästen des Baumes hat der Affe Martin mit seinem Weibe Rückenau einen luftigen Platz gefunden. Blauer Himmel wölbt sich über einer weiten Ebene. Berge und Wälder schließen dieselbe in weiter Ferne als blauer, duftiger Saum ein. Junges Gras ergrünt auf dem Grunde, und bunte Blumen hat die gütige Natur hineingestickt. Auf der weiten Ebene eilt das Gewimmel der Tiere herbei, um des Königs Befehl und seinen Spruch zu hören. Aus den Lüften schweben Lütke, der Kranich, Barthold, der Storch, Merkenau, die Krähe, und Markwart, der Heher, herbei. Neben dem Throne steht als nächster Verwandter und Ratgeber des Königs der Panther. Allen voran in der Schar der Vasallen stehen Braun, der Bär, und Isegrim, der Wolf; das Hündlein Wackerlos heult und hebt klagend ein Bein in die Höhe. Fluchend springt Hinze, der Kater, herbei. Mit verdrossenen Mienen schaut Grimbart, der Dachs, auf die beiden. Auf trauriger Bahre tragen zwei junge Hähne die Henne Kratzefuß ohne Hals und Kopf herbei. Ihre Brüder Kreiant und Kantard gehen als Leichengefolge hinterher. Henning, der Hahn, ihr Vater, erhebt den Kopf, bläst den Kropf auf, sträubt die Halsfedern und beginnt die gewichtige Klage gegen den Mörder Reineke, den Fuchs.

b) Malepartus und Umgegend. Weite, sandige Wüste. Dörfer und Gehöft. Bewaldete Vorberge. Zwischen Bäumen und Felsblöcken der Eingang zu Reinekes Burg Malepartus. Tür verschlossen. Durch einen

Spalt schaut Reineke lauernd. Dahinter die Füchsin, Frau Ermelin, mit den beiden jungen Füchsen Reinhart und Rossel. Knochen und Federn liegen umher. Ein weiter Kessel, mit Moos und Gras gepolstert, als Schlafstätte. Viele Gänge und Höhlen. Vor der Tür Braun, der Bär, ganz erhitzt von der Wanderung im Sonnenbrande. Polternd und schreiend richtet er des Königs Botschaft aus.

c) In Rüstevils Hofe. Nacht. Menschen eilen mit Fackeln herbei. Licht scheint aus den Fenstern des Bauernhauses. Mächtiger Eichenblock im Hofe; durch Keile gespalten. An einem Ende steckt in der Spalte Braun mit Kopf und Vorderfüßen. Mit den Hinterbeinen kratzt er verzweiflungsvoll. Der kräftige Zimmermann Rüsteviel mit dem Schurzfell schwingt das Beil, die Pfarrköchin, Frau Jutte, den Rocken. Bauern eilen mit geschwungenen Hacken, Flegeln, Knütteln, Spaten usw. herbei. Wildes Gedränge und Getümmel. — Im Hintergrunde macht sich Reineke aus dem Staube, schaut sich aber schadenfroh nach dem unglücklichen Honiglecker Braun um.

d) Hinze, der Kater, in der Pfarrscheuer.

e) Reineke und Grimbart scheiden von Malepartus.

f) Reineke nach der Beichte bei den Klosterhühnern.

g) Reineke auf dem Todesgange. (Zwei mächtige Bäume sind durch einen Querbalken zu einem Galgen verbunden. Eine Leiter ist daran gelehnt. Auf dem Querbalken sitzt Hinze, der Kater, und zieht an dem Strick, der Reineke die Kehle zuschnüren soll. Die Krähe wetzt den Schnabel, lüstern nach dem guten Bissen. Reineke steht auf der Leiter mit betrübtem Schelmgesicht. Unten an der Leiter steht der Bär und hebt drohend eine Tatze und den aufgesperrten Rachen zu dem Missetäter empor. Wolf und Wölfin fletschen vergnügt die Zähne. Andere Tiere rennen geschäftig hin und her; viele recken neugierig den Kopf nach dem Galgen auf; manche schauen betrübt drein. König und Königin blicken teilnehmend auf den klugen Schelm.)

h) Der vergrabene Schatz. (Wüste im östlichen Flandern. Buschhölzchen Hüsterlo. Wohnung der Eulen. Quelle Krekelborn. Zwei Birken. Moos an den Wurzeln; darunter der angebliche Schatz.)

i) Reinekens Frevel an dem Hasen Lampe und Bellin, dem Widder.

k) Das Hoffest der Tiere nach Brauns und Isegrims Begnadigung.

l) Die Bilder des wunderbaren Spiegels.

m) Szenen zwischen Wolf und Fuchs. (Die Teilung. — Wolf und Kranich. — Der Fischfang der Wölfin. — Wolf und Fuchs in den Brunneneimern. — Der Besuch bei den Meerkatzen.)

n) Der Zweikampf zwischen Wolf und Fuchs.

o) Der Abschied des Wolfes von Feinden und Freunden.

2. Charakteristik der Tiere.

a) Zeigt, daß König Nobel, der Löwe, prunkliebend, erregbar, leichtgläubig, wankelmütig, schätzegierig, ungerecht war! („Königs Ansehen leidet durch heftigen Zorn und leichtes Schwören.")

b) Wie zeigt sich Reineke zierlich und gewandt, zuversichtlich und tapfer, listig und verschlagen, höflich aber falsch, klug und geistig überlegen, scheinheilig und hinterlistig, tückisch und unbarmherzig, dreist, ja frech, hämisch und schadenfroh? Wie zeigt er sich als guter Hausvater, als pietätloser Sohn, als falscher Freund, als schlechter Untertan, als gewandter Schmeichler, als schlagfertiger Redner, als gefährlicher Feind, als Lügner, Dieb, Verräter, Ehebrecher, Räuber und Mörder? Warum gelingen seine Streiche, und warum kann man dem Schelm nicht gram sein?

c) Wie zeigt sich der Bär als gutmütiger, williger, großplatziger, plumper, lüsterner, leichtgläubiger, kopfloser, verzagter und kleinmütiger Geselle?

d) Wie offenbart sich des Wolfes Gier, Dummheit, Leichtgläubigkeit, Plumpheit, Rachsucht, Ohnmacht?

e) Welche Züge charakterisieren Hinze, den Kater, als kleinen, bescheidenen, abergläubischen, diebischen, lüsternen, vorsichtigen, furchtsamen, verzweifelten und bissigen Mann?

f) Wie ist das Geschick des Hasen eine Kette von Leiden und erduldetem Unrecht?

g) Wie zeigt der Widder Bellin seine Unselbständigkeit, Eitelkeit, Einfalt und Leichtgläubigkeit?

Die Beweise für die angegebenen Charakterzüge der Tiere sind erstlich dem wirklichen Leben und zweitens der Dichtung zu entnehmen!

3. Gedankengang und Gliederung der Dichtung.

I. Wie Reineke von allen Seiten verklagt und nur von Grimbart, dem Dachse, entschuldigt wird: 1. Die Tiere versammeln sich am Hofe des Löwen. 2. Reineke mit dem bösen Gewissen bleibt aus. 3. Isegrim, der Wolf, verklagt ihn wegen Schändung seines Weibes und seiner Kinder. 4. Dem Hündchen Wackerlos hat er eine Wurst genommen. 5. Hinze, der Kater, beansprucht dieselbe als sein Eigentum. 6. Der Panther verklagt Reineke, daß er den frommen Hasen verwundet und schier getötet. 7. Der Dachs verteidigt den Fuchs, beleuchtet jede Anklage, hält dem Wolfe seine Gewalttaten vor und bezeugt, daß Reineke jetzt als Klausner fromm und mäßig lebe. 8. Henning, der Hahn, erscheint mit seiner gemordeten Tochter, berichtet, wie Reineke ihn und seine Kinder durch falsche Vorspiegelungen betört habe, und verklagt den Mörder seiner Kinder. 9. Die Leiche der Henne wird feierlich bestattet. 10. Der erzürnte König läßt Reineke durch den Bären zur Verantwortung vorladen.

II. Wie Braun Boten ging, aber in Rüsteviels Hofe auf der Honigsuche gar übel geschändet ward: 1. Braun richtet die Botschaft protzig aus. 2. Reineke klagt über Leibesbeschwerden, weil er zu viel Honigscheiben gegessen habe. 3. Der lüsterne, leichtgläubige Bär läßt sich von dem schlauen Schelm auf den Hof des Zimmermanns Rüsteviel führen. 4. Hier schiebt er Kopf und Vorderfüße in den Spalt einer Eiche und wird eingeklemmt, weil Reineke die Keile entfernt. 5. Braun wütet und tobt, Reineke höhnt. 6. Die Bauern laufen herbei und schlagen auf den Bären los. 7. Er reißt sich los, läßt aber Ohren und Fell im Spalte stecken, stürzt sich ins Wasser und schwimmt stromab. 8. Reineke findet ihn todesmatt am Ufer und verhöhnt ihn. 9. Braun schleppt sich unter unsäglichen Schmerzen an den Hof und klagt sein Leid. 10. Hinze, der Kater, soll als zweiter Bote Reineke zur Verantwortung an den Hof laden.

III. Wie es Hinze als Boten erging, und wie Reineke dem Dachse endlich an den Hof folgte: 1. Eine Amsel (Martinsvogel) linkerhand scheint dem Kater kein gutes Vorzeichen. 2. Er wird von Reineke höflich empfangen. 3. Als fette Abendkost verheißt er ihm viele Mäuse in der nahen Pfarrscheuer. 4. Hinze kriecht durch ein Loch in der Wand und wird in einer Schlinge gefangen. 5. Bitter wird er von Reineke verhöhnt, furchtbar von den herbeigeeilten Bewohnern zerschlagen und eines Auges beraubt, verwundet aber den Pfarrer gefährlich, zernagt endlich den Strick und entkommt. 6. In der Zeit höhnt und schändet der Fuchs die Wölfin. 7. Der ergrimmte König sendet den Dachs als dritten Boten, und dieser bewegt Reineke durch wohlmeinende Vorstellungen, ihm an den Hof zu folgen. 8. Reineke bittet um Grimbarts Fürsprache und nimmt Abschied von Weib und Kind. 9. Auf dem Wege beichtet Reineke dem Dachse — ohne Reue — alle seine Sünden, besonders die Schelmerei an dem gierigen und gewalttätigen Wolfe, und erhält Lossprechung und leichte Buße. 10. Kurze Zeit darauf wird er rückfällig, als er bei einem Kloster fette Hühner sieht. 11. Grimbart verweist ihm ernstlich solche Leichtfertigkeit.

IV. Wie Reineke vor Gericht erscheint und trotz seiner glatten Rede zum Tode durch den Strick verurteilt wird. (Gliedert in der I—III angegebenen Weise den Inhalt des vierten Gesanges!)

V. Wie Reineke sich loslügt, indem er in dem Könige Furcht vor einer Verschwörung und Gier nach Schätzen erregt. (Gliederung wie vorher!)

VI. Wie Reineke des Königs Gnade erlangt, Braun und Isegrim stürzt, eine Bußfahrt nach Rom heuchelt, Bellin und Lampe opfert. (Gliederung!)

VII. Wie neue Klagen sich gegen Reineke erheben und Grimbart ihn abermals nach Hofe ladet. (Gliederung!)

VIII. Wie er auf dem Wege abermals beichtet, die Raubsucht der Großen und die Verderbtheit der Geistlichen beklagt und den Affen als Fürsprecher gewinnt. (Gliederung!)

IX. Wie er alle Schuld auf den toten Bellin und den gemordeten Lampe schiebt und sie beschuldigt, köstliche Geschenke an den König unterschlagen zu haben. (Gliederung!)

X. Wie er ausführlich die Geschenke beschreibt, besonders die schönen Bilder auf dem Wunderspiegel — meist Szenen aus dem Leben des Wolfes —. (Gliederung!)

XI. Wie er von Isegrim härtiglich verklagt und zum Zweikampf gefordert, von der Äffin aber trefflich beraten und vorbereitet wird. (Gliederung!)[1])

XII. Wie er durch List im Kampfe über den täppischen Wolf siegt und zu hohen Ehren am Hofe kommt. (Gliederung!)

4. Poetische Schönheiten und Eigentümlichkeiten der Dichtung.

Der umfängliche, reiche Stoff ist nach dem Geschmack der Zeit in Form einer Gerichtsverhandlung gruppiert. Dafür hatte das Volk eine besondere Vorliebe. Wir haben da: die Versammlung zu einem Hof- und Gerichtstage, Vorbringung der Klagen, Beratung, dreimalige Ladung, Anklage, Verteidigung, Verurteilung, Hinrichtung, Wiederaufnahme des Verfahrens, Freisprechung, Festfeier. Die vielen einzelnen Szenen aus dem Leben der Tiere, besonders des Wolfes, werden sehr geschickt eingeflochten in die Anklagen, in die Verteidigung, in die zweimalige Beichte des Fuchses und in die Beschreibung der verlorenen Geschenke.

Als bewegendes künstlerisches Prinzip sehen wir das Spiel und Gegenspiel von Gewalt und List, immer ein gewaltsames und doch erfolgloses Vorrücken und ein listiges und doch siegreiches Zurückweichen.

Nobel pocht auf seine königliche Macht, prahlt mit seiner Gerechtigkeit und droht mit allen Schrecken, aber die schlaue Rede des Fuchses, seine Schmeicheleien, die Furcht vor Aufruhr, die Gier nach Schätzen und die Einflüsterungen der Löwin und der Äffin bringen ihn zum Zurückweichen und verkehren endlich Unrecht in Recht und Recht in Unrecht.

Braun geht stolz und selbstbewußt als Königsbote vom Hofe und verspricht prahlerisch, den Fuchs herbeizuholen, aber die List des Fuchses und die eigene unbezwungene Honiggier bringen ihn in Schaden und Schmach und lassen ihn grausam geschändet zurückkehren.

Hinzes Klugheit wird gepriesen, und dies Lob treibt ihn zum Botengange nach Malepartus, aber seine Klugheit wird zuschanden durch

[1]) Unter den Zurüstungen ist auch der Zauberspruch: „Nekräst negibaul geid sum namteflih dnudna mein tedachs!“ Von hinten gelesen, heißt es: „Schadet niemand und hilfet; man muß die Glaubigen stärken.“ Beißende Satire auf fremdklingende Geheimsprüche usw.!

Reinekes List und seine eigene Lüsternheit, so daß er gar dumm in die Falle geht und geschändet heimkehrt.

Der Wolf setzt immer Gewaltmittel in Bewegung, aber immer bringen ihn des Fuchses List und Verschlagenheit und die eigene Gier und Plumpheit in die lächerlichsten und peinlichsten Lagen.

Bellin ist ehrgeizig und eitel, fühlt sich geschmeichelt, macht sich wichtig und kommt elendiglich um.

Die Köchin Jutta stürmt wild und blind auf den Bären, der Pfarrer auf den Kater los, aber beide werden zu kläglichem Rückzuge gezwungen.

Durch die Gewaltsamkeit ihres Vorgehens verscherzen die Inhaber der Macht unser tieferes Interesse, selbst wenn sie vom Fuchse geschädigt und mißbraucht sind. Unser Gerechtigkeitsgefühl wird durch den Sieg der List über die rohe Gewalt nicht allzu schmerzlich verletzt. Ja, unwillkürlich nehmen wir Partei für den Fuchs, weil wir ihn in großer Bedrängnis sehen und seine Klugheit und Entschlossenheit in den verzweifeltsten Lagen bewundern. Fremde Not rührt, Klugheit und Mut imponiert uns stets. Die Macht und Gewalt dagegen wird gern mit Mißtrauen, ihr Mißbrauch mit Erbitterung und ihre Mißerfolge werden mit Schadenfreude betrachtet.

Der Tierstaat ist völlig dem menschlichen nachgebildet, aber doch ist die Eigenart jedes Tieres streng festgehalten, kein einziger falscher Zug in die Charakteristik gebracht. Die Tiere scheinen den Menschen nur die Redeweise und ab und zu ein Kleidungsstück entlehnt zu haben. Besonders häufig sind kirchliche Vorstellungen und kirchliche Ausdrücke gewählt, ein Beweis, wie kirchliche Vorstellungen die geläufigsten und alle Zweige des Lebens am innigsten von kirchlichen Einflüssen durchflochten und beherrscht waren. Außerdem war den ersten Bearbeitern der Tiersage, welche Mönche oder Geistliche waren, diese Welt am bekanntesten. —

Nicht ganz auf der Höhe der ursprünglichen Frische und Spannung hält sich der zweite Teil des Epos, die sechs letzten Gesänge. Wir finden darin mehr oder weniger Wiederholungen und Ergänzungen, so und so viel Beweise mehr für die Unverbesserlichkeit des Fuchses, für den Umschlag der Stimmung in den herrschenden Kreisen und für die Wirkung einer klug berechnenden Bohrarbeit, die man gemeinhin Bestechung, sei es durch kluges Wort oder klingende Münze, nennt.

IV. Verwertung in Rede- und Stilübungen.

1. Wie zeigt schon die Schöpfungsgeschichte den innigen Zusammenhang zwischen Tier- und Menschenwelt?

2. Wie hat sich aus der Betrachtung unbegreiflicher Naturerscheinungen der Mythus und die Heldensage entwickelt?

3. Inwiefern ist die griechische und germanische Mythologie sowie die Heldensage eine kühne Personifikation der Naturkräfte?

4. Wie mag die Lehre von der Seelenwanderung entstanden sein?

5. Woher rührt die harmlose Freude der Kinder an Tieren? (Schlanke Gestalt, warmes Haar- oder Federkleid, gewandte Bewegungen, funkelnde, gleichsam sprechende Augen, verwandtes Treiben in Spiel und Kampf mit List und Stärke, Sprachlosigkeit. — Die Neger meinen, der Schimpanse sei ein Mensch wie sie, wolle aber nicht sprechen, weil er sonst arbeiten müsse.)

6. Weiset aus den Grimmschen Haus- und Volksmärchen die innige Gemeinschaft zwischen Tieren und Menschen nach!

7. Nachweis aus der poetischen Literatur von inniger Kameradschaft zwischen Mensch und Tier! (Androklus und sein Löwe. — Der Kaufmann und sein Hund. — Die St. Bernhardshunde. — Das treue Roß. — Das blinde Roß usw.)

8. Wie stellt die Bibel in Spruch und Geschichte das Verhältnis von Tier und Mensch dar?

9. Zusammenhang von Fabeln über den Löwen, Fuchs, Wolf, Bären, Hasen, Kater!

10. Kurze Charakteristik der handelnden Tiere, besonders auch mit Rücksicht auf ihre menschlichen Namen!

11. Gefahren und Rettungen in dem Tierepos!

12. Wodurch wurde die Rettung des Fuchses möglich? (Durch Verwirrung der Tatsachen und des Urteiles in gewandter, bestechender Rede, durch kluge Benutzung fremder Schwächen: Leichtgläubigkeit, Genußsucht, Habsucht, Furcht, Eifersucht — durch den Einfluß der Verwandten und Gönner.)

13. Welche Züge des Epos sind nur dem Tierleben, welche dem Menschenleben entlehnt?

14. Welche kirchlichen Mißstände werden gegeißelt? (Sittenlosigkeit der Geistlichen, Mißbrauch von Bann und Interdikt, Simonie, Bestechlichkeit in Rom usw. Bedeutung der Namen kirchlicher Würdenträger!)

15. Zusammenstellung von merkenswerten Sentenzen! Z. B.:

Feindes Mund frommt selten. — Toren betrügen sich oft mit Hoffnungen. — Man findet manchen kleinen Mann voll List und Weisheit, die manchem Großen fremd ist. — Gelänge mir's nur, zu Worte zu kommen, wahrlich, sie hingen mich nicht. — Wer was Gutes beginnt, soll niemals weilen. — Der Kühne sucht die Gefahr auf und freut sich mit ihr. — Jede Kleinigkeit fällt der Frau aufs Herz und macht ihr zu schaffen usw.

Fr. Polack.

Der Trompeter von Säckingen.

Epos

von

Jos. Viktor v. Scheffel.

I. Einführung.

Am südlichen Abhange des Schwarzwaldes liegt auf dem rechten Rheinufer zwischen Schaffhausen und Basel gar malerisch das alte badische Städtchen Säckingen. Schon im Jahre 510 hatte hier der heilige Fridolin ein Gotteshaus gegründet. Daraus war ein Nonnenkloster erwachsen und um dasselbe ein Städtlein entstanden. „Die Landbewohner nannten's Sacconium, weil's einem Sacke gleich im Rheine lag." In der Stadt ist ein Amtsgericht, an dem um das Jahr 1850 der Dichter Josef Viktor Scheffel aus Karlsruhe als Jurist beschäftigt war. Bei seinen Streifereien in der Stadt und ihrer Umgegend fand er auf der Rückseite der Fridolinskirche den Grabstein Werner Kirchhofers (†1690) und seiner Gattin Maria Ursula von Schönau, deren Stammschloß Schönau nahe am Rheine lag. Die alte Grabschrift gestaltete sich in seinem Geiste zu einem lebensfrischen Epos, in dem der Trompeter Werner Kirchhof unter allerlei Abenteuern um die adelige Geliebte Margarete von Schönau wirbt. Das lyrisch-humoristische Epos ward bei seinem Erscheinen 1854 besonders durch die eingeflochtenen Lieder und den leichten, humorvollen Erzählton das Entzücken von jung und alt.

II. Einige Stücke aus dem Epos.

1. Erstes Stück.

Auf zum Schwarzwald schwingt mein Lied sich,
auf zum Feldberg, wo das letzte
Häuslein seiner Berggetreuen
trotzig fest nach Süden schauet
und bewehrt im Tannenharnisch
Grenzwacht hält am jungen Rheine.

Sei gegrüßt mir, Waldesfriede!
Seid gegrüßt mir, alte Tannen,
die ihr oft in euern Schatten
mich, den Müden, aufgenommen.
Rätselhaft verschlungen senkt ihr
in der Erde Schoß die Wurzeln,
Kraft aus jenen Tiefen schöpfend,
deren Zugang uns verschlossen.
Und ihr neidet nicht des flücht'gen
Menschenkindes flüchtig Treiben,
lächelnd nur, — zur Weihnachtszierde
schenkt ihr ihm die jungen Sprossen.

Auch in euern Stämmen lebt ein
stolzes, selbstbewußtes Leben;
harzig Blut zieht durch die Adern,
und es wogen die Gedanken
schwer und langsam auf und nieder.
Oft sah ich die zähe, klare
Träne eurer Rind entquellen,
wenn im Forst ein rauher Axthieb
frevelnd die Genossin fällte.
Oft auch hört ich eure Wipfel
geisterhaft zusammen flüstern,
und es zog mir durch die Seel' ein
süß geheimnisvolles Ahnen.
Zürnt drum nicht, wenn hell mein
Sang jetzt
einzieht in das Waldrevier. —

's war im März. Noch trieb der Winter
Mummenschanz. Die Äste hingen
mit phantast'schen Eiskristallen
schwer geziert zur Erde nieder.
Da und dort nur aus dem Grunde
hob das junge Köpflein schüchtern
Anemon' und Schlüsselblume.
Wie der alte Patriarch einst
in der Sündflut Wassernöten
ausgesandt die weiße Taube:
so von Winters Eis umlastet
schickt die Erde ungeduldig
fragend aus die ersten Blumen,
fragend, ob nicht der Bedränger
in den letzten Zügen liege. —
Sausend von des Feldbergs Höhen
kam der Meister Sturm gefahren,
der erfreut sich, als zum dunkeln
Tannwald er sich niedersenkte.
Sprach: „Ich grüß euch, feste Freunde,
denn ihr wißt, warum ich komme. —
Glauben da die Menschenkinder,
wenn ich einem just vom Haupte
seinen alten Hut entführe,
ich sei da, um sie zu schrecken.
Traun, das wär' ein sauber Handwerk,
Schornstein knicken, Fenster brechen,
Strohdach in die Lüfte zetteln,
altem Weib den Rock zerzausen,
daß sie betend sich bekreuzet!
Doch ihr Tannen kennt mich besser,
mich, des Frühlings Straßenkehrer,
der, was morsch, zusammenwettert,
der, was faul, in Stücke schmettert,
der die Erde sauber feget,
daß sein strahlender Gebieter
würdig seinen Einzug halte.
Und euch, stolzen Waldgenossen,
die ihr mir mit ehrner Stirn oft
tapfern Widerpart gehalten [1]),
deren Stämmen ich so manches
blaue Mal am Schädel danke,
anvertrau' ich mein Geheimnis:
Balde kommt er selbst, der Frühling;
und wenn dann der junge Sproß grünt,
Lerch' und Amsel jubilieren
und der Lenz mit warmer Sonn' euch
lustig auf die Häupter scheinet:
dann gedenkt auch meiner, der ich
als Kurier [2]) in seinem Dienste
heut an euch vorbei gesaust." —
Sprach's und schüttelte die Wipfel
derb und kräftig, — Äste knarren —
Zweige fallen, — und ein feiner
Nadelregen prasselt nieder.
Doch die Tannen nahmen seine
Huld'gung sehr ungnädig an;
aus den Wipfeln tönt die Antwort,
ein Geschimpf schier war's zu nennen:
„Unmanierlicher Geselle!
Wollen heut nichts von euch wissen,
und bedauern, daß die feinsten
Herr'n die gröbsten Diener haben.
Packt euch weiter in die Alpen,
dort sucht Nüsse euch zu knacken;
dort stehn kahle Felsenwände,
unterhaltet euch mit denen!" —

Während also Sturm und Tannen
sonderbaren Zwiespruch hielten,
tönet Hufschlag — mühsam suchet
durch den schneeverdeckten Waldpfad
sich ein Reitersmann den Ausweg.
Lustig flatterte im Winde
ihm der lange, graue Mantel,
flatterten die blonden Locken,
und vom aufgekrempten Hute
nickte keck die Reiherfeder.
Um die Lippen zog der erste
Flaum des Barts sich, den die Damen
schätzen, denn er gibt die Kunde,
daß sein Träger zwar ein Mann, doch
seine Küsse nicht verwunden.
Der jedoch schien zarte Mündlein
noch nicht viel berührt zu haben,
und als wie zum Spotte macht' ihn
Schnee und Reif schier weiß erglänzen.
Aus den blauen Augen flammte
Glut und Milde, sinn'ger Ernst ihm,
und es brauchte nicht des langen
korbbewehrten Rauferdegens,

1) Widerstand leisten. 2) Eilbote.

der vom schwarzen Wehrgehänge
schier hinab zum Boden streift', um
anzudeuten, daß die Faust ihn
ritterlich zu führen wisse.
Um das zugeknöpfte Reitwams
schlang ein Band sich, dran hing glänzend
die vergüldete Trompete.
Vor Schneeflocken sie zu schützen,
schlug er oft um sie den Mantel;
aber wenn der Wind sich drein fing,
daß sie schrill anhub zu tönen,
dann umspielte seinen Mund ein
sonderbar wehmütig Lächeln. —

Schweigsam durch des Waldes Dickicht
ritt er fürbaß [1]), oftmals schweiften
seine Blicke — so wie eines,
der zum erstenmal, ein fremder
Wandersmann, den Weg erspäht.
Rauh der Pfad, das Rößlein wollte
oft in Schnee versinken oder
im Geäst der wildverschlungnen
Tannenwurzeln strauchelnd stürzen.
Und der Reiter dachte brummend:
„'s ist mitunter doch langweilig,
einsam durch die Welt zu ziehen:
Fälle gibt's nnd Tannenwälder,
wo der Mensch sich sehnt zum Menschen.
Seit ich Abschied heut genommen
von den Mönchen zu Sant Blasien [2]),
wurde leer und öd die Straße.
Da und dort noch ein versprengter
Landmann, der im Schueegestöber
kaum den Gruß zu bieten wußte;
dann noch ein paar schwarze Raben,
die mit heiserem Gekrächze
zankten um 'nen toten Maulwurf;
aber seit zwei Stunden hatt' ich
nicht die Ehre, nur ein einzig
lebend Wesen zu erschaun.
Und in diesem Waldesbanne,
wo die schneeverhüllten Tannen
wie in Leichentüchern dastehn,
ritt es besser sich selbander;
wären's Schelmen und Zigeuner,
wären's selber jene beiden
sehr verdächtigen Kumpane,
die den alten Rittersmann einst
durch die Waldesnacht begleitet
und ihm bald als Tod und Teufel
schnöd' ins Angesicht gegrinst: [3])
Lieber wollt' mit ihnen reiten
oder raufen oder ihnen
eins aufspielen als alleine
weiter durch die Tannen traben!" —

Alles nimmt ein End' hienieden,
auch das Reiten durch die Wälder.
Lichter wurd' es um die Stämme,
Schneegewölk und Sturm verzog sich,
und der blaue Himmel schaute
freundlich in das Tannendunkel.
So dem Bergmann, aufwärts fahrend,
glänzt an Schachtes End' ein fernes
Sternlein; — 's ist das Licht des Tages,
und er grüßt's mit frohem Jauchzen.
Auch des Reitersmannes Antlitz
wurde hell und freundlicher.
Bald erreichet war der Waldrand,
und der Blick, der in der Enge
lang unheimlich war befangen,
schweifte fröhlich in die Weite.

2. **Jung Werner beim Schwarzwälder Pfarrherrn.** Mit Trompetenklang begrüßte der Reiter die herrliche Landschaft, die sich nach dem Rheine und den Alpen ausdehnte. Bald ernst wie frommes Beten, bald schalkhaft wie heiteres Scherzen klang sein Lied. Es lockte den wackern Pfarrer des nahen Dörfchens herbei. Der fand Gefallen an dem fremden Gesellen und nahm ihn mit in sein gastlich Haus. In der warmen Stube bei frohem Mahle und gutem Trunke fragte der Wirt den Gast um das Woher und Wohin und erhielt von ihm folgende Kunde:

Der hier sitzt, heißt Werner Kirchhof;
in der Pfalz ist meine Heimat,
in der Pfalz zu Heidelberg.

„Alt Heidelberg, du feine,
du Stadt an Ehren reich,
am Neckar und am Rheine
kein andre kommt dir gleich.

Stadt fröhlicher Gesellen,
an Weisheit schwer und Wein;
klar ziehn des Stromes Wellen,
Blauäuglein blitzen drein.

1) Vorwärts. 2) Alte Abtei der Benediktiner südlich vom Feldberg.
3) Ritter, Tod und Teufel nach Dürers bekanntem Bilde.

Und kommt aus lindem Süden
der Frühling übers Land,
so webt er dir aus Blüten
ein schimmernd Brautgewand.

Auch mir stehst du geschrieben
ins Herz gleich einer Braut,
es klingt wie junges Lieben
dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen,
Und wird mir's drauß' zu kahl,
geb' ich dem Roß die Sporen
und reit' ins Neckartal."

Dort am Neckar hab' den süßen
Traum der Kindheit ich geträumt;
bin auch in der Schul' gesessen,
hab' Latein gelernt und Griechisch,
und ein immer durst'ger Spielmann
lehrt' mich früh Trompete blasen.
Wie ich achtzehn Jahr geworden,
sprach der Vormund: „Junger Werner,
seid begabt mit hellem Kopf und
leidlichem Ingenium [1]),
seid vom rechten Holz geschnitten,
ihr müßt ein Juriste [2]) werden,
das bringt Ehr' und Amt und Würden,
bringt auch güldene Dukaten,
und mir ist, ich seh' euch schon als
Seiner Kurfürstlichen Gnaden
wohlbestallten Amtmann, und ich
zieh' dann selbst vor euch den Hut ab.
Ja, schier wag ich die Vermutung,
so ihr euch nur wacker haltet,
wartet eurer noch ein Stuhl im
hohen Reichsgericht zu Wetzlar." [3]) —

Also ward ich ein Juriste,
kaufte mir ein großes Tintfaß,
kauft' mir eine Ledermappe
und ein schweres Corpus juris [4])
und saß eifrig in dem Hörsal,
wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brunnquell, der Professor,
uns das römische Recht doziert'.
Römisch Recht, gedenk ich deiner,
liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
ist der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geflunker mußt ich hören,
wie sie einst auf röm'schem Forum
kläffend miteinander zankten,
wie Herr Gajus [5]) dies behauptet
und Herr Ulpianus [5]) jenes,
wie dann Spät're drein gepfuschet,
bis der Kaiser Justinianus [6]),
er, der Pfuscher allergrößter,
all' mit einem Fußtritt heimschickt.
Und ich wollt' oft töricht fragen:
Sind verdammt wir immerdar, den
großen Knochen zu benagen,
den als Abfall ihres Mahles
uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
eignen Rechtes Blum' entsprossen
waldesduftig, schlicht, kein üppig
wuchernd Schlinggewächs des Südens?
Traurig Los der Epigonen! [7])
Müssen sitzen, müssen schwitzen,
hin und her die Fäden zerren
eines wüst verschlungnen Knäuels;
gibt's kein Schwert und andre Lösung? —

Weiter erzählte Jung Werner, wie er endlich der Haarspaltereien des römischen Rechtes und der fruchtlosen trockenen Studien müde, sich nach dem frischen, vollen Leben gesehnt habe. Alle seine Rechtsbücher habe er an den Juden verkauft, habe zur Trompete gegriffen und sei ein flotter, sporenklirrender Student und schneidiger Schläger geworden. Am liebsten habe er sich dem kurfürstlichen Hofnarren, dem klugen Zwerge Perkeo, zugesellt, und ihm neben dem Riesenfasse im lauen Weinkeller Gesellschaft geleistet. Einmal sei er des süßen Weines voll gewesen, habe kecklich seine Augen zur Kurfürstin Leonore zum Balkon erhoben und ihr eine bekannte tollverliebte Weise hinauf geblasen und gesungen. Ob

1) Begabung. Talent. 2) Rechtsgelehrter.
3) Das Reichskammergericht war der höchste Gerichtshof im deutschen Reiche.
4) Sammlung von Gesetzen. 5) Berühmte Rechtsgelehrte unter den römischen Kaisern. 6) Kaiser Justinian (527—565) ließ durch 10 Rechtsgelehrte die Gesetze von Kaiser Hadrian ab in einem Gesetzbuche sammeln. 7) Nachkommen.

dieses unbefugten Blasens und des noch unbefugteren Singsangs sei er von der Universität verwiesen und aus der Stadt verbannt worden.

Und ich ritt am dritten Tage
aus dem Weichbild und am vierten
aus den kurpfälzlichen Landen.
Ungekränkt, ob auch die Heimat
mir den Riegel vorgeschoben,
will sie drum nicht minder lieben.
Die Trompet', des Unheils Werkzeug,
hängt ich fröhlich um die Schulter,
und mir ahnt, sie soll auch wieder
mir zum Segen fröhlich schmettern.
Weiß zwar nicht zur Stund', nach welchem
Ziel mich Roß und Sturm noch tragen,
doch ich schaue nicht zurück.
Frisches Herz und frisches Wagen
kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen,
und dem Mut'gen hilft das Glück.
Also kam ich in den Schwarzwald.
Doch so euch, mein edler Hauswirt,
ob der langen Red' nicht etwa
jäher Schlaf hat angewandelt,
und ihr mir mit gutem Rate,
beisteht, bin ich euch verbunden.

Der alte Pfarrer riet dem Gaste, am nächsten Tage das Fest des heiligen Fridolin in Säkkingen zu besuchen und dem Heiligen sein Anliegen bittend vorzutragen. Jung Werner befolgt den Rat und sieht in der feierlichen Prozession am Fridolinstage (6. März)[1]) die schöne Tochter des benachbarten Schloßherrn, Margareta von Schönau, deren Liebreiz ihn bezaubert. Von einer Kiesbank im Strome sendet er am Abend die schönsten Trompetengrüße nach dem Schlosse. Der alte Freiherr von Schönau ist entzückt davon und sendet am nächsten Morgen seinen Diener Anton aus, um den fremden Trompetenbläser zu suchen und ins Schloß einzuladen. Im „güldenen Knopf" findet er ihn und führt ihn auf das Schloß.

3. Jung Werner beim Freiherrn.

Wiedrum saß im Rittersaal der
Freiherr mit der holden Tochter,
wiedrum raucht er seine Pfeife,
als die breite Flügeltüre
aufging und bescheiden grüßend,
Werner eintrat. — „Wenn ihr wüßtet",
rief der treue Anton, „gnäd'ger
Herre, wenn ihr wüßtet, was es
Müh gekostet, ihn zu finden!"
Prüfend ruht des Freiherrn Auge
auf Jung Werner, Must'rung haltend.
Bei dem Vater, an den Lehnstuhl
sich anschmiegend, schaute schüchtern
Margareta nach dem Fremden,
und bei beiden war des ersten
flücht'gen Blicks Ergebnis günstig.
„Also ihr seid's, dessen Klänge
gestern hier uns aufgestört?"
sprach der Freiherr, „darum möcht' ich
jetzt mit euch ein Wörtlein reden!"
— „Das fängt gut an", dachte Werner,
und verlegen nach dem Boden
senkt sein Aug' sich, doch der Freiherr
setzte lächelnd fort die Rede:
„Glaubt vielleicht, ich zieh euch itzt zur
Rechenschaft und frag, warum ihr
bei dem Schlosse musiziert habt?
Fehlgeschossen! Dieses geht mich
nichts an, auf dem Rhein ist freie
Birsch, und wer in frischer Märznacht
sich trompetend einen Husten
dort erjagen will, mag jagen.
Nein, ich wollt euch fragen, ob's euch
Freud' macht, oft noch hier am Rheine,
so wie gestern, eins zu blasen?
Doch mir scheint, daß ich mich irrte,
und ich seh, ihr seid kein Spielmann.
Seid wohl gar so ein verdammter

1) Der heilige Fridolin war der erste Glaubensbote, der 500 den Kanal überschritt und das Evangelium am Rhein und in der Schweiz verkündete. Ihn verehrt das Rheintal als seinen Schutzpatron.

Federfuchser, so ein Mann von
einer fremden Ambassade [1]),
wie sie jetzt durchs Land kutschieren
und verhunzen, was des Kriegsmanns
Säbel einstens gut gemacht hat." [2])
„Auch nicht übel", dachte Werner,
Doch der alte Herr gefiel ihm.
„Bin kein Spielmann", sprach er, „doch noch
wen'ger einer von der Feder.
Meinethalben könnten in dem
ganzen heilgen röm'schen Reich die
Tintenfässer jäh vertrocknen.
Stehe auch in niemands Diensten;
als mein eigner Herr und Meister
reit ich durch die Welt zur Kurzweil
und erwart' vorerst, was für ein
Schicksal mir am Wege blühn wird."
„Sehr vortrefflich", sprach der Freiherr,
„wenn das so steht, mögt ihr wohl den
weitern Teil der Rede hören!"

Und nun rückt bei einem Becher köstlichen Weines der Freiherr mit seinem Anliegen heraus. Sein Steckenpferd ist die Musik. Aus den Spielleuten des Städtleins hat er sich eine Kapelle gebildet, die er wie einst seine Schwadron befehligte. Aber jetzt liegt sie lahm. Ihre Seele, der vortreffliche Stabstrompeter Raßmann ist nicht mehr. Auf dem großen Schützenfeste in dem nahen Laufenburg siegte er nicht nur im Blasen, sondern auch im Trinken über die Schweizer. Aber bei der Heimkehr verfehlte er den richtigen Weg und ertrank im Rheine. Nun soll ihn Jung Werner ersetzen, denn dessen Klänge und das Tongewebe seiner Trompete seien wie ein Geistergruß Raßmanns, wie eine Leistung aus dessen besten Tagen gewesen. Drum spricht der Freiherr:

„Bleibt bei uns, bei mir im Schlosse!
Lahm geworden ist der Waldstadt
Musika, o blast ein neues
Leben in die Knochen ihr!" —
Sinnend sprach zu ihm Jung Werner:
„Edler Herr, der Vorschlag ehrt mich,
doch ich heg' ein schwer Bedenken.
Schlank und grad bin ich gewachsen
und hab' nicht gelernt, in fremden
Dienst den Rücken krumm zu biegen."
Sprach der Freiherr: „Darum macht euch
keine Sorg'; der freien Künste
Dienst krümmt keinem seinen Rücken.
Eignen Herzens Unverstand nur
läßt aufs Aufrechtgehn verzichten.
Fern sei's, mehr von euch zu heischen
als ein lustig Musizieren.
Nur wenn ihr in müß'gen Stunden
mir ein Brieflein wollt verfassen
oder kalkulieren [3]) helfen,
dank ich's euch. Ihr wißt, ein alter
Kriegsmann führt die Feder schwer."
Sprach's. Noch schwankend stand Jung
Werner,
doch ein Blick auf Margareta —
und des Zweifels Wolken schwanden.
„Edler Herr, ich bleibe!" sprach er.
„Sei am Rhein denn meine Heimat!"
„Brav so!" sprach der Alte freundlich.
„Frisch im frischen Augenblicke
faßt das Herz den besten Entschluß,
und Bedenkzeit ist vom Übel.
Angestoßen, Herr Trompeter!
Mit dem goldnen Wein von Genzach [4])
und mit kräftig deutschem Handschlag
laßt uns den Vertrag besiegeln!"
Wandt sich dann zu Margareta:
„Töchterlein, ich präsentier' dir
unsern neuen Hausgenossen."
Und Jung Werner neigte stumm sich,
stumm auch grüßt' ihn Margareta.
— „Jetzo folgt mir durch des Schlosses
Räume, junger Freund, ich werd' euch
eure neue Wohnung zeigen!
Hab just in dem Erkerturm ein
luftiges Trompeterstübchen,
nach dem Rhein und nach den Bergen
schaut es und die Morgensonne
weckt euch früh dort aus den Träumen.
Fröhlich werdet ihr dort nisten;
's bläst sich gut von freier Höh'."
Aus dem Saal entschritten beide.
Aus dem Saal auch schritt des
Freiherrn

1) Gesandtschaft. 2) Durch den 30jährigen Krieg. 3) Rechnen.
4) Kleiner badischer Ort auf dem rechten Rheinufer unfern von Basel.

Tochter; diese ging zum Garten.
Rosen brach sie und Aurikeln
und viel duftige Levkojen,
dacht dabei: „Ob's nicht dem jungen
Mann recht unbehaglich vorkommt,
in das fremde Haus zu ziehen?
Und das Erkerstübchen hat so
glattgeweißte kahle Wände,
wird viel schmucker aussehn, wenn ich
einen großen Strauß hineinstell'!"

Binnen kurzem gewinnt Jung Werner das Vertrauen des Freiherrn und die Zuneigung seiner Tochter. Seine Lieder und Trompetenklänge haben es beiden angetan. Gern möchte Margareta das Instrument blasen lernen, dem Werner so herrliche Töne entlockt. Eines Tages findet sie die Trompete in der Laube, setzt sie an die Lippen und versucht sie zu blasen, doch

Ungefüge Greueltöne,
schneidend falsche Dissonanzen
bläst sie in die Morgenstille,
daß dem Kater Hiddigeigei
sein angorisch langes Fellhaar
sich wie Igelstacheln aufsträubt.
Und das Ohr sich mit der Pfote
sanft verhaltend, sprach der Biedre:
„Dulde, tapfres Katerherze,
das so vieles schon erduldet,
duld' auch dieser Jungfrau Blasen!"

Werner überrascht sie bei diesen Übungen und nimmt sie nun selbst in die Schule. Bei dem Unterrichte lernen sie sich lieben. Als Werner im „Hauensteiner Rummel", einer Art Bauernkrieg, sich als tapfrer Held zeigt und schwer verwundet wird, pflegt ihn Margareta aufs beste. Nach seiner Genesung faßt er den Mut, bei dem Freiherrn um Margareta zu werben. Aber schroff weist ihn der adelsstolze Mann ab. Da ist Werners Bleiben nicht länger im Schlosse. Nach einem tief schmerzlichen Abschiede zieht er hinaus in die Welt und kommt nach allerlei Irrfahrten nach Rom. Hier gewinnt er die Gunst des Papstes und wird sein Kapellmeister. Margareta bewahrt ihm die Treue und kommt nach Jahr und Tag mit einer befreundeten Fürstäbtissin auch nach Rom. Beide Frauen haben eine Audienz[1]) bei dem Heil. Vater, und dieser erfährt die Geschichte der Liebenden. Er befriedigt den Adelsstolz des Freiherrn, indem er Werner Kirchhof zum Marchese Camposanto[2]) ernennt und selbst das Paar zu glücklichem Ehebunde vereinigt.

III. Vertiefung und Verwertung.

1. Malerische Szenen.

1. An **malerischen Szenen** ist das Epos reich. Wir greifen aus dem ersten Stück eine heraus. Wir versetzen uns auf eine Anhöhe am Südende des Schwarzwaldes. Riesige Tannen bilden den Waldrand und die letzten Vorposten des Baumheeres. Sie sind mit Eiskristallen bedeckt. Der Sturm vom Feldberge rast in den Bäumen und schüttelt Nadeln und Eisspitzen herab. Schnee liegt noch in den Erdmulden, aber doch wagen sich einige Anemonen heraus, denn der März lockt sie. Nach Süden öffnet sich ein weiter Blick in die Rheinebene und drüber hinaus bis

1) Gehör, Vorstellung. 2) Übersetzung von Kirchhof.

zu den Gipfeln und weißen Felswänden der Alpen. Am Silberbande des Rheines liegt das Städtlein Säckingen.

Ein Reiter, der eben aus dem Baum- und Wurzelgewirr des Waldes ins Freie gekommen ist, zügelt sein Roß und blickt entzückt in die Weite. Er ist ein Bild frischer, schöner Jugend. Der erste Flaum ziert seine Lippen. Der Reif hat ihn weiß gefärbt. Seine blauen Augen flammen, seine blonden Locken flattern im Winde, seine Hände halten fest den Zügel, und auf dem aufgekrempten Hute nickt eine Reiherfeder. Ein grauer Mantel flattert über dem zugeknöpften Reiterwams. An der Seite hängt an schwarzem Wehrgehenke ein Rauferdegen mit einem Gitterkorbe zum Schutze der Faust. Unter dem Mantel hängt über dem Wamse an weißem Bande eine vergoldete Trompete. Jetzt setzt er sie an seine Lippen und grüßt mit ernsten und mit frohen Weisen das weite Land vor seinen Blicken.

2. Charakter des Helden und Gedankengang des Epos.

Als verlassene Waise kommt Werner in die Pflege eines Vormundes. Der begabte Schüler erweckt große Hoffnungen. Der fleißige Student der Rechte gewinnt mehr und mehr einen Ekel an dem „römischen Rechte". Er wird ein flotter Chorstudent und genießt alle Freiheiten und Freuden des Studentenlebens. Am besten gefällt er sich als Trinkgesell und gelehriger Schüler des Zwerges Perkeo. Trinkselig und jugendverwegen wagt er, der Fürstin ein bekanntes Liebeslied zum Balkon empor zu blasen und zu singen. Als Lohn wird er von der Universität und aus den kurpfälzlichen Landen verwiesen. Als abenteuernder Landfahrer durchstreift er zu Roß mit seiner Trompete den Schwarzwald und ist der Gast von Klöstern und Pfarrherren. Als weltlich gesinnter Pilger schließt er sich der Prozession des heiligen Fridolin in Säckingen an, sieht Margareta, das schöne Schloßfräulein von Schönau, und bläst ihr abends ein kunstreiches, ergreifendes Ständchen. Von dem Freiherrn läßt sich der Trompetenbläser als Leiter der Hauskapelle und als Helfer im Rechnen und Schreiben gewinnen. Als Musiklehrer verliert er sein Herz an das Schloßfräulein. Durch sinnige Lieder und rührende Trompetenklänge gewinnt er das ihrige. Als tapferer Kämpfer im „Hauensteiner Rummel" wird er gefährlich verwundet, aber von Margareta gesund gepflegt. Als mutiger Bewerber um die Hand des Fräuleins hat er kein Glück. Schroff wird er von dem adelsstolzen Freiherrn abgewiesen. Es folgt ein herzbewegender Abschied. Als ruheloser Landfahrer reitet nun der Trompeter durch viele Lande, bis er endlich durch seine musikalische Kunst die Gunst des Papstes in Rom gewinnt und sein Kapellmeister wird. In Rom findet er seine getreue Margareta wieder. Durch den Papst, der die Geschichte der Liebenden erfahren, wird er geadelt und mit dem Freiherrn versöhnt. Mit der Hand seiner wiedergefundenen, getreuen Margareta findet der glückliche Trompeter das ersehnte Ehe- und Lebensglück.

3. Eigenart und Schönheiten des Epos.

3. Eigenart und Schönheiten des Epos. Das Epos ist kerngesund und steht auf Wirklichkeitsboden trotz der Romantik des klugen und würdigen Katers Hiddigeigei und der Poesien des stillen Mannes in der Erdmännleinshöhle. Es sprüht von Kraft und Frische. Alles ist anschaulich gemalt, innig und gemütswarm empfunden, vom heitersten Humor durchblitzt und vielfach volkstümlich in Anschauung und Ausdruck. Man hört das Rauschen der Schwarzwaldtannen, belauscht des Waldes geheimnisvolles Weben und Leben zwischen den Wurzeln, lauscht dem fernen Brausen des Rheines, schwingt sich über die Alpen nach dem Lande der Sehnsucht, Italien, kehrt aber voll treuer Liebe zum Vaterlande und zu deutscher Weise als der besten zurück.

Wenn auch das Abenteuerleben des Trompeters der Faden ist, an den sich die einzelnen Szenen reihen, so sind diese doch so lose aneinandergereiht, daß das Epos kein geschlossenes Kunstwerk ist. Die Sprache ist reimlos, frei rhythmisch und oft herbe, ja holperig.

Wie lieb das Epos dem deutschen Volke geworden, bezeugen die vielen Stellen, die als „geflügelte Worte“ auf vielen Lippen leben. So: Jung Werner — Zwerg Perkeo — Kater Hiddigeigei — Alt Heidelberg, du feine — Römisch Recht, gedenk ich deiner — Es ist im Leben häßlich eingericht't, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn — Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen! Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein. Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. —

Fr. Polack.

Dreizehnlinden.

Epos

von

Friedr. Wilh. Weber.

I. Einführung.

Unter den neueren Dichtungen gehört das Epos „Dreizehnlinden" von dem Arzte Friedr. Wilh. Weber († 1894 in Nieheim bei Höxter) zu den meistgelesenen. Es erschien 1878 und hat seitdem weit über hundert Auflagen erlebt.

Dreizehnlinden soll ein Benediktinerkloster im Nethegau gewesen sein. Aber vergebens wird man es auf der Karte suchen. Doch meint der Dichter, wenn sich jemand darunter die altehrwürdige Benediktinerabtei Corvey an der Weser vorstelle, so würde er sich nach Gründungszeit, Lage, Umgegend und Schilderungen nicht mit der Wirklichkeit in Widerspruch setzen. Die Nethe kommt vom Ostabhange des Teutoburger Waldes, und der Nethegau lag in den Kreisen Höxter und Marburg. Die Gründung und erste Wirksamkeit des Klosters fällt in die Zeit nach den 30jährigen Sachsenkriegen und in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen. Die Dichtung fügt sich frei in den geschichtlichen Rahmen und setzt etwa um das Jahr 822 ein.

Es ist eine Zeit unausgeglichener Gegensätze und fortgesetzter äußerer und innerer Kämpfe. Die Sachsen sind zwar dem Frankenreiche einverleibt und der karolingischen Herrschaft unterworfen, aber heimlich und offen ringen noch miteinander Sachsen und Franken, Christentum und Heidentum, bodenständige Sachsenart und aufgepfropfte Frankenart, also nationale, religiöse und kulturelle Gegensätze.

Die Kämpfe um einen Ausgleich dieser Gegensätze und die allmähliche Gestaltung einer neuen Kulturwelt schildert das Epos mit feinem geschichtlichen Verständnis und edler Sprache in charakteristischen Vertretern und fesselnden Ereignissen.

Mittelpunkt der neuen, christlichen Kulturarbeit ist das Kloster Dreizehnlinden. Seine Mönche leben und wirken nach der Regel des heiligen Benedikt von Nursia, der das Kloster Monte Cassino in Unteritalien und das Klosterwesen des Abendlandes begründete und 543 starb.

Mit der Weltentsagung, der Andachtsübung und der Seelsorge sollten die Mönche allerlei fleißige Kulturarbeiten verbinden. Dadurch sind die Benediktinerklöster die wirksamsten Kulturträger geworden.

Mittelpunkt der urständigen, nationalen Sachsenkultur ist der Habichtshof und Sitz des fränkischen Gaugrafen der Hof Bodinkthorpe. Zwischen diesen drei Stätten im Nethegau vollzieht sich die Handlung des Epos. Die ersten Gesänge führen uns ins Kloster und auf den Habichtshof. Sie folgen als

II. Proben der Dichtung.

1. Das Kloster.

Süßer Schlag der Heidelerche,
Sonnenschein auf allen Hügeln!
Tauwind sang, durch alle Schluchten
flog er rasch auf weichen Flügeln.

Lustig hüpften alle Brunnen
aus den Bergen durch die Bäume,
um im Tale zu erzählen
ihre langen Winterträume.

Schwere Träume, und der kleinen,
zarten Elben[1]) frost'ges Schaudern
und der Riesen[2]) lautes Schnarchen
und der Zwerge kluges Plaudern.

Denn der Schnee begann zu schmelzen,
bräunlich stand des Berges Gipfel,
und ein Frühlingsahnen rauschte
durch die grünen Tannenwipfel.

Aus den Tannenwipfeln ragte
eines Türmleins spitzer Kegel,
First und Giebel eines Klosters
nach Sankt Benediktus Regel.[3])

Jüngst erst waren weise Männer
angelangt aus fremden Reichen,
Segensworte auf den Lippen,
in der Hand des Friedens Zeichen.[4])

In der Hand die fromme Waffe,
die mit Mut beseelt den Schwachen,
die durch Huld bezwingt die Völker
und besiegt, um frei zu machen.[5])

Ernste Männer, vielgeprüfte,
die in harter Weltverachtung
einsam sich der Arbeit weihten,
dem Gebet und der Betrachtung.

Stille Siedler, die sich mühten,
mit dem Spaten wilde Schluchten,
wild're Herzen mit der Lehre
lindem Samen zu befruchten.

Klugen Sinns und unverdrossen
bauten sie mit Lot und Wage,
Winkelmaß und Säg' und Hammer,
Axt und Kelle Tag auf Tage.[6])

Bis es ihrem Fleiß gelungen,
Haus und Kirche fest zu gründen,
bis der Brunnen rauscht im Hofe
des Konvents[7]) von Dreizehnlinden.

In Gehorsam, Zucht und Armut
schafften still die tapfern Streiter:
reuteten des Urwalds Riesen,
Dorn und Farn und wüste Kräuter.

Zogen Wall und Zaun und Hecke,
Hirsch und Keiler[8]) abzuwehren,
daß im Tale wohlumfriedet
grünten menschenholde Ähren.

Zwängten ein den ungestümen
Strom durch Pfahlgeflecht und Dämme
pfropften milde Südlandsreiser
auf des Nordens herbe Stämme.

Kräftig sproß im jungen Garten
blasse Salbei, Dill und Eppich[9]),
Akelei und Ros' und Quendel[10]),
Eberraute und Lavendel.[11])

Aber noch ein andrer Acker
blieb den Vätern: reicher Boden,
tiefer Grund, doch schwer zu bauen
und voll heidnisch wilder Loden.[12])

---

1) Elfen oder Blumengeister. 2) Sagenhafte Eisriesen. 3) Siehe Einführung. 4) Kreuz und Evangelium. 5) Besiegt das sündige Herz und macht frei von Irrtum und falschem Wahn. 6) Alles Werkzeuge zu ihren Bauten. 7) Versammlung der Mönche. 8) Wilder Eber. 9) Doldengewächs, petersilienähnlich, später Efeu. 10) Feldthymian. 11) Aromatischer Lippenblüter. 12) Schößlinge.

Traun[1]), da gab es viel zu rupfen,
viel zu zähmen und zu zanken,
viel zu zerren und zu zupfen
an den ungezog'nen Ranken!

Auf den braunen Eichenbänken
saß die Brut der Sachsenrecken[2]),
junge Bären! Riesenarbeit
war's, sie bildend zu belecken.[3])

Erstlich galt's, der Römerrunen[4])
fremden Zauber zu ergründen:
O ein dornenvolles Rätsel,
dessen Lösung kaum zu finden!

Dann gefällig nachzubilden
all die wunderlichen Zeichen:
hohes Ziel, nur auserwählten
Fingerkünstlern zu erreichen![5])

Doch am schwersten war's, des Kreuzes
milde Botschaft zu erklären,
denn gar manchen Flachskopf dünkten
Gotteswort und Heldenmären,

Weißer Christ und weißer Balder[6]),
lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue[7])
ganz dasselbe, ganz dieselben.[8])

Nur begabt're Schüler wurden
höhern Zwecken zugeleitet
und die sieben freien Künste[9])
lehrhaft ihnen ausgedeutet.

Schwer und ungelenkig waren
noch der deutschen Zunge Laute,
gleich den ersten Schritten eines
Hünenkinds im Heidekraute.

Rasch indes wie ehrne Pfade,
klingend flog das Wort der Römer[10])
von den Lippen kurz und schneidig
wie das Schwert der Weltbezähmer.

Willig bot es knappe Schärfe
Logikern[11]) und Exegeten[12]),
Kraft und Fülle den Rhetoren[13]),
Reim und Rhythmen den Poeten.[14])

Preis den braven schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
alles menschlich schönen Wissens
frommen Hütern, treuen Pflegern!

Was auf Hellas blauen Bergen[15]),
was einst am Tyrrhenermeere[16])
Dichter sangen, Denker dachten
später Welt zu Lust und Lehre;

Was der Geist geweihten Sehern[17])
offenbart in Sturm und Stille,
Wort und Werk des Gottessohnes,
als er ging in Manneshülle:

Von der Mönche Hand geschrieben,
Blatt auf Blatt mit Müh' und Sorgen,
in den Truhen der Abteien
lag es liebevoll geborgen.

Zärtlich ward der Schatz betrachtet,
mit bescheidnem Stolz gepriesen
und als Klosterhort[18]) dem fremden
schrifterfahrnen Mann gewiesen.

Solch ein kostbar Gut zu sichern
treu dem künftigen Geschlechte,
schrieben sie, die braven Mönche,
Sommertag' und Winternächte.

Rot und blau und grün und golden
schimmerten die Anfangslettern,
reich umrankt von Blumendolden
und von traumhaft bunten Blättern.

Rührend bat der fromme Schreiber
an des langen Werkes Ende,
daß man seiner armen Seele
des Gebets Almosen spende.

---

1) In Treuen, fürwahr. 2) Söhne der Sachsenhelden. 3) Nach der Sage kommen die jungen Bären unförmlich zur Welt und gewinnen erst durch das Belecken der Bärenmutter ihre ordentliche Gestalt. 4) Lateinische Schriftzeichen zu lesen. 5) Die Schriftzeichen schreiben zu lernen. 6) Der lichteste und mildeste der 12 Asen, Sohn Wodans und der Frigga. 7) Aufgebot der Freien zur Heerbannfolge. 8) Verwechselten fortwährend Christliches und Heidnisches. 9) Die sieben freien Künste umfassen das Trivium (Dreiweg) der drei sprachlichen Fächer: Grammatik, Rhetorik und Dialektik oder Logik, und das Quadrivium oder den Vierweg der vier mathematischen Fächer: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. 10) Mit dem Schwerte hatten die Römer die Welt erobert und mit ihrer glatten, ausgebildeten Sprache den Geistern die beste Waffe geschliffen. Latein — Weltsprache. 11) Lehrer der Logik oder der Denklehre. 12) Bibelerklärer. 13) Lehrer der Beredsamkeit, Redner. 14) Dichter. 15) In Griechenland. 16) In Italien. 17) Propheten. 18) Klosterschatz.

Trutziglich wie schwarze Krieger,
Lanzenknechte der Konvente,
standen Glied an Glied die Runen[1])
auf dem weißen Pergamente.

Ja, sie sind's, die schwarzen Krieger,
die von einer weggestürmten[2])
Schönheitswelt die letzten Inseln
rettend vor den Wogen schirmten!

Weht dir aus des Mäoniden[3])
Sängen, wie aus Meeresrauschen,
tiefes, unerkanntes Sehnen,
das dich zwingt zum Weiterlauschen:

Mahnt der Zorn des letzten Römers[4]),
Gott und Vaterland zu ehren,
drängt er, vor dem Bild des Lasters
dich der Tugend anzuschwören:

Strömt dir aus dem Buch der Bücher[5])
Kraft und Trost im Kampfgewühle
wie dem matten Wüstenwaller
aus des Palmenquelles Kühle:

Sei gedenk der wetterfesten
Lanzenknechte der Konvente,
sei gedenk der schwarzen Krieger
auf dem weißen Pergamente! —

Auch zu rauherm Dienste stählten
die Geschornen[6]) ihre Kräfte:
schicklich wußten sie zu führen
Bogen, Pfeil und Lanzenschäfte:

Waren Feinde zu verjagen,
die des Feldes Frucht verbrannten,
oder Räuber, die der frommen
Spendebringer[7]) Weg verrannten.

Oder war ein Festtagsbraten
zu erbirschen in den Forsten,
sei's ein stolzer Sechzehnender,
sei's ein Bursch mit Wehr und Borsten.[8])

Also übten sie beständig
Friedenswerk und Kampfespflichten,
doch der Arbeit für der Seelen
Heil vergaßen sie mit nichten.

Früh und spät zum Himmel schallte
ihrer Hymnen und Gebete
bange Klage, die für alle
und für sie um Einlaß flehte. —

Süßer Schlag der Heidelerche,
Sonnenschein auf allen Hügeln!
Tauwind sang, durch alle Schluchten
flog er rasch auf weichen Flügeln.

Friedensboten, Himmelsschlüssel
sprossen auf der jungen Aue,
und ein frohes Frühlingsahnen
rauschte durch die Sachsengaue.

2. Auf dem Habichthofe.

Elmar, Herr vom Habichthofe,
sprach zu seinem Jagdgesinde:
„Gute Meute, gute Beute!
Hängt den Bären an die Linde!

Achtet auf das Weidgeräte,
und besorgt die müden Hunde,
dann euch selbst; mich will bedünken,
daß euch wohl der Imbiß munde!" —

Elmar grüßte mit der Lanze,
und, gefolgt mit Weidmannsrufen,
sprang er aus dem Kreis der Jäger
schnell hinan des Saales Stufen.

Höher hob sich heut des Jünglings
breite Brust vom frischen Gange,
heller war sein blaues Auge,
voller die gebräunte Wange.

Schüttelnd die betauten Locken,
schritt er durch die große Halle,
fast erschreckt vom düstern Schweigen
und des Tritts verlornem Schalle.

1) Urdeutsche Schriftzeichen. 2) In den Kriegsstürmen vernichtet. 3) Der griechische Dichter Homer, nach seinem angeblichen Geburtslande Lydien oder Mäonia so genannt. 4) Tazitus, der größte römische Geschichtsschreiber († 118 n. Chr.). Er hat die „Germania", die älteste deutsche Geschichtsquelle, geschrieben. Der Geschichtsschreiber soll die Tugend ans Licht stellen und das Laster der Schande für die Nachwelt preisgeben. 5) Die Bibel. 6) Mönche und Geistliche hatten als Zeichen, daß sie Gott geweiht seien, auf dem Scheitel die Tonsur, eine geschorene Platte. 7) Die dem Kloster Gaben brachten. 8) Eber mit Hauern und Borsten.

Wo sich einst die schildgewiegte[1])
Falkenbrut des Spiels erfreute,
stand am kalten Herd des Hauses
letzter Sproß vereinsamt heute.

Um ihn her an hohen Wänden
Wisenthörner[2]), Hirschgeweihe,
Bärenschädel, Schwert und Lanze,
Helm und Brünne[3]), Reih an Reihe.

Eichne Säulen, eichne Sparren,
eichner Boden, eichnes Schauer[4]):
All ein Wald, doch still und öde,
all ein Wald in Wintertrauer.

Wo die Brucht[5]) durch Schilf und Erlen
rieselt und zum Drosselsange
dunkle Runenlaute murmelt,
lag der Hof am Hügelhange.

Unter Linden, unter Ulmen
und des Strohdachs warmen Schwingen,
die, mit Lauch[6]) und Moos bewachsen,
breit und schirmend niederhingen. —

Bau an Bau. Von bunten Giebeln
nickten nach dem Brauch der Alten
holzgeschnitzte Pferdeköpfe[7]),
Wicht und Kobold fernzuhalten.

Weit erstreckten sich des Hauses
Kämpe[8]), Wälder, Ackerbreiten;
Bergesfirst und rinnend Wasser
schied die Mark seit Väterzeiten. —

Als der Wandersturm von Osten[9])
über Deutschlands Felder brauste,
Volk auf Volk wie Meeresfluten
zornig durcheinander zauste;

Als die harten Bernsteinfischer[10])
Welschlands dunkle Trauben pflückten,
und des Spessarts rauhe Jäger[10])
sich mit Römerringen schmückten:

Unentwegt auf freier Hufe,
grundentsprossen, grundverwachsen,
wurzelfest wie seine Eichen
saß der edle Stamm der Sachsen.

Stetig bauten sie die Scholle,
hüteten auf brauner Heide
sorgsam Bien' und Schaf und zogen
Rind und Roß auf Trift und Weide.

Übten, wie die Väter taten,
Sprung und Wurf und Lanzenbrechen
oder griffen rasch zum Eisen,
Freveltat und Schimpf zu rächen.

Brauten Met[11]) und zechten tapfer,
trotzten auf der Jagd den Wettern,
und am heil'gen Opferkessel
dienten sie den alten Göttern.

Stetig auf dem Habichthofe
unter ihres Saales Balken,
an derselben Feuerstätte
hausten, Sohn auf Sohn, die Falken.

Ehrenreich und unverworren,
bis am Rhein der Brand erglühte,
der, gewälzt von Berg zu Bergen,
durch die Sachsendörfer sprühte.

Krieg mit Karl! Die Mütter klagten;
Krieg! Es freuten sich die Aare[12]);
Krieg den Göttern, Krieg den Menschen,
Krieg durch dreißig lange Jahre!

Elmars Vater holte sich in diesen Kämpfen die Todeswunde. Wie auch seine Gattin ihn treulich pflegte, sorgsam sanfte Öle und milde Säfte mischte; wie auch die treue Drude Swanahild ihre Zaubersprüche raunte und ihre Runen ritzte: der Tod zerschnitt den Lebensfaden des wehrlichen Mannes und machte Elmar zur Waise. Mit Zähren klagte die

---

1) Die Wiege der Kinder des Hauses „Falken" war der Schild der Väter. 2) Wisent war der europäische Büffel, der sich nur noch in den Urwaldforsten von Bjelowesch im westlichen Rußland gehegt findet. 3) Brustharnisch. 4) Decke, Schutz gegen Wetterschauern. 5) Bach, der in die Nethe fließt. 6) Hauslauch, der früher häufig auf Dächern wuchs und als Schutzmittel gegen Blitzschläge galt. 7) Ein weißes Pferd im roten Felde ist das sächsische Opfer- und Wappentier. Das Roß war den Sachsen heilig; die hölzernen Pferdeköpfe als Schutzmittel gegen böse Geister finden sich noch heute an manchen Giebeln von sächsischen Ansiedlungen. 8) Kamp ist ein eingehegtes Stück Feld oder Wald. 9) Die Völkerwanderung. 10) Deutsche Völkerstämme von der Ostsee und aus dem Spessart. 11) Honigbier. 12) „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler."

Mutter: „Wer wird nun mein Kind mit Ernst und Liebe lehren und ihm wehren? Knabenzucht will harte Hand.“ Nicht ihrem Bruder Badurad, dem Bischof von Paderborn, sondern einem verwandten Wodanpriester im Lande der Friesen sandte sie den Knaben zur Erziehung. Götter fürchten, Christen und Franken hassen, sollte er lernen. Und er lernte es. Der Wodanpriester führte ihn ein in den tiefen Sinn der Runensprüche und in die Heldenmären alter Zeiten. So wuchs der Knabe zu einem stattlichen Jüngling heran. Sehnend und träumend stand er oft am Meeresstrande und gedachte der unterdrückten Heimat, der fernen Mutter und des lieblichen Frankenmädchens Hildegunde, das er mit Lebensgefahr aus einem Weiher gerettet und das ihn dankbar inniglich umarmt hatte. Sein Lehrer merkte, wie der Tatendrang den Jüngling in die Weite zog. Er wies ihm ein reiches Feld in den Wikingerkämpfen des Nordens. Ruhmbedeckt kehrte er heim und — fand die liebe Mutter als Tote. —

Auf dem Hofe des Gaugrafen Bodo wurde das Erntefest gefeiert. Unter den vielen geladenen Gästen war auch Elmar. Ein neuer Gast kam dazu; das war der Königsbote Gero. Er warf seine Augen auf des Grafen schönes Töchterlein Hildegunde. Doch deren Herz gehörte in verschwiegener Liebe Elmar. Darob war Geros Herz voll Neid und Gift. Mit spitzen Reden kränkte er den bevorzugten Liebhaber. Dieser lächelte dazu verächtlich. Als der Neidling aber sogar das Andenken von Elmars Mutter lästerte, da griff dieser zum Schwerte und gebot dem Verleumder mit dröhnender Stimme Schweigen. In dem ausbrechenden Getümmel gebot der Gaugraf Frieden und verwies Elmar vom Hofe. In der Nacht brach Feuer in des Gaugrafen Hofe aus. Elmar eilte herbei und rettete Hildegunde aus den Flammen. Gero aber klagte ihn der Brandstiftung an. Verachtungsvoll wies ihm Elmar den Rücken. Müde und hoffnungslos in all den Widerwärtigkeiten lenkte er seine Schritte zu der greisen Drude (Zauberin) Swanahild und befragte sie um sein künftiges Geschick. Er erhielt den rätselhaften Spruch: „Auf des Waldes düstern Wegen tritt dein Schicksal dir entgegen.“

Jagdgerüstet zog er zum Walde, aber seine Gedanken irrten auf andern als des Waldes Pfaden umher. Da schwirrte eine Bogensehne, und ein Pfeil fuhr ihm in die Brust dicht zum Herzen. Mit raschen Schritten eilte er dem Meuchelmörder nach, holte ihn ein, faßte ihn im Genick und rief empört: „Königsbote, Meuchelmörder, du? Ja, das heiß ich Frankentücke!“

„Als zu offnem Kampf dich luden
Rab und ich auf Schwert und Lanze,
drücktest du dich, feiger Prahler,
hinter deiner Sendung Schanze.

Uns zum Heil: dein Blut, des Schurken,
lautre Waffen mußt es schänden:
Geh, es mag ein Knecht dich würgen!
Geh, du magst am Zaun verenden!“

Wie einen Pestbefallenen stieß ihn Elmar von sich. Da drohte der Wicht: „Ich könnte dich auf Haut und Haar verklagen, denn du hast des Königs Boten gekränkt. Königsbann wird dich vernichten. Unser ist die

Macht im Lande." „Ich will es tragen!" sprach Elmar. „Die Götter werden richten! Heb dich von hinnen, Bube!" Und schandbedeckt entschlüpfte der Wicht. —

3. Das Ding.

Im Herbst berief der Gaugraf ein offenes Ding, d. h. einen Gerichtstag unter freiem Himmel an Friggas heilgem Baume, einer uralten Linde. An der Linde stand der Graf in ernstem Schweigen. Auf dem Steintische vor ihm lagen Schwert und Strick. Neben ihm seines Winks gewärtig stand der Fronbote. Eingehegt war der Gerichtsplatz mit Haselzweigen. Im Kreise saßen auf ihren Stühlen die zwölf Schöffen, die das Urteil schöpfen (finden). Um den Ring standen in Scharen die blondhaarigen Sachsen. Kläger war der elende Neidling Gero, Verklagter Elmar Falk vom Habichtshofe. Fest und hart in Gang und Miene, obwohl krank an tiefer Wunde, trat er ein. Gero aber klagte bei seinem Eide, Elmar habe ihn im wilden Hage meuchlerisch angerannt, habe Götzendienst und Zauberei bei der Drude Swanahild getrieben, am Balderfeste mit nächtlichen Sudgenossen Opferfleisch von Rossen gegessen und endlich den Feuerbrand an des Gaugrafen Haus gelegt.

Bei diesen schändlichen Beschuldigungen erhob sich ein hundertstimmiger Wut- und Weheruf der freien Bauern, und manche Hand hob sich gegen den Königsboten. Elmar verschmähte jeden Fürsprach und Eideshelfer und führte seine Verteidigung selbst. Vernichtend traf sein Wort den Ankläger.

„Männer, was er mich bezichtet,
solch Verruchtes tat er selber!
Laurer! Aus dem Hinterhalte
sandt' er mir sein tückisch Eisen:
Hier die Wunde, die noch blutet,
mag sein Bubenstück beweisen.
Doch er schwor! Den Schrei zu hohen
Himmelsmächten soll man ehren?
Geht! Wer eine Meintat übte,
kann auch einen Meineid schwören!"

Ebenso schneidig widerlegte Elmar die Beschuldigung des Götzendienstes und der Zauberei.

Elmar sprach: „Des Götzendienstes
zeiht er mich vor Ring und Dinge:
Trügt ihr's, so ich frech zu höhnen
euern Gott, mich unterfinge?
Wo ich mich in Demut beuge,
darf ein Tor nicht ruchlos schalten:
Was euch heilig, will ich achten;
was mir heilig, laßt es gelten!
Euern Priestern, euern Mönchen
Zins und Zehnten gab ich willig;
sprecht, was habt ihr uns gegeben? —
Laßt uns atmen, das ist billig!
Nein, ihr braucht sie nicht zu dulden,
Menschenrechte müßt ihr ehren!
Erstes Recht ist, recht zu beten,
und das darf kein König wehren!"

Die letzte Anklage wollte Elmar zum Mordbrenner machen. Der einzige Zeuge war der Ankläger Gero. An sein Gewissen und seine Ehre wandte sich Elmar:

„Sag, denn niemand weiß es besser,
sag: Ich log! — Doch ich verzichte:
Bleib nur schlecht; mir ist ein Greuel
jede Gunst von solchem Wichte.
Beiß dir nur die grünen Lippen
blutig nicht, du hast nur Galle;
daß du logst, mein Gott und deiner
weiß es, und ihr wißt es alle."

Trotzdem findet sich im Rat der Zwölfe nur der greise Rab von Eschenberg, der feurig für seinen jungen Freund eintritt und für ihn

den Reinigungseid sich staben läßt. Die andern elf schwanken zwischen allerlei Bedenken hin und her. Ihnen ruft der Eschenburger zu:

„Stiert nur, wägt nur, überlegt nur:
Freilich — doch — allein — indessen! —
Mögen in der Sterbestunde
euch die Heiligen vergessen!" —

Entrüstet rief ein freier Bauer außerhalb des Ringes: „Weh, daß wir kein Wappen führen!"

„Dürft ein Bauer Bauernehre
für den Edelherrn verpfänden,
Falk, wir alle würden schwören,
tät es not, — mit blut'gen Händen!"

Tausend Kehlen riefen Beifall aus der dichtgedrängten Menge. Und innigen Dank sagte der Angeklagte den treuen Landsgenossen. Den feigen Schöffen aber rief er zu:

„Macht ist Recht! Ihr denkt, der Fremde,
nützen kann er oder schaden:
Drum, ihr Sachsen, kluge Streber,
werbt ihr klug um Gunst und Gnaden.
Vor dem Tagesgötzen liegt ihr
auf dem Bauche, wie befohlen,
statt mit freigehobner Stirne
festzustehn auf eignen Sohlen."

Alle bis auf Rab sprachen zagend und zögernd Elmar schuldig. Der wohlwollende Gaugraf verwandelte das Todesurteil in Landverweisung. Also lautete sein Wahrspruch:

„Nun vernimm: Dein Gut und Erbe
ist verstrickt und königseigen,
Haus und Hof vom Grund zum Giebel,
Feld und Wald mit Hopf und Zweigen.
Rechtlos, Elmar, bist du selber
und in Acht und Bann gesprochen,
friedlos, wehrlos: des zum Zeichen
wird dein Pflug und Schild zerbrochen.

Sieh dich vor: mit einem Rosse
hast du Mark und Gau zu räumen,
eh zum drittenmal die Sonne
scheidet von des Osnings Bäumen."

Der Eschenburger „schalt das Urteil" und forderte den Ankläger zu einem Gottesurteile, zum Zweikampfe, heraus, aber der Feigling lehnte es ab, „die Waffen zu tragen wider einen ehrlosen Ächter mit dem Weidenstrick am Kragen". Auf eine Berufung am Königshofe zu Aachen verzichtete Elmar.

„Aachen? Nein! Verklagt die Krähe
siebenfach am Kräh'ngerichte,
ihr erlangt ein Krähenurteil:
Graf, verzeiht, wenn ich verzichte!
Scheiden muß ich, Groll im Herzen;
edler Graf, euch heg' ich keinen;
glimpflich pflogt ihr eures Amtes,
und ihr seid nicht von den Meinen."

Es war zu viel, was auf den wunden Mann einstürmte. Er erbleichte, griff schwankend nach der Wunde, brach Blut aus dem Munde und sank ohnmächtig dem Eschenburger in die Arme. Als er am nächsten Morgen sein Roß zur „Fahrt ins Elend" beim Schmied Fulko beschlagen ließ, wollte ihn dieser bereden, seine Gaugenossen zum Rachekampfe gegen die Franken für sein Volk und die heimischen Götter aufzurufen. Aber vergebens! Elmar verzweifelte an seinem Volke und an seinen Göttern und ritt als Geächteter von dannen. Am Abend desselben Tages langte er an der Pforte des Klosters Dreizehnlinden an und sank, vom Blutverluste erschöpft, ohnmächtig vom Pferde. So fand ihn ein Klosterknecht. Treulich

pflegten ihn die Mönche. In wilden Fieberträumen wälzte er sich auf dem Lager. Und schon wollten die heilkundigen Mönche an seiner Rettung verzagen, da brachte ihm ein Heiltrank der Drude Swanahild Linderung und endlich Genesung. Aber lange, bange Monate vergingen, ehe seine volle Kraft wiederkehrte. In der Zeit mühte sich der fromme Abt Warin väterlich, den Jüngling für das Christentum zu gewinnen. Weise wog er die Eigenart von Christentum und Heidentum, von Welt und Menschen ab. Aber Elmar war zum Zweifler geworden und setzte zu allem seine Fragezeichen. Erst in der Abschiedsstunde überzeugte ihn der Abt, daß die christliche Wahrheit sein Herz überwunden und ihn innerlich längst zum Christen gemacht habe. Da fiel Elmar weinend vor ihm nieder und bat um die Taufe.

Auf dem Hofe zu Bodinkthorpe hatte inzwischen der Gaugraf Bodo auch schwere Tage erlebt. Er war alt und siech geworden und quälte sich mit dem Gedanken an den geächteten Falken. Die Qual wurde unerträglich, als die „wilde Katze", der Schmiedebube Eggi, ihm eines Tages bekannte, daß er gesehen habe, wie nicht Elmar, sondern der rachsüchtige Knecht Grimbart den Hof angesteckt, und wie der Königsbote Gero den Pfeil auf Elmar abgeschossen habe. Er habe aus Rache geschwiegen, weil er von Elmar einmal wegen eines losen Streiches gezüchtigt worden sei. Auf dieses Geständnis hin eilte der treue Rab von Eschenburg nach Aachen und erlangte ohne Mühe Elmars Lossprechung von Acht und Bann. Auf dem Totenbette hatte Gaugraf Bodo indessen seine Tochter Hildegunde der Obhut des Bischofs Baduard in Paderborn anvertraut und ihren Herzensbund mit Elmar gesegnet. Der Falk vom Habichtshofe wurde in alle seine Güter und Rechte wieder eingesetzt und vom Könige zum Gaugrafen über den grünen Nethegau ernannt. Mit Weisheit, Kraft und Liebe waltete er viele Jahre seines Amtes an der Seite der getreuen Gattin Hildegunde.

III. Einige Aufgaben zur Verwertung.

1. Malerische Szenen (Der Habichtshof. Kloster Dreizehnlinden. Das „Ding". Das Erntefest auf dem Hofe Bodinkthorpe.).

2. Charakter der Personen. (Held Elmar Falk vom Habichtshofe. Sein Freund Rab von Eschenburg. Der milde Gaugraf Bodo. Der Neidling Gero.)

3. Sittenschilderungen. Das Leben auf dem Gutshofe. Die gesegnete Tätigkeit der Klöster. Kulturbild der Karolingerzeit, ihrer Kämpfe und unausgeglichenen Gegensätze.

4. Eigenart und Schönheiten des Epos. Wahl des Stoffes. Umgestaltung der Kulturwelt. Feine geschichtliche Zeichnung der Kulturwelt in der karolingischen Zeit. Anschauliche Naturschilderungen. Eine formvollendete Sprache. Glückliche Anwendung von Rhythmus, Reim und Stabreim. Gedankenreichtum.

5. Schöne Merksprüche.

Fr. Polack.

Der alte Turmhahn.

Idylle

von

Eduard Mörike.

Literatur: Dr. Gustav Porger, Neueres deutsches Epos (Leipzig, Dürrs Deutsche Bibliothek II. Band).

Vgl. auch Karl Fischer, Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen (Berlin 1903, O. Elsner); ferner die treffliche Mörikebiographie von Harry Maync (Stuttgart 1902, J. G. Cotta).

I. Einführung.

Bei den Pyramiden Ägyptens rief Napoleon seinen Soldaten zu: „Von diesen Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf euch herab!" Damit wollte er sagen: Diese alten Riesenbauten sind so lange Zeugen vieler und großer Ereignisse und Taten gewesen; laßt sie nun auch Zeugen eurer Tapferkeit und eures Sieges sein! Beim Anblick von Burgruinen pflegen wir wohl zu sagen: „Wenn diese Steine reden könnten, wieviel würden sie uns erzählen!"

Was aber von den Bauwerken des Altertums gilt, das gilt von allen toten Zeugen der Vergangenheit: sie haben viel erlebt, gesehen und gehört, aber sie sind stumm und erzählen nichts.

Doch da kommt der Dichter, der gottbegnadete Seher und Hörer. Er versteht die stumme Sprache, leiht den toten Zeugen der Vergangenheit seine Zunge und wird so ihr Dolmetscher. Ein solcher Dolmetscher eines alten Turmhahnes ist der Dichter Eduard Mörike in seinem Pfarr-Idyll „Der alte Turmhahn".

Welche Bedeutung haben die drehbaren metallenen Hähne auf den Kirchtürmen?

Der Hahn ist ein Bild der Wachsamkeit. Von erhöhtem Standpunkte überschaut er alles. Als Mahner und Warner erhebt er seine Stimme, so bei Petri Verleugnung. Als Wetterprophet kündet er Sturm und Stille, Regen und Sonnenschein an. Als Kämpfer fordert er die Feinde heraus. Als Vogel des Heilgottes Asklepios war er ein Sinnbild der Genesung.

Als Krönung des Kirchturmes zeigt er nach oben, wo unsere ewige Heimat ist. Er mahnt zur Wachsamkeit, lehrt die Zeichen der Zeit erkennen, warnt vor Untreue und Fall, ermuntert zum Kampfe gegen alle Seelenfeinde und läßt uns in der Gesundung der Seele das höchste Lebensziel suchen.

II. Unmittelbare Darbietung und kurze Erläuterungen.

Der alte Turmhahn.

I.

Zu Cleversulzbach[1]) im Unterland
hundertunddreizehn Jahr ich stand
auf dem Kirchturn[2]) ein guter Hahn,
als ein Zierat und Wetterfahn'.
In Sturm und Wind und Regennacht
hab' ich allzeit das Dorf bewacht.
Manch falber Blitz hat mich gestreift,
der Frost mein' roten Kamm bereift,
auch manchen lieben Sommertag,
da man gern Schatten haben mag,
hat mir die Sonne unverwandt
auf meinen goldigen Leib gebrannt.
So ward ich schwarz für Alter ganz,
und weg ist aller Glitz[3]) und Glanz.
Da haben sie mich denn zuletzt
veracht't und schmählich abgesetzt.
Meinthalb! So ist der Welt ihr Lauf,
jetzt tun sie einen andern 'nauf.
Stolzier, prachtier[4]) und dreh dich nur!
Dir macht der Wind noch andre Cour.[5])
Ade, o Tal, du Berg und Tal!
Rebhügel, Wälder allzumal!
Herzlieber Turn und Kirchendach,
Kirchhof und Steglein übern Bach!
Du Brunnen, dahin spat und früh
Öchslein springen, Schaf und Küh,
Hans hinterdrein kommt mit dem Stecken,
und Bastes Evlein auf dem Schecken![6])
Ihr Störch' und Schwalben, grobe Spatzen,
euch soll ich nimmer hören schwatzen!
Lieb deucht mir jedes Drecklein itzt[7]),
damit ihr ehrlich mich beschmitzt.[8])
Aus ist, was mich gefreut so lang,
Geläut und Orgel, Sang und Klang.
Von meiner Höh' so sang ich dort,
und hätt' noch lang gesungen fort,
da kam so ein krummer Teufelshöcker[9]),
ich schätz, es war der Schieferdecker,
packt mich, kriegt nach manch hartem Stoß
mich richtig von der Stange los.
Mein alt preßhafter[10]) Leib schier brach,
da er mit mir fuhr ab dem Dach
und bei den Glocken schnurrt' hinein;
die glotzten sehr verwundert drein,
regt' ihnen doch weiter nicht den Mut,
dachten eben: Wir hangen gut.
Jetzt tät man mich mit altem Eisen
dem Meister Hufschmied überweisen;
der zahlt zween Batzen[11]) und meint wunder,
wie viel es wär' für solchen Plunder.

II.

Und also ich selben Mittag
betrübt vor seiner Hütte lag.
Ein Bäumlein — es war Maienzeit —
schneeweiße Blüten auf mich streut;
Hühner gackeln um mich her,
unachtend, was das für ein Vetter wär'.
Da geht mein Pfarrherr nun vorbei,
grüßt den Meister und lächelt: Ei,
wär's so weit mit uns, armer Hahn?
Andrees, was fangt ihr mit ihm an?
Ihr könnt ihn weder sieden noch braten,
mir aber müßt' es schlimm geraten,
einen alten Kirchendiener gut
nicht zu nehmen in Schutz nnd Hut.
Kommt, tragt ihn mir gleich vor ins Haus,
trinket ein kühl Glas Wein mit aus!
Der rußig Lümmel[12]), schnell bedacht,
nimmt mich vom Boden auf und lacht.
Es fehlt' nicht viel, so tat ich frei
gen Himmel einen Freudenschrei.
Im Pfarrhaus ob dem[13]) fremden Gast
war groß und klein erschrocken fast;
bald aber in jedem Angesicht
ging auf ein rechtes Freudenlicht.

---

1) Dorf bei Weinsberg in Württemberg, wo Mörike von 1834—1843 Pfarrer war. 2) Turn ist Dialektform für Turm. 3) Zitterige Lichtblitze, glitzern. 4) prachten = mit seiner Pracht prahlen. 5) den Hof machen, umwerben und umschmeicheln. 6) geflecktes Tier. 7) jetzt. 8) in Stricheln beschmutzt. 9) der gekrümmten Rückens kühn auf den Dächern umher hockt. 10) breßhaft, gebrechlich. 11) Altes Geld zu 4 Kreuzern. Von dem Berner Wappen, dem „Bätz" oder Bär, so genannt. Er hat Batzen, d. h. viel Geld. 12) ungeschlachter Mensch, von lumm = ist schlotterig. 13) über den.

Frau, Magd und Knecht, Mägdlein und Buben
den großen Göckel[1]) in der Stuben
mit siebenfacher Stimmen Schall
begrüßen, begucken, betasten all.
Der Gottesmann drauf mildiglich
mit eignen Händen trägt er mich
nach seinem Zimmer, Stiegen[2]) auf,
nachpolternd der ganz Hauf.

III.

Hier wohnt der Frieden auf der Schwell'!
In den geweißten Wänden hell
sogleich empfing mich sondre Luft,
Bücher- und Gelahrtenduft,
Gerani- und Resedaschmack[3]),
auch ein Rüchlein[4]) Rauchtabak.
(Dies war mir all noch unbekannt.)
Ein alter Ofen aber stand
in der Ecke linker Hand.
Recht als ein Turn tät er sich strecken
mit seinem Gipfel bis zur Decken,
mit Säulwerk, Blumwerk, kraus und spitz —
o anmutvoller Ruhesitz!
Zu öberst auf dem kleinen Kranz
der Schmied mich auf ein Stänglein pflanzt'.
Betrachtet mir das Werk genau!
Mir deucht's ein ganzer Münsterbau[5]),
mit Schildereien wohl geziert,
mit Reimen christlich ausstaffiert.
Davon vernahm ich manches Wort,
dieweil der Ofen ein guter Hort
für Kind und Kegel und alte Leut',
zu plaudern, wenn es wind't und schneit.
Hier seht ihr seitwärts auf der Platten
eines Bischofs Krieg mit Mäus' und Ratten,
mitten im Rheinstrom sein Kastell![6])
Das Ziefer[7]) kommt geschwommen schnell,
die Knecht' nichts richten mit Waffen und Wehr,
der Schwänze werden immer mehr.
Viel tausend gleich in dicken Haufen
frech an der Mauer auf sie laufen,
fallen dem Pfaffen in sein Gemach;
sterben muß er mit Weh und Ach,
von den Tieren aufgefressen,
denn er mit Meineid sich vermessen.
— Sodann König Belsazers[8]) seinen Schmaus,
Weiber und Spielleut, Saus und Braus!
Zu großem Schrecken an der Wand
Rätsel schreibt eines Geistes Hand.
— Zuletzt da vorne stellt sich für
Sara lauschend an der Tür,
als der Herr mit Abraham
vor seiner Hütte zu reden kam
und ihme einen Sohn versprach.
Sara sich Lachens nicht entbrach,
weil beide schon sehr hochbetaget.
Der Herr vernimmt es wohl und fraget:
„Wie, lachet Sara? Glaubt sie nicht,
was der Herr will, leicht geschicht?"
Das Weib hinwieder Flausen machet[9]),
spricht: „Ich habe nicht gelachet!"
Das war wohl nun gelogen fast,
der Herr es doch passieren laßt,
weil sie nicht leugt aus arger List,
auch eine Patriarchin[10]) ist.

IV.

Seit daß ich hier bin, dünket mir
die Winterszeit die schönste schier.
Wie sanft ist aller Tage Fluß
bis zum geliebten Wochenschluß!
Freitag zu Nacht, noch um die Neune,
bei seiner Lampen Trost alleine
mein Herr fangt an sein Predigtlein
[11]) studieren; anders mag's nicht sein;
eine Weil' am Ofen brütend steht,
unruhig hin und dannen geht.

---

1) Gockelhahn. 2) von steigen, Treppen. 3) Geschmack, auch Geruch, von Geranium und Reseda. 4) Verkleinerung von Ruch oder Geruch (Ruchgras). 5) Große Stifts- oder Klosterkirche. 6) Sage vom Bischof Hatto in Mainz, den die Mäuse bei lebendigem Leibe in seiner Feste mitten im Rhein (Mäuseturm, richtig: Mauts- oder Zollturm) aufgefressen haben sollen, weil er unbarmherzig die Armen, statt sie zu speisen, unter Spott verbrannt hätte. 7) Ziefer oder Geziefer = kleines, geflügeltes Getier. Ungeziefer, eigentlich Nichtgeziefer = kleines, lästiges Viehzeug. 8) König von Babylon nach Dan. 5. 9) etwas Unrichtiges vorspiegeln, um sich herauszureden. 10) Patriarchen oder Erzväter des Volkes Israel waren Abraham, Isaak und Jakob. 11) zu ist ausgelassen.

Sein Text ihm schon die Adern reget;
drauf er sein Werk zu Faden schläget.[1])
Inmittelst einmal auch etwan
hat er ein Fenster aufgetan. —
Ah, Sternenlüfteschwall wie rein
mit Haufen dringet zu mir ein!
Den Verrenberg ich schimmern seh',
den Schäferbühel dick mit Schnee!
Zu schreiben endlich er sich setzet,
ein Blättlein nimmt, die Feder netzet,
zeichnet sein Alpha und sein O[2])
über dem Exordio.[3])
Und ich von meinem Postament[4])
kein Aug' ab meinem Herrlein wend';
seh', wie er mit Blicken steif ins Licht
sinnt, prüfet jedes Worts Gewicht,
einmal sacht eine Prise greifet,
vom Docht den roten Butzen[5]) streifet.
Auch dann und wann zieht er vor sich
ein Sprüchlein an vernehmentlich[6]),
so ich mit vorgerecktem Kopf
begierlich bringe gleich zu Kropf.[7])
Gemachsam kämen wir also
bis Anfang Applikatio.[8])
Indes der Wächter Elfe schreit.
Mein Herr denkt: Es ist Schlafenszeit,
ruckt seinen Stuhl und nimmt das Licht.
„Gut Nacht, Herr Pfarr!" Er hört es nicht.

V.

Im Finstern wär' ich denn allein,
das ist mir eben keine Pein.
Ich hör' in der Registratur[9])
erst eine Weil' die Totenuhr[10]),
lache den Marder heimlich aus,
der scharrt sich müd' am Hühnerhaus;
Windweben[11]) um das Dächlein stieben;
ich höre, wie im Wald da drüben —
man heißet es „Im Vogeltrost" —
der grimmig Winter sich erbost,
ein Eichlein spalt't jählings mit Knallen,
eine Buche, daß die Täler schallen.
Du meine Güt', da lobt man sich
so frommen Ofen dankbarlich!
Er wärmelt[12]) halt die Nacht so hin,
es ist ein wahrer Segen drin.
Jetzt, denk ich, sind wohl hie und dort
Spitzbuben aus auf Raub und Mord;
denk', was eine schöne Sach' es ist
brave Schloß und Riegel zu jeder Frist!
Was ich wollt' machen herentgegen,
wenn ich eine Leiter hört' anlegen;
und sonst was so Gedanken sind;
ein warmes Schweißlein mir entrinnt.[13])
Um zwei, gottlob, und um die drei
glänzet[14]) empor ein Hahnenschrei,
um Fünfe, mit der Morgenglocken,
mein Herz sich hebet unerschrocken,
ja voller Freude auf es springt,
als der Wächter endlich singt:
„Wohlauf, im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag erschienen ist!"

VI.

Ein Stündlein drauf, wenn mir die Sporen
bereits ein wenig steif gefroren,
rasselt die Lis' im Ofen, brummt,
bis 's Feuer angeht, saust und summt.
Drauf von der Küch' 'rauf, gar nicht übel,
die Supp' ich wittre, Schmalz und Zwiebel.
Endlich, gewaschen und geklärt,
mein Herr sich frisch zur Arbeit kehrt.
Am Samstag muß ein Pfarrer sein
daheim in seiner Klause sein,
nicht visiteln[15]), herumkutschieren,
seine Faß einbrennen[16]), sonst hantieren;
meiner hat selten solch Gelust.
Einmal — ihr sagt's nicht weiter just —
zimmert' er den ganzen Nachmittag
dem Fritz an einem Meisenschlag[17])
dort an dem Tisch und schwatzt' und schmaucht';
mich alten Tropf kurzweilt' es auch.

1) entwirft; der Schneider schlägt den Rock zu Faden, ehe er ihn fertig näht. 2) Alpha und Omega, A und O, sind der erste und letzte Buchstabe im griechischen Alphabet. Joh. 1, 8: Ich bin das A und das O —. 3) Exordio ist der Dativ von Exordium = Anfang, hier der Predigt. 4) Fußgestell. 5) Lichtschnuppe. 6) sagt es laut her. 7) merke es. 8) Anfang der Nutzanwendung, die den Schluß der Predigt bildet. 9) Aktenschrank. 10) Ein pechbrauner Bohr- oder Holzkäfer wie ein halbes Weizenkorn, der in stiller Nacht im Holze der Stubenmöbel schrapt. Durch Klopfen verständigen sich die Tiere in ihren dunkeln Gängen. 11) Auch Windwehen genannt. 12) Spendet die ganze Nacht hindurch eine schwache Wärme. 13) Angstschweiß durch die ängstlichen Nachtgedanken. 14) Der Schall fällt wie ein Glanz in die Finsternis und erhellt sie. 15) Visiten = Besuche machen. 16) Weinfässer verpichten und einschwefeln. 17) Meisenfalle.

VII.

Jetzt ist der liebe Sonntag da.
Es läut't zur Kirchen fern und nah.
Man orgelt schon; mir wird dabei,
als säß' ich in der Sakristei.[1])
Es ist kein Mensch im ganzen Haus;
ein Mücklein hör' ich, eine Maus.
Die Sonne sich ins Fenster schleicht,
zwischen die Kaktusstöck' hinstreicht
zum kleinen Pult von Nußbaumholz,
eines alten Schreinermeisters Stolz;
beschaut sich, was da liegt umher,
Konkordanz[2]) und Kinderlehr',
Oblatenschachtel[3]), Amtssigill[4]),
im Tintenfaß sich spiegeln will,
zuteuerst[5]) Sand und Grus[6]) besicht,
sich an dem Federmesser sticht
und gleitet übern Armstuhl frank
hinüber an den Bücherschrank.
Da stehn in Pergament und Leder[7])
Voran die frommen Schwabenväter:[8])
Andreä, Bengel, Rieger zween,
samt Öttinger sind da zu sehn.
Wie sie die goldnen Namen liest,
noch goldener ihr Mund sie küßt;
wie sie rührt an Hillers Saitenspiel,
horch, klingt es nicht? so fehlt nicht viel.
Inmittelst läuft ein Spinnlein zart
an mir hinauf nach seiner Art
und hängt sein Nest, ohn' erst zu fragen,
mir zwischen Schnabel auf und Kragen.
Ich rühr' mich nicht aus meiner Ruh,
schau' ihm eine ganze Weile zu.
Darüber ist es wohl geglückt,
daß ich ein wenig eingenickt.
Nun sagt, ob es in Dorf und Stadt
ein alter Kirchhahn besser hat? —

VIII.

Ein Wunsch im stillen dann und wann
kommt einen freilich wohl noch an.
Im Sommet stünd' ich gern da draus
bisweilen auf dem Taubenhaus,
wo dicht dabei der Garten blüht,
man auch ein Stück vom Flecken sieht.
Dann in der schönen Winterzeit,
als zum Exempel eben heut:
ich sag es grad' — da haben wir
gar einen wackern Schlitten hier,
grün, gelb und schwarz, — er ward verwichen[9])
erst wieder sauber angestrichen:
vorn auf dem Bogen brüstet sich
ein fremder Vogel hoffärtig —
wenn man mich etwas putzen wollt',
nicht daß es drum viel kosten sollt',
ich stünd' so gut dort als wie der,
und machet' niemand nicht Unehr'!
Narr! denk' ich wieder, du hast dein Teil,
Willt du noch jetzo werden geil?[10])
Mich wundert, ob dir nicht gefiel',
daß man, der Welt zum Spott und Ziel,
deinen warmen Ofen gar zuletzt,
mitsamt dir auf die Läufe[11]) setzt',
daß auf dem G'sims da um dich säß'
Mann, Weib und Kind, der ganze Käs![12])
Du alter Scherb, schämst du dich nicht,
auf Eitelkeit zu sein erpicht?
Geh in dich, nimm dein Ende wahr!
Wirst nicht noch einmal hundert Jahr.

---

1) Pfarrzimmer in der Kirche. 2) Übereinstimmung; ein alphabetisches Verzeichnis aller in der Bibel vorkommenden Wörter und Redewendungen unter Hinweis auf die betreffenden Stellen. 3) Gefäß für das Abendmahlsbrot. Oblate = das Dargebrachte. 4) Amtssiegel. 5) vorab, scharf und hell. 6) Kohlenschutt. 7) in alten Einbänden. 8) Berühmte Gottesgelehrte in Schwaben. a) Jakob und Joh. Valentin Andreä, Großvater und Enkel (1528—90; 1586—1654). Der erste half die Konkordienformel zustande bringen; letzterer war Hofprediger in Stuttgart. b) Joh. Albrecht Bengel (1687—1752) verfaßte eine berühmte Erklärung des Neuen Testaments und berechnete die Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich für den Sommer 1836. c) Georg Konrad und Karl Heinrich Rieger, Vater und Sohn (1687—1743 und 1726—1791), beide berühmt durch ihre Erbauungsbücher. d) Chr. Friedr. Öttinger (1702—1782), ein gelehrter Theologe und Philosoph. e) Phil. Friedr. Hiller (1699—1769), ein fruchtbarer, inniger Kirchenlieddichter. „Mir ist Erbarmung widerfahren —." 9) neulich. 10) üppig, übermütig. 11) Schlittenkufen. 12) Eine Redensart wie Kind und Kegel.

III. Vertiefung.

1. Tagebilder.

a) **Das Dorf.** Es liegt im Tale und ist von Rebenhügeln und bewaldeten Bergen umgeben. Ein Bach rinnt durch das Dorf, und ein Steg überbrückt ihn. Um einen offenen Brunnen drängen sich Schafe und Kühe. Buben und Mägdlein treiben sie mit Stecken. Auf einer bunten Kuh hockt ein keckes Mädchen. Inmitten des Dorfes erhebt sich die Kirche. Auf der Turmspitze thront ein metallener Hahn und dreht sich knarrend. Ehemals war er vergoldet, jetzt hat ihn das Wetter geschwärzt. Ein Storch beschaut vom Kirchdache das Dorf und seine Umgebung. Spatzen fliegen, zwitschern und zanken um den Hahn herum. Ein Schieferdecker besteigt seinen Fahrstuhl, um den alten Hahn von seiner Eisenstange zu lösen — und durch einen neuen zu ersetzen.

b) **Des Pfarrers Stube.** Sie liegt eine Treppe hoch. Die Wände sind schlicht geweißt. In den Fenstern stehen Blumentöpfe mit Geranien, Kaktus und Reseda. Ein Sonnenstrahl fällt hindurch in die Stube, die mit weißem Sande bestreut ist. Links in der Ecke steht ein alter, hoher Ofen. Er ist durch Säulen, Sprüche und kraus-buntes Blumenwerk geziert. Die Wände tragen allerlei Schildereien aus der Bibel und der Sage. So sieht man, wie die Mäuse den hartherzigen Bischof Hatto bis in seinen Turm am Rheine verfolgen und auffressen. Man sieht, wie König Belsazar sein Schwelgermahl hält und eine Geisterhand sein Urteil auf die weiße Wand schreibt. Sara, Abrahams Weib, sieht man an der Tür lauschen und lachen, als der Herr dem Abraham einen Sohn verheißt. Um den Ofen sind behagliche Sitze zum Plaudern. Auf dem Ofen thront der Turmhahn, den der Pfarrer aus dem alten Eisen der Schmiede gerettet hat. Zwischen Schnabel und Halskragen hat eine Spinne ihr Netz gehängt, um Fliegen zu fangen. Auf dem altertümlichen Pulte von Nußbaumholz bemerkt man mehrere Bücher, die Oblatenschachtel, das Amtssiegel, ein Federmesser und das Tintenfaß mit Federn. Davor steht ein Armstuhl. In dem Bücherschranke stehen vornan, unter den Bücherreihen, in Pergament- und Lederbänden die Werke der alten schwäbischen Gottesgelehrten. Ein Sonnenstrahl beleuchtet die goldenen Namen und Titel auf dem Rücken der Bücher.

2. Charakteristik der Personen.

Den Mittelpunkt des Idylls bildet *Wesen und Leben* eines Landpfarrers. Des Turmhahns Betrachtungen sind die *Lebensweisheit* und die *Lebensgewohnheiten* des Pfarrers Mörike. Das ganze Gedicht ist eine poetische Selbstschilderung des Dichters, angeknüpft an das schlichte Ereignis, daß ein ausgedienter Turmhahn seinen Platz auf dem Ofen der Pfarrstube erhält.

Vor allem spricht uns eine tiefe *Natursinnigkeit* an. Der Dichter weiß sich auf den Platz und in das Geschick des Turmhahnes zu denken

und den toten Turmwächter mit seinem Sinne gleichsam zu beseelen. Der Turmhahn sieht mit seinen Augen, hört mit seinen Ohren, fühlt mit seinem Herzen und redet mit seiner Zunge. Wie freut ihn Berg und Tal, Wald und Rebenhügel, Kirche und Turm, Gesang und Orgelklang, Bach und Steg, Tier- und Kinderlust am Brunnen, Storch- und Spatzentreiben auf dem Dache! Wie liebevoll umfängt sein Blick alles, was die Stube birgt und hegt! Wie weiß er die Bilder zu deuten, die behaglichen Winkel zu beleben und den Weg des güldenen Sonnenstrahls zu verfolgen! Wie schöpft er aus dem nächtlichen Blick in die winterliche Landschaft und nach dem gestirnten Himmel neue Arbeitsfrische! Wie schildert er so lebhaft das nächtliche Grauen und die helle Morgenfreude! Wie lockend malt er die winterliche Schlittenfahrt und die Schönheit der Winterzeit!

Mit liebevoller Ausführlichkeit sind die Arbeits- und Lebensgewohnheiten des Pfarrers gezeichnet. Die Lampe erhellt seine Stube. Brütend steht er am Ofen. Unruhig geht er auf und ab. Sinnend schaut er durchs Fenster in die Winterlandschaft und nach dem Sternenhimmel. Gedanke reiht sich an Gedanken. Das Predigtgerüst ist fertig im Kopfe. Er setzt sich, nimmt Papier, netzt die Feder und beginnt zu schreiben. Ab und an schaut er steif ins Licht und prüft jedes Wort auf seine Treffsicherheit. Dazwischen nimmt er wohl auch eine Prise oder putzt das Licht. Manchmal sagt er diesen und jenen gewichtigen Spruch laut her. Endlich ist er zu Ende. Der Wächter ruft Elf. Der Pfarrer nimmt das Licht und geht zur Ruhe.

Folgende Einzelzüge vervollständigen das Bild des Pfarrers: Der Welt Lauf ist Veränderung, schick dich hinein! Der treue Diener soll nicht unter altem Eisen verkommen; mitleidig rettet er ihn und trägt ihn mildiglich auf einen Ehrenplatz. Seinen Hausgenossen gönnt er die Mitfreude. Die Nacht mit allerlei Schrecken erweckt ihm Grauen. Des Morgenlichtes freut er sich besonders innig. Mit gewissenhaftem Fleiße wartet er seines Amtes. Den Samstag meidet er das Herumschweifen und lärmende Arbeit, um sich würdig vorzubereiten. Am Meisenfange hat er sein Gelust und gönnt auch dem Fritz die Freude. Tief und dankbar genießt er das Glück des stillen, weltfernen Lebens, sehnt sich aber doch manchmal hinaus, besonders wenn die Erde in Sommerfreude grünt und blüht oder der Schlitten vor der Tür zur Winterlust hinaus ruft. Will Unzufriedenheit ihn fort und höher hinauf locken, dann dämpft er diese Eitelkeit durch den Blick auf die Kürze der Zeit und den raschen Wechsel aller Dinge.

3. Gliederung und Gedankengang.

I. Außer Dienst gesetzt. Auf dem Turme in Cleversulzbach hat der metallene Hahn 113 Jahre als Zier und Wächter gestanden. Das Wetter hat den goldigen Leib geschwärzt und das Metall rostig gemacht. Ein neuer Hahn soll ihn ersetzen. Wehmütig nimmt er Abschied von

allem, was er bislang so treu überwacht und was ihn so lange erfreut hat. Der Schieferdecker reißt ihn mühsam los von seiner Stange, schlüpft in die Glockenstube und geht an den Glocken vorbei, die stumm und gleichgültig den treuen Gefährten vorübertragen sehen.

II. Unter altem Eisen. Der Schmied kauft den alten Turmhahn für zwei Batzen und wirft ihn unter das alte Eisen. Da sieht ihn der vorübergehende Pfarrer, fühlt Mitleid mit dem treuen Kirchendiener, erwirbt ihn von dem Schmied durch freundliche Worte und einen guten Trunk, bringt ihn zur Freude der Hausgenossen nach Hause und weist ihm den Platz auf dem Ofen seiner Stube an.

III. Auf hohem Postamente. In der Pfarrstube herrscht der Frieden. Es riecht nach Gelehrsamkeit, nach Blumen, Büchern und Rauchtabak. Der Ofen ist ein Prachtstück alter Töpferkunst. Auf ihm thront nun der Turmhahn. An ihm stehen zwischen Säulen Sprüche und Blumenwerk. Um ihn zieht sich eine behagliche Plauderbank. Auf seinen Wänden sind Schildereien aus der Sage und biblischen Geschichte.

IV. Auf der Lausche. Nichts ist dem Turmhahn lieber, als im Winter die abendliche Freitagsarbeit des Pfarrers zu belauschen. Da studiert der Pfarrer seine Predigt; er sinnt und geht, er sieht und steht; er schreibt und spricht. Endlich ist das Werk getan; der Wächter ruft Elf, und der Pfarrer geht zur Ruhe.

V. Im Grauen der Nacht. Es ist finster. Der Totenwurm klopft in der Registratur. Der Marder scharrt am Hühnerhause. Der Wind weht Schneeweben ums Dach. Im Walde bersten krachend Bäume vom Froste. Legen da nicht draußen Räuber eine Leiter an und drohen mit Raub und Mord? Angstschweiß bricht aus; da kräht der Hahn; die Morgenglocken läuten, und der Wächter verkündet den neuen Tag.

VI. Im Behagen des Samstags. Der Ofen wird geheizt; die Morgensuppe duftet; der Pfarrer bleibt daheim, beschäftigt sich mit stillen Neigungsarbeiten, und alles rüstet sich auf den Tag des Herrn.

VII. In der Freude des Sonntags. Alles ist in der Kirche; die Stube kirchenstill. Die Orgel tönt; der Gesang erschallt; die Gemeinde lauscht der Predigt. Ein Sonnenstrahl schlüpft durch die Blumen in die Stube, besieht sich den weißen Sand, beschaut sich der Pfarrers Pult, spiegelt sich im Tintenfaß, sticht sich am Federmesser, gleitet über den Armstuhl, vergoldet die Namen und Büchertitel berühmter schwäbischer Gottesgelehrten und rührt die Harfe des Liederdichters Hiller.

VIII. Im Wunschwinkel. Frieden und Behagen und doch noch Wünsche hat der ausgediente Turmhahn! Noch einmal möchte er hinaus in die Frühlingsherrlichkeit oder auf den grün-gelb-schwarzen Schlitten zu lustiger Fahrt! Doch er dämpft selbst seine Eitelkeit: Du bist ein alter Scherben, willst du der Welt zum Spottziel dienen? Denk an dein Ende und vergiß aller Eitelkeiten!

4. Schönheiten und Eigentümlichkeiten.

Wahrheit und Wirklichkeit in anmutigem Gewande! Ein schlichtes Stilleben mit innerer Bewegung! Wenig Ereignisse und doch rege Spannung! Liebevolle Kleinmalerei und doch große Lebens- und Pflichterfassung! Ein toter, metallener Hahn verpersönlicht und zu einem verständnisvollen Beobachter und Begleiter des Menschengeschickes gemacht! Ja zu einem Prediger der Zufriedenheit und wahren Lebensweisheit! Keine Schönheit und Eigenart entgeht dem Dichter. Scharf sieht er, sogar die Dreckspritzer der Spatzen, den Sonnenblitz am Federmesser und das Spinnennetz zwischen Schnabel und Kragen des Hahnes! Innig empfindet er so den Schmerz des Abschiedes, die Freude der Hirtenkinder, den Jubel der Hausgenossen, die Arbeitsstimmung des Pfarrers, die Schrecken der Winternacht, das Behagen des Samstags, die Weihe des Sonntags, die eitlen Wünsche des alten Invaliden und deren Torheit.

Der Chronikenstil mit seinen glatten Reimen ist ein passendes Sprachkleid für den ernst-heiteren Inhalt. Alles ist mit größter Anschaulichkeit dargestellt. Alles greift mit innerer Begründung ineinander. Die volks- und altertümlichen Ausdrücke (Kirchturn, Glitz und Glanz, das Spatzen-Drecklein, zween Batzen, Flausen, Teufelshöcker usw.), die Kürzungen (Pfarr', G'sims, Scherb usw.), die vielen Verkleinerungen mit „lein" (Predigtlein, Herrlein, Eichlein) und die Mischung mit einzelnen Fremdwörtern sind Eigenarten der Reimchroniken.

IV. Verwertung.

1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Steh fest und treu auf deinem Posten! Schmerzlich ist's, von lieber Pflicht, liebem Orte und lieben Lebensgenossen scheiden! Vergiß derer nicht, die dir gedient haben! Weile gern, wo der Frieden wohnt! Lerne Bilder lesen und die Sprache der toten Dinge aus der Vergangenheit verstehen! Suche die Stille, wenn Herz und Geist geschäftig sinnen und arbeiten! Ps. 91, 5 und 6: „Erschrick nicht vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, und vor der Pestilenz, die im Finstern schleichet!" Freue dich jedes neuen Morgens! Heilige den Feiertag! Meide eitle Wünsche! Rüste dich immer auf dein Ende! Nur der Augenblick ist dein. Ps. 90, 12: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!"

2. Vergleichung mit Verwandtem. Viele ähnliche Züge und Gedanken enthält „des alten Pfarrers Woche" von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Mörikes Idyll malt nur das Leben von drei Wochentagen — Freitag, Samstag und Sonntag — eingehend aus; Annettes Dichtung gibt jedem Tage sein Recht. An einem unfreundlichen Sonntage im April kommt der alte Pfarrer nach dem Vor- und Nachmittagsgottesdienste und einem anstrengenden Krankenbesuche abends durchnäßt und erschöpft daheim an, ist von seiner treuen Dienerin bänglich erwartet und wird nun

sorglich verpflegt. Den Montag widmet er fröhlich seinen Büchern und seinen Erinnerungen, aber auch den Alltagspflichten. Den Dienstag sieht er die fröhliche Hochzeit eines jungen Paares und hat dabei seine schweren, aber auch nachsichtigen Gedanken. Den Mittwoch empfängt und bewirtet er einen lieben Gast. Den Donnerstag bringt er bei furchtbarem Wetter und Wege einem todkranken Manne die Tröstung der Religion. Den Freitag besucht er einen lieben alten Schüler auf dem Schlosse und verlebt mit ihm Stunden schönster Geistes- und Herzensgemeinschaft. Den Samstag rüstet er sich auf die Predigt des Sonntags, gedenkt heimgegangener lieber Altersgenossen und bereitet sich fromm auf sein eigenes Ende.

Der Sonntag in des alten Pfarrers Woche.

Das ist nun so ein schlimmer Tag,
wie der April ihn bringen mag
mit Schlacken[1]), Schnee und Regen.
Zum drittenmal in das Gebraus
streckt Jungfer Anna vor dem Haus
ihr kupfern Blendlaternchen aus
und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach, sicher ist dem guten Mann
was übern Weg gefahren!
Ein Pfleger[2]) wohl, der Rechnung macht! —
Aus war der Gottesdienst um acht:
Soll man so streifen in der Nacht
bei Gicht und grauen Haaren!"

Sie schließt die Türe, schüttelt baß[3])
ihr Haupt und wischt am Brillenglas;
so gut dünkt ihr die Stube.[4])
Im Ofen kracht's, der Lampenschein
hellt übern Tisch den Sonntagswein[5]),
und lockend lädt der Sessel ein
mit seiner Kissengrube.[6])

Pantoffeln — Schlafrock — alles recht!
Sie horcht aufs neu, doch hört sie schlecht,
es schwirrt ihr vor den Ohren.
„Wie? hat's geklingelt? Ei der Daus,
zum zweitenmale! Schnell hinaus!"
Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,
ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfer blickt ein wenig quer,
begütigend der Pfarrer her,
wie's recht in diesem Orden.[7])
Dann hustet er: „Nicht Mond noch Stern,
der lahme Friedrich hört doch gern
ein christlich Wort am Tag des Herrn.
Es ist mir spät geworden!"

Nun sinkt er in die Kissen fest,
wirft ab die Kleider, ganz durchnäßt,
und schlürft der Traube Segen.
Ach Gott, wer nur jahraus, jahrein
in andrer Dienste lebt allein,
weiß, was es heißt, beim Sonntagswein
sich auch ein wenig pflegen.

3. **Schriftliche und mündliche Aufgaben:** Kurze Erzählung des Inhaltes! — Was war vom Kirchturm aus zu sehen? — Heitere Szenen und Ausdrücke. — Die Gottesgelahrtheit in dem Idyll. — Die kleinen Freuden des Pfarrhauses. — Was wird von den Jahreszeiten berichtet? — Welche Züge in dem verpersönlichten Turmhahne sind dem Charakter des Dichters entlehnt? — Welche Vorzüge des Idylls kennzeichnen Mörike als wahren Dichter? — Wie gruppiert sich um den Hahn, den Ofen, die Studierlampe, den Sonnenstrahl und den Schlitten das poetische Leben und Weben des Gedichtes?

Fr. Polack.

---

1) Regnerisches Wetter. 2) Kassenverwalter. 3) heftig, besser. 4) einladend. 5) der Lampenschein spiegelt sich im Wein. 6) zwischen Kissen ist der Sitz durch langen Gebrauch zu einer Grube geworden. 7) Wie es einem Geistlichen in seinem Amte ziemt.

Schriften von Professor Dr. Oskar Weise
aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.
7., verbesserte Auflage. In Leinwand geb. *M.* 2.80.

„... Eine große Summe gelehrter Arbeit ist hier in so klarer, einfacher und anregender Weise dargelegt, daß es auch dem Laien nicht viel Mühe kostet, sich die wichtigsten Ergebnisse der deutschen Sprachforschung anzueignen. ... Namentlich aber möchten wir das Buch jedem Lehrer empfehlen; er wird großen Gewinn daraus ziehen, und die Schüler werden es seinem Sprachunterricht abfühlen, daß er über die trockene Heide der gewöhnlichen Grammatik hinaus in frische blumige Gefilde gewandert ist." **(Schweizerisches Evangelisches Schulblatt.)**

„.... Der Geist Herders lebt in ihm auf, dies lebendige Sicheinfühlen in dem Buche, die heimliche Poesie der Sprache. ... Es wird empfohlen für die gebildete Laienwelt, insbesondere für Eltern, die eine anregende und zuverlässige Anleitung in Händen haben möchten, um mit ihren heranwachsenden Kindern Fragen der Muttersprache, wie jeder Tag und jede Stunde sie aufwirft, lehrend und lernend erörtern zu können." **(Westermanns Monatshefte.)**

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen.
Gebunden *M.* 3.—

„... Dieser Reichtum mag einen Begriff von dem mannigfaltigen Inhalt des Buches selbst geben, das überall die Spuren einer fleißigen und scharfsichtigen Durcharbeitung dieser Grundlage aufweist. Wer an Professor Weises Hand eine Wanderung in das verheißene Gebiet unternimmt, hat einen zuverlässigen Führer erwählt und geht einem ähnlichen Genuß entgegen, wie ihn desselben Gelehrten entsprechendes Werk über ‚unsere Muttersprache' geboten hat. Er will die weiteren Kreise der Gebildeten zu liebevoller Beschäftigung mit den Mundarten anregen und den Blick für die Eigentümlichkeiten und die Schönheiten der volkstümlichen Ausdrucksweise schärfen." **(Kölnische Zeitung.)**

Ästhetik der deutschen Sprache.
3., verbesserte Auflage. In Leinwand gebunden *M.* 3.—

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, als diese neueste Gabe des um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken." **(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)**

„... Das Buch stellt sich durch seine reichliche Fülle in allen Teilen als eine wertvolle Sammlung des ästhetischen Sprachschatzes dar und hat in seiner schlichten Abfassungsart den Vorzug angenehmer Lesbarkeit. In literarischer Beziehung hat der Verfasser jedenfalls das schöne Thema liebevoll und gründlich bearbeitet und durch seine Studien, die sich auf alte und moderne Zeit erstrecken und auch die neuesten wissenschaftlichen und künstlerischen Erscheinungen nicht unberücksichtigt lassen, ein sehr empfehlenswertes Buch zu seinen früheren Werken hinzugefügt." **(Literarisches Zentralblatt.)**

Deutsche Sprach- und Stillehre.
Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. 3., verbesserte Auflage. In Leinwand gebunden *M.* 2.20.

„Seine Aufgabe hat der Verfasser in geradezu vortrefflicher Weise gelöst.. Das Buch hat den großen Vorzug vor andern ähnlicher Art, daß es nicht das Gefühl der Öde erweckt, sondern von der ersten bis zur letzten Seite interessiert. ... Den zweiten Teil des Buches bildet eine ausgezeichnete ‚Stillehre', in der durch ‚Regel und Vorbild' gewirkt werden soll. Schon allein diese ‚Vorbilder' sollten einen veranlassen, sich das Buch anzuschaffen. ... Des Verfassers Wunsch, daß das Buch sich recht viele Freunde erwerben möge, wird ohne Zweifel in Erfüllung gehen." **(Rheinische Blätter.)**

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Oskar Dähnhardt.
Mit Buchschmuck von Robert Engels.

In künstlerischem Umschlag geheftet je *M.* 2.—, in Leinwand gebunden je *M.* 2.60.

I. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen. 2. Auflage.
II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen.
III. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

„Es ist ein rechtes Volksbuch und kann und wird mithelfen, ein neues Band herzustellen zwischen den oft noch durch die Eigenart getrennten Stämmen Germaniens; die Eigenart soll bleiben; sie verleiht der Gesamtheit eine unberechenbare Stärke; aber die räumlich Geschiedenen erfahren hier voneinander, wie sie im Denken und Empfinden doch zusammengehören als Kinder einer Mutter. Es ist meist ‚hausbackene' ‚bäuerliche' Poesie, die uns hier geboten wird, aber ‚kerngesund', in den Kreisen entstanden, die unsere ‚Attackenreiter' und ‚Scharfschützen' stellen und die — das nicht zu vergessen — auch in die Reihen der ‚Ritter vom Geiste' immer wieder frisches Blut bringen." **(Sächsische Schulzeitung.)**





